

# Ulm und Oberschwaben

Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur





Ulm und Oberschwaben



# Ulm und Oberschwaben

Zeitschrift für Geschichte,  
Kunst und Kultur

Im Auftrag des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.

und der

Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

herausgegeben von

Andreas Schmauder und Michael Wettengel

in Zusammenarbeit mit

Gudrun Litz und Sarah-Maria Schober

Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm im Jan Thorbecke Verlag

Abbildung auf dem Umschlag:  
Karte des Schwäbischen Reichskreises von David Seltzlin, 1572  
(Stadtarchiv Ulm, F 2, 4.2.1. Schwäbischer Kreis, Nr. 10)

ISBN 978-3-7995-8045-8

copyright Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V. und  
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des vollständigen oder teilweisen  
Nachdrucks, der Mikroverfilmung sowie der Speicherung oder Verarbeitung  
in elektronischen Systemen.

Verlag: Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm im Jan Thorbecke Verlag  
Gestaltung Umschlag: Braun Engels Gestaltung, Ulm  
Gestaltung Inhalt, Layout und Lithobearbeitung:  
Brigitte Rampf Computer Publishing, Neu-Ulm, Rudi Rampf  
Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier

# Inhalt

## Aufsätze

*Norbert Kruse*

Ein spätmittelalterliches Ave-Maria-Gedicht in deutscher Sprache  
aus dem Kloster Weingarten 9

*Hans Göggelmann*

Die Stadt Ulm, Ulrich Tengler und Streitpunkte mit Herzog Georg  
dem Reichen von Bayern-Landshut in einem Strafverfahren 1493/94.  
Ein Beitrag zu 500 Jahre Tengers Laienspiegel (1509) 26

*Peter Blickle*

Die Werte des Alten Europa 35

*Werner Dobras*

Hieronymus Harder und seine zwölf Pflanzensammlungen 46

*Ulrich Ufer*

Der Dreißigjährige Krieg in Oberschwaben. Drei Ego-Dokumente 83

*Shin Demura*

Im Schutz der sicheren Stadt. Flüchtlinge in Ulm in der zweiten Hälfte  
des Dreißigjährigen Krieges 111

*Hans Holländer*

Ein Konversationsspiel. Das ‘Grosse Königs=Spiel’  
Christoph Weickhmanns 126

*Hans-Eberhard Dietrich*

“Die Schälke von Schalkstetten”. Der Umgang mit abweichenden  
Glaubensmeinungen im Ulmer Territorium am Beginn  
des 18. Jahrhunderts 146

*Markus Dewald*

Die Welfensage – ein Historienspiel zur Fastnacht. Vom Klosterdrama  
zum bürgerlichen Schauspiel 161

*Marie-Kristin Hauke*

Ulmer Alltagsleben im Spiegel des Ulmer Intelligenzblattes 1752–1820 183

*Rainer Loose*

Ohne Viehzucht kein Ackerbau. Wilhelm I. von Württemberg und die Erneuerung der Landwirtschaft (bis ca. 1848 und mit Berücksichtigung Oberschwabens) 203

*Markus Dewald*

Nach der Natur gezeichnet und lithographiert. Das lithographische Werk Eberhard Emmingers (1808–1885) 229

*Evamaria Popp*

Und Gott weiß welches Schicksal dieser herrlichen Skulptur noch harret – in Ulm ist alles möglich. Friedrich Dirr (1841–1884), ein Ulmer Maler-Restaurator des 19. Jahrhunderts 249

*Albert Haug*

Die Technik-Geschichte der Marbacher Mühle bei Saulgau 279

**Rezensionen**

*Georg Dehio*: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern III: Schwaben. Bearb. von Bruno Bushart und Georg Paula. 2., überarb. Auflage. 2008 (Alfred Lutz) 301

*Karl-Heinz Meier-Braun/Reinhold Weber*: Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg. 2009 (Michael Wettengel) 302

*Márta Fata* (Hg.): “Die Schiff’ stehn schon bereit”. Ulm und die Auswanderung nach Ungarn im 18. Jahrhundert. 2009 (Christian Glass) 304

Der Dreiländerkreis Sigmaringen. Ein Führer zu Natur, Wirtschaft, Geschichte und Kultur. Hg. von Landrat Dirk Gaerte. Konzeption und Redaktion von *Edwin Ernst Weber*. 2007 (Michael Wettengel) 306

*Norbert Haag/Siegfried Hermle/Sabine Holtz/Jörg Thierfelder* (Hg.): Tradition und Fortschritt. Württembergische Kirchengeschichte im Wandel. Festschrift für Hermann Ehmer zum 65. Geburtstag. 2008 (Michael Wettengel) 307

*Dörthe Jakobs* (Redaktion): Die Kuppel der Basilika in Weingarten. Ein interdisziplinäres Projekt zur Konservierung und Restaurierung. 2008 (Julia Feldecker) 308



Die Urkunden des Stifts Buchau. Regesten 819–1500. Bearb. von <i>Rudolf Seigel, Eugen Stemmler</i> (†) und <i>Bernhard Theil</i> . 2009 (Stefan Lang)	309
<i>Thomas Kreuzer</i> : Verblichener Glanz. Adel und Reform in der Abtei Reichenau im Spätmittelalter. 2008 (Stefan Lang)	310
<i>Gudrun Clemen</i> : Schmalkalden – Biberach – Ravensburg. Städtische Entwicklungen vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit. 2009 (Michael C. Maurer)	311
<i>Wolfgang Petz</i> : Die letzte Hexe. Das Schicksal der Anna Maria Schwägelin. 2007 (Franz-Rasso Böck)	313
<i>Wolfgang von Hippel</i> : Das Herzogtum Württemberg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel von Steuer- und Kriegsschadensberichten 1629–1655. Materialien zur Historischen Statistik Südwestdeutschlands. 2009 (Stefan Lang)	314
<i>Ute Planert</i> : Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden: Alltag – Wahrnehmung – Deutung 1792–1841. 2007 (Michael Wettengel)	315
<i>Gisela Rothenhäusler</i> : Das Wurzacher Schloss 1940–1945 – ein kleines Kapitel europäischer Geschichte. 2008 (Sarah-Maria Schober)	317
<i>Reinhold Weber</i> : Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918–1945. 2008 (Michael Wettengel)	319
Die Protokolle der Regierung von Württemberg-Hohenzollern. Bd. 2: Das Kabinett Bock 1947–1948. Bearb. von <i>Frank Raberg</i> . 2008 (Wolfram Werner)	320
<i>Klaus Beer</i> : Auf den Feldern von Ulm. In den wechselvollen Winden von Adenauer bis Willy Brandt. Mit einem Geleitwort von Ivo Gönner. 2008 (Ulrich Klemm)	322
<b>Verzeichnis der Abkürzungen</b>	324
<b>Abbildungsnachweise</b>	326
<b>Autoren und Mitarbeiter</b>	327

Ich bin dir gnuß dich vran warte  
**M**ach mit dir die heilige  
 Davumb Ich du bekant dich wost  
 Der vns vor Adams fall  
 Dich vns vnsere müer schuff  
 Ich bin maria minen vns  
 Von mir nicht zu dinc gnade di  
 Du vns alle zeit dich schuff  
 Ich bin dir selber zu verhand  
 Du bist die part in der sach  
 Des himels schuf die walt zewalt  
 Ich die phetey vns bekant  
 Ich bin schribt vnsere lewch and

Abb. 1 - Handschrift HB I 227 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart: fol. 150ra (Ausschnitt) mit der ersten Strophe des Ave-Maria-Gedichts.

# Ein spätmittelalterliches Ave-Maria-Gedicht in deutscher Sprache aus dem Kloster Weingarten

Norbert Kruse

## 1 Überlieferung und Ziel

Die Handschrift HB I 227 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart aus der Zeit um 1400 stammt aus dem ehemaligen Benediktinerkloster Weingarten<sup>1</sup>. Ob sie hier auch geschrieben wurde, ist nicht geklärt; allerdings gibt es keine Indizien für eine andere Herkunft. Ein Gebet "De sangwine Christi" (fol. 10v) könnte für Weingartener Provenienz sprechen<sup>2</sup>. Zwei Pergamentstücke, die für den Einband des 15. Jahrhunderts verwendet wurden, verweisen durch die Ortsnamen Leutkirch und Haslach auf den oberschwäbischen Raum. Nach einem Bibliotheksvermerk gehörte die Handschrift 1628 dem Kloster.

Der Sammelband aus sieben Teilen zählt insgesamt 151 Papierblätter im Format von 28 zu 21cm. Die ersten sechs Teile (fol. 1-68) enthalten verschiedene kleinere theologische Schriften. Der siebte Teil, der mehr als die Hälfte des Bandes umfasst (fol. 69-151), ist ein "Mariale"<sup>3</sup>, eine Zusammenstellung mariologischer Texte, vorwiegend solcher des Heinrich von Langenstein († 1397)<sup>4</sup>. Das Papier dieses Handschriftenteils konnte auf die Jahre 1426-1428 datiert werden. Auf den letzten zwei Blättern (fol. 150 und 151) wurde das deutsche Ave-Maria-Gedicht eingetragen, und zwar von derselben Hand wie der gesamte letzte Handschriftenteil. Alle übrigen Texte der Handschrift sind in lateinischer Sprache verfasst.

Der Text des Ave-Maria-Gedichts wurde auf den vier Seiten zweispaltig eingetragen; der Schriftraum misst 20 zu 15 cm. Der Text endet mit der siebten

<sup>1</sup> Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. R. 2. Bd. 1. T. 2. Hg. von Virgil Ernst *Fiala*/Hermann *Hauke*/Wolfgang *Irtenkauf*. Wiesbaden 1970. S. 132-136.

<sup>2</sup> Zur Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten insgesamt: Norbert *Kruse*/Hans Ulrich *Rudolf* (Hg.): 900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094-1994. 2 Bände und Katalog. Sigmaringen 1994.

<sup>3</sup> Adolf *Kolping*. In: LThK. Bd. 7. Freiburg <sup>2</sup>1962. Sp. 46f.- Marienlexikon. Hg. von Remigius *Bäumler*/Leo *Scheffczyk*. Bd. 4. St. Ottilien 1992. S. 302.

<sup>4</sup> Gerhard *Kreuzer*. In: Marienlexikon (wie Anm. 3). Bd. 3. St. Ottilien 1991. S. 127.- Gerhard *Kreuzer*. In: LexMA. Bd. 4. Ausgabe München 1999. Sp. 2095f.

Spalte; die achte blieb leer. Die Spalten enthalten in der Regel 30 Verszeilen. Die strophische Gliederung wurde meist durch einen etwas größeren Zeilenabstand angedeutet. Dieser wurde später, wohl von einer anderen Hand, genutzt, um die lateinischen Worte des *Ave-Maria*, mit denen bereits die einzelnen Strophen beginnen<sup>5</sup>, zusätzlich in roter Farbe als Überschriften nachzutragen. Sie fehlen nur bei den Strophen 8 und 9. Die ausgeschmückte Initiale des Gedichts, ein *A* (*Ave*) nimmt zwei Zeilen ein. Darüber wurde – als Strophen-Überschrift – ein weiteres *Ave* gesetzt.

Bereits 1838 hat Franz Mone auf dieses Gedicht hingewiesen<sup>6</sup>. Karl Löffler hat es 1912 in seinem Katalog der Weingartener Handschriften erwähnt<sup>7</sup> und den Text im gleichen Jahr ediert<sup>8</sup>. Seitdem hat es kaum Beachtung gefunden<sup>9</sup>. Das *Ave-Maria*-Gedicht ist nicht nur in dieser Weingartener Handschrift überliefert: Insgesamt sind bislang neun weitere Handschriften bekannt, außerdem ein Ulmer Druck von 1470<sup>10</sup>. Die verschiedenen Fassungen weisen aber, soweit absehbar, textliche und mundartliche Abweichungen auf. Von den Handschriften dürfte keine älter sein als die Weingartener. Ediert wurde bislang nur, allerdings vor über hundert Jahren, eine Berner Handschrift<sup>11</sup> und der frühe Druck<sup>12</sup>. Das Gedicht ist anonym überliefert, in keiner Handschrift findet sich ein Hinweis auf den Autor. Die Entstehung wird für den Anfang des 15. Jahrhunderts angesetzt. Von einem Nachleben über das Ende dieses Jahrhunderts hinaus findet sich keine Spur.

In der vorliegenden Untersuchung soll nicht die gesamte Überlieferung untersucht werden; in diesem Fall müssten Handschriftenvergleich und Variantendiskussion im Mittelpunkt stehen. Hier geht es allein um die Weingartener Handschrift. Ziel ist die Erarbeitung einer lesbaren Fassung, welche einem breiteren Publikum die Lektüre ermöglichen soll. Die Edition Löfflers, vor fast hundert Jahren in einer schwer zugänglichen wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht, reicht dazu nicht aus: Seine – nicht fehlerfreie<sup>13</sup> – buchstabenge-treue Transkription ist, wie im nächsten Abschnitt gezeigt wird, kaum lesbar. Außerdem fehlen bislang eine Übersetzung in heutiges Deutsch sowie eine Analyse.

<sup>5</sup> Dazu Kapitel 5.

<sup>6</sup> Franz Josef Mone. In: Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 7 (1838) S. 579.

<sup>7</sup> Karl Löffler: Die Handschriften des Klosters Weingarten. Leipzig 1912. Reprint Nendeln 1968. S. 77. Nr. D 34.

<sup>8</sup> Karl Löffler: Mittelhochdeutsche Stücke aus Weingartener Handschriften. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 37 (1912) S. 544-552, hier S. 544-550.

<sup>9</sup> Peter Appelbans: Untersuchungen zur spätmittelalterlichen Mariendichtung. Die rhythmischen mittelhochdeutschen Mariengrüße. Heidelberg 1970. S. 49-51, 120.- Burghart Wachinger: "Goldenes Ave Maria". In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 3. Berlin <sup>2</sup>1981. Sp. 80-84, hier II.3. Sp. 82f.- Vgl. Burghart Wachinger: "Mariengrüße". In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 6. Berlin <sup>2</sup>1987, Sp. 1-7.- Norbert Kruse: Klosterheilige. In: Weingarten. Hg. von Norbert Kruse/Hans Ulrich Rudolf/Dietmar Schilling/Edgar Walter. Biberach/Riss 1992. S. 116-118, hier S. 117.

<sup>10</sup> Appelbans (wie Anm. 9).- Wachinger (wie Anm. 9).

<sup>11</sup> F. Vetter: Lesefrüchte aus Zürich und Bern. In: Germania 22 (1877) S. 352-367, hier S. 356-362.

<sup>12</sup> Philipp Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Bd. 2. Leipzig 1867. Reprint Hildesheim 1964. S. 795-797. Nr. 1026.

<sup>13</sup> Nur ein Beispiel: V. 97 hat er *scrib* statt eindeutigem *scribit* der Handschrift, wahrscheinlich in Anpassung an V. 96 (*lib*) und in Erwartung des Präteritums; dieses aber hätte *schreib* lauten müssen.

## 2 Zur Textgestaltung

Zunächst geht es um die Edition des handschriftlichen Textes, und zwar in einer lesbaren Fassung. Die buchstabengetreue Transkription ist dabei eine wichtige, doch nicht die endgültige Station; denn das Verstehen wird durch die Eigenarten des Textes behindert, vor allem durch das vollständige Fehlen von Satzzeichen sowie durch ein defizitäres und unregelmäßiges Schriftsystem. Außerdem sind dem Weingartener Kopisten zahlreiche Fehler unterlaufen; an mehreren Stellen (V. 27, 97, 135) sind größere Selbstkorrekturen erkennbar, auch nicht gelungene (V. 8).

- Fehler beruhen etwa auf Buchstabenauslassungen oder -hinzufügungen (V. 13 *leres* statt *lerers*; V. 74 *ungelich* statt *ungeliches*; V. 143 *schuor* statt *schwuor*; V. 81 *kúnsch* statt *kúsch*).
- Mehrfach sind kleinere oder größere Verlesungen anzunehmen (V. 34 *selber* statt *selben*; V. 37 *zuo* statt *tuo*; V. 162 *höschen* statt *höchsten*; V. 15 *ergib* statt *erwirb*; V. 99 *lob ich* statt *loben*; V. 126 *kúnn her* statt *kúnnige*).
- Nach Ausweis der Metrik ist mit Auslassungen (V. 2: *groz*), Hinzufügungen (V. 7: *zuo dinen gnaden din / zuo den gnaden din*) oder Umstellungen (V. 13: *und noch schribt / und schribt noch*) von Wörtern zu rechnen.

Ziel dieser Edition ist die Erarbeitung einer "normalisierten" Textfassung, die sich einerseits eng an das Original hält und die auch charakteristische Formen wahrt, die andererseits aber einen fehlerfreien, einheitlichen und lesbaren Text anstrebt. Leitende Prinzipien für Korrekturen waren vor allem: der textinterne Vergleich auf der Basis einer Gesamtwortliste, der Vergleich mit der nahe stehenden Berner Handschrift (V. 2: *groz* etc.), grammatische Analysen sowie die Berücksichtigung des Metrums. Veränderungen des handschriftlichen Textes durch den Herausgeber wurden, so weit möglich, mit Kursivierung kenntlich gemacht. Die Gegenüberstellung der ersten Strophe (V. 1-13) in "buchstabenge-treuer" (links) sowie in "normalisierter" Fassung (rechts) soll den Unterschied verdeutlichen.

### Aue

**A**ve got grüß dich raini magt  
 lob uñ er fy dir gefagt  
 dar vmb dz du gebart den trost  
 der unſ von adams fal<sup>er</sup>loft  
 den eua vnſer müter ſchüff  
 erhör maria minen rüff  
 uñ nim mich zú dinē gnādē din  
 du vn<sup>er</sup>älte gantz ſchrin  
 dar ſich got felber In verbarg  
 du biſt die port uñ och der lārg  
 dez himelf ſchlof nie wart zertrānt  
 alſ die p<sup>ro</sup>pheten tünd bekant  
 vñ noch ſchribt māngel leref hand

**A**ve: Got *grüez* dich, raine magt!  
*Groz* lob und er *si* dir gesagt,  
 Dar umb *daz* du gebarst den trost,  
 Der uns von Adams fal erlost,  
 Den Eva unser muoter schuof.  
 Erhör, Maria, minen ruof  
 Und nim mich zuo den gnaden din,  
 Du unverserter gantzer schrin,  
 Dar sich got selber in verbarg.  
 Du bist die port *und* och der sarg.  
 Des himels schloz nie ward zertrant,  
 Als die propheten tuond bekant  
 Und schribt *och* manges lerers hand.

Zu den Veränderungen im Einzelnen:

- Im Original gibt es keine Interpunktion. Ohne sie ist der Text nur schwer verständlich; Zusammenhänge können unklar sein und verschieden interpretiert werden. Von den neuzeitlichen Satzzeichen werden in der Edition nur vier verwendet (. / , / : / !).
- Alle Kürzungen (*dz* für *daz* etc.) werden aufgelöst.
- Majuskeln werden bei Satzanfängen und Eigennamen eingesetzt, außerdem auch – wegen der Heraushebung in der Handschrift – bei den Initien aller Verszeilen.
- Mehrfach vorkommende Wörter mit verschiedener Schreibung (Beispiele mit Belegzahl: 17 *got* / 1 *gott*; 2 *hie* / 1 *hier*) werden vereinheitlicht.
- Nach neuzeitlicher Konvention werden die Vokale <*i*> und <*u*> von den Konsonanten <*j*> und <*v*> unterschieden.
- Bei den *s*-Lauten werden die Schreibungen <*s*>, <*ss*>, <*z*> und <*zz*> unterschieden.
- Die Vokale (Langvokale, Umlaute, Diphthonge) sind ungenau notiert. Diakritische Zeichen ( / ° / ~ / ~ ) wurden – abgesehen vom Diphthong *uo* ( *û* ) – nicht geregelt eingesetzt; das Zeichen über einzelnen Langvokalen ( *â* ) dürfte nicht – wie von Löffler angenommen – auf einen Umlaut hinweisen (V. 6, 79 *gnaden*; V. 14, 26 *gnad*; V. 16 *lon*; V. 65 *rat*; V. 114 *ane* etc.). Die Vokallänge (V. 2: *êr* ‚Ehre‘) wird nicht markiert. Umlaute werden durch <*ä*>, <*ö*> und <*ü*> wiedergegeben.
- Alle sechs Diphthonge des mittelhochdeutschen Lautsystems lassen sich feststellen. Sie werden – je nach Lautbestimmung – durch <*ie*>, <*uo*>, <*üe*>, <*ai*>, <*öi*>, <*ou*> (Inlaut) / <*ow*> (Auslaut) notiert.

### 3 Zur Übersetzung

Texte des 15. Jahrhunderts können den Eindruck vermitteln, halbwegs verständlich zu sein; doch haben sich in 600 Jahren Grammatik und Wortschatz erheblich gewandelt. Gerade auch vermeintliche Nähe kann das Verständnis behindern, denn viele Wörter sehen zwar ähnlich aus, suggerieren aber nur eine gleich gebliebene Bedeutung, da die Vorstellungen sich gewandelt haben. Nur ein Beispiel aus dem ersten Vers: Wem erschließt sich heute noch die Bedeutung von *raine magt*? Der Beruf der *Magd* ist im 20. Jahrhundert ausgestorben; und um bei *Magd* noch die alte Bedeutung ‚Jungfrau‘ zu erkennen, benötigt man sprachhistorisch-theologische Kenntnisse.<sup>14</sup>

Zur Ermöglichung des Zugangs zu älteren Texten, vor allem zu poetischen, ist für die Nicht-Spezialisten in der Regel eine Übersetzung erforderlich. Ihr Ziel muss es sein, einerseits möglichst textnah zu bleiben und die Eigenarten des Textes zu beachten, andererseits aber den Sprachwandel zu berücksichtigen und dem Denken und dem Sprachgebrauch der heutigen Zeit zu entsprechen. Die Übersetzung des vorliegenden Textes wird durch verschiedene Faktoren erschwert:

<sup>14</sup> Friedrich *Kluge*: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Hg. von Elmar *Seebold*. Berlin <sup>23</sup>1999. S. 531.- Rudolf *Schützeichel*: Althochdeutsches Wörterbuch. Tübingen <sup>6</sup>2006. S. 225.- Jakob und Wilhelm *Grimm*: Deutsches Wörterbuch. Bd. 12. Leipzig 1885. Reprint München 1984. Sp. 1430-1433.- Günther *Drosdowski* (Hg.): Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Bd. 4. Mannheim/Wien/Zürich 1978. S. 1717.

- Die Textbasis ist nicht immer klar; es muss mit Missverständnissen und Verschreibungen bereits auf Seiten des Schreibers gerechnet werden. Allerdings kann man nicht einfach jede schwierige Stelle “verbessern”.
- Charakteristisch für das ältere Deutsch ist eine größere syntaktische Unbestimmtheit. Die fehlende Interpunktion verstärkt diese Tendenz, so dass Zusammenhänge unterschiedlich interpretiert werden können.
- Beim Wortschatz, gerade auch beim religiösen, ist mit einem größeren Wandel zu rechnen. Manche Wörter sind untergegangen und nur schwer durch neue adäquat zu ersetzen (V. 26: *sälde*); manche kommen nur noch in antiquierter Sprache vor (V. 45: *Klause*). Bei vielen Wörtern hat sich die Bedeutung verändert, teilweise bis zur Sinnentleerung (V. 1: *raine/rein*). Zudem entziehen sich manche Begriffe weitgehend der heutigen Vorstellungswelt (V. 48: *himels diet*).
- Die größte Schwierigkeit bereitet die Nachvollziehbarkeit der sprachlichen Bilder, besonders der Ehrentitel Marias. Es ist in der Regel kaum möglich, für sie adäquate Entsprechungen zu finden. Was bedeutet etwa *balsams creatiür* (V. 38)? Zum Verständnis mancher Vorstellungen sind darüber hinaus gründliche Bibelkenntnisse nötig (V. 115f.: *der Honig, den Jonathan aß*).

Schließlich stellt sich die Frage, ob die Übersetzung auch die formale Gestaltung wahren sollte. Eine Versübersetzung, sofern sie gelingt, ist sicherlich angemessener als eine Prosaübersetzung, ist aber nicht ganz einfach zu leisten. Eine Nachbildung ist meist nicht möglich, zu fern ist die Sprache; die Reimwörter beispielsweise wird man nur selten übernehmen können. Die Baugesetze des vorliegenden Gedichts<sup>15</sup> sind zwar relativ einfach nachzuahmen; allerdings hat man sich bei einer Orientierung an der Form stets deren Bedingungen zu unterwerfen. Eine solche Übersetzung muss textferner bleiben, der Inhalt muss freier wiedergegeben werden. Nicht das treffendere Wort hat Priorität, sondern das ins Metrum passende.

Für das gesamte Gedicht wird nur eine Prosaübersetzung geliefert: Sie kann näher am Text bleiben, der Blick ist allein auf die Bedeutungswiedergabe gerichtet. Allein für die erste Strophe soll der Versuch einer Nachdichtung gewagt werden, um einen Eindruck vom Gedichtcharakter zu vermitteln.

**Ave:** Got grüez dich, raine magt!  
Groz lob und er si dir gesagt,  
Dar umb daz du gearbst den trost,  
Der uns von Adams fal erlost,  
Den Eva unser muoter schuof.  
Erhör, Maria, minen ruof  
Und nim mich zuo den gnaden din,  
Du unverserter gantzer schrin,  
Dar sich got selber in verbarg.  
Du bist die port und och der sarg.  
Des himels schloz nie ward zertrant,  
Als die propheten tuond bekant  
Und schribt och manges lerers hand.

**Ave:** Gott grüß dich, keusche Frau!  
Durch dies Gebet ich dir vertrau;  
denn du den Tröster hast gebor’n:  
Seit Adams Schuld war’n wir verlör’n.  
Oh Elend, das die Eva schuf!  
Vernimm, Maria, meinen Ruf!  
In Gnaden auf mich nieder schau,  
du unbefleckte, hohe Frau!  
Einst Gott der Herr, in Güte groß,  
sich selbst verbarg in deinem Schoß  
und hat sich ganz dir zugewandt.  
Propheten haben das bekannt;  
bestätigt hat’s der Väter Hand.

<sup>15</sup> Dazu Kapitel 5.

Allerdings kann keine Übersetzung, kann keine Nachdichtung die "Ursprache" und deren Klang vollständig ersetzen.

#### 4 Zur Deutung

Der Inhalt des Ave-Maria-Gedichts ist nicht leicht zu verstehen, nicht nur wegen der fast 600 Jahre alten Sprache, sondern auch wegen des geistig-theologischen Hintergrunds sowie der mittelalterlichen Denk- und Vorstellungswelt. Allein auf das Alte Testament wird mehr als vierzig Mal Bezug genommen, meist konkret (V. 20: Untergang Sodoms, Genesis 19.24f.), ansonsten eher allgemein (V. 12: *wie die Propheten es verkünden*). Besondere Verstehensschwierigkeiten machen die Sinnbilder und Attribute zur Herausstellung der Einzigartigkeit Mariens und zur Erläuterung ihrer heilsgeschichtlichen Bedeutung (V. 38: *du reines Balsam-Geschöpf*)<sup>16</sup>.

Ganz offensichtlich handelt es sich um ein Gebet, das sich an Maria mit der Bitte um Hilfe und Erbarmen wendet und sie als Fürsprecherin und Mittlerin anruft: *dieser wird um deinetwillen machen, um was du ihn bitten magst* (V. 84f.). Appelliert wird in vielfältiger Weise: *erhöre meinen Ruf* (V. 6); *nimm mich auf in deine Gnade* (V. 7); *erwirke mir* (V. 15); *du sollst für mich bitten* (V. 24); *schenke mir Gnade* (V. 37); *behüte uns* (V. 39); *bitte für mich* (V. 80); *erhöre mein Gebet* (V. 101); *ich rufe zu dir* (V. 102); *ich flehe dich an* (V. 104); *ich erbitte von dir* (V. 144); *ich rufe dich an* (V. 146); *den [Gott] bitte und hilf* (V. 164); *erhöre meine Worte* (V. 166). Zugleich wird Maria gepriesen: *Preis und Ehre sollen dir gesagt werden* (V. 2); *dafür preise ich dich* (V. 35); *so will ich dich dafür immer preisen* (V. 87); *dafür preisen dich Männer wie Frauen* (V. 130); *ich kann dich nicht genug preisen* (V. 154); *diesen Preis habe ich dir dargebracht* (V. 158); *könnte ich deinen Preis besser ausdrücken* (V. 170f.); *Anlass zu jedem Preis* (V. 174); *dass ich diesen Preis vortrug* (V. 201f.). Betont wird die Rolle Marias als Gottesgebärerin und Gottesmutter: *erfüllt vom großen Gott* (V. 26); *dessen Mutter bist du* (V. 34); *Gott hat dich zur Mutter erwählt* (V. 43f.); *deinen Sohn, der in deinem Leib lag* (V. 80); *die Gott empfing, Christus* (V. 93); *brachte dein zarter Leib den wahren Gott zur Welt* (V. 96f.); *gebar dein Leib den höchsten Gott* (V. 119f.); *von deiner teuren Mutter* (V. 201). Maria wird sogar als Mutter aller drei göttlichen Personen bezeichnet: *Gott hat mit dir seine Dreieinigkeit verbunden* (V. 40f.); *die drei Personen zusammen gebar* (V. 94). Diese Vorstellung von Maria als Mutter der Dreieinigkeit war im theologischen Denken in der Zeit um 1300 aufgekommen<sup>17</sup>. Mehrfach herausgestellt wird die Jungfräulichkeit Marias: *unbefleckte Jungfrau* (V. 1); *keusche und unbefleckte Jungfrau* (V. 72); *gebar dein Leib in Unbeflecktheit* (V. 119); *dein unbefleckter Leib* (V. 127); *du unschuldige Tochter Israels* (V. 132); *du unversehrte Jungfrau* (V. 160). Diese Eigenschaft Marias wird besonders durch Vergleiche betont. Sie wird als *unversehrter und unverletzter Schrein* (V. 8, 27), *als Schrein* (V. 10), *als unversehrte und unverletzte Klausur* (V. 45) bezeichnet. Auch die Bilder von der *vollständig verschlossenen Pforte* (V. 54) und *vom Himmelsschloss, das nie zerbrochen wurde* (V. 11), sind in diesem

<sup>16</sup> Ehrentitel. In: Marienlexikon (wie Anm. 3) Bd. 2. St. Ottilien 1989. S. 286-294.- J. Scharbert/ J. B. Bauer: Typologie. I. Exegese. In: Marienlexikon (wie Anm. 3) Bd. 6. St. Ottilien 1994. S. 489-492.

<sup>17</sup> Marienlexikon (wie Anm. 3) Bd. 2. St. Ottilien 1989. S. 233-241.- Appelbans (wie Anm. 9) S. 50.



Zusammenhang zu sehen. Maria ist von Gott auserwählt: *Gott hat dich zur Mutter erwählt* (V. 43f.); *Jesus beschloss, dich zur Mutter zu wählen* (V. 49); *Gott wurde vom Himmel zu dir gesandt* (V. 55); *da wurdest du zu dessen [Gottes] Mutter auserwählt* (V. 112f.); *du bist der Ratschluss des Höchsten* (V. 123); *Gott, der von seinem höchsten Thron zu dir herabstieg* (V. 162f.).

Auf die spätere Heilserfüllung in Maria verweisen bereits viele Präfigurationen im Alten Testament. Solche Vorausdeutungen sind etwa: *der nicht verbrennende Dornbusch* (V. 56)<sup>18</sup>; *der Mandelblüten treibende Stab Aarons* (V. 58-61)<sup>19</sup>; *der Brunnen, der das Volk Israel getränkt hat* (V. 62)<sup>20</sup>; *der Stern, der von Jakob aufging* (V. 71)<sup>21</sup>; *die Fackel, die Gideon trug* (V. 155f.)<sup>22</sup>. Mit dem Blick des Moses auf den Rücken Gottes (V. 112f.)<sup>23</sup> begann ihre Auserwählung. Sie wird verglichen mit dem Salomonischen Tempel (V. 106)<sup>24</sup>, dem Bundeszelt (V. 107)<sup>25</sup>, dem Gewand des Hohen Priesters (V. 108)<sup>26</sup> und dem Honig, den Jonathan aß (V. 115-117)<sup>27</sup>. Als von Gott Erwählte kommt Maria im Himmel ein besonderer Rang zu: *du bist überaus erhöht über die gesamte himmlische Heerschar* (V. 47f.); *dich für hohe Freuden zu bestimmen* (V. 51); *dafür loben dich allezeit die Engel im himmlischen Chor* (V. 99f.); *du bist geheiligt im Diesseits und im Jenseits* (V. 133); *du sitzt zu seiner Rechten* (V. 177): Das ist offensichtlich eine Anlehnung an die Aussage des Apostolischen Glaubensbekenntnisses: *sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters*. Von vielen Autoritäten, Propheten des Alten Bundes und Kirchenlehren der Neuzeit, wurde Marias Auserwählung vorhergesagt oder bestätigt: *wie die Propheten es verkünden und wie viele Kirchenlehrer schreiben* (V. 12f.); *wovon Jesaja spricht* (V. 60)<sup>28</sup>; *wie Habakuk und Daniel das verkündeten viele Jahre, bevor es sich ereignete* (V. 77f.); *wie David schrieb und der Prophet Samuel* (V. 97f.); *Hieronymus hat in seinem Werk so ehrerbietig von dir gesprochen* (V. 134f.).

Betont werden die Taten Gottes, vor allem seine Machterweise im Alten Bund: *Gott, der Holofernes besiegte und Sodom versinken ließ und dem Meer sich zu öffnen befahl und Jakobs Stamm darüber führte [und] Adams Rippe berührte* (V. 19-23)<sup>29</sup>; *der in Ägypten seinen Zorn durch sieben Zeichen zeigte, der Balaams Esel reden ließ und der drei Engel zu Abraham sandte* (V. 30)<sup>30</sup>; *der Noah in der Arche beschützte und Jonas im Bauch des Fisches behütete* (V. 82f.)<sup>31</sup>; *der die Sonne still stehen ließ, als Josua vor Gibeon fünf heidnische Könige besiegte* (V. 124-126)<sup>32</sup>. Der zweite Teil der letzten Strophe (V. 178-208) ist dann ein einziger Preis von Gottes Allmacht und Größe: *deine Macht schwebt*

<sup>18</sup> Exodus 3.2f.- Die biblischen Texte und Namen werden nach der "Einheitsübersetzung" von 1980 zitiert.

<sup>19</sup> Numeri 17.16-17.25.

<sup>20</sup> Numeri 20.2-20.11.- Exodus 15.22-15.25a.- Exodus 17.1-17.7.

<sup>21</sup> Numeri 24.17.

<sup>22</sup> Richter 7.20.

<sup>23</sup> Exodus 33.23.

<sup>24</sup> 1 Könige 5.15-6.38.

<sup>25</sup> Exodus 26.1-26.14.

<sup>26</sup> Exodus 28.1-28.43.

<sup>27</sup> 1 Samuel 14.24-14.40, 17.49-17.51.

<sup>28</sup> Jesaja 7.14, 11.1, 11.10.

<sup>29</sup> Judit 13.1-10.- Genesis 19.24f.- Genesis 14.15-14.29, 2.21f.

<sup>30</sup> Exodus 7.1-11.10.- Numeri 22.22-22.30.- Genesis 18.1-33.

<sup>31</sup> Genesis 6.1-9.29.- Jona 2.

<sup>32</sup> Josua 10.1-10.27.

*über allem* (V. 179); *du gewaltiger Gott in seiner Majestät* (V. 199); *du bist ohne Anfang und Ende, gewaltig an jedem Ort* (V. 207f.).

Herausgestellt wird das Erlösungswerk Jesu Christi, besonders sein Leiden: *der uns von Adams Sündenfall erlöste* (V. 4); *der auf seinem Haupt eine Dornenkrone für mich und alle Sünder trug* (V. 17f.); *der sich am Kreuz nackt sehen ließ* (V. 28); *der wegen der Menschheit starb* (V. 43); *den bitteren Tod, den Jesus erlitt* (V. 147f.); *aus dessen Wunden Blut und Wasser floss* (V. 168)<sup>33</sup>. Er hat Lazarus vom Tode auferweckt und den beiden Schächern am Kreuz ihren angemessenen Lohn zugeteilt (V. 73-75)<sup>34</sup>. Eine alttestamentarische Präfiguration ist die eherne Schlange (V. 149-152)<sup>35</sup>.

Der Bittende hält sich selbst zurück. Er bezeichnet sich *als armen Sünder* (V. 102) und demütigt sich als *träge* und *schwach* (V. 172f.). Sein Werk wertet er ab als *Gedicht* (V. 88), dessen Qualität unzureichend ist: *in besserer Weise, als ich sie ausdrücken konnte* (V. 167). Auffallend ist die starke Individualisierung: Insgesamt 33 Proformen für die erste Person Singular (*ich, mich* etc.) stehen nur 7 für die erste Person Plural (*wir, uns* etc.) gegenüber, zum Beispiel: *erhöre meinen Ruf und nimm mich auf* (V. 6f.); *hole meine Seele zu den Auserwählten* (V. 91); daneben: *kam zum Trost für uns arme Sünder* (V. 137). Es handelt sich um ein Privatgebet, nicht um ein Gemeinschaftsgebet: Nicht das *bitte für uns Sünder* (im *Ave Maria*), sondern das *ich armer Sünder* (V. 102) erscheint als Grundhaltung. Charakteristisch ist die ganz persönliche Hinwendung zu Maria, die dann in der letzten Strophe sogar als *Maria, meine Mutter* (V. 159) angesprochen wird.

Die Gründe der intensiven Bitte sind deutlich, wenn auch nicht häufig ausgesprochen. Es ist die Sorge des sündigen Menschen um die Zukunft seiner Seele; die Angst vor der Verdammnis und die Sehnsucht nach ewiger Seligkeit: *behüte uns vor dem Höllenfeuer* (V. 39); *verschließe vor uns die Pforte der Hölle* (V. 140); *erwirke mir den immerwährenden Lohn* (V. 15f.); *in den unvergänglichen Freuden im Jenseits* (V. 165).

## 5 Bauformen

Das vorliegende Gedicht beruht auf dem lateinischen *Ave Maria*: Jedes Wort dieses lateinischen Gebets wird der Reihe nach aufgegriffen und bildet den Anfang einer Strophe – einer Strophe, die ansonsten in deutscher Sprache geschrieben ist<sup>36</sup>. Folglich ergeben die Strophenanfänge hintereinander das gesamte Gebet.

Die Wörter des *Ave Maria* können verschieden gezählt werden. Der lateinische Text umfasste zunächst 15 Wörter; im 13. Jahrhundert erfolgte eine Erweiterung auf 16 durch den Namen *Jesus: Ava Maria, gratia plena! Dominus tecum. Benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui, Jesus*. Das abschließende Bittgebet (*Sancta Maria, mater dei ...*) wurde erst in späterer Zeit hinzugefügt<sup>37</sup>.

<sup>33</sup> Johannes 19.34.

<sup>34</sup> Johannes 11.17-11.44.- Lukas 23.32-23.43.

<sup>35</sup> Numeri 21.8f.

<sup>36</sup> Dazu Kapitel 6.

<sup>37</sup> Marienlexikon (wie Anm. 3) Bd. 1. St. Otilien 1988. S. 309-317.- Josef Andreas *Jungmann*. In: LThK. Bd. 1. Freiburg <sup>2</sup>1957. Sp. 1141.

Beim vorliegenden Gedicht wurde das zweite Wort *Maria* nicht berücksichtigt – wohl wegen der gesamten Ausrichtung auf Maria; dazu wurden die Präposition *in* und die Konjunktion *et* nicht eigens herausgestellt (*in mulieribus / et benedictus*). So ergeben sich insgesamt 13 Wörter beziehungsweise “Wort-einheiten”. Dem entsprechend umfasst das Gedicht 13 Strophen. Die ersten zwölf zählen jeweils 13 Verszeilen, fünf Paarreime und einen abschließenden Dreireim. Das Reimschema lautet also: aa / bb / cc / dd / ee / fff. Zusammen sind das 152 (13 x 12) Verszeilen. Die 13. Strophe zeigt einen anderen Bau: Sie ist umfangreicher und besteht aus zwei Teilen, wovon der erste Teil neun Paarreime und einen Dreireim (= 21 Verszeilen), der zweite 14 Paarreime und einen Dreireim (= 31 Verszeilen) umfasst. Jede Verszeile besteht aus acht Silben. Dieses Bauprinzip ist einheitlich durchgeführt; die wenigen kleinen Ausnahmen werden durch Fehler des Abschreibers zu erklären sein. So lässt sich beispielsweise eine fehlende Silbe in V. 2 leicht ausgleichen durch die Hinzufügung eines Wortes (*groz*), das auch in der Berner Handschrift zu finden ist<sup>38</sup>. Die lateinischen Ausgangswörter wurden jeweils in die erste Verszeile einbezogen; doch wurde hier mehrfach bei größerer Silbenzahl (*in mulieribus*) die Gesamtzahl von acht Silben überschritten. Nur der zweite Teil der 13. Strophe zeigt größere Unregelmäßigkeiten.

Das Versmaß ist durchgängig ein vierhebiger Jambus; jeweils die zweite Silbe ist also betont (s̄s̄s̄s̄s̄s̄). Auch hier sind die wenigen Störungen durch Unverständnis oder Verschreibung zu erklären (V. 13: *und schribt och manges lerers hand* statt *und noch schribt manges lerers hand* etc.). Bedingt durch Silbenzahl und Versmaß ist stets die letzte, achte Silbe betont, so dass alle Reime “männlich” sind (V. 3f.: *tröst / erlöst*). Die Reime sind durchweg rein.

Es sieht so aus, als würde dem Gedicht eine zahlensymbolische Konstruktion zugrunde liegen. Basis ist dabei die Zahl 13 – die Zahl der *Ave*-Wörter. Die ersten zwölf Strophen stehen zur 13. Strophe im Verhältnis von 3 zu 1 (156 zu 52 Verszeilen beziehungsweise 13 x 12 zu 13 x 4). Insgesamt sind das 208 (156+52) beziehungsweise 13 x 2<sup>4</sup> Verszeilen. Darüber hinaus kann man auch die Silbenzahl in die Berechnung einbeziehen: Da jede Verszeile aus acht Silben besteht, ergibt sich eine Gesamtzahl von 1664 beziehungsweise 13 x 2<sup>7</sup> Silben.

## 6 Literarische Einordnung

Das vorliegende Ave-Maria-Gedicht ist in die Gattung der “Glossenlieder” einzuordnen, eine seltene, fast vergessene Lyrikform<sup>39</sup>. Dabei bilden die einzelnen Wörter eines Textes der Reihe nach den Anfang einer Strophe (“Akrostichon”)<sup>40</sup>. In diesem Fall ist eine Besonderheit festzustellen, da ein lateinischer Text als Basis für eine Dichtung in deutscher Sprache dient: Von einem zentralen Gebetstext

<sup>38</sup> Vetter (wie Anm. 12) S. 357.

<sup>39</sup> Franz Brunnhölzl: Glossenlied. In: LThK. Bd. 4. Freiburg <sup>2</sup>1960. Sp. 971f.- Wachinger (wie Anm. 9).- Vgl. auch Werner Helmich: Glosse2. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 1. Berlin/New York <sup>2</sup>1997. S. 728-730.

<sup>40</sup> Joseph Kiermeier-Debre: Kryptogramm. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 2. Berlin/New York <sup>2</sup>2000. S. 349-351.- Die lateinische Überlieferung: Analecta Hymnica medii aevi. Bd. 30. Leipzig 1898. Reprint Frankfurt/Main 1961. S. 179-305, mit zahlreichen Beispielen zum *Ave-Maria* und zu anderen religiösen Texten (*Pater noster* etc.).

in der Sprache der Kirche ausgehend wird das ausschmückende, vertiefende Gedicht in der Sprache des Volkes ausgebracht. Dabei erfolgt in der ersten Verszeile jeder Strophe zunächst die Übersetzung des zugrunde liegenden lateinischen Worts (V. 66: *Benedicta: Gesegnet bist du*).

Das Gedicht ist als kunstvolles, virtuoses Beispiel aus dem reichen Formenspektrum der spätmittelalterlichen Marienlyrik zu werten<sup>41</sup>. Von der Verwendung her wird es sich um ein "Leselied" handeln, um meditative Lyrik<sup>42</sup>. Spuren einer musikalischen Verwendung sind nicht zu finden. Eine Vertonung oder eine Unterlegung mit einer überlieferten Melodie wäre sicher möglich gewesen; allerdings fehlt ein Refrain.

Der Autor ist unbekannt. Hat man eher an einen Geistlichen oder an einen Laien zu denken, an eine Frau oder einen Mann? Im Text selbst ist kein Anhaltspunkt für eine Antwort zu finden. Marienverehrung war nicht geschlechtsspezifisch bedingt; mit der Formel *mann und wib* (V. 130) werden alle Menschen als Verehrer Marias bezeichnet. Ein Laie kommt im 15. Jahrhundert als Autor durchaus in Frage, denn die Laienbildung hatte breitere Kreise erfasst und religiöse Dichtung von Laien ist sogar schon seit dem 11. Jahrhundert bezeugt; auch scheint die Verwendung der deutschen Sprache eher für einen Laien zu sprechen. Doch die gründlichen theologischen Kenntnisse des Autors, insbesondere zum Alten Testament, sprechen für einen Kleriker. Die Aufnahme des Textes in eine klösterliche Handschrift stützt diese Annahme. Eine Miniatur der – etwa hundert Jahre älteren – Manessischen Liederhandschrift stellt dar, wie der Dominikaner Eberhard von Sax sein Gedicht Maria widmet und überreicht<sup>43</sup>; dieses Vorstellungsbild könnte man auf unseren Autor übertragen. Herauszuheben ist die religiöse Tiefe seiner Aussage sowie seine Fähigkeit, innere Bewegung – Jenseitsangst, Erlösungssehnsucht, Zuversicht, vertrauensvolle Hinwendung – in deutscher Sprache differenziert auszudrücken.

## 7 Zur Sprache

Sprachwandel vollzieht sich in allmählichem Übergang, in regional unterschiedlichem Tempo. In der Sprachwissenschaft ist es üblich und notwendig, größere Zeitabschnitte der Entwicklung in Epochen zusammenzufassen. Im Allgemeinen werden heute Mittelhochdeutsch (1050-1350) und Frühneuhochdeutsch (1350-1650) unterschieden; die zeitliche Grenze wird also in der Mitte des 14. Jahrhunderts angesetzt<sup>44</sup>. Der vorliegende Text steht zwischen diesen Epochen: Er wurde zwar bereits in frühneuhochdeutscher Zeit geschrieben (um 1428) beziehungsweise verfasst (Anfang des 15. Jahrhunderts); konservative Züge aber weisen noch auf das Mittelhochdeutsche.

<sup>41</sup> Dazu insgesamt: *Appellhans* (wie Anm. 9).- Hans *Fromm*: Mariendichtung. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. Berlin <sup>2</sup>1965. S. 271-291.- Kurt *Gärtner*: Mariendichtung. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 2. Berlin / New York <sup>3</sup>2000. S. 538-541.- Peter *Ochsenbein*: Gebete. In: Marienlexikon (wie Anm. 3) Bd. 2. St. Ottilien 1989. S. 590-596.

<sup>42</sup> Wolfgang *Irtenkauf*: Reimgebet. In: LThK. Bd. 8. Freiburg <sup>2</sup>1963. Sp. 1138f.

<sup>43</sup> Ingo F. *Walther*/Gisela *Siebert*: Codex Manesse. Die Miniaturen der Großen Heidelberger Liederhandschrift. Frankfurt/Main <sup>3</sup>1988. S. 42f.

<sup>44</sup> Peter *Ernst*: Deutsche Sprachgeschichte. Wien 2005.- Hermann *Paul*: Mittelhochdeutsche Grammatik. Bearb. von Peter *Wiehl*/Siegfried *Grosse*. Tübingen <sup>23</sup>1989. § 7.

Ein wichtiges Unterscheidungskriterium ist die Durchführung der „neuhochdeutschen Diphthongierung“: Die mittelhochdeutschen Langvokale /i:/ /ü:/ /u:/ entwickelten sich zu den frühneuhochdeutschen Diphthongen /ai/ /oi/ /a<sup>u</sup>/. Der Lautwandel begann im 12. Jahrhundert und hatte um 1400 weite Teile des hochdeutschen Sprachgebiets erfasst; das Schwäbische folgte im 15., die Weingartener Schriftsprache im 16. Jahrhundert; keine Diphthongierung gab es bis heute im Alemannischen (*Schwiz*)<sup>45</sup>. Von diesem markanten Lautwandel zeigt das Gedicht noch keine Spur (V. 7: *din*; V. 13: *scribt*; V. 153: *luterz* etc.).

Auf eine gewisse Altertümlichkeit verweisen auch das Fehlen von Interpunktion, die noch nicht durchgeführte „Rundung“ von /e/ zu /ö/ (V. 39: *helle*, ‚Hölle‘) und das noch wenig ausgebildete Perfekt (nur ein Beleg V. 63: *getränkert hat*). Das Präteritum ist durchgängig bewahrt (V. 3: *gebarst*; V. 4: *erlost*; V. 5: *schuof* etc.); Präteritumsschwund, der im Südwesten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einsetzte, ist noch nicht zu beobachten<sup>46</sup>. Modernere Züge sind etwa die Ausbildung der Schreibungen <sch> (V. 13: *scribt*) und <ch> (V. 31: *sehen*; V. 67: *frucht*) sowie der Ausgleich der zweiten Person des Singulars im Präteritum (V. 3: *du gebarst* statt älterem *du gebäre*)<sup>47</sup>.

Nicht sehr zahlreich sind mundartliche Merkmale. Die erwähnte Nicht-Durchführung der Diphthongierung, Pluralformen der Verbflexion (V. 12: *die tuond*; V. 14: *wir wurdent*; V. 188: *hand*), die Schreibung <ai> statt <ei> und wohl auch die Form *gie* (statt *gienc*, V. 71) verweisen ganz allgemein auf den Südwesten des deutschen Sprachgebiets, das Alemannische<sup>48</sup>. Im Anlaut erscheint <k> (V. 49: *kind*) allerdings nicht verschoben (*chind*). Das passt zu Weingarten, dessen damalige Sprache dem Niederalemannischen zuzurechnen ist.

Insgesamt gesehen gilt in diesem Gedicht also eine – wie im gesamten Südwesten – konservative Sprache in der Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen; sie ist auf dem Weg zur neuhochdeutschen Einheitssprache und zeigt nur wenige mundartliche Merkmale des Niederalemannischen.

## 8 Mittelalterliche Marienverehrung in Weingarten

Das Ave-Maria-Gedicht reiht sich ein in die große Tradition der Weingartener Marien-Verehrung, deren Höhepunkt allerdings bereits im 13. Jahrhundert lag, in der Blütezeit des Klosters<sup>49</sup>. Als Patronin des Benediktinerordens erfuhr Maria hier eine besondere Verehrung. In einem Verzeichnis von 1182 sind mehrere Marien-Reliquien erwähnt. Abt Berthold (1200-1132) führte um 1217 eine feierliche Marienmesse am Samstag ein. Handschriften aus seiner Zeit enthalten ein Marien-Offizium sowie zahlreiche, besonders schöne Marien-

<sup>45</sup> Paul (wie Anm. 44) § 42.- Ernst (wie Anm. 44) S. 143-145.- Werner König: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München 142004. S. 146f.

<sup>46</sup> Oskar Reichmann/Klaus-Peter Wegera (Hg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen 1993. § S 164.

<sup>47</sup> Paul (wie Anm. 44) § 240, Anm. 7.

<sup>48</sup> Paul (wie Anm. 45) § 160.

<sup>49</sup> Kruse (wie Anm. 9).- Hans Ulrich Rudolf (Hg.): Die Benediktinerabtei Weingarten. Lindenberg 2006. S. 14f., 26f., 39.

Abbildungen<sup>50</sup>. Von den Marien-Gedichten, die in Weingartener Handschriften enthalten sind, seien besonders genannt:

- eine gereimte Marienlegende zum Fest der Unbefleckten Empfängnis aus dem 12. Jahrhundert<sup>51</sup>;
- ein allegorisches Gedicht zum Ruhme Marias (*Versus Epithalamii*) in zwei Handschriften aus der Zeit um 1220, die ganz im Geiste Bernhards von Clairvaux geschrieben wurden und sogar für dessen eigene Gedichte gehalten worden sind<sup>52</sup>;
- ein fünfstrophiges Marienlob in einer Handschrift aus der Zeit um 1300<sup>53</sup>;
- ein Marianischer Grußpsalter und mehrere lateinische Marien-Lieder aus der Zeit um 1459<sup>54</sup>.
- Diese Gedichte sind alle in lateinischer Sprache verfasst; für die ersten beiden ist die Entstehung im Kloster gesichert. Daneben gab es kaum entsprechende Texte in deutscher Sprache. Zu erwähnen ist lediglich ein deutsches Mariengebete aus der Zeit um 1400, in dem die persönliche Bitte in kunstloser Form, doch mit innerer Bewegung vorgetragen wird<sup>55</sup>.

In der Zeit, als das Ave-Maria-Gedicht niedergeschrieben wurde, regierte in Weingarten Abt Johannes Blarer (1418-1437), unter dem eine Erneuerung des Klosters festzustellen ist<sup>56</sup>. Aus seiner Zeit ist überliefert, dass er die Marienkapelle durch Bilder ausschmücken ließ<sup>57</sup>.

Fraglich ist, wie groß der Anteil des Benediktinerklosters Weingarten an der Entstehung des vorliegenden Ave-Maria-Gedichts war. Es wird hier kaum entstanden sein, wurde aber aufgenommen und bewahrt. Ob es im Klosterleben eine Rolle gespielt hat, ist nicht mehr zu klären. Fragen nach Ursprung und Autor können nur durch eine vertiefte Untersuchung der gesamten Überlieferung angegangen werden.

<sup>50</sup> Hans Ulrich *Rudolf*: Das Benediktinerkloster Weingarten 1956-1232. In: Felix *Heinzer*/Hans Ulrich *Rudolf* (Hg.): Das Berthold-Sakramentar. Kommentaranband. Graz 1999. S. 13-41, hier S. 31.- Hans Ulrich *Rudolf* (Hg.): Ein Messbuch zu Ehren Mariens. Das Sakramentar des Hainricus Sacrista aus Weingarten. Ravensburg 2005.

<sup>51</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB XIV 6, fol. 102r.

<sup>52</sup> Nähere Angaben dazu bei Norbert *Kruse*: Der Bericht von den Wundern des Heiligen Bluts im Jahre 1200. In: *Kruse/Rudolf* (wie Anm. 2) Bd. 1. S. 124-136, hier S. 134.

<sup>53</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB I 74, fol. 8r.

<sup>54</sup> Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB I 35, fol. 73r-109r.

<sup>55</sup> *Kruse* (wie Anm. 9): Abbildung, Transkription und Übersetzung.

<sup>56</sup> Gebhard *Spahr*: Das innerklosterliche Leben (1056-1567). In: Weingarten 1056-1956. Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters. Weingarten 1956. S. 58-86, hier S. 68-72.

<sup>57</sup> Gerhard *Hess*: Prodrromus Monumentorum Guelficorum seu Catalogus Abbatum. Augsburg 1781. S. 153-163.

## 9 Text und Übersetzung

01 **Ave:** Got grüez dich, raine magt!  
*Groz lob und er si dir gesagt,*  
 Dar umb *daz* du gebarst den trost,  
 Der uns von Adams fal erlost,  
 Den Eva unser muoter schuof.  
 Erhör, Maria, minen ruof  
 Und nim mich zuo *den* gnaden din,  
 Du unverserter gantzer schrin,  
 Dar sich got selber in verbarg.  
 10 Du bist die port *und* och der sarg.  
 Des himels schloz nie ward zertrant,  
 Als die propheten tuond bekant  
 Und schribt *och* manges lerers hand.

**Gratia:** Gnad, frid und och hail!  
 Erwirb mir, frow, den höchsten tail  
 Von got, den imer werden lon,  
 Der uff dem *houpt* ain dörnin kron  
 Für mich und alle sünder truog.  
*Den* got, der Holofernen schluog  
 20 Und Sodoma versinken liez  
 Und sich *daz* mer uff halten hiez  
 Und Jacobs kunn dar über füert,  
 Die hand, die Adams ripp anrüert:  
 Die solt du für mich bitten fast.  
 Maria, liechter *sunnen* glast!  
 Dir gnad und sælde nie gebrast.

**Plena:** Foller schrin der gotthait groz!  
 Der sich am krütz liez sechen bloz,  
 Maria, der ward von dir geborn.  
 30 Der in *Egipto* sinen zorn  
 In siben zaichen sechen liez,  
 Der Balams esel reden *hiez*  
 Und Abraham dri engel sant:  
 Des selben muoter bist genant.  
 Des lob ich dich, Maria zart,  
 Du bluomen bernder rosengart.  
 Tuo mir *din* gnad, hilff und och stür,  
 Du raine balsams creatür.  
 Behüet uns von der helle für!

40 **Dominus:** Got der herr, der hat  
 Mit dir veraint sin trinitat,  
 Als Gabriel die botschaft warb.  
 Der got, der an der menschait starb,

**Ave:** Gott grüße dich, unbefleckte Jungfrau!  
 Preis und Ehre sollen dir gesagt werden,  
 denn du hast den Tröster geboren,  
 der uns von Adams Sündenfall erlöste,  
 verursacht von unserer Mutter Eva.  
 Erhöre, Maria, meinen Ruf  
 und nimm mich auf in deine Gnade,  
 du unversehrter und unverletzter Schrein,  
 in dem Gott selbst sich verbarg.  
 Du bist die Pforte und auch der Schrein.  
 Das Himmelsschloss wurde nie zerbrochen,  
 Wie die Propheten es verkünden  
 und wie viele Kirchenlehrer schreiben.

**Gratia:** Gnade, Friede und auch Heil!  
 Erwirke mir, hohe Frau, eine große Fülle  
 von Gott, den immerwährenden Lohn,  
 der auf seinem Haupt eine Dornenkrone  
 für mich und alle Sünder trug.  
 Diesen Gott, der Holofernes besiegte  
 und Sodom versinken ließ  
 und dem Meer sich zu öffnen befahl  
 und Jakobs Stamm darüber führte,  
 die Hand, die Adams Rippe berührte:  
 Die sollst du fest für mich bitten,  
 Maria, du leuchtender Sonnenschein!  
 An Gnade und Segen hat es dir nie gefehlt.

**Plena:** Du Schrein, erfüllt vom großen Gott!  
 Der sich am Kreuz nackt sehen ließ,  
 Maria, der wurde von dir geboren.  
 Der in Ägypten seinen Zorn  
 durch sieben Zeichen zeigte,  
 der Balaams Esel reden ließ  
 und der drei Engel zu Abraham sandte:  
 Dessen Mutter bist du.  
 Dafür preise ich dich, teure Maria,  
 du blütenreicher Rosengarten.  
 Schenke mir Gnade, Hilfe und Halt,  
 du reines Balsam-Geschöpf.  
 Behüte uns vor dem Höllenfeuer!

**Dominus:** Gott, der Herr, hat  
 mit dir seine Dreieinigkeit verbunden,  
 als Gabriel die Botschaft verkündete.  
 Gott, der wegen der Menschheit starb,

Der selb ze muoter dich erkos,  
Du unverserte gantze klos:  
Du bist, die got und mensch gebar.  
Dar umb bist du erhöchet gar  
*Dort* über alle himels diet.  
Jesus, din kind, im selber riet,  
50 Daz er ze muoter dich erwalt  
Und dich zuo hohen fröiden zalt.  
Maria, din gnad ist manigfalt!

**Tecum:** Mit dir ist der sälden hort.  
Durch zuo getan verschlozzen port  
Ward got *vom* himel dir gesant.  
Du bist der *busch* gar unverbrant,  
Den Moises sach in füres flam.  
Maria, du bist ruot und stam,  
Die Aron in dem zelte bluot,  
60 Von der *Isaias* reden tuot,  
Die mandel *laub* und bluost gebar.  
Du bist der brun, der och die schar  
Von *Israhel* getränkent hat.  
Des lobt dich got in maiestat,  
Der vater mit des sunes rat.

**Benedicta:** Gesegnet bist  
Und och din frucht, als billich ist,  
Von *Jesse* und von *Jericho*!  
Din nam in gantzer wirde ho,  
70 Der *kam* ze trost mir dort und hie.  
Der stern, der uff von *Jacob* gie,  
Daz bist du, küsche junkfrow rain.  
Der got, der och den schachern zwain  
So ungeliches erbe gab,  
Der Lazarun erkickt *vom* grab:  
Der selb ze muoter din verjach,  
Als Abakuk und Daniel sprach  
Vor mangan jaren, ez beschach.

**Tu:** Du bist *aller* gnaden rich!  
80 Maria, bitt din kind für mich,  
Daz küsch in dinem libe lag,  
Der Noes in der arche pflag  
Und Jonas in dem *fische* huot!  
Der selb durch dinen willen tuot,  
Waz du in *och* ze bitten hast.  
Ob du mich des geniezzen last,  
Des ich dich imer loben wil  
Mit *mim* gedicht biz uff ain zil,

hat dich zur Mutter erwählt,  
du unversehrte und unverletzte Klaus:  
Du bist es, die Gott und Mensch gebar.  
Deswegen bist du überaus erhöht  
über die gesamte himmlische Heerschar.  
Jesus, Dein Kind, beschloss für sich selbst,  
dich zur Mutter zu erwählen  
und dich für hohe Freuden zu bestimmen.  
Maria, deine Gnade ist vielfältig!

**Tecum:** Bei dir ist die Fülle des Segens.  
Durch die vollständig verschlossene Pforte  
wurde Gott vom Himmel zu dir gesandt.  
Du bist der nicht verbrennende Dornbusch,  
den Moses in der Feuerflamme brennen sah.  
Du bist die Gerte und der Stab,  
die Aaron im Bundeszelt erblühten,  
wovon Jesaja spricht,  
die Mandelblätter und -blüten trieben.  
Du bist der Brunnen, der das Volk  
Israel getränkt hat.  
Dafür preist dich Gott in seiner Majestät,  
der Vater in Übereinstimmung mit dem Sohn.

**Benedicta:** Gesegnet bist du  
Und ist auch deine Leibesfrucht, wie es sich gehört,  
von Jesse und von Jericho.  
Dein Name, erhaben in seiner ganzen Würde,  
sei mir ein Trost im Diesseits und im Jenseits.  
Der Stern, der von Jakob aufging,  
der bist du, keusche und unbefleckte Jungfrau.  
Gott, der den beiden Schächern  
einen so ungleichen Lohn zuteilte,  
der Lazarus aus dem Grabe erweckte:  
Der erklärte dich zur Mutter,  
wie Habakuk und Daniel das verkündeten  
viele Jahre, bevor es sich ereignete.

**Tu:** Du bist reich an jeder Gnade!  
Maria, bitte deinen Sohn für mich,  
der unbefleckt in deinem Leib lag,  
der Noah in der Arche beschützte  
und Jonas im Bauch des Fisches behütete!  
Dieser wird um deinetwillen machen,  
um was du ihn bitten magst.  
Wenn du mir das zukommen lässt,  
so will ich dich dafür immer preisen  
mit meinem Gedicht bis zu dem Zeitpunkt,



Daz ich nit länger leben sol.  
 90 Maria, du bist gnaden fol,  
 Min sel zuo den erwelten hol!

**In mulieribus:** Ob allen frowen du bist,  
 Die got enpfing, den hailgen *Christ*,  
 Von dri personen mit ain genas.  
 Wie schint die sunne durch daz glas,  
 Also gebar din zarter lib  
 Den waren got, als David schribt  
 Und Samuel des propheten mund.  
 Des loben dich ze aller stund  
 100 Die engel in dem himel kör.  
 Maria, min gebett erhör!  
 Ich armer sündler ruof dich an,  
 Du bist *die* nütz versagen kan.  
 Der selben gnaden ich dich man.

**Et benedictus:** Und gesegnet schon  
 Bist du der tempel Salomon  
 Und daz gezelt der säligkait!  
 Du bist och wol daz priester klait,  
 Daz got im selber hat gefüegt.  
 110 Im hat an dir so wol benüegt,  
 Daz *niman* dich fol loben mag.  
 Do Moises sach den gottes nak,  
 Do ward ze muoter im erkorn  
 Maria, ros an *alle* dorn.  
 Du bist daz hung, daz Jonathas  
 So gütlich von dem boume az,  
 Als David schluog *den* Goliath.

**Fructus:** Frucht ob aller frucht  
 Gebar din lib in küscher zucht:  
 120 Altissimum, den höchsten got,  
 Der alle ding nach *sim* gebot  
 Geordnet und gefüegt hat.  
 Maria, du bist des höchsten rat,  
 Der dort den sunnen stil hiez stan,  
 Do Josuel vor Gabaon  
 Fünf künige der haiden schluog.  
 Maria, din küscher lib den truog,  
 Dem da sant Johans mit schib  
 Genigen hat im muoter lib:  
 130 Des lobt dich baide, mann und wib!

**Ventris:** *Des libes* und der sel!  
 Du rainenz kind von *Israhel*,

da ich nicht länger leben werde.  
 Maria, du bist voll der Gnade,  
 hole meine Seele zu den Auserwählten!

**In mulieribus:** Über allen Frauen bist du,  
 die Gott empfing, Christus,  
 drei Personen zusammen gebar.  
 Wie die Sonne durch das Glas scheint,  
 so brachte dein zarter Leib  
 den wahren Gott zur Welt, wie David schreibt  
 und der Prophet Samuel.  
 Dafür loben dich allezeit  
 die Engel im himmlischen Chor.  
 Maria, erhöre mein Gebet!  
 Ich armer Sünder rufe zu dir,  
 du bist es, die nichts abschlagen kann.  
 Um diese Gnade flehe ich dich an.

**Et benedictus:** Und gesegnet in herrlicher Weise  
 bist du, der Salomonische Tempel  
 und das Bundeszelt des Heils!  
 Du bist ebenfalls das priesterliche Gewand,  
 das Gott für sich selbst geschaffen hat.  
 Er war mit dir so zufrieden,  
 dass niemand dich erschöpfend zu preisen vermag.  
 Als Moses den Rücken Gottes sah,  
 da wurdest du zu dessen Mutter auserwählt,  
 Maria, du Rose ohne einen Dorn.  
 Du bist der Honig, den Jonathan  
 so bereitwillig von dem Baum aß,  
 als David den Goliath erschlug.

**Fructus:** Die Frucht über jeder Frucht  
 gebar dein Leib in Unbeflecktheit:  
 den Allerhöchsten, den höchsten Gott,  
 der mit seinem Gebot alle Dinge  
 geordnet und gerichtet hat.  
 Maria, du bist der Ratschluss des Höchsten,  
 der die Sonne still stehen ließ,  
 als Josua vor Gibeon  
 fünf heidnische Könige besiegte.  
 Maria, dein unbefleckter Leib trug denjenigen,  
 vor dem sich Sankt Johannes mit einem Schubs  
 im Mutterleib verneigt hat:  
 Dafür preisen dich Männer wie Frauen.

**Ventris:** Des Leibes und der Seele!  
 Du unschuldige Tochter Israels,

Du bist gehailget hie und dort.  
Jeronimus, der sine wort  
So suoz von dir gesprochen hat.  
Maria, diner hohen wishait rat  
Ze trost uns armen sündern kam.  
Du bist die wurtz und och der stam  
Von Sion, aller sälden hort.  
140 Verschliez vor uns der helle port  
Und wis uns uff die rechte ruor,  
Die Enoch und Helias fuor  
Zuo got, der bi im selber schwuor.

**Tui:** Diner gnad ger ich von dir!  
Maria, du macht gehelffen mir.  
Ich ruof dich an in aller not  
Und man dich an den bitteren tod,  
Den Jesus laid, din lieber sun.  
Wir wurdent all gesunt da von,  
150 Als dort von ainem schlangen ward  
Daz folk von Israhelscher art,  
Der erin uff gehangen was.  
Maria, luterz spiegel glas,  
Ich kan dich nit geloben gnuog.  
Du bist die fakel, die Gedeon truog,  
Do er den küng von Madian schluog.

**Jesus:** Jesus Christus, amen!  
Diz lob hab ich in dinem namen  
Maria, muoter, dir gesait,  
160 Du himelschliche raine mait.  
Du bist der hort von Judion.  
Den got, der sich vom höchsten tron  
Her ab, Maria, liez zuo dir,  
Den bitt und hilf genaden mir  
In unzergerlich fröiden dort.  
Vernim, Maria, mine wort  
Vil baz, denn ich gesprochen hab.  
Des wunden bluot und wazzer gab,  
Der selb mich och behuoten muoz.  
170 Kund ich mit guoten worten suoz,  
Maria, din lob gesprechen baz,  
Daz tet ich gern, so bin ich laz:  
Die künschte miner sin sind schwach.  
Maria, alles lobs ursach,  
Du bist die magt, die Geppta sant  
Zem oppfer got, doch unverbrant,  
Und sitzest bi der rechten hand.

du bist geheiligt im Diesseits und im Jenseits.  
Hieronymus hat in seinem Werk  
So ehrerbietig von dir gesprochen.  
Maria, der Ratschluss deiner großen Weisheit  
kam zum Trost für uns arme Sünder.  
Du bist die Wurzel und der Stamm  
von Sion, die Fülle allen Segens.  
Verschließe vor uns die Pforte der Hölle  
Und weise uns auf die rechte Spur,  
wie Henoch und Elias sie verfolgten  
hin zu Gott, der bei sich selbst die Zusage machte.

**Tui:** Deine Gnade erbitte ich von dir!  
Maria, du vermagst mir zu helfen.  
Ich rufe dich an in aller Not  
und erinnere dich an den bitteren Tod,  
den Jesus, dein lieber Sohn, erlitt.  
Wir wurden alle dadurch gerettet  
wie damals das Volk Israel  
von einer Schlange,  
die als eherne aufgehängt war.  
Maria, du glänzendes Spiegelglas,  
ich kann dich nicht genug preisen.  
Du bist die Fackel, die Gideon trug,  
als er den König von Madian besiegte.

**Jesus:** Jesus Christus, amen!  
Diesen Preis habe ich dir,  
Maria, meine Mutter, dargebracht,  
du himmlische, unversehrte Jungfrau!  
Du bist der Schatz von Jeziel [?].  
Gott, der von seinem höchsten Thron  
zu dir, Maria, herabstieg,  
den bitte, und hilf, dass er mir Gnade erweist  
in den unvergänglichen Freuden im Jenseits.  
Erhöre, Maria, meine Worte  
in besserer Weise, als ich sie ausdrücken konnte.  
Der, aus dessen Wunden Blut und Wasser floss,  
der muss mich auch in seinen Schutz nehmen.  
Könnte ich mit angenehmen Worten,  
Maria, deinen Preis besser ausdrücken,  
täte ich das gern: Ich bin träge:  
Die Fähigkeiten meines Geistes sind schwach.  
Maria, Anlass zu jedem Preis,  
du bist die Jungfrau, die Jephte sandte  
Gott zum Opfer, doch unverbrant.  
Du sitzt zu seiner Rechten.

Ich sprich, herr, lob ob *allem* lob!  
Da din gewalt schwebt *alles* ob,  
180 Recht als des himels firmament  
Schwebt oben, tief des meres end,  
Wan du bist aller dinge  
Ufent**h**alt und ursprunge  
Und daz rechte fundament.  
Des lobt dich *alles* menschlich *grent*,  
Luft, wasser, erde und och für:  
Dar in och alle creatür  
Ir leben hand besunder.  
Du bist, der alle wunder  
190 Geschuoff und och werden hiez.  
Der *sternen* und des meres *griez*  
Waiz din *gewalt* die *rechte* zal.  
E Adam tet den *sünden* fal,  
Da *wist* din grundlos güete  
Der welte kranks gemüete  
Und *gibt* *ir* selber och die kraft.  
Herr über alle herrschaft,  
Himelscher kaiser, *atmirat*,  
Gewaltiger got in maiestat,  
210 Laz *dir* von mir *enpf*änklich sin,  
Daz ich der werden muoter din  
Diz lob uff gnad gesprochen han.  
Du treist och selv die höchste kron  
Und bist ob allen dingen hoch.  
Kain lob sich me gen dir gezoch,  
Daz je gesprach der maister wort.  
*An* Anfang und *an* endes ort  
Bist du gewaltig hie und dort.

Ich verkünde Herr, das höchste Lob!  
Deine Macht schwebt über allem,  
wie das Firmament des Himmels  
schwebt oben und der Grund des Meeres unten,  
denn du bist von allen Dingen  
der Halt und der Ursprung  
und die wahre Grundlage.  
Dafür lobt dich jeder menschliche Name,  
Luft, Wasser, Erde und Feuer:  
Darin haben ja alle Lebewesen  
ihr gesondertes Leben.  
Du bist es, der alles Wunderbare  
schuf und entstehen ließ.  
Deine Macht kennt die Zahl  
der Sterne und des Meeressands.  
Seitdem Adam der Sünde verfiel,  
lenkt deine unendliche Güte  
den kranken Sinn der Welt und  
verleiht ihr selbst die Kraft.  
Du Herr über alle Herren,  
du Kaiser des Himmels, du Beherrscher,  
du gewaltiger Gott in Hoheit,  
nimm von mir an,  
dass ich deiner teuren Mutter  
diesen Preis im Vertrauen auf ihr Erbarmen vortrug.  
Du trägst selbst die höchste Krone  
und bist erhaben über alle Dinge.  
Angemessen war dir kein Preis,  
den je das Wort der Künstler ausdrückte.  
Du bist ohne Anfang und Ende,  
gewaltig an jedem Ort.

# Die Stadt Ulm, Ulrich Tengler und Streitpunkte mit Herzog Georg dem Reichen von Bayern-Landshut in einem Strafverfahren 1493/94

Ein Beitrag zu 500 Jahre Tenglers Laienspiegel (1509)

---

Hans Göggelmann

## Die Verfahrensregelungen

Es war *Montag nach Nicolai*, was im Jahr 1493 der 9. Dezember gewesen ist. In Ulm war ein Strafverfahren mit Berührung auswärtiger Interessen abzuwickeln<sup>1</sup>.

Was war geschehen? Auf dem Territorium der Stadt waren vier mutmaßliche Verbrecher festgenommen und im Turm gefangen gesetzt worden. Die vier, von denen nur Hans Wasner mit Namen bekannt ist, waren Auswärtige. Sie wurden von Hz. Georg dem Reichen von Bayern-Landshut verfolgt. Georg war von 1479 bis zu seinem Tod im Jahre 1503 Herzog des wittelsbachischen Teilherzogtums von Bayern-Landshut. An seine Hochzeit im Jahr 1475 mit Hedwig, der Tochter des polnischen Königs Kasimir IV., die eine der prunkvollsten Hochzeiten im gesamten Spätmittelalter gewesen ist, wird in Landshut heute noch alle vier Jahre mit den Festspielen zur 'Landshuter Hochzeit' erinnert.

Die vier Gefangenen hatten ihre Verbrechen im Herrschaftsbereich des zum Herzogtum Georgs gehörenden Klosters Kaisheim begangen. Das Kloster hatte seit 1258 im Ulmer Landgebiet und in der Reichsstadt selbst umfangreiche Besitzungen, welche vom Kaisheimer Pflughof verwaltet wurden. Dieser befand sich in der heutigen Frauenstraße auf dem Areal, wo sich später das frühere Postamt 2 befand<sup>2</sup>. Die Verbrechen wurden – davon wird man ohne weiteres ausgehen dürfen – begangen in den Kaisheimer Immunitätsbezirken, die innerhalb des Ulmer Territoriums lagen. Die Immunitäten der Klöster waren von der städtischen Gerichtsbarkeit befreit, so dass es sich aus Ulmer Sicht um exterritorial begangene Verbrechen gehandelt hat. Das städtische Gericht, welches in Wahrnehmung der Aufgaben städtischer Selbstverwaltung in Verfahren gegen Einheimische tätig war, hatte hierfür keine Zuständigkeit. Als Stadtfremde,

---

<sup>1</sup> Vgl. StadtA Ulm A [6523]: Untersuchung der Unruhen von 1493/94.

<sup>2</sup> Das Zisterzienserkloster Kaisheim hatte Besitzungen in Rammingen, Scharenstetten, Stubersheim, Stetten, Öllingen, Amstetten, Oppingen, Nellingen, Aichen, Langenau und in Ulm selbst; vgl. Hans Eugen Specker: Ulm. Stadtgeschichte. Ulm 1977. S. 97 und S. 265 Anm. 14.

die ihre Verbrechen exterritorial begangen hatten, bestand der einzige Bezugspunkt der vier zur Stadt Ulm darin, dass sie auf städtischem Gebiet ergriffen und festgesetzt worden waren. Zur Aburteilung von Verbrechen in diesem Sinne war in Ulm das kaiserliche Landgericht im Stadelhof zuständig. Vielerorts wurden Gebiets- und damit Gerichtsfremde strafrechtlich anders – meist härter – angefasst als Einheimische. Es wurde insoweit auch schon von der Herausbildung eines “Feindstrafrechts” gesprochen<sup>3</sup>. Die Ungleichbehandlung von Einheimischen und Gebietsfremden in Strafsachen in manchen Territorien und Städten ist eine Facette der allgemein als uneinheitlich und teilweise willkürlich empfundenen Strafverfolgung im Reich. Dies wird letztlich als eine der Ursachen dafür angesehen, dass das Strafrecht und das Strafverfahrensrecht mit dem Inkrafttreten der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 (im Folgenden kurz: ‘Carolina’) erstmals reichsrechtlich geregelt wurde. Obwohl die ‘Carolina’ zunächst nur subsidiär galt, und die partikularen Rechte ursprünglich weiterhin Bestand hatten<sup>4</sup>, führte sie doch ziemlich rasch zu einer einigermaßen einheitlichen Strafpraxis im Reich.

Das kaiserliche Landgericht im Stadelhof wurde, nachdem es zuvor bereits bestanden hatte und aus unbekanntem Gründen untergegangen war, unter Kaiser Karl IV. im Jahr 1361 wieder hergestellt<sup>5</sup>. Es existierte dann bis 1531. Während das städtische Ulmer Gericht seinen Sitz im Rathaus hatte, hatte das kaiserliche Landgericht seinen Sitz in dem zum Reichsgut gehörenden Maierhof im Stadelhof, heute Fischergasse 20. Das Gebäude wurde Mitte des 19. Jahrhunderts abgerissen<sup>6</sup>. Erst in den letzten Jahren vor seinem endgültigen Untergang hielt auch das kaiserliche Landgericht seine Sitzungen in der Ratsstube des Rathauses ab<sup>7</sup>. Das Gericht gab sich im Jahre 1457 eine Verfahrensordnung bzw. erneuerte eine vormals bereits vorhanden gewesene Verfahrensordnung<sup>8</sup>. Die Niederschrift erfolgte möglicherweise durch den damaligen Stadtrichter Eberhard Bloß selbst<sup>9</sup>. Die Verfahrensordnung war überschrieben mit *Ordnung so gest hi zu Ulme nach des richs recht zu berechten anfallen wöllen, was die selben tun sollen. Erniuwert als die siben uff mittwoche nach Sant Jacobstag anno 1457 gerichtet worden*. Diese ‘Halsgerichtsordnung des Ulmer Stadelgerichts von 1457’<sup>10</sup> (im Folgenden kurz: ‘Halsgerichtsordnung’) ist ein bemerkenswertes Zeugnis spätmittelalterlicher Verfahrensordnungen. In einer Zeit, in der Richter und Urteiler noch über keine fachjuristische Ausbildung verfügten und die abstrakte Darstellung von Verfahrensabläufen weitgehend weder beherrscht wurde, noch gebräuchlich war, wurde ein konkreter Lebenssachverhalt, nämlich ein vor dem Gericht verhandelter Strafprozess ge-

<sup>3</sup> Vgl. Günter Jerouschek/Hinrich Rüping: Grundriss der Strafrechtsgeschichte. München 2007. S. 49.

<sup>4</sup> Zum städtischen Ulmer Strafrecht im Spätmittelalter vgl. Hans Göggelmann: Das Strafrecht der Reichsstadt Ulm bis zur Carolina. In: UO 47/48 (1991) S. 119-143.

<sup>5</sup> Vgl. UUB II S. 552 Nr. 615.

<sup>6</sup> Vgl. Hellmut Pflüger: Aus der Ulmer Rechtsgeschichte. Ulm 1985. S. 7.

<sup>7</sup> Vgl. C. A. Kornbeck: Das Landgericht im Stadelhof. In: WVjH 6 (1883) S. 27-29.

<sup>8</sup> Vgl. StadtA Ulm A [4898]: Ordnung über das Gerichtsverfahren gegen Gäste, 1457; Teilabschrift hiervon *ebda.*, U 10088: Verfahrensordnung von Kriminalfällen. Diese Ordnung ist abgedruckt und kommentiert bei Max Ernst: Das Kloster Reichenau und die älteren Siedlungen der Markung Ulm. Anhang I. Halsgerichtsordnung des Ulmer Stadelgerichts von 1457. In: UO 23 (1924) S. 80-83.

<sup>9</sup> Ernst (wie Anm. 8) S. 80 Anm. 1.

<sup>10</sup> Bezeichnung nach Ernst (wie Anm. 8) S. 80 Anm. 1.

gen sieben Angeklagte, dargestellt. Anhand dieses in Wirklichkeit abgelaufenen Strafprozesses wurden die Verfahrensregeln erläutert. Es gibt aus dieser Zeit sogar Verfahrensordnungen, in welchen der Ablauf eines konkret abgelaufenen Gerichtsverfahrens für die teilweise noch des Lesens und Schreibens unkundigen Richter und Urteiler bebildert dargestellt wurde. Dabei wurden die einzelnen Verfahrensschritte – vom Abholen des Verurteilten aus dem Turm, über die Henkersmahlzeit bis zur Vollstreckung der Strafe – in zahlreichen Miniaturen dargestellt<sup>11</sup>. Die Zuständigkeit des Ulmer Landgerichts im Stadelhof war u.a. dann begründet, wenn die Angeschuldigten auf dem Gebiet der Stadt ergriffen wurden, ohne dass Täter oder Tat einen sonstigen Bezug zur Stadt aufweisen mussten<sup>12</sup>. Diesen “Gerichtsstand des Ergreifungsortes” gibt es im deutschen Strafprozess bis heute<sup>13</sup>.

Das Verfahren lief noch weitgehend nach dem Muster des alten fränkischen Parteiprozesses ab. Bevor sich das Inquisitionsverfahren durchgesetzt hatte, das u.a. dadurch gekennzeichnet war, dass die Funktionen des Urteilers, des Ermittlungsrichters und des Anklägers in einer Person – dem Richter – vereinigt waren, und der Richter Ermittlungsverfahren und Strafprozesse beim Vorliegen von Verdachtsmomenten von Amts wegen einleitete, war nach altem Recht die Einleitung eines Strafverfahrens davon abhängig, dass der durch ein Verbrechen Geschädigte oder dessen Familie das Verfahren einleiteten und dort als Kläger auftraten. Es galt der Satz “wo kein Kläger, da kein Richter”. Dieser so genannte “Akkusationsprozess” war auch noch in der Carolina als Regelform des Strafverfahrens vorgesehen (Artt. 11-15). Daneben war dort allerdings auch schon das Inquisitionsverfahren erwähnt (Artt. 6-10), nach dessen Verfahrensmaximen ja später insbesondere Hexenprozesse und Folterungen ablaufen sollten. Das alte Akkusationsverfahren barg für den Kläger durchaus Verfahrensrisiken, die man als “Prozessgefahr” bezeichnet. Nach hergebrachtem Recht drohte ursprünglich dem Kläger selbst für den Fall, dass der von ihm Angeschuldigte im Verfahren freigesprochen wurde, jene Strafe, die dem Angeschuldigten im Falle einer Verurteilung gedroht hätte. Dies war insbesondere dann der Fall, wenn der Beweis des Tatvorwurfes im Verfahren misslang. Dies änderte sich im Verlaufe der Rechtsentwicklung dahingehend, dass der Kläger im Falle eines Freispruches die Verfahrenskosten zu tragen hatte. Falls dem Angeschuldigten durch das Verfahren ein Schaden entstanden war, hatte er auch diesen zu ersetzen. Bis zur Stellung einer geeigneten Sicherheit wurde nach hergebrachtem Recht der Kläger zusammen mit den Angeschuldigten im Turm eingesperrt. Nach der Halsgerichtsordnung musste nach Ergreifung und Festsetzung des Angeschuldigten vom Kläger oder Ankläger bei der Stadt eine Sicherheit in Höhe von 40 Pfund Würzburger hinterlegt werden. In dem von Hz. Georg betriebenen Fall war die Sicherheit in erforderlicher Höhe gestellt worden.

<sup>11</sup> Vgl. etwa Wolfgang *Schild*: Die Halsgerichtsordnung der Stadt Volkach aus 1504 (Schriftenreihe des mittelalterlichen Kriminalmuseums Rothenburg o. d. T. 2). Rothenburg [1997], wo in der Verfahrensordnung ein in Wirklichkeit abgelaufenes Verfahren gegen einen individuellen Täter, einen Weindieb, dargestellt wird, welches mit 24 Miniaturen illuminiert ist, die den Verfahrensablauf bebildern, angefangen mit der Abholung des Gefangenen aus dem Stadtturm, über das Fesseln im Stock, die verschiedenen Phasen des Rechtstages, bis zur Verurteilung, dem Brechen des Stabes durch den Richter, der Einnahme der Henkersmahlzeit und der Hinrichtung des Verurteilten am Galgen.

<sup>12</sup> Vgl. *Ernst* (wie Anm. 8) S. 80 Anm. 1.

<sup>13</sup> Vgl. § 9 Strafprozessordnung.

Nach der Halsgerichtsordnung musste das Gericht mit 12 Urteilern besetzt sein. Die Prozessleitung hatte der Ammann der Stadt, welcher auch im Stadtgericht den Vorsitz führte<sup>14</sup>. Es war also, wie allgemein im Akkusationsverfahren, eine Trennung zwischen den Urteilern und dem verfahrensleitenden Ammann gegeben, ähnlich wie heute noch bei den anglo-amerikanischen Geschworenen-gerichten. Die Halsgerichtsordnung schrieb vor, dass der Ammann die Urteiler-Bank nach dem Urteil befragte, wenn der Fall entscheidungsreif verhandelt war. Die Urteiler zogen sich dann zur geheimen Beratung zurück, und trafen ihre Entscheidung. Danach begaben sie sich wieder in die Verhandlung und verkündeten ihr Urteil öffentlich.

## Ulrich Tengler

Am 9. Dezember 1493 also schickte Hz. Georg eine Abordnung von Vertretern seines Interesses in die Reichsstadt, um das Recht zu pflegen. Diese bestand aus dem Richter von Kaisheim, dem Kastner von Kirchberg und Ulrich Tengler<sup>15</sup>, dem Kastner von Heidenheim. Die Herrschaft Heidenheim<sup>16</sup> und Teile der Grafschaft Kirchberg<sup>17</sup> gehörten in diesem Zeitraum vorübergehend bis zu dem durch den Tod Georgs ausgelösten Landshuter Erbfolgekrieg (1504/05) zu Bayern-Landshut. Die Abordnung hatte einen Ankläger und einige Knechte dabei; sie hatte den Befehl, die vier Gefangenen vor dem Landgericht im Stadelhof zu *beschreien*, also ihrer Verbrechen anzuklagen.

Wortführer der Abordnung war Ulrich Tengler<sup>18</sup>. Tengler gehört zu den wenigen Rechtspraktikern seiner Zeit, die auch heute noch namentlich bekannt sind, und die in jedem einschlägigen rechtshistorischen Hand- und Lehrbuch erwähnt werden. In der Literatur werden seine biographischen Daten und sein früherer Werdegang wie folgt genannt: Geboren 1447 in Rottenacker bei Ehingen, in der Jugend bettelnder Scholar auf Wanderschaft, um 1469 Chorschüler in der Blaubeurer Stiftsschule, gestorben 1511 in Höchstädt/Donau<sup>19</sup>. Diese Angaben werden durch neuere Forschungen in Frage gestellt, ohne dass bislang andere gesicherte Erkenntnisse publiziert wurden. Ob Tengler eine juristische Ausbildung genossen hat, ist nicht bekannt. Bekannt ist um 1479 eine Anstellung als Oberrathschreiber (pronotarius) in Nördlingen. Danach war er Kastner in Heidenheim,

<sup>14</sup> Vgl. *Ernst* (wie Anm. 8) S. 80 Anm. 1 und S. 81 Anm. 1.

<sup>15</sup> Die Schreibweise des Eigennamens in den im Stadtarchiv Ulm verwahrten Quellen lautet durchgängig *Tengler*. In der Literatur ist aber die Schreibweise "Tengler" gebräuchlich.

<sup>16</sup> Vgl. *Wolfgang Zimmermann*: Herrschaft und Territorien. In: Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Heidenheim (Hg.): *Der Landkreis Heidenheim Band I*. Stuttgart 1999. S. 164-190.

<sup>17</sup> Vgl. *Hans Werner Langbrandtner*: Illerkirchberg, Oberkirchberg-Unterkirchberg. *Geschichte der Gemeindeteile*. In: Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Alb-Donau-Kreis (Hg.): *Der Alb-Donau-Kreis Band II*. Sigmaringen 1992. S. 356-387.

<sup>18</sup> Unzutreffend – und hiermit richtig gestellt – *Göggelmann* (wie Anm. 4), Tengler sei in diesem Verfahren Fürsprech gewesen.

<sup>19</sup> Zu den biographischen Daten vgl. *Adalbert Erler*: Art. "Tengler". In: *Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann* u.a. (Hg.): *Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte*. Bd. 5. Berlin 1998.- Art. "Tengler, Ulrich". In: *Gudrun Gersmann/Katrin Moeller/Jürgen-Michael Schmidt* (Hg.): *Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung*. *historicum.net*, URL: [http://www.historicum.net/no\\_cache/persistent/artikel/1675/\(24.12.2008\)](http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1675/(24.12.2008)).

anschließend Landvogt in Graisbach bei Donauwörth, und schließlich Landvogt in Höchstädt an der Donau. Bekannt geworden ist Tengler als Verfasser des ‘Laienspiegels’, eines so genannten ‘Rechtzbuches’, das der Unterweisung des zumeist nicht juristisch ausgebildeten Gerichtspersonals der damaligen Zeit diene. Der Laienspiegel ist, neben dem 1436 von dem Schwäbisch Haller Stadtschreiber Conrad Heyen verfassten ‘Klagspiegel’, das bedeutendste Werk dieser Literaturgattung. Es enthielt eine populäre Darstellung des gemeinen Rechts, also des hergebrachten Gewohnheitsrechts und des römischen Rechts, und wurde von Tengler erstmals 1509 herausgegeben. Das Werk war unterteilt in drei Bücher. Das erste Buch befasste sich mit der Rechtsstellung weltlicher Regierungspersonen, das zweite mit Gerichtsverfassung und Zivilrecht und das dritte schließlich mit den peinlichen Sachen, also dem Strafrecht. Der Laienspiegel erschien im Verlauf des 16. Jahrhunderts in 14 Auflagen und beherrschte bis gegen Ende dieses Jahrhunderts die juristische Praxis im Reich als “eine systematische Real-Enzyklopädie der praktischen Rechtswissenschaft für den täglichen Gebrauch”<sup>20</sup>. Kein anderes Werk hat die Übernahme des römischen Rechts in die Praxis nachhaltiger gefördert. Allerdings hat der Laienspiegel ab seiner zweiten Auflage, die im Jahr 1511 erschien und die Tengler zusammen mit seinem Sohn Christoph verfasst hatte, auch die Hexenverfolgung im Reich nachhaltig gefördert. Mit dieser Auflage hat Tengler den strafrechtlichen Teil seines Rechtzbuches wesentlich erweitert, indem er den ‘Hexenhammer’ (*Malleus maleficarum*), das von dem Augsburger Dominikanermönch und Hexeninquisitor Heinrich Kramer (lat. *Institoris*) herausgegebene Handbuch der Hexenverfolgung, weitgehend einarbeitete. Der im Jahre 1487 erschienene Hexenhammer war zu dieser Zeit bereits weitgehend in Vergessenheit geraten gewesen. Durch die Rezeption dieses Werkes ab der zweiten Auflage seines viel benutzten und populären ‘Laienspiegels’ leistete Tengler seinen Beitrag zu dieser dunklen Epoche des deutschen Strafrechts<sup>21</sup>.

## Die Streitpunkte

Die vier Gefangenen waren angeschuldigt, Landzwinger zu sein. Landzwang – ein anderer Ausdruck hierfür ist “Plackerei” – war eine frühe Form der Bandenkriminalität. Es war das dem Landfriedensbruch parallele Verbrechen für die nicht waffenfähigen und nicht zur Fehde berechtigten Bevölkerungsschichten. Das Verbrechen bestand in der Ausübung oder in der Androhung gemeingefährlicher Straftaten, die geeignet waren, den öffentlichen Frieden zu stören. Anknüpfungspunkt für die Bestrafung war nicht unbedingt eine konkrete, ein bestimmtes Rechtsgut verletzende Handlung. Anknüpfungspunkt konnte vielmehr auch eine kriminelle Lebensweise an sich sein, die abstrakt den Schluss auf eine begangene oder bevorstehende Rechtsgutsverletzung zuließ<sup>22</sup>. Verdächtige Personengruppen in diesem Sinne waren in erster Linie die so genannten land-schädlichen Leute, gesellschaftliche Randgruppen, Bettler, Gaukler, Wegelagerer,

<sup>20</sup> Bernhard Koehler: Art. “Laienspiegel”. In: Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann u.a. (Hg.): Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 2. Berlin 1978.

<sup>21</sup> Vgl. Ernst Schubert: Räuber, Henker, arme Sünder. Verbrechen und Strafe im Mittelalter. Darmstadt 2007. S. 166.

<sup>22</sup> Vgl. Hans Holzhauser: Art. “Landzwang”. In: Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann u.a. (Hg.): Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 2. Berlin 1978.



fahrendes Volk, umherziehendes Gesindel und Räuberbanden. Diese Personen hatten im Allgemeinen im Strafprozess deutliche Verfahrensnachteile im Vergleich zu anderen Personengruppen zu tragen, insbesondere auch im Beweisverfahren.

In Tenglers Laienspiegel war der Landzwang dem Totschlag und dem Straßenraub gleichgestellt. Für jedes dieser Verbrechen war dem Täter angedroht, man werde [...] *sein haupt mit dem schwert vel spatel*<sup>23</sup> *abnehmen das die straß zwischen haupt und corper mit seim schweiß plutig biß er vom leben zum tod gericht* [...]<sup>24</sup>. Auch die Carolina von 1532 bedrohte den Landzwinger mit dem Tod durch das Schwert (Art. 128).

Bei den vier Gefangenen handelte es sich um eine kriminelle Bande mit ihrem Anführer Hans Wasner. Als konkret feststellbare Handlungen hatten sie zumindest Drohungen gegen das Kloster Kaisheim ausgesprochen. Noch in der Nacht des 9. Dezember 1493, nachdem der herzogliche Ankläger die Landzwinger am selben Tage beschrien hatte, wurde Tengler zusammen mit dem Richter von Kaisheim und dem Kastner von Kirchberg beim Rat vorstellig. Sie führten bittere Klage über die Sachbehandlung der Angelegenheit durch die Ulmer. Nach der Halsgerichtsordnung mussten die Gefangenen – ähnlich wie nach anderen zeitgenössischen Verfahrensordnungen – vom Kläger oder Ankläger zweimal beschrien werden: Das erste Mal im Zeitpunkt ihrer Gefangennahme und des Einsperrens im Turm, das zweite Mal zur Vesperzeit am Abend vor dem vom Gericht festgesetzten Rechtstag, also dem Tag der Gerichtsverhandlung. Dabei wurden die Gefangenen zum Beschreien aus dem Turm geholt, was der Kläger entweder selbst besorgen oder sich hierzu der Gerichtsknechte bedienen konnte. Der Gefangenenurm, Diebsturm genannt, welcher 1807 abgerissen wurde<sup>25</sup>, befand sich beim Grünen Hof. Dann wurden die Gefangenen in den Stock gesetzt. Der Stock des mittelalterlichen Strafverfahrens, auch „Block“ genannt, war eine hölzerne Fußfessel, die unter freiem Himmel aufgestellt war<sup>26</sup>. Er bestand aus zwei länglichen Holzblöcken, die übereinander gelegt und an der einen Seite mit einem Scharnier, an der anderen Seite mit einem Hängeschloss versehen waren. Die Holzblöcke enthielten jeweils halbkreisförmige Aussparungen, die im verschlossenen Zustand genau übereinander lagen. So entstanden Löcher, welche die Fußgelenke der gefesselten Personen umschlossen, und die so klein waren, dass die Füße nicht hindurch gezogen werden konnten. Zum Anlegen der Fessel wurde der obere Block nach oben geklappt. Der Gefangene musste sich auf den Boden setzen, und die Fußgelenke in die dafür vorgesehenen Aussparungen des unteren Blockes legen. Daraufhin wurde der obere Blockteil nach unten geklappt und mit dem unteren verschlossen. So gefesselt, wurden die Gefangenen im Stock der Öffentlichkeit präsentiert, was auch ein Stück weit eine Ehrenstrafe war.

In Ulm war der Stock in der Nähe des Frauentores aufgestellt. In dieser Position erfolgte dann das in der Halsgerichtsordnung vorgesehene Beschreien,

<sup>23</sup> Spattel = Beil.

<sup>24</sup> Tengler, Laienspiegel, 1509, pag. 91; zitiert nach Art. „Land(es)zwang“. In: DRW (<http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~cd2/drw/e/la/ndzw/landzwang.htm> (04.04.2009)).

<sup>25</sup> Vgl. Pflüger (wie Anm. 6) S. 24.

<sup>26</sup> Unzutreffend Ernst (wie Anm. 8) S. 80 Anm. 3, sowie Pflüger (wie Anm. 6) S. 8, wonach es sich beim „Stock“ um das Gefängnis gehandelt habe.

indem der Kläger oder Ankläger den Gefesselten seine Vorwürfe ins Gesicht brüllte. Der herzogliche Ankläger hat die im Stock sitzenden Gefangenen auch beschrien. Dabei – so die Vorwürfe der Abordnung – hätten ihn Einheimische allerdings an der Ausübung seiner Aufgaben massiv behindert. Sie hätten die Gefangenen aufgestachelt und ihnen eingeflüstert, was sie sagen sollen. Sie hätten sie angewiesen, das Beschreien zu widerreden, und den Ankläger und seine Knechte zu schmähen und zu beleidigen. Den Ankläger selbst und seine Knechte hätten die Einheimischen dann verfolgt bis in die Kronengasse, wo sie in der *herberg zu der cron*<sup>27</sup>, einer der vornehmsten Ulmer Herbergen, Quartier hatten. Während der Verfolgung seien sie von den Ulmern mit Mist und Steinen beworfen worden. Und mit Worten wie *Dieb, Schalck, Bößwicht* und gar – schmähend – *Bayr*<sup>28</sup> hätten die Ulmer nicht nur den Ankläger und seine Knechte beleidigt, sondern sogar den frommen Fürsten selbst.

Der Ankläger, so Tengler, fürchte um Leib und Leben in der Stadt. Er wolle sich eher zerreißen lassen und von Weib und Kindern gehen, als weiterhin in der Stadt das Verfahren gegen die vier Gefangenen zu betreiben. Trotz guten Zuredens sei er nicht bereit, weiter in der Stadt zu bleiben. Obwohl er eigentlich den Weisungen Tenglers als des Leiters der Abordnung Folge zu leisten hatte, versagte der Ankläger seine weitere Tätigkeit in Ulm. Dies müsse dem Herzog so vorgetragen werden. Der Rat möge die Gefangenen aus dem Stock nehmen und sie wieder in den Turm sperren und bewachen, und den Abgesandten selbst Sicherheit und Geleit für ihren Heimweg geben. Damit schlossen die Herzoglichen ihre Ausführungen (Werbung) gegenüber dem Rat.

Der Rat versuchte, die Sache herunterzuspielen. Man entschuldigte sich halbherzig und versprach, die Sache zu untersuchen, und die Schuldigen zu bestrafen. Dringend jedoch bat der Rat darum, Tengler und seine Begleiter sowie der Ankläger mögen in der Stadt bleiben und dem Recht seinen Lauf lassen. Gastung, Sicherheit und Geleit wurden allen Herzoglichen zugesagt und versichert, in dessen vergeblich. Sie zogen ab.

Es dauerte nur wenige Tage, da musste Ulrich Tengler am 5. Januar 1494, dem Sonntag vor dem Dreikönigstag, erneut auf Befehl des Herzogs beim Rat vorstellig werden, diesmal in Begleitung von Wilhelm von Rechberg, dem Pfleger von Heidenheim. Die beiden Abgesandten führten ihre Beanstandungen fort und weiteten sie aus. Zwischenzeitlich war nämlich Ungeheuerliches geschehen: Hans Wasner, dem Anführer der Bande, war die Flucht aus dem Turm gelungen. Die Bewachung und Versorgung der Gefangenen während der Turmhafenschaft war nach der Halsgerichtsordnung Aufgabe der Stadt. Nach Auffassung der Herzoglichen war die Flucht auf die nachlässige Behandlung des Verfahrens durch die Ulmer zurückzuführen. Sie hätten den Rechtstag immer wieder verschoben, und währenddessen die Gefangenen nicht ordentlich in Gewahrsam genommen und bewacht, weshalb Wasner letztlich die Flucht ermöglicht worden sei. Der Herzog hätte erwartet, dass sich der Rat dafür wenigstens entschuldige, was jedoch nicht geschehen sei. Der Rat verwarnte sich gegen die Vorwürfe. Man habe die Umstände der Flucht untersucht, insbesondere die örtliche Fluchtstelle am Turm besichtigt. An dieser Stelle habe aber niemand mit einer Flucht rechnen

<sup>27</sup> StadtA Ulm A [6523] (wie Anm. 1).

<sup>28</sup> *Ebda.*

können. Auch den städtischen Büttelmeister, dem die Bewachung oblag, treffe angesichts der Umstände keine Schuld. *Denn an dem ennd, da derselb gefangen, herauß gevallen und kommen wär, hette nieman gemaint, daz daselbst herauß nieman kommen sölte, noch möchte, und müeste [...] dafür verstanten werden, daz es got gethan hette*<sup>29</sup>. Gott selbst also hatte nach Auffassung der Ulmer den Bandenführer laufen lassen. Die Herzoglichen sahen das anders.

Auch hinsichtlich der Vorfälle vom 9. Dezember prallten die Sachverhaltsdarstellungen der beiden Seiten aufeinander. Der Rat wies darauf hin, er habe dem Verfahren auf Wunsch der Herzoglichen 20 Knechte in Harnisch beigegeben, die den Ankläger und seine Helfer auf dem Weg vom Turm zum Stock und beim Beschreien zu beschützen hatten. Dies hätten die Knechte auch getan. Auch seien sie nach den Vorfällen vom 9. Dezember vom Rat befragt worden. Dabei habe sich ergeben, dass der Ankläger und seine Helfer von niemandem beleidigt oder geschmäht oder mit Mist oder Steinen beworfen worden seien, weder beim Stock, noch beim Heimgang in die Kronen-Herberge. Vielmehr sei es so gewesen, dass einer seiner eigenen Helfer den Ankläger gestoßen und ihn aufgefordert habe, zu schreien. Dann sei der Ankläger mitsamt seinen Helfern geflohen, nachdem die Gefangenen in den Stock gesetzt worden waren. Ansonsten solle Tengler doch dem Rat die Namen derer nennen, die den Ankläger beleidigt haben sollen, damit man die Sache weiter untersuchen könne.

Namen nennen konnte Tengler natürlich nicht. Dieser glaubte vielmehr, zwischenzeitlich in Erfahrung gebracht zu haben, dass es sich bei den Vorfällen um eine vorbereitete Aktion gehandelt habe. Er habe aus Ulmer Kreisen erfahren, dass der Ankläger vor Ort geblieben wäre, wenn nur die städtischen Knechte nicht gewesen wären, und dass sich einige Ulmer schon vorher beim Frauentor versammelt hätten, um dem zu erwartenden Schauspiel beizuwohnen. Den städtischen Knechten kam – so sahen es wohl beide Seiten aus ihrem jeweiligen Blickwinkel – eine Schlüsselrolle bei den Vorfällen zu. Der Herzog jedenfalls verlange eine genaue Untersuchung der Vorfälle und eine strenge Bestrafung der Schuldigen.

Der Rat sagte eine weitere Untersuchung der Vorfälle und eine strenge Bestrafung der Täter zu. Zu deren Ermittlung beauftragte er einen Schreiber damit, *von haus zu haus zugehen, unnd die mann schwören und die frawen bilder geloben zulaßen, Inen zueroffnen unnd zusagen, was sy der ding wissen hetten*<sup>30</sup>. Vernommen wurden also sämtliche Bewohner der anliegenden Häuser auf der Wegstrecke zwischen dem Standort des Stocks und der Kronen-Herberge. Sachdienliche Angaben machte jedoch kein Einziger der Vernommenen. Am Ende waren mehr als dreihundert Vernehmungen der Anlieger angefallen, ohne dass darin zur Sache selbst irgendeine brauchbare Information enthalten gewesen wäre. Von den Vernehmungsprotokollen schickte man dann *ain verttigung [...] hinab gen lanndßhut*<sup>31</sup>.

Hinsichtlich der weiteren Entwicklung der Angelegenheit lassen uns die Quellen im Stich. Wir erfahren weder, wie die Unstimmigkeiten zwischen Hz. Georg und der Stadt bereinigt wurden. Noch erfahren wir, ob der Banden-

<sup>29</sup> *Ebda.*

<sup>30</sup> *Ebda.*

<sup>31</sup> *Ebda.*

anführer Hans Wasner wieder dingfest gemacht werden konnte, und wie das Verfahren gegen die drei anderen und ggf. gegen Wasner weitergeführt wurde und welche Strafen ausgeurteilt und ggf. vollstreckt wurden. Anzunehmen ist, dass diejenigen der Angeschuldigten, gegen die das Verfahren zu Ende geführt werden konnte, wohl mit dem Schwert gerichtet worden sein dürften. Denn die landschädlichen Leute hatten einerseits den Vorteil, dass sich nach dem Prinzip "wo kein Kläger, da kein Richter" häufig niemand fand, der als privater Ankläger eine Klage erhob und sich in die Prozessgefahr begab, zumal dann, wenn keine konkreten Rechtsgutsverletzungen vorlagen. Andererseits aber waren sie, wenn sie denn einmal angeklagt wurden, meist auch schon so gut wie verurteilt, weil man es dann eben mit dem Beweisverfahren nicht mehr so genau nahm, und häufig schon der schlechte Leumund für eine Verurteilung ausreichte.

# Die Werte des Alten Europa<sup>1</sup>

---

Peter Blickle

Das "Alte Europa" ist ein politischer Kampfbegriff. Die Regierung von George W. Bush hat als "Altes Europa" die Staaten geschmäht, die nicht mit in den Irak-Krieg gezogen sind. Kampfbegriff war das Wort aber auch schon bei seinem ersten Auftauchen in der Französischen Revolution von 1789. Die Revolutionäre sprachen vom "Ancien Régime", wenn sie die vorgängige Zeit des Absolutismus und die ihr eigene Herrschaft der Könige, des Adels und des Klerus bezeichnen wollten. Der französische Adelige Alexis de Tocqueville (1805-1859) hat anlässlich einer Studienreise nach Nordamerika zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der dortigen Demokratie die Herrschaft der Massen und mit ihr ein neues Zeitalter der Menschheitsgeschichte heraufziehen sehen und dieses scharf vom Ancien Régime getrennt. Karl Marx (1818-1883) hat aus dem Ancien Régime eine Gesellschaftsformation gemacht, von ihm Feudalismus genannt, und das Alte Europa im Kommunistischen Manifest von 1848 zum Reizbegriff ausgebaut: *Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dieses Gespenst verbündet.* Ferdinand Tönnies (1855-1936), Mitbegründer der deutschen Soziologie, assoziierte das Alte Europa mit *Gemeinschaft*, das moderne mit *Gesellschaft*. Das *echte Zusammenleben* bestand für ihn in der Gemeinschaft der Nachbarschaft, jener des Dorfes und der kleinen Stadt. Das Leben in der *Gesellschaft* der *Großstadt*, die immer stärker durch die Industrialisierung der Wirtschaft und die Proletarisierung der Menschen geprägt wurde, war lediglich ein *vorübergehendes und scheinbares*. Den Schlusspunkt unter diese Diskussion des 19. Jahrhunderts

---

<sup>1</sup> Der Vortrag wurde auf Einladung der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur und des Kulturamts des Bodenseekreises am 31. August 2008 im Bibliothekssaal des Schlosses Salem gehalten. Weiterführende Überlegungen und Literaturhinweise finden sich bei Peter Blickle: *Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne.* München 2008.

Die im Rahmen dieses Buches vorgetragenen Ausführungen zu den ethischen Konsequenzen des Christentums waren im begrenzten Umfang eines Vortrags nicht unterzubringen. Es gab eine spezifisch alteuropäische, allen christlichen Konfessionen gemeinsame Frömmigkeit, die sich als Schmerzensmannfrömmigkeit kennzeichnen lässt und eine Alltagsethik des "Mitleidens" generierte, die zur Normbildung im Bereich von Recht (Frieden, Ordnung) und persönlichem Status (Freiheit) in unterschiedlicher Weise beitrug.

setzte der Staatsrechtler Georg Jellinek (1851-1911) 1895 mit der Trennung der Weltgeschichte in zwei Hälften, eine vor und eine nach der Erklärung der Menschenrechte, die 1776 in Amerika und 1789 in Frankreich erfolgte. Es gibt kaum einen namhaften Philosophen, Soziologen, Theologen oder Historiker, der nicht die Zeit um und nach 1800 als tiefen Epocheneinschnitt wahrgenommen hätte. Amerikanische Revolution, Französische Revolution und Industrielle Revolution bilden diesen Epocheneinschnitt begrifflich ab.

Wann das Alte Europa begann, ist weniger klar, und entsprechend unklar bleibt auch, was es prägte. Darüber nachzudenken soll in der Absicht erfolgen, Werte herauszuarbeiten, die das Alte Europa ausgebildet und die es an die Moderne weitergegeben hat. Zu sagen, Europa verdanke seine Werte der Antike, dem Christentum und der Aufklärung, bleibt eigentümlich unbestimmt und offenbar nicht aktualisierbar. Es gibt meines Wissens keine konsistente Theorie, die beschrieb, was die Moderne der Aufklärung, dem Christentum und der Antike wirklich verdankt. "Menschenrechte" und "Demokratie", die doppelte Legitimation des Westens, gelten bis heute als Hervorbringung der Aufklärung, folglich könnte man alle Geschichte davor eigentlich vergessen.

Einen Einschnitt in der kontinuierlichen Geschichte Europas, vergleichbar dem um 1800, kann man für die Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts namhaft machen. Was zwischen 1200 und 1800 liegt, möchte ich das Alte Europa nennen. Es sind drei ineinander verstreute Erscheinungen, die dem Alten Europa sein unverwechselbares Aussehen gaben – erstens die Organisation von politischer Macht über das Haus, zweitens der Friede als Rechtsrahmen für Struktur und Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft und drittens Unruhen als Grund für das "Ordnung machen". Daraus entstanden "Werte", die das Alte Europa als Erbschaft an das moderne Europa weitergegeben hat.

## 1 Das Haus

Häuser, die diesen Namen verdienen, Fachwerkhäuser, Blockhäuser, Steinhäuser und Burgen entstanden um 1200, zuvor galten Häuser als Fahrhabe, konnten folglich auf Wagen geladen und an anderer Stelle wieder errichtet werden. Das Wohnen der Menschen ist ein Wohnen in Häusern. So blieb es 600 Jahre bis Bevölkerungswachstum und Industrialisierung den großen Wandel brachten, das Wohnen in Mietskasernen.

Um das feste Haus organisierte sich die gesamte Wirtschaft. Besonders eindrücklich belegt das die Landwirtschaft. Das europaweit verbreitete System der Dreifelderwirtschaft war insofern auf das Haus bezogen, als jedes Flurstück nicht zu einer Person, sondern zu einem Hof gehörte. Das Handwerk in der Stadt produzierte durchgehend in der Einheit des Hauses. In beiden Fällen waren Wohnen und Arbeiten nicht getrennt. Die gesamte Wirtschaft, kann man sagen, war hausbezogen. Das hatte die Ausbildung einer Wirtschaftsethik zur Folge, die in der deutschen Sprache "Hausnotdurft" oder "Hausbrauch" genannt wurde. Was für ein Haus und die in ihm lebenden Menschen "notdürftig" war, was das Haus "brauchte" – die Gelehrten Europas sprechen von der "necessitas domestica" – musste sichergestellt sein. Niklas Luhmann, der neben Jürgen Habermas vielleicht wichtigste Soziologe des 20. Jahrhunderts, sieht in der Hausnotdurft geradezu einen Kodierungsbegriff für die alteuropäische Wirtschaft.

Das Haus wurde in einer Art mentalitätsprägend, die sich sogar in der Alltagssprache niedergeschlagen hat. "Hausen" ist in Süddeutschland ein Begriff für eine ordentliche Lebensführung. Wer nicht "hausen" konnte, galt als schlechter Nachbar. Im Badischen war ein solcher ein "Übelhauser", der im Wirtshaus saß, Karten spielte, Schulden machte und müßig ging. Ehen wurden getrennt, wenn Männer mit ihren Frauen oder Frauen mit ihren Männern nicht "hausen" konnten.

Das Haus war der Organisationskern nicht nur für die Wirtschaft, sondern auch für Herrschaft. *Das Recht [...], der Familie oder dem Hauswesen vorzustehen*, so weiß es das berühmteste Lexikon des 18. Jahrhunderts, *kommt dem Haus-Vater principaliter und hauptsächlich zu, als welcher gleichsam ein König und Fürst in seinem Hause ist, Secundario aber, und wie die Frau, als Haus-Mutter, dem Hauswesen gleichfalls mit vorstehen, und selbiges verwalten helfen soll, kann ihr einiges Recht zugeschrieben werden*. Haus und Ehe rücken hier ganz eng aneinander. Dieser Sachverhalt hat auch eine theologische Durcharbeitung erfahren. Das Haus unterstand *der eltern oberkeit*, sagte Martin Luther (1483-1546). Ihr hatten alle zu gehorchen, Kinder und das Gesinde, kurzum *alle, die ins haus regiment gefasset sind*. Das Hausregiment war für ihn das erste von Gott in der Welt eingerichtete Herrschaftsverhältnis und damit auch die Urform für jede Staats- und Herrschaftsform. *Denn, so Luther, aus der eltern oberkeit fleusset und breitet sich auch alle andere*. Das war noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wenn auch in säkularisierter Form, eine durchaus europäische Überzeugung. *Économie domestique*, so fasste Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) den Diskussionsstand seiner Zeit zusammen, *bezeichnet ursprünglich die weise und legitime Regierung des Hauses für das Gemeinwohl der ganzen Familie. Der Sinn des Begriffs wurde in der Folge ausgeweitet auf die Regierung der großen Familie, die der Staat [état] ist*.

Über das Haus wurden seit dem 14. Jahrhundert in allen europäischen Ländern zahllose Traktate geschrieben. Einer der erfolgreichsten, Johannes Colers (1566-1639) *Oeconomia ruralis et domestica*, der von 1591 an 65 Auflagen erlebte, bringt diese Auffassung nochmals auf den entscheidenden Punkt. *Die Oeconomia, das ist der griechisch-lateinische Begriff für Haushaltung, ist eine Monarchia/ das ist/ ein solch Regiment/ darinnen nur einer Herrschet/ vnd Regieret*. Und, fügt er hinzu, es gibt vier Formen der *Oeconomia*, die königliche, die adelige, die bürgerliche und die bäuerliche.

Das Haus und nur das Haus war der Sitz der Macht. Wie die Häuser zueinander standen und untereinander verbunden waren, prägte die Formen politischer Organisation. Davon gab es zwei, mehr nicht. Häuser konnten vertikal geordnet sein, dann entstand – von unten nach oben – eine Hierarchie vom Haus des Bauern oder Bürgers über das Haus des Adligen, das des Fürsten bis zum Haus des Königs. Europa nannte das Herrschaft. Waren sie horizontal geordnet, entstand daraus eine Nachbarschaft prinzipiell gleichwertiger Häuser, die in zwei Ausprägungen in Erscheinung trat, als Dorf und Stadt. Europa nannte das Gemeinde. Herrschaft übten Adelige und die ihnen gleichrangigen Äbte, Fürsten und die ihnen entsprechenden Bischöfe und Könige aus. In allen Fällen legitimierte sich die Herrschaft aus dem Haus, selbst Klöster nannten sich "Haus Gottes". Der Abt von Salem war Vorsteher des *wirdigen gothuß Salmenswil*, seine Untertanen hießen *gemeine gothuslütte*. Das "Haus Württemberg", die "casa

d'Austria", das "house Stuart" brachten die Hausbezogenheit der königlichen Herrschaft sprachlich gut zum Ausdruck.

Seit dem 13. Jahrhundert erfolgte ein Prozess der Machtsteigerung der Könige auf Kosten aller ihnen eigentlich standesgleichen Adeligen. Von Tausenden von Herrschaften im 13. Jahrhundert blieben, genau besehen, rund ein Dutzend Königreiche im späten 18. Jahrhundert übrig. In der Praxis bildeten die Könige die Gesetzgebung und Verwaltung, die Steuer und das Heer aus. "Gewalttat und Krieg" schufen die Monarchien, sagt Wolfgang Reinhard, die stehenden Heere der Soldaten und die sitzenden Heere der Beamten wurden ihre Machtbasis. Dafür wurde eine Ideologie ausgebildet, die den König vom Rest seiner adeligen Standesgenossen unterschied – er regierte "von Gottes Gnaden". Königliche Herrschaft war jedoch nie reine Monarchie. Denn nahezu zeitgleich mit ihrer Ausbildung war als Gesellschaftstheorie jene von den drei Ständen Adel, Geistlichkeit und Dritter Stand entstanden. Politisch konkretisierte sich die Theorie im "Ständestaat". Stände hatten das Recht, den König (oder Fürsten) zu beraten. Unabdingbares Qualifikationskriterium war indessen die Verfügung über Haus und Herrschaft. Das galt für Adelige wie für Bauern. Nicht die Wittelsbacher erschienen auf dem Reichstag, sondern die Herzöge von Bayern, nicht Engländer hatten das aktive Wahlrecht für das "house of commons" (Kammer des gemeinen Mannes, Unterhaus), sondern die Inhaber eines qualifizierten Hofes, "freehold" (Freigut) genannt. Die politischen Stände traten nach Einberufung durch den König zusammen, um Steuern zu bewilligen, über Krieg und Frieden zu entscheiden oder große Gesetzesvorhaben zu bestätigen. Königsherrschaft war folglich ständisch konsensual gebundene Herrschaft, auch wenn die Praxis diesem Satz oft Hohn gesprochen hat.

Feste Häuser fielen zusammen mit einem Prozess der Siedlungskonzentration. Es entstanden, vielleicht infolge des Bevölkerungswachstums, vielleicht wegen des Wunsches nach mehr Geselligkeit und Schutz, Nachbarschaften in großer Vielfalt, um Kirchen, an Straßenkreuzungen, unter Burgen, bei Klöstern, um alte Verwaltungszentren. Typologisch hatten sich zwei dominante Formen herausgebildet – das Dorf und die Stadt. Alexis de Tocqueville hat beide unter dem Begriff Gemeinde (*commune, communauté*) zusammengefasst und ihnen, nachdem er sie sowohl im modernen Amerika wie im Alten Europa studiert hatte, eine geradezu naturrechtliche Qualität zugeschrieben. *Die Gemeinde scheint unmittelbar aus der Hand Gottes zu kommen.* Juristen haben Stadt und Dorf schon im 13. Jahrhundert als "communitas" bezeichnet – ein Wort, das sich in dieser Bedeutung bis ins 18. Jahrhundert gehalten hat. Als Kronzeuge mag der Konsul des Dorfes Cannet in der Provence dienen. *Eine Gemeinde [communauté] ist eine Ansammlung von gleichartigen Interessenten, die durch ein Statut [règlement] gelenkt werden,* und, so fügt er hinzu, diese Verbindung stiftet einen "contrat social" (Gesellschaftsvertrag).

Die Ausbildung und Ausbreitung der Gemeinden vollzog sich stürmisch. Sie begann um 1200 in Mittel- und Oberitalien, erfasste dann Südfrankreich und Spanien, das Reich einschließlich der Schweiz und den Niederlanden und zuletzt Skandinavien. Auf 15.000 Munizipalitäten hat es Spanien gebracht, auf 40.000 Gemeinden Frankreich. Macht wurde auch in der Gemeinde ausgeübt. Aber im Gegensatz zur Monarchie legitimierte sie sich nicht aus dem adeligen Stand und dem Geblüt, sondern aus der notwendigen Organisation des Alltags



der nebeneinander stehenden Häuser. Ein Zug ins Praktische kennzeichnete damit die Kommunen. Ihre Aufmerksamkeit galt dem Brandschutz und der Sicherheit auf den Straßen, den Backstuben und den Badstuben, der Nutzung der Allmende und der Zuteilung des Holzes. So entstanden einerseits lokale Statuten – modern gesprochen Gesetze – und andererseits kommunale Ämter, die Räte und Bürgermeister in den Städten und die Vierer, Sechser, Zwölfer und Ammänner auf dem Land. Die Gemeinde schuf recht eigentlich den “öffentlichen Raum”, lange bevor die Könige sich dafür interessiert haben. So bildete die Gemeinde das Urgestein des Politischen. Verließ der Bauer oder Städter sein Haus, dann wurde er nicht nur Untertan seines Fürsten und Königs, sondern in seiner Gemeinde zum Bürger. In der Gemeindeversammlung, die mindestens einmal jährlich stattfand, wurde dieses Bürgerrecht wahrgenommen – dort wurden die Stadt- und die Dorfrechte gemacht, dort wurden die gemeindlichen Ämter vergeben.

## 2 Friede als Rechtsrahmen für Wirtschaft und Gesellschaft

Zum “Hausrecht” gehört noch heute, ein Hausverbot aussprechen zu können, “Hausfriedensbruch” wird mit Freiheits- oder Geldstrafen geahndet. “Im Haus herrscht Friede” galt als eiserne Rechtsnorm im Alten Europa. Es liegt in der Logik dieses Rechtssatzes, dass mit dem Zusammenrücken der Häuser, dem Entstehen der Städte und Dörfer also, der Friedensbezirk über das Haus hinaus auf das Dorf und die Stadt insgesamt ausgedehnt wurde. Das war um 1200 keinesfalls ein bestehender Zustand, denn das Mittelalter erlaubte unter bestimmten Umständen die Durchsetzung eines Rechtsanspruchs mit Gewalt – die Zeitgenossen nannten das Fehde. Felder wurden abgebrannt, Weinstöcke ausgehauen, Vieh weggetrieben, Häuser in Brand gesteckt, die Kaufmannswaren auf den Straßen geraubt, gelegentlich auch Menschen erstochen, um den Gegner zu schädigen und ihn zur Anerkennung des eigenen Rechtsstandpunkts zu zwingen. Sich so sein Recht zu erzwingen, wurde vornehmlich vom Adel praktiziert, aber keineswegs nur von ihm. Arbeit wurde auf diese Weise vernichtet, das war unerträglich für jenen Teil der Gesellschaft, der sich über Arbeit definierte, die Bauern und die Handwerker. Insofern ging von den Gemeinden ein starker Schub aus, generell Frieden herzustellen.

In einer geradezu dramatischen Inszenierung wurde in vielen Stadt- und Landgemeinden der Friede geschaffen. Das Mittelalter sprach in solchen Fällen von einer “coniuratio” (Eidgenossenschaft) – die Schweizer Eidgenossenschaft hat von da ihren Namen – oder einer “pax iurata” (beschworener Friede). Dabei handelte es sich um den verbindlichen Schwur aller Nachbarn, vereinbarte politische Ziele mit aller Kraft durchsetzen zu wollen. Vorrangig war immer der lokale Friede, nachgeordnet entstand ein entsprechend ortsbezogenes Recht, das den Frieden gewährleisten sollte. Auf solchen Eiden gründeten viele Städte Oberitaliens, viele Reichsstädte, manche Städte Frankreichs und der Niederlande, aber auch Dörfer in Nordfrankreich, im nördlichen Spanien und in Oberdeutschland. Die Verschwörung galt als Vertrag. Der Vertragstext lautete: Gewaltakte finden nicht mehr statt; alle Rechtsansprüche sind durch Gerichte zu entscheiden. Insofern wurde mit jeder “coniuratio” aus einer Menschenmenge ein moralischer, rechtlicher und politischer Körper. Der Verschwörungsakt hat sich in der kommunalen Erinnerung tief eingegraben, denn er wurde jährlich erneuert und

festlich ausgestaltet. Der letzte Rest dieser Bürgerkultur ist der jährliche Schwörtag in Reutlingen, Esslingen und Ulm.

In Ulm haben 1376 die Handwerker die Patrizier veranlasst, dass diese *mit gutem frien Willen unbezwinglich [...] uns gemeinen Handwerkslut zu den Hailigen gelerte Aide gesworn mit uferbotten Handen, stett zu halten*, was die Gemeinde an Geboten *und Gesetzen* erließ, die zu *fründschaft, Zucht und Fride* dienten. Viele der Patrizier waren Adelige und als solche verpflichtet, im Falle einer Fehde ihren Verwandten im Hinterland der Stadt militärisch Hilfe zu leisten. Das zog nicht selten die Gewalt in die Stadt. Damit hatte es nach 1376 ein Ende. Der Friede in der Stadt und im Dorf sicherte noch keinen generellen Frieden, außerhalb der Stadtmauern und der Dorfetter, auf den Landstraßen und auf den Feldern. Also bemühten sich die Gemeinden, durch Bündnisse den Frieden auszuweiten. Städtebünde wurden allenthalben geschlossen – der rheinische, der schwäbische und der städtehansische im Reich, der lombardische in Italien, die “hermandad” (Bruderschaft) in Kastilien. Der Druck der Gesellschaft auf die Könige wuchs, diesem Beispiel zu folgen, und so weitete sich auch der Königsfriede im Spätmittelalter sachlich und räumlich immer weiter aus. Den Abschluss dieser Entwicklung bildeten der “Ewige Reichslandfriede” Kaiser Maximilians von 1495 und die spanische “Santa Hermandad” König Ferdinands von 1486. Das bedeutete gleichzeitig eine Schwächung des europäischen Adels.

Den Frieden in den Königreichen und Fürstentümern durchgesetzt zu haben, zählt zu den epochalen und einmaligen Kulturleistungen Europas. Sein Gegenstück, die Außerkraftsetzung des Krieges, fehlt bis heute. Der Friede war der Rechtsrahmen, in dem sich Wirtschaft und Gesellschaft relativ geschützt entwickeln konnten.

Die Wirtschaft hatte mit der Ausdifferenzierung in Landwirtschaft und Handwerk und ihrer Lokalisierung im Dorf beziehungsweise in der Stadt eine Form gefunden, die sich bis zur Industriellen Revolution nur wenig geändert hat. Die landwirtschaftliche Kulturfläche war nicht erweiterbar und die durchschnittlichen Ernteerträge blieben relativ konstant – das Verhältnis von Aussaat zu Ernte bewegte sich zwischen 1:4 bis 1:6. Auch der Arbeitsaufwand zur Erzeugung dieser Erträge blieb hoch. Deswegen lebten die meisten Menschen auf dem Land und von der Landwirtschaft, in Deutschland waren um 1800 nur 12,3 % aller Beschäftigten im Handwerk und in der Stadt tätig. Ein bäuerlicher Betrieb von fünf Personen ernährte noch am Ende des Alten Europa nicht mehr als statistisch ausgedrückt 1,4 Städter, heute sind es rund 150. Handwerker und Gewerbetreibende arbeiteten in ihrer großen Masse für die Deckung der menschlichen Existenzbedürfnisse – für Kleidung, Wohnung und Nahrung. Deswegen sind der Weber und der Zimmermann auf zahllosen bildlichen Darstellungen der emblematische Abdruck für das Handwerk schlechthin.

Von hier gewinnt die “Hausnotdurft” beziehungsweise der “Hausbrauch” ihre ökonomische Logik. Es ging darum, die Auskömmlichkeit zu sichern, es gab vor der Industriellen Revolution kein “Wachstum”. Berechnungen für Deutschland kommen auf eine Steigerung des Realeinkommens zwischen 800 und 1800 von 50 %, das sind in 1.000 Jahren weniger als in den zehn Jahren Bundesrepublik zwischen 1950 und 1960. Unsere heutige, auf Wachstum fixierte Wirtschaftsideologie war dem Alten Europa völlig fremd. Als Wirtschaftsraum war Europa ein ruhiger Kontinent.

Das ist anders hinsichtlich der Gesellschaft. Von rund 1200 bis zur Französischen Revolution gliederte sich die Gesellschaft in Theorie und Praxis in drei Stände – den Adel, die Geistlichkeit und die Bauern und Bürger umfassenden “laboratores” (Arbeiter). Adel und Geistlichkeit galten als frei, Bauern und Handwerker waren leibeigen. Das hat Europa nicht ertragen, und so ist seine Geschichte stark geprägt durch einen teilweise durchaus dramatischen Prozess der Emanzipation der Leibeigenen von ihren Herren, an dessen Ende 1789 die Freiheit als Menschenrecht stand. Leibeigene konnten ihren Ehepartner nicht frei wählen, konnten keinen handwerklichen Beruf ausüben, hatten hohe Anteile am Ertrag ihres Hofes beim Tod ihrem Herrn zu überlassen und ihm Dienste zu leisten – in Ostmitteleuropa waren es schließlich sommers oft sechs Tage in der Woche. Freiheit hieß dementsprechend: freie Heirat, Freizügigkeit und Verfügung über den Ertrag der eigenen Arbeit. Die Motive, sich aus der Leibeigenschaft zu lösen, waren der menschlichen Natur geschuldet – dem Bedürfnis, den Ehepartner frei zu wählen, sich an den geeignetsten Ort fortzubringen und seine Arbeit nicht nur für andere zu tun.

Dieser Prozess war begleitet von zahlreichen Aufständen und Revolten, die sich mehr oder minder kontinuierlich durch sechs Jahrhunderte europäischer Geschichte ziehen. Zwei Beispiele sollen das belegen.

Am 2. Juni 1381 verschworen sich Bauern in der Grafschaft Kent zu einer “congregatio”. Der Eid ist überliefert. Er diente als Grundlage für die Verhandlungen mit dem König. *No one should be a serf*, niemand soll ein Leibeigener sein, heißt es dort, das Obereigentum des Adels an Grund und Boden soll nur noch in der Weise respektiert werden, dass für jeden acre Land jährlich 4 pence bezahlt werden und das “common law” (englische Recht) muss ausgewechselt werden gegen *certain laws proposed by themselves* (von ihnen selbst in Vorschlag gebrachte Gesetze). Auf dem Zug von Kent nach London wurden die am Weg liegenden Schlösser des Adels niedergebrannt, der Erzbischof von Canterbury, der Kanzler Sudbury und der Schatzkanzler Hales ermordet. Im Gegenzug wurden die “Commons” (der gemeine Mann) von Truppen des Königs niedergeschlagen. Indessen hatte die “serfdom” (Leibeigenschaft) in England keine Zukunft, um 1500 war sie gänzlich verblasst. In Katalonien kam es 1450 in zwei Provinzen zu bäuerlichen Unruhen. Die “mals usos”, die bösen Gewohnheiten, sollten aufgehoben werden. Sie räumten den adeligen Herren gegenüber ihren Leibeigenen weitgehende Rechte ein – vom demütigenden Ausreißen der Haare bis zur Hinrichtung. In Beschwerdeschriften von 1448 und 1449 gaben die Leibeigenen ihrer Überzeugung Ausdruck, durch den Kreuzestod Christi habe Gott allen Menschen ihre Freiheit (*libertas*) wiedergegeben und die “mals usos” stünden im Widerspruch zu den Geboten Gottes (*mandata divina*). Die Ermordung von Steuereintreibern 1481 war offenbar das Signal zu massenhaften Aufständen, die 1484 ihren Höhepunkt erreichten und im folgenden Jahr militärisch niedergeschlagen wurden. Überraschenderweise verfügte der König in einem Urteilsspruch vom 21. April 1486, die Freiheit könne erkauft werden, und erklärte die “mals usos” für abgeschafft. In den folgenden Jahrzehnten erfolgte dann die Abwicklung der Ablösungsgeschäfte über Syndikate, die mehr als der Hälfte der Bauern Kataloniens die Freiheit brachten.

Mit der Freiheit entwickelte sich auch das Eigentum, zwangsläufig. Die Abgaben, die bislang beim Tod eines Leibeigenen entrichtet werden mussten –

teilweise war das der gesamte Nachlass – blieben in der Familie. Dieses Eigentum an der sogenannten Fahrhabe dehnte sich schrittweise auch auf die Liegenschaften aus, so dass schon im 18. Jahrhundert die Höfe oft als bäuerliches Eigentum, wenn auch ein mit Abgaben und Zinsen belastetes Eigentum, galten. Die Französische Revolution und die ihrem Geist verpflichtete Bauernbefreiung in allen europäischen Ländern haben die letzten Reste von Leibeigenschaft und Grundherrschaft endgültig beseitigt.

### 3 Unruhen als Grund für das “Ordnung machen”

Nicht nur die Leibeigenschaft hat Unruhen ausgelöst – Unruhen waren in Europa vom 13. bis zum 18. Jahrhundert endemisch. Annähernd 60 große “nationale” oder überregionale Aufstände lassen sich nachweisen, beginnend 1328 mit dem Aufstand in Flandern und endend mit der Pugachev-Revolution in Russland 1774. Sie fanden in allen europäischen Ländern und zu allen Zeiten statt.

Programmatisch besonders ausgeprägt war die “*revolución moderna*” in Kastilien 1520, die auf einem Bündnis der dreizehn größten Städte beruhte und als *Vereinigung und ewige Bruderschaft*, wie sie sich nannte, dem König den Entwurf einer Verfassung vorlegte, in der Absicht, die *utilidad de la república* (Gemeinwohl des Staates) zu fördern. Danach hätte das Parlament aus kommunalen Repräsentanten bestanden und aus seiner Mitte eine Art Regierung mit ministerienähnlichen Ressorts bestellt. Was hier vorliegt, ist der Versuch, eine Ständeversammlung in eine Nationalversammlung umzuwandeln, wie das als Auftakt der Revolution von 1789 in Frankreich geschah. Das Experiment ist von einem adeligen Heer von 8000 Rittern niedergeschlagen worden. Es hat sich 1525 im Reich im Bauernkrieg wiederholt. Im Erfolgsfall wäre aus dem Erzstift Salzburg (und anderen fürstlichen Territorien) eine Art Republik geworden: Der Landtag hätte aus Vertretern von Bauern, Bürgern und Bergknappen bestanden – unter Ausschluss der bisher privilegierten Stände Adel und Geistlichkeit –, aus ihrer Mitte wäre die Regierung bestellt worden und den Erzbischof hätte man auf Pension gesetzt. Wenige Jahrzehnte später verwandelte sich tatsächlich auf ähnliche Weise das Hochstift Sitten in die Republik Wallis. Das alles sind besonders weit getriebene politische Vorstellungen, im Allgemeinen ging es den Rebellen darum, ihre Interessen in den Fürstentümern und Königreichen besser und angemessener durchzusetzen.

Das geschah in der Regel zunächst durch Beschwerden, Suppliken, “*petitions*”, “*Gravamina*”, “*doléances*”. Wurden sie von den Obrigkeiten vom Tisch gewischt, konnte sich daraus in einem eskalierenden Verfahren eine Revolte entwickeln. In den Beschwerden steckte eine politisch gestalterische Kraft. Schon Jean Bodin (1529-1596), der führende Staatstheoretiker seiner Zeit in Europa, vertrat die Auffassung, Konflikte müsse der Staat integrieren. Sie seien dann innovatorisch, wenn sie als Beschwerden (*doléances*) über die Parlamente an den König übermittelt würden, während sie sich anderenfalls als heimlich angezettelte Verschwörungen entluden. Beschwerden, sollte das heißen, sind in die Gesetzgebungsverfahren mit einzubeziehen. Sich zu beklagen, echote Jean-Jacques Rousseau zweihundert Jahre später, ist *ein Recht, das die Natur allen Menschen gibt*, und selbstverständlich hat eine Regierung Beschwerden zu prüfen. Auf diese Weise sind Unruhen gewissermaßen eine Quelle der Gesetzgebung

geworden. Das lässt sich an vielen Beispielen zeigen. Die “Grande ordonnance” (das große Gesetz) des französischen Dauphin von 1358 war die Antwort auf das von Marcel Etienne und Robert Le Coq redigierte Beschwerdeheft (“cahier de remontrances”), das die Ursachen des großen Aufstandes von Paris, der “Jacquerie”, zusammenfasste. Die erste Landesordnung der Grafschaft Tirol von 1526 war die Antwort auf die Beschwerden der Tiroler Städte und Landgerichte. Aus den Beschwerden der Ämter in Schweden resultierten die Einrichtung der Arbeits- und Zuchthäuser und schließlich die für das ganze Königreich verbindlichen Armengesetze von 1732 und 1739.

“Gesetzgebung” ist ein derart durchschlagendes Unternehmen in Europa, dass Juristen geradezu vom “Gesetzgebungsstaat” sprechen. Der Begriff “Gesetz” kam um 1200 auf: Es ist der Theorie nach, anders als die Gewohnheit, der Brauch und das Recht, für alle verbindlich und hat den Umständen, Zeiten und Räumen, für die es gelten soll, angemessen Rechnung zu tragen. Das Gesetz erfordert einen vernünftigen Grund, es muss dem Gemeinwohl dienen, es muss beraten, ihm muss zugestimmt worden sein und es muss mit dem göttlichen Recht beziehungsweise dem Naturrecht übereinstimmen.

Europa hat zweimal sein Verständnis von Recht in grundsätzlicher Weise zusammengefasst. Rund um 1200 sind die großen Rechtskodifikationen der Landrechte entstanden, der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, das Recht der Langobarden für Italien und die Landrechte für die Großregionen in Schweden und Norwegen sowie für die Provinzen Frankreichs. Um 1800 entstanden als rechtlicher Niederschlag der Aufklärung der “Code Napoléon”, der vielfache Nachahmung in Europa gefunden hat, und das Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794. Diese Rechte regelten Grundsätzliches: Wem gehören Grund und Boden, welche Rechtsstellung haben Menschen, in welchen Formen lebt die Gesellschaft zusammen. In der Zeit zwischen 1200 und 1800 brachte das Gesetz die Dynamik in das Recht. Mittels des Gesetzes wurde der Raum zwischen den Häusern durch Normen erfasst und damit zum “öffentlichen Raum”. Das vordringlichste Anliegen bestand darin, diesen öffentlichen Raum zu befrieden. Daraus entwickelte sich das Strafrecht in seinen vielen Verästelungen. Um Mord, Diebstahl und Brandstiftung zu verhindern, wurde bis in die äußersten Winkel des Vorhofs dieser Vergehen hinaus normiert – Schlägereien wurden so unter Strafe gestellt, wie Beleidigungen, die zu solchen Gewalttätigkeiten führen konnten. Um scheinbar harmlose Streitereien zu vermeiden, wurde durch Gebote und Verbote reguliert, dass Waren nicht außerhalb ordentlicher Märkte verkauft wurden, dass aus Gründen der Sicherheit Brandschutzmaßnahmen befolgt wurden und wie die Armen zu versorgen seien. Es gab keinen denkbaren Bereich, der von der Gesetzgebung nicht erfasst worden wäre: Militär, Steuern, Jagd, Gesundheit, Handel und Gewerbe, Geld- und Kreditwesen, Armut, Religion, Ehe und Familie. Insofern hat das Gesetz eine Tendenz, sich ständig auszuweiten.

Der Begriff “Gesetzgebung” ist allerdings einseitig und damit eigentlich irreführend, weil er nur die Entstehung der Normen beschreibt, nicht jedoch ihren generellen Zweck. Das Alte Europa sprach deswegen häufig und treffender auch von “Ordnung machen”. “Ordnung machen” heißt Alltag regulieren. Das “Ordnung machen” begann verständlicherweise zuerst in den Agglomerationen der Städte und Dörfer wegen der dort entstehenden Probleme um 1200, wurde

im 15. und 16. Jahrhundert zu einem wichtigen Geschäft der Parlamente und schließlich im Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts von den Königen monopolisiert. Von den 6695 Gesetzen, die im Königreich Kastilien erlassen wurden, sind 960 im Parlament beraten und verabschiedet worden, überwiegend in der Zeit vor 1550, der Rest von 5.745 Gesetzen waren Akte des Königs.

Recht war nicht legitimationsbedürftig – es galt als von Gott in die Welt hineingelegt und musste nur ausgelegt werden, die säkularisierte Aufklärung nannte das Naturrecht. Das Gesetz hingegen bedurfte der Rechtfertigung – sie hieß gemeiner Nutzen oder Gemeinwohl, “bonum commune”, “bien common” und “common good”. Gesetz hieß also “Ordnung machen” zum Nutzen aller. In der Sprache von Aristoteles ist das Politik. Deswegen sprach man seit dem 15. Jahrhundert auch von “Policeyen” und in Frankreich von “police”. *Gutte gesatz, ordnungen und policeyen* wollte Graf Ulrich von Montfort und Rothenfels für seine Untertanen schaffen und erließ ein Gesetzbuch von 63 Artikeln, das den Titel Lanndtsordnung trägt.

#### 4 Zusammenfassung

Durch die Französische Revolution und ihre schließliche Generalisierung, auch wenn sie in manchen Ländern erst nach 100 Jahren erfolgte wie in Deutschland durch die Weimarer Republik, und durch die Industrielle Revolution, die sich gleichfalls über mehr als ein Jahrhundert erstreckte, hat sich Europa radikal von seinen eigenen Traditionen getrennt, sofern sie institutioneller Art waren, jedoch wesentliche Werte des Zusammenlebens, wenn auch nicht alle, übernommen. Das Ergebnis kann man in sechs Punkten zusammenfassen, in denen sich Momente des Bruchs und der Tradition verschränken.

1. Die Monarchie als ständisch konsensgebundene Herrschaft wurde zweifach liquidiert, durch den Übergang in die Republik und die Aufhebung der Stände, das heißt die Entprivilegierung von Adel und Geistlichkeit. Was blieb, war das Abstraktum Staat, das sich in Institutionen konkretisiert, die “Macht” verwalten.
2. Die Kommunen verloren ihren körperschaftlichen Charakter und wurden ausnahmslos zu untersten Verwaltungseinheiten des Staates, wenigstens vorübergehend. Das war insofern zwingend, als sich Staat vorwiegend über “Gesetzgebung” definierte, diese aber an die Partizipation aller Bürger band und damit eine Grundnorm der Korporationen (“ius statuendi”) integrierte. Die Legislative wurde zum Bürgerrecht.
3. Die organisatorische Lösung, den modernen Staat republikanisch zu unterfüttern, hieß “Parlamentarismus”. Begünstigend wirkte, dass alteuropäische und moderne Parlamente entscheidende Grundlagen gemeinsam haben – “Repräsentation” und “institutionellen Pluralismus”. Zur Repräsentation gehört danach der Konsens der Regierten zu Regierungsentscheidungen, institutioneller Pluralismus ist gegeben, weil Interessen zu verfolgen als berechtigt und letztlich Gemeinwohl fördernd anerkannt ist, gleichgültig ob sie durch Stände oder, wie heute, durch Parteien vertreten werden.
4. Weil Gesetzgebung zum Ausweis der Bürgerrechte wurde, gewann das Gesetz eine bislang nicht gehabte Würde. Gesetze in ihrer Summe gelten als Recht, beschränkend und kontrollierend auf die Gesetzgebung wirkt Recht allein in

Form der Menschenrechte. Diese bestehen in ihrem Kern in Freiheit und Eigentum.

5. Freiheit und Eigentum sind Errungenschaften des Alten Europa. Sie zu Menschenrechten zu "erklären", heißt nicht, sie schaffen. Ihre Begründung mit dem Naturrecht seit 200 Jahren ist die Folge einer Säkularisierung, die sich im Recht am nachhaltigsten ausgewirkt hat. Sein transzendentaler Bezug wurde Opfer einer Aufklärung, die das Christentum zur Absurdität erklärt hat. Freiheit und Eigentum sind als Rechtsgarantien in den Rang des alteuropäischen göttlichen Rechts gerückt. Joseph Ratzinger hat das die "absolute Profanität des Rechts" genannt. Letzte Instanz für die Organisation der Welt ist nicht ein als göttlich gedachtes Recht, sondern der Glaube an eine systemerhaltende Rationalität oder an eine "Alltagsvernunft". Der Fortschritt der letzten 200 Jahre scheint denen Recht zu geben, die das vertreten – von Max Weber bis zu Jürgen Habermas.

6. Gänzlich verschwunden ist das Haus, an dem Europa über 500 Jahre die Parameter für ein gutes Leben, eine gottgefällige Herrschaft und soziale Gerechtigkeit entwickelt hat. Das liegt an der Erfahrung der Möglichkeit wirtschaftlichen Wachstums und technischen Fortschritts, die dem Alten Europa fremd waren.

"Frieden", "Ordnung" und "Freiheit" hat das Alte Europa als Erbschaft dem modernen Europa hinterlassen. Sie sind ineinander verarbeitet, weil die Ordnung die sich über Jahrhunderte erstreckende Ausgestaltung des Friedens ist und die Freiheit im Prozess ihrer Entfaltung der Ordnungstätigkeit mehr und mehr ihre Richtung gibt. Frieden, Ordnung und Freiheit verdanken sich einer Gesellschaft, die sich auf das Haus gründet. Daraus entstanden die zwei Grundfiguren von Herrschaft und Gemeinde, die jene kreative Spannung überhaupt erst erzeugen konnten, aus der heraus das Alte Europa seine unverwechselbare Gestalt erhalten hat.

# Hieronymus Harder und seine zwölf Pflanzensammlungen

---

Werner Dobras

Im Jahre 1523 begann – mit einiger Sicherheit – in Meersburg am Bodensee der Lebenslauf des Hieronymus Harder, eines späteren Lateinschulmeisters, der aber nicht in dieser Eigenschaft, sondern als Schöpfer eines Dutzends von Herbarien bekannt wurde und aus der Botanikgeschichte nicht mehr wegzudenken ist. Gehören doch seine Pflanzensammlungen zu den ganz frühen dieser Art, können wir in diesen zwölf Folianten schließlich weit über 400 Jahre alte Pflanzen betrachten, Pflanzen, die einmal am Ufer oder im nahen Gebirge des Schwäbischen Meeres oder im Oberschwäbischen tatsächlich wuchsen und von unserem “Amateurbotaniker” seinerzeit gepflückt, gepresst, getrocknet und in schon meisterlicher Art in die Bücher geklebt wurden.

Im Jahr 1524 war sein Vater Johannes Harder (Haerder) am *St. Lienhartz tag* vom Amann und Rat der Stadt Meersburg zum Schulmeister und Messner bestellt worden, allerdings nur für ein Jahr, wie es im Protokoll ausdrücklich heißt, dazu noch mit halbjähriger Probezeit<sup>1</sup>. Da von Vater Harders Herkunftsort in den Unterlagen keine Rede ist, ist zu vermuten, dass er schon zuvor in Meersburg oder in nächster Nähe gelebt hat. Wann der Sohn Hieronymus geboren wurde, läßt sich archivalisch nicht ermitteln. Wir können das Geburtsjahr aber errechnen. Harder war nämlich zum Zeitpunkt seines Todes im Jahr 1607 immerhin 84 Jahre alt. Zurückgerechnet kommt man also auf das Jahr 1523. Damit aber spricht viel dafür, dass Harder in Meersburg das Licht der Welt erblickt hat, wenn auch nicht völlig ausgeschlossen bleibt, dass er von anderswo nach Meersburg gekommen und in diesem Falle an einem uns unbekanntem Ort geboren worden wäre. Wenn er sich später auch in seinem ersten (dem “Heidelberger”) Herbarium auf der Innenseite des vorderen Buchdeckels als Bregenzer bezeichnet, spricht dies nicht gegen diese Überlegung (Abb. 1). Schließlich kam er schon als kleiner, etwa 12-jähriger Junge nach Vorarlberg und wird sich daher mit Sicherheit als solchen betrachtet haben. In eben diesem ersten Herbar schrieb

---

<sup>1</sup> Vgl. Gustav *Sträß*: Schulverhältnisse zu Meersburg im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Konstanz 1883. S. 11.





er mit eigener Hand: *Ich Jeronimus Harderus von Bregentz hab dihs buch angefangen anno 1562. 4. die Februarii*, also am 4. Februar 1562. Noch etwas dürfen wir wohl aus dem Tätigkeitsort seines Vaters schließen: er war – zumindest damals – ziemlich sicher katholisch, sonst hätte er in Meersburg kaum eine Anstellung finden können. Dass Hieronymus später evangelisch wurde, ist ebenso sicher, wurde doch von ihm bei seiner ersten Anstellung verlangt, *dess Papsttums allerdings müssig [zu] steen*<sup>2</sup>.

Im Jahre 1535 ist Vater Johannes Harder samt seiner Familie nach Bregenz gezogen, wo er wieder als Lehrer tätig war. Am Freitag vor dem Michaelistag des Jahres 1535 notierte der Ratsschreiber von Bregenz: *Haben ain Ersamer Rath der Stadt Bregentz Hannsen Harder Burger zu Meerspurg zu ainem Schulmeister bestellt und angenommen*<sup>3</sup>. Dem Satz folgt eine Aufzählung der getroffenen Vereinbarungen. So erhielt Harder auch einen kleinen Krautgarten, der wohl dem kleinen Hieronymus erste botanische Anregungen gegeben haben wird. Vater Johannes wurde viel später, wohl als er schon im Ruhestand lebte, dort als Messner geführt, jedenfalls wird er am 10. Februar 1562 als solcher genannt. Eine „Harderin“ wird in den Bregenzer Steuerlisten von 1580 bis 1591 geführt. Sie wird wohl die zweite Frau des Johannes gewesen sein, also die Stiefmutter unseres Hieronymus. Was der junge Mann während der nächsten Jahrzehnte gemacht hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir erfahren später, dass er offensichtlich gut Latein konnte, denn als Lehrer dieses Faches hat er ab den 60er-Jahren sein weiteres, kaum aufregendes Leben verbracht. Als Nachfolger seines Vaters soll er von 1557 bis 1559 Lateinschulmeister in Bregenz gewesen sein<sup>4</sup>. Dagegen spricht aber, dass anlässlich seines Examens in Ulm ausdrücklich erwähnt wird, dass er etliche Zeit ohne Übung gewesen sei. Wir erfahren aus den wenigen Sätzen auch, dass Harder die Lateinschule besucht und sich all die Kenntnisse erworben hatte, die zum höheren Lehrerberuf notwendig waren. Wo er die Schulbank drückte, verschweigen uns die Aufzeichnungen allerdings. Sie sagen uns aber, dass er vor der genannten Bewerbung wahrscheinlich arbeitslos oder in einem anderen Beruf – möglicherweise gab er Nachhilfeunterricht – tätig war.

Nämlich erst im Jahre 1560 bekommen wir Hieronymus Harder urkundlich zu fassen. Im Protokoll des Ulmer Religionsamtes erfahren wir folgendes: *Iheronimus Harder vonn Bregenntz, welcher zum Lateinischen Schulampt gen Geislingen bit und begert, wurde in Ulm examiniert, wobei er zimlich wol bestanden, dann allein, das er etliche Zeit in der Übung nit gewest*. Seine Anstellung als Lateinschulmeister in Geislingen wird dabei in Aussicht gestellt, wo er dann *der Kirchen zu Geislingen mit Psalmennsingen und Catechismo halten vleissig ufwartenn, dess Papstumbs allerdings müssig steen, Sich auch alles Artzneyens unnd was derselbigenn Ding genntzlich enntschlagen, allein den Schul unnd sein bevelch wie obsteet anhenngig sein werde müssen*<sup>5</sup>. Schon damals also hat sich Harder offensichtlich mit der Anlage von Pflanzensammlungen befasst und seine botanischen Kenntnisse zu medizinischen Zwecken verwendet. Und

<sup>2</sup> StadtA Ulm A [6841] S. 199: Amtsprotokoll des Pfarrkirchenbaupflegamts vom 28.11.1560.

<sup>3</sup> StadtA Bregenz, Historisches Archiv, Akt 351 (Deutsche Schule). Freundlicher Hinweis von Herrn Stadtarchivar Thomas Klagian, Bregenz.

<sup>4</sup> Vgl. Karl Heinz *Burmeister*: Bausteine zur Geschichte der Bregenzer Lateinschule im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts. In: Ausstellungskatalog 6 des Vorarlberger Landesmuseums. Bregenz 1974. S. 14.

<sup>5</sup> StadtA Ulm A [6841] S. 199 (wie Anm. 2).

offensichtlich hatte er schon damals deswegen mit den Ärzten und Badern Ärger bekommen, wie später noch öfter.

Unter dem Datum des 11. Dezembers 1560 steht im Protokoll des Religionsamtes in Ulm, dass der Kandidat den Schuldienst in Geislingen aufnehmen soll, sobald sein Vorgänger Magister Paulus Veihel die Pfarrei in Weiler ob Helfenstein antreten könne. Die Stelle wurde ihm aber nicht länger zugesagt, *dann uff künfftige Visitation und sein Wohlverhalten*. Am 13. Mai des folgenden Jahres heißt es im gleichen Protokoll, es sei den Spitalpflegern zu Geislingen mitzuteilen, dass die Stelle von Veihel dem *Iheronimus Harder* als Schulmeister in Geislingen zugesprochen worden sei<sup>6</sup>.

Nach bestandener Probezeit konnte er auch seine Agatha, angeblich die Tochter eines Ulmer Gewürzhändlers<sup>7</sup>, heiraten. Drei Kinder wurden ihm an dem neuen Wirkungsort geboren: 1562 Margaretha, 1564 der Sohn Johannes, der später Arzt wurde und sich ebenfalls mit der Botanik befasste, und, erst nach längerer Zeit, nämlich 1571, die Tochter Maria. Es war das Jahr, in dem die Harders Geislingen verließen und ins nahe Überkingen übersiedelten, wo Hieronymus ebenfalls Schulmeister wurde. Nicht ganz ausgeschlossen ist aber auch, dass er das neue Amt erst 1572 antrat. In der Geislinger Zeit konnte Harder auch sein erstes nachweisbares Herbarium beginnen<sup>8</sup>.

In seinen Geislinger Jahren, aber auch noch, als er bereits in Überkingen Schulmeister war, gehörte Harder dort der Sebastiansbruderschaft an. Die Rechnungsbücher nennen ihn anno 1569 und 1573. Unter der Überschrift *Leib Zins der Schizen* ist vermerkt, dass er jeweils 1 Schilling 6 Heller zu zahlen hatte. Nicht verzeichnet ist er in den Jahren 1561 und 1578. Damals war die Bruderschaft in der Almosenpflege tätig<sup>9</sup>. Im November 1571 bat der damalige Überkinger Pfarrer Johannes Rudolf Wild die Herrschaft in Ulm um einen Schulmeister für die dortige Jugend mit den Worten *da wir hier noch nie keinen Schulmaister gehabt haben*. Er wies auf die Vorteile für die Kinder hin, wenn sie von einem Schulmeister unterrichtet und in Zucht genommen würden und machte auch Vorschläge für die Besoldung, die die Gemeinde übernehmen würde<sup>10</sup>. Das war offensichtlich das Signal für Harder, sich, aus welchen Gründen auch immer, zu verändern und sich in Überkingen zu bewerben. Schon zuvor hatte sich unser Schulmeister an anderen Orten bemüht, so um die Schulmeisterstelle in Leipheim (Kreis Günzburg). Seine Bitte um ein Empfehlungsschreiben an die Stadt Leipheim hatte aber das Pfarrkirchenbaupflegamt in Ulm abgelehnt. Die Stelle erhielt am 17. Oktober 1570 ein Leipheimer.

Wenn Schwimmer schreibt, Harder sei am 30. Oktober 1571 zum Schulmeister in dem ulmischen Dorf und Bad Überkingen ernannt worden, so ist das keineswegs bewiesen<sup>11</sup>. Im Amtsprotokoll des Pfarrkirchenbaupflegamtes für

<sup>6</sup> *Ebda.*, S. 254; Amtsprotokoll des Pfarrkirchenbaupflegamts vom 13.5.1561.

<sup>7</sup> Die Herkunft seiner Frau ist nicht zu belegen. Sie wird bei Friedrich *Schmack*: *Cornelia und die Heilkräuter*. In: *Ders.*: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Hamburg 1961. S. 325, als Tochter eines Gewürzhändlers genannt, was aber wohl einfach dichterische Freiheit ist.

<sup>8</sup> Heute in Privatbesitz in Heidelberg.

<sup>9</sup> Vgl. Helga *Übele*: Hieronymus Harder, Heilkundiger und Hobby-Botaniker des 16. Jahrhunderts. In: *Gemeinde Bad Überkingen* (Hg.): *Bad Überkingen mit Hausen, Unter- und Oberböhringen*. Bd. 2. Stuttgart 2002. S. 308.

<sup>10</sup> *Ebda.*, S. 308f.

<sup>11</sup> Vgl. Johann *Schwimmer*: Hieronymus Harder und seine Herbare. In: *Süddeutsche Apotheker-Zeitung* vom 24.5.1935.

die Jahre 1571-1577 heißt es lediglich für eben den 30. Oktober: [...] *desgleichen ist von Jeronimo Hardern von Geislingen die Supplikation so ein ehrbares Gericht zu Überkingen wegen eins Schulmeisters an mein gnädige Herrn gestellt, angenommen und soll zu der Visitation gebunden werden*<sup>12</sup>. Im Religionsprotokoll steht unter dem 1. November 1571, dass des Gerichts zu Überkingen Ansinnen, einen eigenen Schulmeister zu bekommen, kostenhalber vorläufig, *aber nit gar*<sup>13</sup>, abgelehnt worden sei. Wann also unser Harder die Stelle in Überkingen erhalten hat, ist nicht klar auszumachen. War es noch 1571? Oder, wahrscheinlicher, erst 1572? Angestellt wurde er dann aber nicht von der Stadt Ulm, sondern vom Gericht zu Überkingen. Die Besoldung war offenbar so knapp bemessen (wie damals bei Lehrern durchaus üblich), dass er immer wieder Bettelbriefe an die Ulmer Religionsherren schickte. Darin ist auch von einer festen Besoldung die Rede, auf die der Schreiber hoffte. Von Fall zu Fall wurde ihm auch eine *Verehrung*, sprich: Beihilfe, zuteil. So heißt es im Religionsamtsprotokoll von 1572 (zu der Zeit also war Harder jedenfalls schon Schulmeister in Überkingen): Dem Schulmeister zu Überkingen werden zwölf Gulden Verehrung bewilligt, aber sein Begehren, ihm eine ständige Besoldung zu geben, abgeschlagen, *dieweil ihn ein Gemeind angenommen und das Amt daher nicht schuldig sei, ihn zu unterhalten*<sup>14</sup>. Am 22. Februar 1575 wurden dem Überkingener Schulmeister auf seinen Antrag hin wiederum zehn Gulden bewilligt, allerdings mit der Ermahnung, dass er *künftig seine Sachen so anrichten [solle], dass meine Herren dieses seines Überlaufs überhebt werden. Dann man ihn künftig nit weiter helfen werde*. Harte Worte, die indes wohl nicht ganz so ernst zu nehmen waren, denn im Jahre 1578 griff man ihm wieder unter die Arme: *Dem Schulmeister zu Überkingen ist auf sein untertänig Anhalten abermals 12 fl [Gulden; W. D.] zu verehren bewilligt*.

Noch im gleichen Jahr 1578 hat Harder sein Amt als Schulmeister in Überkingen gegen das eines Präzeptors der ersten Klasse an der Lateinschule in Ulm eingetauscht. Schon ein Jahr zuvor war er für dieses Amt in Aussicht genommen worden. Der Eintrag vom 26. September 1577 im Religionsamtsprotokoll lautet kurz und knapp: *Der Schulmeister zu Überkingen, Jeronimus Harder [soll] in prima classis verwendet werden*. Erst das Protokoll vom 16. September 1578 verkündet, dass an die Stelle des Erhard Drechsel, der vom Präzeptor der ersten Klasse zu einem der zweiten aufrückte und innerhalb von vierzehn Tagen umziehen sollte, Harder gesetzt werde, der sofort nach seines Vorgängers Umzug ebenfalls umziehen und sein Amt antreten solle. Über diese Eröffnung hat sich Harder sehr gefreut, wie eine Randbemerkung zeigt: *der auch daran wohl zufrieden*. Harder verbrachte nun den Rest seines Lebens in Ulm. Nur noch einmal hat er Überkingen besucht, das war 1587. Er hat das Ereignis in einem seiner Herbarien notiert.

Nun begannen aber auch seine Altersbeschwerden. Im Stadtarchiv Lindau<sup>15</sup> befinden sich mehrere Briefe, die Harder in den letzten Lebensjahren geschrieben hat und die rührselig genug sind: er könne sich inzwischen kaum mehr an

<sup>12</sup> StadtA Ulm A [6843] fol. 9v: Amtsprotokoll des Pfarrkirchenbaupflegamtes vom 30.10.1571.

<sup>13</sup> StadtA Ulm, A [6875] fol. 72v: Religionsprotokoll vom 1.11.1571.

<sup>14</sup> *Ebda.*, fol. 118v: Religionsprotokoll vom 15.9.1572.

<sup>15</sup> StadtA Lindau RA (Reichsstädtische Akten) 49,6.

etwas erinnern und vergesse alles. Der erste Brief vom 23. Mai 1593 berührt uns noch heute besonders, beklagt Harder sich doch darin bei dem Adressaten, dem Stadtschreiber Johannes Bertlin, wegen seines schlechten Gedächtnisses, denn was er nicht aufschreibe, könne er kaum über eine Nacht im Gedächtnis behalten. Und als wolle er diese Klagen noch bekräftigen, fügt er hinzu, er erinnere sich aber wohl noch daran, dass ihm Bertlin vom Tode seiner Frau berichtet habe<sup>16</sup>. Er bestätigt dem Lindauer, dass er die Briefe an dessen Bruder weitergeleitet habe, nur wisse er nicht mehr, wann und durch wen dies geschehen sei, und er verspricht, künftig alles zu Papier zu bringen. Der an den *Ehrnbösten und fürnaemen Herren Jo[h]a[nn] Bertlin Stadtschreiber zu Lindaw meine[m] Ginstigen Lieben Herrnn u[nd] Freund* gerichtete Brief sagt uns auch etwas über den damaligen Titel Harders. Er nennt sich dort nämlich immer noch *pr[ae]ceptor der underste[n] Claß zu ulm in der Lateinischen Schul*. In einem Brief vom 17. März 1596 bedankt sich Harder artig für ein Geschenk und versichert dem Adressaten, er werde sich dessen würdig zeigen. Dieser Brief nennt Harders Namen, nicht aber seinen Titel als Schulmeister<sup>17</sup>. Offensichtlich litt Harder zumindest auch eine Zeitlang an einem Tinnitusleiden, jedenfalls kann man dies aus einer Notiz über das Jahr 1598 im Herbarium der Bayerischen Staatsbibliothek in München schließen. Es war wohl nun wirklich schlimm um Harder bestellt: Am 30. März 1604 heißt es, dass Harder wegen *Leybsschwachait* selten in die Klasse käme und die Stube dermaßen überheizt sei, dass die *Klaine Knäblin* [mit] *nassen Heuptern haimbkhom*[m]en<sup>18</sup>. Am 23. November des gleichen Jahres ging es nochmals um das gleiche Thema, ohne dass inzwischen Abhilfe geschafft worden war. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts klopfte dann auch mehrmals der Tod an Harders Tür: Am 29. September 1603 wurde seine Frau Agatha beerdigt, sicher auf dem gleichen Friedhof, auf dem auch er vier Jahre später seine eigene Ruhestätte finden sollte. Nach weiteren drei Jahren folgte der Sohn Johannes der Mutter ins Grab, von der Pest dahingerafft.

Am 18. September 1604 bat Harder die Religionsverordneten und Baupfleger, seine Tochter Christine nach seinem Ableben in der vorderen Schulbehäusung wohnen zu lassen. Gleichzeitig bat er, sofern er die Stelle in der Klasse aufgrund seines Alters, seiner Schwachheit nicht mehr versehen könne oder im Falle seines Todes, seinen wahrscheinlich zukünftigen Tochtermann (Schwiegersohn) Johannes Schoepf als seinen Nachfolger zu bestimmen, damit also seine Tochter auch ihren *Underschlauff und Aufenthalt nach mir* haben könnte<sup>19</sup>. Damals war Harder knapp 80 Jahre alt. Offensichtlich machten ihm seine körperlichen und geistigen Beschwerden immer mehr zu schaffen. Im Amt aber war er also noch immer. Wahrscheinlich hat er sich ein Jahr vor seinem Tode zur Ruhe gesetzt bzw. wurde er gesetzt. Darauf lässt sich jedenfalls schließen, weil sein besagter Schwiegersohn im Jahre 1606 Präzeptor der ersten Klasse wurde, was sich ja Harder schon zwei Jahre zuvor sehnlichst gewünscht hatte.

<sup>16</sup> Bertlin war erst 1588 von Memmingen nach Lindau gekommen.

<sup>17</sup> Der genaue Text findet sich abgedruckt bei Werner *Dobras*: Der Bregenzer Amateurbotaniker Hieronymus Harder und seine Beziehungen zum Lindauer Stadtschreiber Johannes Bertlin. In: Montfort 51 (1999) 3 S. 259-264.

<sup>18</sup> StadtA Ulm A [6876] fol. 139r: Religionsprotokoll vom 30.3.1604.

<sup>19</sup> Vgl. StadtA Ulm A [1968]: Supplication Hieronymus Harders.

Schließlich verließ auch Hieronymus Harder unsere Erde, auf der ihm die Pflanzen bis zu seinem Tode stete Freunde waren. Aus dem Evangelischen Kirchenregisteramt geht hervor, dass Harder am 27. April 1607 in Ulm begraben wurde. Wir kennen sein Grab nicht, dürfen aber mit Sicherheit davon ausgehen, dass es einmal auf dem Bürgerlichen Gottesacker – so wurde er seit der Reformation genannt – lag, also auf dem heutigen Alten Friedhof nördlich der Frauenstraße. Von den Grabstätten ist nichts erhalten geblieben<sup>20</sup>.

## Die Kinder

Ein kurzes Kapitel soll schließlich den Kindern Harders gewidmet sein, besteht doch auch bei ihnen eine vielfache Verbindung zur Botanik. So heiratete die älteste Tochter, Margaretha, getauft am 25. September 1562, am 14. Januar 1589, wie aus dem Ulmer Kirchenregister ersichtlich, den Überlinger Barbier und Bürger Hans Breehe (oder Bree), *Bartholome Breen Sohn von Überlingen*. Dieser Schwiegersohn war später im Besitz des Harder'schen Herbars, das schließlich wohl zum Vorbild für das älteste Apothekerherbar wurde.

Harders Sohn Johannes, getauft am 28. Januar 1564, studierte in Tübingen und Straßburg Medizin und brachte es am 19. Dezember 1593 zum Doktor der Medizin. In den Tübinger Universitätsmatrikeln<sup>22</sup> findet sich unter dem 1. April 1590 der Eintrag: *Joannes Harder Ulmensis*. Ein Nachtrag dort lautet: *Dr. med. 19. December 1593*. Seit 1594 war er Arzt in Geislingen. Eine vorgesehene jährliche Provision lehnte er aber ab. Im Jahre 1595 war er für kurze Zeit wegen Ehebruchs in Haft. 1600 wurde er Brechendoktor in Ulm. Er starb am 27. Juni 1606 und wurde zwei Tage später, am 29. Juni, begraben. Ins Grab folgte ihm ein Jahr später seine Witwe Katharina Burzhan. Wahrscheinlich hatte er sie 1594 in Geislingen geheiratet. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, die zwischen 1600 und 1606 getauft wurden.

Im Lindauer Stadtarchiv liegt ein längerer, von gelehrten Ausdrücken überladener Brief<sup>23</sup>, den Dr. Johannes Harder am 9. Juni 1597 an den Stadtschreiber Bertlin, den er als *Ornatissime Vir* anredet, geschrieben hat, sowie den Doktor Petrus Eckholt (Eggolt). Nach wenigen Zeilen kommt er auf den Zweck des Schreibens zu sprechen: Er habe gehört, dass auch in Lindau *schier mängel wolle sein an Medicis, ohnangesehen ier praeclarissimos Viros beij euch habt, als Clarissimu[m] Dominu[m] Doctorem Calixtum (qui quondam meus erat condiscipulus charissimu)*. Mit dem erwähnten Calixt ist Calixt Rietmann gemeint<sup>24</sup>, der seit dem Vorjahr, 1596, Stadtarzt in Lindau war<sup>25</sup>, und mit dem er also zusammen studiert hatte. Er würde nun gerne eine Stelle als Brechenarzt annehmen. In Geislingen bestünden für ihn keine echten Chancen als Arzt,

<sup>20</sup> Mitteilung Stadtarchivdirektor Dr. Hans Eugen Specker, Stadtarchiv Ulm, vom 26.10.1970.

<sup>21</sup> Werner Dobras: Hans Jakob Han und sein Herbarium aus dem Jahre 1594. In: Pharmazeutische Zeitung vom 23.10.1969. S. 1614-1617.

<sup>22</sup> Vgl. Heinrich *Hermelink* (Hg.): Die Matrikeln der Universität Tübingen von 1477-1600. Stuttgart 1906. S. 675.

<sup>23</sup> Vgl. StadtA Lindau RA 49,6; abgedruckt bei Dobras, Amateurbotaniker (wie Anm. 17) S. 263f.

<sup>24</sup> Vgl. Werner Dobras: Die Fachbibliothek eines Arztes aus dem 17. Jahrhundert in der Lindauer Stadtbücherei [gemeint ist die Stadtbibliothek]. In: Ärzte-Zeitung vom 1./2.3.1991, S. 30.

<sup>25</sup> Vgl. StadtA Lindau RA 49,6: Bestallungsurkunde Rietmanns.

da die Stadt einen Medicus, wie sonst in anderen Städten üblich, nicht besolde. Er könne sich dort also nur durch Praktizieren über Wasser halten. Als einen seiner Vorzüge nennt er seine Erfahrungen in Pestzeiten. Schließlich entschuldigt er sich für den langen, dreiseitigen Brief, und versichert nochmals, wie er sich in Lindau als Arzt bewähren würde. Unterschrieben ist der Brief mit Doctor *Joann[es] Harder[us] Medicus Geißlingensis etc.* Leider besitzen wir nicht einmal den Entwurf des Antwortschreibens von Bertlin an den Geislinger Arzt. Eine Anstellung jedenfalls hat Harder in Lindau nicht bekommen.

Johannes Harder ist für uns interessant, weil auch er sich wohl auf das Anlegen von Herbarien verstand. Das Buch- und Kunstantiquariat Dr. Helmut Tenner KG in Heidelberg bot 1979 sein (?) Herbar bei einer Versteigerung an, konnte es allerdings nicht verkaufen, da das Limit von 12.000 DM nicht erreicht wurde<sup>26</sup>. Ein anderes Herbar, das sich in der Wolfenbütteler Bibliothek befindet, trägt den Titel 'Historia plantarum collecta per Joannem Harderum Medicinae Doctorem'. Entstanden ist es zwischen 1593 und 1606. Der Verfasser des betreffenden Handschriftenkataloges, Otto von Heinemann, nahm allerdings an, dass es sich um den Botaniker Johann Jacob Harder handle. Eine weitere Sammlung von Johannes Harder soll sich in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien<sup>27</sup> befinden.

Harders zweite Tochter, Maria, die am 26. August 1571 getauft wurde, heiratete am 23. Juni 1598 in Ulm den Kaiserlichen Notar Victor Höchst von Kaufbeuren. Das vierte Kind Harders, die Tochter Christine, heiratete am 22. Januar 1605 Johannes Schoepf, der im gleichen Jahr Collaborateur an der lateinischen Schule in Ulm und 1606 Präzeptor der ersten Klasse wurde. Nach seinem Tod im Mai 1622 – begraben wurde er am 21. Mai – heiratete die Harder-Tochter 1623 in Tübingen einen Jakob Burkhardt. Um Christine und Johannes Schoepf hatte er sich schon vor deren Ehe Gedanken gemacht. Wie wir schon hörten, richtete Harder 1604 ein Gesuch an die Religionsverordneten und Baupfleger mit der Bitte, seine Tochter Christine nach seinem Ableben in der vorderen Schulbehausung wohnen zu lassen. Gleichzeitig empfahl er, sofern er die Stelle in der Klasse aufgrund seines Alters, seiner Schwachheit oder im Falle des Ablebens nicht mehr versehen könne, seinen wahrscheinlich zukünftigen Tochtermann Johannes Schoepf als Nachfolger zu bestimmen. Auch der Schwiegersohn Schoepf hat sich mit der Herstellung von Herbarien beschäftigt. Möglicherweise existiert von ihm noch ein siebenbändiges Herbarium, dessen Aufbewahrungsort freilich unbekannt ist. Auf jeden Fall ist er der Verfasser des 'Hortus Ulmensis, Ulmischer Paradiesgarten, d[as] i[st] ein Verzeichnis und Register der Simplizien,

<sup>26</sup> Im Katalog Auktion 124/II (17-18.Okt.1979) steht unter Nr. 1854: "Harder, J., Historia stirpium. Deutsche Handschrift auf Papier, letztes Viertel des 16. Jahrhunderts. Mit ca. 400 eingeklebten Pflanzen, bei vielen Pflanzen Ergänzungen (Wurzeln, Früchte, Zwiebeln, auch Humus und Blumentöpfe) von Hand gezeichnet und aquarelliert. Fol. Schweinsldrbd. d. Zt. mit blindgepr. Mittelstück und 3facher Filete auf beiden Deckeln. 1 (statt 2) Schließen (teilw. stärker beschabt, bestoßen), Titelbl., 12 Bll. Index, 2 w. Bll. Index, 2 w. Bll., 406 hs. Num. Bll. (221). 14000.- (Weiter): Prachtvolles und umfassendes Herbarium.- Bei dem Sammler und Verfasser handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Verwandten des Apothekers [sic!] Hieronymus Harder aus Geislingen. [...] Die Pflanzen sind vom Autor lateinisch u. deutsch beschriftet, bei den ersten Blättern Übersetzungen der Pflanzennamen in Polnisch eingefügt."

<sup>27</sup> Vgl. Ingrid Dreber: Das Herbarium des Hieronimus Harder (1574-1576). Wissenschaftshistorische Untersuchung eines frühen Herbars als Informationsquelle zur Beurteilung von Autor und Werk. Diss. München 1986. S. 52.

an der Zahl über 600, welche in Gärten und nechsten Bezirk umb die Stadt zu finden (Latine et germanice)<sup>28</sup>.

### Harders botanische Interessen

Dass Hieronymus Harder zumindest seit der Lebensmitte mit Botanik, was damals immer noch mehr oder weniger medizinische Botanik hieß, beschäftigt war, unterliegt keinem Zweifel. Sicher hat er sich damit aber schon viel früher befasst, woher sonst sollten seine Kenntnisse in diesem Fach kommen? Zahlreiche Stellen in seinen Pflanzensammlungen belegen dies durch entsprechende Notizen. Ein Eintrag in den Protokollen des Pfarrkirchenbaupflegamtes in Ulm beweist dies außerdem. Hier heißt es nämlich, dass sich der künftige Lehrer *auch allen Artzeneiens unnd waz derselbigenn Ding genntzlich enntschlagen müsse*. Seine Beschäftigung in dieser Richtung war also offensichtlich bekannt und berücksichtigt. Harder musste später nur zu oft Verweise seiner Vorgesetzten ertragen, die ihn ermahnten, dies zu unterlassen. Wie er zu diesem "Hobby" gekommen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. War es reine Liebe zur Pflanzenwelt? War das Anlegen von Herbarien auch ein Mittel zum Nebenerwerb? Einige seiner Herbarien gelangten schließlich an hohe Herren, die sich sicher spendierfreudig gezeigt haben, wie dies seinerzeit bei Zuwendung von Büchern üblich war. So mancher Autor erkundigte sich damals sogar zuvor, ob das Geschenk angenehm sei, was meistens nichts anderes hieß als: Bist du auch bereit, dafür entsprechend zu zahlen? Dagegen spricht bei Harder aber die Liebe zu den Pflanzen, die aus allen seinen Sammlungen nur allzu deutlich hervorgeht.

Ob Harder eine entsprechende botanische Bibliothek besaß, entzieht sich ebenfalls unserem Wissen. Obwohl er einige Autoren, in der Regel Zeitgenossen, zitiert, ist kaum anzunehmen, dass er diese Bücher auch zu eigen hatte. Wir wissen ja, dass Harder mehr oder weniger sein ganzes Leben hindurch am Hungertuche nagte und so mancher Bettelbrief von ihm an Vorgesetzte und andere Zahlungskräftige ging. Bei dem Preise der Bücher ist also kaum anzunehmen, dass er das Geld hatte, sich solche Folianten zu kaufen. Wir können wohl annehmen, dass er Gelegenheit hatte, diese Bücher bei Gönnern oder in Ulm selbst einzusehen. Es stellt sich aber die lösbare Frage, welche Autoren Harder kannte. Nun, in seinen Herbarien nennt er sie. Ob er weitere kannte, wissen wir natürlich auch nicht. Genannt werden bei ihm etwa: Appolinaris, Adam Lonicer, Hieronymus Tragus (Hieronymus Bock) und Dioskurides. Was er nach armer Leute Art gehabt haben wird, das sind handschriftliche Aufzeichnungen, denn ohne solche Notizen wäre er schließlich nicht in der Lage gewesen, ständig den deutschen Pflanzennamen auch noch die lateinischen (sprich: wissenschaftlichen) Namen hinzuzufügen. Wir können jedenfalls Harder bescheinigen, dass er, was die Fachliteratur betrifft, wenigstens einigermaßen auf der Höhe der Zeit war. Die hier genannte Literatur war in etwa das, was ein Arzt oder Apotheker zu seinem Handwerk brauchte, und "medizinisch" war er schließlich oft genug tätig. Sicher hat er sich auch ein kleines Taschengeld durch die Behandlung mit Pflanzen verdient und so doch vielleicht wenigstens etwas an Fachliteratur anschaffen können.

<sup>28</sup> *Ebda*, S. 52.



## Harders Herbarien

Wir möchten natürlich auch gerne wissen, wie viele solche Pflanzensammlungen Harder angelegt hat. Heute gehen wir davon aus, dass es insgesamt zwölf waren, jedenfalls sind uns so viele inzwischen bekannt. Vor dreißig Jahren waren es noch zehn. Im Ulmer Herbarium schreibt er, dass er bis dahin, also bis 1594, schon *etliche* [Herbarien; W. D.] *ins Werck* gebracht habe, nämlich sechs, wovon die beiden ersten Herzog Albrecht von Bayern, das dritte der Kurfürst von der Pfalz, ein viertes der Markgraf von Baden-Durlach, das fünfte der Bischof von Augsburg, *der von Kneringen*, und das sechste ein gewisser Dr. Joan Kern aus Innsbruck erhalten haben. Ein elftes konnte ich im Jahre 1979 in Zürich identifizieren. Erst jetzt wurde ich auf ein zwölftes Harder-Herbar aufmerksam, das sich in der Nationalbibliothek in Wien befindet. Der Einfachheit halber benennen wir seine Sammlungen nach den heutigen Aufbewahrungsorten, als da sind: Heidelberg, München (zwei), Rom (Vatikan), Salzburg, Ulm, Wien (zwei), Linz, Überlingen, Zürich und als letztes Lindau. Altersmäßig steht das Herbar in Heidelberg an erster und das Lindauer Herbar an letzter Stelle.

Um die Herbare von Harder zeitlich einordnen und würdigen zu können, ist es nötig, die Geschichte der Herbarien wenigstens anzuschneiden. Um es vorweg zu nehmen: Wer als Erster eine solche Pflanzensammlung, eine Sammlung mit gepressten echten Pflanzen, zusammengestellt hat, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. In der Regel hält man den Italiener Luca Ghini für den "Erfinder", was freilich zweifelhaft ist. So soll schon der Engländer John Falconer auf seinen Reisen um 1540 Pflanzen gesammelt und gepresst haben. Bei einigem Nachdenken wird man aber rasch zu der Ansicht kommen, dass diese Kunst ein, fach zufällig entstanden sein könnte. Schon der bibliophile englische Bischof Richard de Bury (1281-1345) schreibt empört von der Unsitte seiner Studenten, Pflanzen in ihre Studienbücher zu legen und diese dadurch ungewollt zu pressen. Es bedurfte dann nur noch eines kleinen Schrittes, bis man die gepresste Pflanze aufhob oder sie seiner Freundin schenkte, die dann, freilich kaum aus botanischen Gründen, für deren Aufbewahrung Sorge trug. Zur Zeit Harders mehren sich die erhalten gebliebenen Herbare. Jedenfalls dürfen wir unseren Hieronymus Harder zu den frühesten Herbaristen zählen, was für Deutschland ganz besonders gilt. Nicht vergessen aber darf werden, dass Harder in seinem römischen Herbar davon spricht, dass es auch schon Herbare in Deutschland gebe, die sich aber alle, wie er selbstbewusst schreibt, nicht mit den seinigen messen können.

## Zur Anlage der Harder-Herbarien

Im Grunde genommen kann man bei einiger Kenntnis seiner Arbeiten die Pflanzensammlungen unseres Hieronymus Harder fast auf den ersten Blick erkennen. Natürlich ist schon einmal seine gestochen scharfe Schrift ein wesentliches Erkennungsmittel. Aber auch die Anlage eines jeden seiner Herbare ähnelt der anderen. Er bezeichnet sie in der Regel als 'Kreuterbücher' oder 'Kreuterbiechlin' (in verschiedener Schreibweise). Dann gibt er die Anzahl der im Buch erhaltenen Pflanzen an. Meist bezieht er sich im oft ziemlich langen Titel auf den allmächtigen Gott, der die Kräuter hat wachsen lassen. In der Regel nennt er auch

seinen Namen und Titel. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht macht das Zürcher Herbarium, das auf eine Verfasserangabe verzichtet.

Am sichersten erkennbar aber sind Harders Herbare an den eingeklebten Pflanzen, die er in der Regel mit deutschem und lateinischem Namen benennt. Was aber auffällt und worin er ein Meister ist, das sind Ergänzungen an den Pflanzen. Pflanzenteile, die sich, wie man ja aus Erfahrung weiß, nicht oder kaum pressen lassen, hat er mit Farbe ergänzt. Wir sehen dann also nur einen echten Teil der Pflanze, deren schlecht pressbare Teile aber durch Pinsel und Tusche ergänzt sind. Ähnlich macht er es bei Pflanzenteilen, die beim Pressen allzu schnell ihre Farbe verlieren; sie hat er zwar gepresst, dann aber einfach mit entsprechender Farbe übermalt. Das kann so weit gehen, dass, wie wir dies am Herbarium in Vatikan sehen können, vom Aronstab (*Arum maculatum* L.) nur die beiden pfeilförmigen Blätter eingeklebt sind, die röhrenförmige Spatha aber durch eine Zeichnung ersetzt ist. Es war wahrscheinlich zu schwierig, beim Pressen ihre Originalfarbe zu erhalten. Mit Farbe konnte unser Sammler auch die Umgebung der Pflanzen darstellen. So hat er bei der Sumpfdotterblume im Salzburger Herbar einen Frosch daneben gesetzt, der natürlich auch zur wirklichen Umgebung der Pflanze gehört. Daß man freilich Kräuterbüchern ab und zu schon sehr früh solche Beigaben zugesellte, war schon lange keine ausgesprochene Seltenheit, sie nahmen meist Bezug auf die dargestellte Pflanze (Standort, Giftigkeit etc.). Moosen gab er manchmal einen gemalten Baumstamm als Hintergrund, ebenso machte er es mit dem Efeu. Mit seinen Pflanzenbildern wollte er, wie er immer wieder erwähnt, die Holzschneider und Maler übertreffen. Nur Gottes Werk sollten seine Pflanzen sein. Außer den Sammlungen, die sich heute in Linz und Lindau befinden, sind alle seine Werke Folianten, also verhältnismäßig große Bücher, deren Umfang bis an die 900 Pflanzen (und Pflanzenteile) heran reicht.

Walther Zimmermann, der sich schon in den 30er-Jahren mit Harder beschäftigt hat, schreibt: "Überall zeigt sich – und gerade das packt bei dem Eindringen in diese deutsche Herbarieninkunabel eigenartig – das Hineinwachsen eines schlichten Pflanzen- und Naturfreundes in eine neue Gedankenwelt. Man verspürt das noch unbeholfene, unsichere Tasten und hat den Eindruck, als versuche der Herbaranleger in den gefundenen Pflanzen diese oder jene Pflanze aus einer gedruckten Quelle in seiner Umgebung zu finden, ähnlich wie die ersten Kräuterbücher Pflanzen des Dioskurides in heimischen Gewächsen erkennen wollten."<sup>29</sup> Er meint damit unser Heidelberger Herbarium. Für die späteren Sammlungen treffen das Suchen und manche Unbeholfenheit kaum mehr zu.

## Das Heidelberger Herbar

Die älteste der Harder'schen Pflanzensammlungen befindet sich heute in Privatbesitz in Heidelberg<sup>30</sup>, also dort, wo auch einmal, freilich viel früher, ein weiteres Herbar dieses Mannes in der pfälzischen Bibliothek in der Heilig-Geist-Kirche

<sup>29</sup> Walther Zimmermann: Das Anfangsherbarium des Hieronymus Harder. In: Süddeutsche Apotheker-Zeitung vom 12.8.1936 S. 693-695, vom 27./30.10.1937 S. 834-836 und S. 845f und von 1937 S. 86-88.

<sup>30</sup> Ich danke der heutigen Besitzerin für ihre Hilfsbereitschaft und die Möglichkeit, ihr Herbarium zu fotografieren. Sie möchte namentlich nicht genannt werden.- Über dieses und die anderen Herbarien (mit Ausnahme des damals noch nicht bekannten Zürchers) vgl. Werner Dobras: Hieronymus Harder – sein Leben, seine Herbarien. In: Pharmazeutische Zeitung vom 20./27.8.1970 S. 1179-1185 und S. 1210-1218,



Abb. 2 - Herbarium in Heidelberg. Wie hier hat es Harder meistens gehalten und fast immer mehrere Pflanzen auf einer Seite untergebracht.

lag, bevor es seine Reise in den Vatikan antrat (Abb. 2). Harder war zur Zeit der Entstehung seines "Anfangsherbars", wie es in der Fachliteratur genannt wird, fast 40 Jahre alt. Dass es trotzdem seine erste Sammlung war, beweisen die vielen tastenden Versuche, die hier und da deutlich sichtbar werden. So hat er zwar schon, wie bei allen seinen späteren Herbaren, die Pflanzen ganzflächig aufgeleimt, es dann aber auch einmal mit dem Befestigen durch Papierstreifen – alten bedruckten und nun zerschnittenen Buchseiten – versucht. Hat er seinen Werken später fast stets ein Vorwort vorausgeschickt, verzichtet er hier noch ganz darauf. Auch mit den dann so gekonnter zugefügten farbigen Zeichnungen hält er sich hier noch ein wenig zurück. Vergleicht man zum Beispiel die auch in seinen späteren Sammlungen auftretende Wiedergabe des Aronstabes – malerisch abgebildet ist hier wie auch sonst der Blütenstand, dem echte Blätter beigegeben sind – mit den anderen Werken, so ist die Abbildung hier nur eine Karikatur der jüngeren. Später hat Harder in der Regel von echten Wurzel(stock)beigaben und anderen sperrigen Pflanzenteilen abgesehen, hier versucht er es häufig genug, ein bisschen zum Nachteil des Gesamteindrucks der Pflanze. Wurzeln und Rhizome lassen sich nun einmal schlecht pressen, tragen stark auf und drücken auf das nächste Blatt durch.

Als Anfänger zeigte sich hier Harder auch, wenn er viele Pflanzen nur mit dem deutschen Namen bezeichnete und nicht alle auch den wissenschaftlichen Namen erhalten haben. Und schon hier ist ihm eine Reihe von Fehlern unterlaufen, die eigentlich nur einem Anfänger in der Botanik unterlaufen sollten. So hat ihm Walther Zimmermann, auf dessen botanische Kenntnisse ich mich hier, jedenfalls teilweise, berufen muss, so manchen Mißgriff nachgewiesen. So verwechselte Harder die Bibernelle mit der Mohrrübe. Die *Prunella vulgaris* L. bezeichnet er einmal richtig als Braunelle, dann aber an anderer Stelle als *Primula*, ursprünglich sogar als *Primula maior*, wobei er später das zweite Wort aber wieder durchstrich. Dass er *Apiastrum*, eine sonst für *Melissa* übliche Bezeichnung, zu Anemonen-Arten setzte, kann man wohl darauf zurückführen, dass er für manche, ihm irgendwie bekannt gewordene Pflanzennamen Entsprechungen in der Natur suchte, wie dies auch in gedruckten Pflanzenbüchern bei versierten Autoren vorkam. Dass manche Pflanzen Harder aber gänzlich unbekannt waren, zeigt ein Beispiel auf Blatt 5 Harderscher Zählung (Abb. 3). Hier sehen wir *Gypsophila repens* L. (Kriechendes Gipskraut), eine Pflanze, die er wohl auf den Höhen des Bregenzer Waldes fand und zu der er schrieb: *Diss gewexlin hab ich an den stainichten Bergen gefunden ist mir noch unbekant. Später ergänzte er: Gries kraut Paronychiam aliqui vocitant.* Noch später trug eine spätere Hand, die öfters im Herbar zu finden ist, nach: *Lithospermum Spergula.* Zweimal fasste unser Sammler auch ganze Gruppen zusammen, nämlich *Mancherlay Gras geschlecht und Mancherlay Wicken.*

Bei dem vorliegenden Band handelt sich um einen stattlichen Folianten von der Größe 33 x 21 cm. Die zwei Buchenholzdeckel werden durch einem ca.

---

vom 17.9.1970 S. 1325-1329 und vom 17.12.1970 S. 1950-1957. Das Heidelberger Herbar kannte ich allerdings damals noch nicht aus eigener Anschauung.- Werner Dobras: Hieronymus Harder 1523-1607. Lehrer und Amateurbotaniker. In: Hohenstaufen/Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göttingen 5 (1995) S. 67-82.- Eine kurze Darstellung: Wilfried Berg: Hieronymus Harder (1523-1607), Lehrer in Geislingen und Bad Überkingen. In: Hohenstaufen/Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göttingen 4 (1994) S. 168-171.



Abb. 3 - Herbarium in Heidelberg. Manchmal hat unser Botaniker mehrere Pflanzen unter einen Nenner bringen wollen und hat sie dann einfach als "Mancherlay Grassgeschlecht" zusammengefasst.

sechs cm dicken Rücken aus rotem Leder, das vor allem am oberen und unteren Rand ziemlich beschädigt ist, miteinander verbunden. Eine ihrer Aufgabe nicht mehr gerecht werdende Bronzeschließe dient nur mehr schlecht als Verschluss für die 123 Blätter. Die ersten sieben und die letzten 18 Blätter sind nicht nummeriert, die dazwischen befindlichen Blätter zählen von eins bis hundert. Die Zählung beginnt bei der ersten eingeklebten Pflanze. Bis zum Blatt 86 sind die Blätter beidseitig beklebt, dann nur immer noch eine Seite. Es befinden sich aber auch Leerseiten darunter. Mehrere Papierblätter fallen durch ihre leicht hellere Farbe und auch durch wenig kleineres Format aus dem Rahmen. Die Innenseite des vorderen Deckels hat nur eine kurze, aber wichtige Aussage zu verkünden. Hier nämlich lesen wir am oberen Rand: *Ich Jeronimus Harderus von Bregentz hab diss buch angefangen Anno (15)62. 4. Die Februarü.* Harder bezeichnet sich also als Bregenzer und nennt uns den Zeitpunkt des Beginns der vorliegenden Sammlung, nämlich den 4. Februar 1562. Unterhalb dieses Eintrags finden wir von fremder Hand den Hinweis: *N. Bapt[ist] Teutsch. St.2 No.17.* Die Hälfte der Fläche nimmt ein Stahlstich mit der Ansicht von Bregenz ein, der aber erst frühestens um die Mitte des 19. Jahrhunderts dort eingeklebt worden sein kann. Auf der Innenseite des hinteren Buchdeckels hat er – ganz gegen seine spätere Gewohnheit – zwei Pflanzen, es sind die Zwiebelzahnwurz (*Dentaria bulbifera* L.) und eine Rautenart (*Thalictrum minus* L.), nur zeichnerisch dargestellt.

Das Heidelberger Herbar ist zwar nicht gerade in sehr gutem Zustand, aber doch noch ganz ordentlich, wenn man von den freilich reichlichen Wurmlöchern, den teilweise abgesprungenen Pflanzenteilen und leider auch dem stellenweisen Pilzbefall absieht (Abb. 4).

Auch wenn unser "Amateurbotaniker" das Herbar verhältnismäßig schnell abgeschlossen hat, scheint er doch noch später immer wieder einmal daran gearbeitet zu haben, worauf die verschiedenen Tinten hinweisen. Manchmal hat man freilich den Eindruck, als habe unser Pflanzenfreund mit der Zeit ein wenig die Lust am Werk verloren, denn je mehr man sich den letzten Bögen nähert, werden die Seiten etwas liebloser. Zwölf Seiten Inhaltsverzeichnis nennen uns die Pflanzen, die Harder fast immer sehr säuberlich in sein Herbar eingeklebt hat. Wenn man die eingeklebten Exponate zusammenzählt, so kommt Walther Zimmermann auf die Zahl 420, wobei sich allerdings auch Doppelstücke und bloße Pflanzenteile darunter befinden. Was wir vermissen, ist eine Art Vorwort, das Harder sonst an den Anfang gestellt hat. Vielmehr beginnt er sofort mit dem Märzbecher (*Leucoium vernum* L.) und *Hepatica triloba* Chaix, wobei er ersterem allerdings einen umfangreichen Text beigibt. Unser "Amateurbotaniker" wollte wohl später seine botanischen Beobachtungen den jeweiligen Pflanzen beifügen. Über die Seite 5 ist er damit aber nicht gekommen.

Dass es sich bei diesem Herbarium um eine reine Albflora handelt, zeigen nicht nur die gepressten Objekte, sondern auch die vielen schwäbischen Bezeichnungen; dass unser Pflanzenfreund auch noch später daran gearbeitet hat, zeigen einige Anmerkungen zu Pflanzenstandorten in *Gintzburg an der thonnau* und aus der Geislinger Gegend. Er kann dabei sogar sehr detailliert sein: Beim Leberkraut lässt er uns wissen, dass er es zu *Kalten burg an den[n] bergen und auf dem[m] tegel berg zu Geislingen* gefunden habe.

Das Heidelberger Herbar ist außerdem das einzige, dessen Marktwert wir kennen, oder vielmehr den, den es im Jahre 1932 hatte. Die Sammlung wurde nämlich damals bei der Luzerner Firma Gilhofer und Ranschberg versteigert und von der Gattin des Heidelberger Oberbürgermeisters Walz, einer Pflanzen- und Kunstfreundin, erworben<sup>31</sup>. Der Versteigerungskatalog ist noch vorhanden. Unter der Nummer 165 finden wir das Herbar, das dort als "das älteste bekannte österreichische Herbarium, eines der ältesten, überhaupt existierenden Herbarien, mit rund 450 getrockneten Pflanzen, von schöner Erhaltung" angepriesen wird. Sein Auktionswert ist auf einer beigefügten Liste mit 500 Schweizer Franken angegeben! Für welchen Betrag es die neue Besitzerin erworben hat, war nicht zu erfahren.

## Das Herbarium im Vatikan

Sehr gut erhalten und pfleglich behandelt ist das – in der chronologischen Reihenfolge – nächste Herbarium, das seit dem 17. Jahrhundert in der Biblioteca Apostolica Vaticana unter der Signatur Pal. Lat. 1276 (*Erbario dello Harder*)

<sup>31</sup> Zum Vergleich: Gleichzeitig wurden die *Anatomia Humani Corporis* von Bidloo aus dem Jahre 1685 für 150 Schweizer Franken und die *Opera Omnia* von Galen aus dem Jahre 1525 zu einem Schätzpreis von 750 Franken angeboten.



Abb. 4 - Herbarium in Heidelberg. Ein Beispiel für eine Seite, die im Laufe von rund 400 Jahren doch sehr gelitten hat. Ehrenpreis, Brombeere und Erdbeere sind ziemlich beschädigt, auch das Ungeziefer hat seine Spuren hinterlassen.

gehütet wird<sup>32</sup>. Diese Signatur erklärt uns auch gleich, von wo dieser Schatz seinen Weg nach Rom genommen hat. Die Abkürzung Pal. steht nämlich für palatium, Pfalz. Nach den militärischen Erfolgen Tillys 1622 im 30-jährigen Krieg (Eroberung der Kurpfalz) konnte der bayerische Kurfürst wieder aufatmen. Als etwas unfreiwilligen Dank für die dabei empfangene Hilfe aus Rom machte Maximilian von Bayern (damals noch Baiern geschrieben) dem Papst die berühmte Heidelberger Bibliothek zum Geschenk. Bald rollte eine Kolonne schwer bepackter Pferdewagen gen Süden, darunter unser Harder'sches Herbarium, wo es, wie die anderen Bücher aus Heidelberg auch, seine Signatur Pal. bekam. Wir wissen ja, dass Harder dem bayerischen Kurfürsten zwei Herbarien verehrt hat. Auch in der Pfalz saßen damals die Wittelsbacher. Harder spricht im Zürcher Herbar darüber: *das dritte Buoch hab ich angebracht Gen Haidelberg*. Es ist also wahrscheinlich auf direktem Wege, also zu Lebzeiten Harders, an den Neckar gekommen. Den jetzigen Schweinsledereinband hat es aber erst in Rom erhalten, denn wir wissen, dass damals der Transport der Bücher erleichtert wurde, indem man in barbarischer Weise die Einbände entfernte. Auch das Buch in seiner jetzigen Form deutet auf eine Erneuerung hin: so sind die einzelnen Blätter an der linken Längsseite etwa zwei Zentimeter umgebogen, was erst die Fadenheftung erlaubte. Auch enthält es zum Schutz damals eingefügte Zwischenblätter. Spuren dieser unbequemen Reise zeigt ansonsten unser Herbarium nicht, im Gegenteil: Es ist sehr gut erhalten. Ein paar Wurmlöcher hat es sich allerdings im Laufe der Jahre eingehandelt, und ab und zu beginnt auch eine Pflanze aus Trockenheit abzuspringen.

Mit einiger Sicherheit ist dieses Herbarium 1574 entstanden, also etwa zu gleicher Zeit wie das im Münchner Deutschen Museum. Eine eingetragene Jahreszahl hat es so wenig wie einen Titel. Eine Art Vorwort wird uns schließlich auf Blatt 2 geboten. Es ist nicht lang, weswegen es hier vollständig wiedergegeben werden soll: *Ain Laebendiges Kreutterbuch viler Rechten und laebendigen Kreutern. Wie sy der Allmaechtig Gott selbs erschaffen, und hatt wachsen lassen, Welches Buoch gantz Nutzlich naeben den getruckte[n] Kreuterbiechern ist, Dann hierinnen, kan man sechen das ma[n] nicht mitt den Kreutern betrogen werde, Es ist auch dergleiche[n] nicht bald an tag khom[m]en, Alain zway welche ich an Fl. Höff gemacht und geordnet habe, Und wie wol man auch in Teusch und waelsch landen, Laebendige Kreuterbücher macht, sind sy doch den nicht gleich, Dan die Kreuter sind schlecht abgebrest, und in die biecher gelegt, und die staengel sind dan[n] mit schmalen briefflin [Streifen; W. D.] überleimpt, und sind die blettl all laedig, fallen gar liederlich dauon, Bedürffen auch nitt kecklich mitt umgehn. Bey dem werck, aber, ist ain waerschafft, Damitt bedarff man[n] auch kecklich umgehen. Auch kann man[n] Solches, so man überland Raiset, sicher mitt nem[m]en und füren. Ich hab auch manchen Rauchen berg überstigen, auch manches Rauches thal durchlossen, deßgleichen manchen tag und nacht darob verzert, biß Ich souil [soviel; W. D.] Kreuter hinein gebracht hab, Deren dan[n] sind .297. Stuck, welche zu untüchtig sind gewesen hinein zu machen, die hab ich hin nein gemalt. Es sind gleich wol der gemalten über .3. od[er] .4. nicht.*

<sup>32</sup> Vgl. Joseph Montebaur: Ein süddeutsches Herbarium in der Vatikanischen Bibliothek. In: Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik 11 (1929) S. 271.- Werner Dobras: Hieronymus Harder – sein Leben, seine Herbarien. Das Herbarium in Rom. In: Pharmazeutische Zeitung vom 27.8.1970 S. 1213-1215.



*Der Allmächtig Gott lasse diss werck zu guttem erschiessen Ame[n]. Unter einem Querstrich ist schließlich noch hinzugefügt: Jeronimus Harder Schulmaist[er] zu überchingen bey dem Saurbrunnen. Simplicista.*

Harder erklärt uns hier also, dass eine ‐lebendige Pflanzensammlung‐, also gepresste und getrocknete Pflanzen, auf jeden Fall ihre Berechtigung neben den vielen inzwischen schon gedruckten Kräuterbüchern habe. Vor Betrug könne man sich überhaupt eigentlich nur durch eine solche Sammlung schützen, weil man ja stets das Original vor Augen habe, während die Abbildungen in den Drucken oft zu wünschen ließen. Harder erwähnt hier nun auch, dass ihm Herbare aus Italien und Deutschland durchaus schon bekannt seien, die aber an Qualität die seinen nicht erreichen. Dort wurden die Pflanzen nur mit Papierstreifen (was er versuchsweise in dem Heidelberger Herbar auch einmal tat) festgeklebt, wie man das heute noch bei neuen Herbaren finden kann, bei ihm aber ganzflächig geleimt. Mit Stolz stellt er fest, dass man seine Herbare wegen dieser Klebart sogar mit auf Reisen nehmen könne. Und stolz nennt er sich auch hier wieder Simplicista, ebenso stolz, wie er darauf hinweist, wie er in der Natur auf Pflanzensuche gehe und dabei keine Mühen gescheut habe.

Dem Vorwort entnehmen wir auch, dass Harder hier 297 Pflanzen eingeklebt habe und nur drei oder vier Pflanzen als Zeichnung vorhanden seien. Was nicht ganz stimmt: Man findet mindestens fünf Pflanzenzeichnungen. Seine Pflanzen hat unser Simplicista mit wissenschaftlichen und deutschen Namen versehen, wobei ihm auch hier der eine oder andere Fehler unterlaufen ist. Interessant sind einige deutsche Namen wiederum wegen ihrer volkstümlichen Ausdrucksweise. So nennt er die Schlüsselblume (*Schlüssel blume[n]*) Mattengen. Bekanntlich heißt im Schwäbischen diese Frühjahrspflanze noch heute Batengele. Bei Harders Pfaffenrörlin handelt es sich um unseren Löwenzahn. Die Judenkirsche (*Physalis alkekengi L.*) – die übrigens nur in gemalter Form zu finden ist – heißt hier *Boberellen*. Das Scharbockskraut nennt er *Feigwartzen krautt* und deutet damit auf seine medizinische Verwendung hin. Der Enzian ist zweimal zu finden, einmal nur seine Blätter, das andere Mal überhaupt nur gemalt. Auch dieses römische Herbar beginnt seinen Pflanzenteil mit dem Schneeglöckchen, dem aber die *Herbst Violen* daneben gesetzt ist. Harder erklärt dazu: *Mit disen zway blumen hebt der sum[m]er an u[nd] endet sich, dann die Hornungs blum ist die erste blum Im Jar, verkündt den[n] sum[m]er, Das ander ist ain Herbst blum verkündt den[n] winter, darumb hab ich sy anfäncklich naeben ain ander gesetzt.* Alle Pflanzen werden in einem zweiseitigen Register verzeichnet, einem vierseitigen lateinischen und einem deutschen dreiseitigen.

## Das Herbar im Deutschen Museum München

In der bayerischen Landeshauptstadt liegen heute zwei große Harder'sche Folianten. Der ältere der beiden befindet sich in der Bibliothek des Deutschen Museums<sup>33</sup>. Mit seinen 441 Pflanzen liegt er, was die Zahl der Objekte betrifft,

<sup>33</sup> Die ausführlichste Arbeit dazu die Dissertation von Ingrid Dreher (wie Anm. 27).- Robert Gradmann: Eine Albflora aus dem 16. Jahrhundert. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins 20 (1908) S. 154f.- Benedikt Schorler: Über Herbarien aus dem 16. Jahrhundert. In: Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Dresden Juli-Dez. 1907.- Werner Dobras: Hieronymus Harder – sein Leben, seine Herbarien. Das Herbarium Deutsches Museum In: Pharmazeutische Zeitung vom 27.8.1970 S. 1210-1213.

etwa in der Mitte der bekannten Sammlungen Harders. Laut Eintrag wurde er am 18. Februar 1574 begonnen und am 29. April 1576 abgeschlossen, gefertigt also in der Zeit, als Harder Schulmeister in Überkingen war. Es ist in der gleichen Machart wie seine anderen Sammlungen angelegt.

Der Titel dieser Sammlung lautet: *Kreuterbuch. Darin vierhundert und ein und vierzig lebendiger Kreuter begriffen und eingefast sein. Wie sie der Almechtige Gott selb erschaffen und auff erden hat wachsen lassen das unmöglich ist einem Maler. wie kunstreich er sey, so leblich an tag zu geben neben den gedruckten Kreuter zu erkennen Nutzlich. Zusammen getragen, auch in dis werck geordnet Durch Hieronimum Harderum Schulmeistern und Simplicisten zu uberchinge[n], angefangen Anno 1574. Den 18. tag Februarii und volendet. den 29. Aprilis in dem 76. Jar.* Also auch hier ist die Art seiner Titelei gleich den anderen.

Schulmeister war Harder damals tatsächlich, aber woher nahm er die Berechtigung, sich auch als Simplizist zu bezeichnen? Simplizist ist einer, der sich beruflich mit Heilpflanzen und deren Gebrauch beschäftigt. Das aber durfte Harder ja offiziell nicht. Genau diese Beschäftigung war es schließlich auch, die ihm, wie wir schon sahen, entsprechend viel Ärger einbrachte. Dass er sich tatsächlich gut mit Heilpflanzen und deren Verwendung auskannte, ist eine andere Sache. Von Seiten der Ärzteschaft konnte dies aber nur als Kurpfuscherei angesehen werden. Dann hat Harder auf dem Titelblatt noch hinzugefügt: *Zu Hinderst im buch findt man[n] 2 Register das aine lateinisch das ander teusch, an welchem blat ain iedes Kraut zu finden sei.* An der unteren rechten Ecke des Titelblattes findet sich ein Besitzvermerk: *Poss. Job. Friedrich Geyer. Eisenberg.*

Besonders interessant ist (war) schließlich ein eingeklebtes Exlibris auf der Innenseite des Buchdeckels. Das von Amoretten gehaltene bayerische Wappen erklärt uns in der Umschrift, dass es aus dem Besitz des bayerischen Herzogs sei: *Ex libris Bibliotheca Sereniss[imae] Utriusq[ue] Bavariae Ducum.* Das macht neugierig. Wie kommt der Besitzeintrag in dieses Herbar? Nun, wir sprachen ja bereits über Harders chronischen Geldmangel, dem er hin und wieder ab-zuhelfen wusste, indem er ein Herbarium von seiner Hand einem noblen Adressaten zum Geschenk machte und wohl von dem Beschenkten prompt einen mehr oder weniger großen Geldbetrag erhielt. Wir wissen weiter, dass in eben den Jahren 1574 und 1576 Herzog Albrecht von Bayern in Bad Überkingen zur Kur weilte. Hier also könnte unser Simplizist seine Bekanntschaft gemacht haben und ihm das eben fertige Herbar *verehrt* haben, wie es damals so lautete.

Im Besitz der Wittelsbacher freilich war es seit damals nicht immer. Lange Zeit war über den Verbleib der Sammlung gar nichts bekannt. 1827 aber erwähnt es der Jenaer Professor F. S. Voigt in einer Art, dass man annehmen darf, er habe es selbst in der Hand gehabt. Wo dies geschah, verrät er uns leider nicht. 1836 wurde das Herbar in Jena auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte von dem schon erwähnten Herrn Geyer aus Eisenberg gezeigt. Wir wissen aber heute, dass es einige Jahre Eigentum des Staatsrates Back in Altenburg war. Sein Sohn, seines Zeichens Apotheker, schenkte es im Jahre 1870 der Königlichen Forstakademie in Tharandt, wo es ein Jahr später unter dem Titel 'Ein uralt Kreuterbuch' im Tharandter Forstlichen Jahrbuch von dem Geheimen Hofrat Friedrich Nobbe<sup>34</sup>, Professor an dieser Anstalt, beschrieben wird. Aus

<sup>34</sup> Vgl. Friedrich Nobbe: Ein uralt Kreuterbuch. In: Tharandter forstliches Jahrbuch 21 (1871) S. 79f.

einer Beschreibung von 1907 durch Benedikt Schorler<sup>35</sup> erfuhr wohl auch Bayern von der Rarität. Es kam zu Verhandlungen und schließlich, wohl 1911, zum Erwerb durch das Deutsche Museum in München, das den Wert dafür mit 30.000 (Mark?) ansetzte, so jedenfalls wird es im Einlaufbuch der Urkunden unter der laufenden Nummer 1196 geführt, übrigens mit dem Zusatz: "gestiftet". Zuvor hatte die Sächsische Regierung auf Antrag der Forstakademie Tharandt der Rückgabe an den ursprünglichen Besitzer, nämlich den Bayerischen Staat, stattgegeben. Ingrid Dreher<sup>36</sup> hat inzwischen festgestellt, dass es schon 1582 im Katalog der Münchner Hofbibliothek bei den deutschen Handschriften unter Station 1 Nr. 16 aufgeführt ist. Mitte des 17. Jahrhunderts wird es im gleichen Katalog aber nicht mehr unter dem alten Standort, sondern nun unter Station 14 geführt. Hatten es inzwischen die Schweden, als sie 1532 München besetzten, mitgenommen? Jedenfalls fehlte es seit eben diesem Jahr bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts.

Das Buch in Folioformat enthält 101 Blätter, die auf beiden Seiten meist mehrere eingeklebte Pflanzen zeigen. Harder schreibt, es enthalte insgesamt 441 Exponate, was man aber – wie bei den meisten seiner Herbare – nicht, zumindest nach 400 Jahren, ganz wörtlich nehmen darf. Es enthält heute 435 Pflanzen. Der Foliant wurde 1979/1980 im Senckenberg-Museum in Frankfurt vorbildlich restauriert. Der zur Hälfte mit rotem Leder überzogene Einband mit Blindprägung wurde dabei durch einen einfachen Ledereinband ersetzt, wobei leider die Holzdeckel und so auch das erwähnte Exlibris mit zwei Amoretten, die das bayerische Wappen trugen, verloren gingen. Seit 1970 befindet es sich in der "Rara-Abteilung" des Museums, heute ist vom Benutzerverkehr ausgeschlossen, der brüchigen Pflanzen wegen.

Über die beinhalteten Pflanzen hat Ingrid Dreher eine detaillierte Aufstellung gemacht<sup>37</sup>, weswegen hier auf weitere Einzelheiten verzichtet werden kann. So viel aber doch: Unter den Exponaten befinden sich auch einige Pflanzen aus dem Garten, wie etwa die damals noch nicht lange eingeführte Tomate (*Solanum Lycopersicum* L.), die *Harder Solanum marinum*, *Mer Nachtschatten* nennt. Erst um 1560 wird sie nämlich von Luigi Anguillara und 1561 bei Conrad Gesner erwähnt. Harder war also auf dem Laufenden. Fundangaben macht er in diesem Herbar nur ein einziges Mal und da auch ziemlich allgemein, nämlich bei *Asperula glauca* L. (*Illa herba in petris nascitur*) und mit ein bisschen Stolz: *est incognitum apud Medicis*.

## Das Herbarium in der Münchner Staatsbibliothek

Ein weiteres Exemplar in München finden wir in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek unter der Signatur Cod. icon. 3<sup>38</sup>. Es ist auch das umfangreichste der bisher bekannten Harderschen Sammlungen, enthält es doch laut Angabe 849 Pflanzen, was sich schon rein äußerlich in dem Folianten

<sup>35</sup> Vgl. Schorler (wie Anm. 33)

<sup>36</sup> Vgl. Dreher (wie Anm. 27) S. 80-86.

<sup>37</sup> *Ebda.*, S. 143-234.

<sup>38</sup> Text ausführlich bei M. Schinnerl: Ein neues deutsches Herbarium aus dem 16. Jahrhundert. In: Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft 13 (1912) S. 207-254.- Werner Dobras: Das zweite Münchner Herbarium. In: Pharmazeutische Zeitung vom 27.8.1970 S. 1216-1218.- Schorler (wie Anm. 33).

niederschlägt: 45 cm hoch, 30 cm breit und an die 13 cm dick! Seine Holzdeckel sind mit blindgepresstem Leder überzogen. Von den ursprünglichen Metallbeschlägen ist nichts mehr, von den beiden Schließriemen sind nur noch Spuren zu finden. Der diesmal kurze Titel nennt uns außer dem Entstehungsjahr Harder als Schöpfer auch dieses Bandes: *Kreuterbuch. Darinn .8.49. lebendiger Kreuter begriffen und Eingefast seind. Wie sy der Allmechtige Gott selbs Hatt erschaffen und auf Erden Hatt wachsen lasse[n]. Zusammen getragen und in diß werck gefasset. durch Hieronymu[m] Harderum. Diß werck ist angefangen da man[n] zelt 1576. und volendet Anno .94.* Ganze 18 Jahre also hat unser "Amateurbotaniker" an dem Buch gearbeitet!

Gleich bei der ersten Pflanze – es ist wieder die Hornungsblume (*Leucoium vernum* L.) – hat er sich weit und breit ausgelassen, was sonst selten genug der Fall ist. Aus diesem Grunde, und weil er auch wieder von einem Heilerfolg spricht, sei der Text hier ungekürzt wiedergegeben: *Hornungs blum wext gern in feuchten welde[n] u[nd] Berg[en] Hornungs bluom ist nach verordnetem willen Gottes die ander blum so im Jar herfuer kompt. Und übergett die zeit ihres monat nicht. Dahaer sy nicht unbillich Hornungsblum gene[n]t wirt, Dan[n] ich selbs erfahren hab und augenscheinlich an tag gebracht, diese blumen ausgraben sampt der wurtz, do ist das Erdreich ain zwer Hand tieff gefroren gewesen. Das ist beschehen. Anno.62. den[n] Anderen [den 2.; W.D.] tag Februarii. Ich habs auch Jaerlich in disem monat gefunden, es sey gleich sömerig oder winterig gewesen. Der ich auch ordenliche achtung darauf gegeben hab, wie auch auff andere kreuter und blumen. Jetz bis in die 23. Jar lang. Und gat ir auch kain blum vor im Jar, als alain die Jenner blum. das ist die wilde Christwurz [dazwischen ist ein Wort dick durchgestrichen; W. D.] welche Jaerlich im Januario blueta, die Ich auch lang im zweiffel gehabt vorhaer zu setzen. Dieweil aber das selbige ain Rauches kraut, und ain stinckende blum ist. auch ain geschlecht der Cristwurtz. so hab ich es zu hinderst in das buch gesetzt zu der Rechten Christwurz, welche im December blueta, und das Jar beschleust sampt dem kreuter kalender. Und hab dise schön weis liechte und wolriechende blumen von anfang gesetzt. Schließlich geht Harder auf Kraft und würckung dieser Pflanze ein: *In dem handbiechlin Appollinaris lesen wier das diese blum sey warmer und truckner eigenschafft. Damitt man müge in kurtzer zeit die zerhawne wunden und spanaderen [Sehne, Nerv; W. D.] zusammenheften und wirdt aber nicht fast in den leib gebraucht. Hornungs blumen zwibel klai[n] zerstoßen und mitt Irem safft also ubergeschlagen warm. heftet nitt alai[n] die wunden und span aderen, sonder hilft auch den verrenckten glidren, und ist auch also gut zu dem Podagra. Hornungs zwibel mit roswasser verstosen. und denn unbesinnten [Bewusstlosen; W. D.] warm uber die stirn gebunden, bringt sy bald wider zu sinnen, dan[n] ich hab selbs zwayen unbesinten maennern damitt geholffen, ainnem zu Leippen [Leipheim?; W. D.], dem andern zu Altenstatt. Baides im Ulmer land hab ich danaeben ab Oxenzungen zu trincken geben. und die haupt ader schlagen lassen, auff dem gerechten fus bey der grosen zechee[n] doch ain bequemes zaichen angesehen. Nicht ganz so lang ist die Beschreibung der Küchenschelle, die Ir wonung gern in rauchen u[nd] durren Bergen hat. Was ihre "Tugenden" betrifft, so finde man solche im Mathiolo im 2. Buch am .108. cap[itel] im Dioscoride li[bro].2. cap[itel]. 169. Wir sehen, dass er zumindest diese beiden Kräuterbücher sehr genau gekannt hat. Bei der Gelen Berg violen erinnert er sich auch daran, dass er diese im Hohen**

*Gepirg gefunden Bey Hoche[n] Emps*, also in Vorarlberg. Im Jahre 1912 stellte M. Schinnerl bei der Bestimmung der Pflanzen fest, dass nur 785 Exemplare vorhanden waren.

Besonders stolz war unser Botaniker aber über seine weiteren Heilerfolge und traurig über die Schwierigkeiten, die ihm dadurch entstanden. So erinnert er sich ausführlich beim Gauchheil (*Anagallis arvensis* L.) daran, als er im Jahre 1588 seine medizinischen Kenntnisse bei einem Knaben namens David Widenman[n] beweisen konnte, der sich mit einem Waidmesser in das Knöchel gehauen hatte: *nun war ich von dem Rectori Beruffen und gebette[n] den zu hailen. do ich doch das nicht wol dorfft thun dan[n] ich oft zuvor von de[n] Balbierer und Doctolibus bin verklagt word[en] und ich von den[n] Herre[n] angeredt. Das ich der Medicinae mießig wölle gon. und alain meine[n] dienst auß warte. dann es sey vil Doctores und auch Balbierer allhie die solch geschefft verrichte[n]*. Hier hat unser Mann sich also einmal alles von der Seele schreiben können, was ihn störte und bedrückte und wo er endlich einmal ganz offiziell seine Kunst zur Anwendung bringen konnte. Wir können es ihm nachfühlen: es muss ein Hochgenuss für ihn gewesen sein! Und so berichtet er schließlich noch, dass sein Patient nach acht Tagen geheilt war! Ebenso genüsslich notiert er von seinen Erfolgen mit dem *wullin kraut* an einer Magd eines Gastwirts in Geislingen, und das zu einer Zeit, als gerade Herzog Albrecht zur Kur in Überkingen weilte. Auch von seiner eigenen Erkrankung, wohl der Ruhr, spricht er ausführlich, bei der ihn übrigens auch sein Sohn Johannes behandelt hat. Aber auch die Angelica (*officinalis*) habe geholfen, vergisst er nicht zu erwähnen. Da diese Erkrankung ihn aber erst im Jahre 1600, im März, heimsuchte, steht fest, dass er auch nach 1594, dem offiziellen Abschluss dieses Herbars, daran gearbeitet haben muss. In keinem anderen spricht er so viel über erfolgreiche Behandlungen und über sich selbst wie hier.

## Das Salzburger Herbarium

Vier Harder'sche Herbare befinden sich heute in Österreich. Das älteste von ihnen ist im Besitz des Hauses der Natur in Salzburg<sup>39</sup>. Ursprünglich war es Eigentum des Städtischen Museums in Hallein. Sein schlechter Zustand war der Grund, warum man es in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts dorthin brachte, erhoffte man sich doch hier bessere Restaurierungsmöglichkeiten. Dazu ist es freilich nicht gekommen, doch konnte es dadurch wenigstens im damaligen Zustand erhalten werden. Möglicherweise hat diese Sammlung einmal einem Apotheker oder Arzt gehört. In dem Buch liegt nämlich ein Rezept: *3mall adergläsn; ein Laxir und ein glas Mixtur 54x*. Auf der zweiten Seite heißt es zusätzlich *Salzburg [...] dato abgeben an Waaren*. Derzeit wird es insekten-sicher verschweißt im Tresor aufbewahrt, ist also nicht zugänglich. Wie mir Dr. Helmut Wittmann vom Haus der Natur mitteilte, ist eine Restaurierung derzeit nicht geplant<sup>40</sup>. Man kann sich also nur wünschen, dass sich eine Insti-

<sup>39</sup> Vgl. Walther *Zimmermann*: Das Salzburger Herbarium des Hieronymus Harder von 1592. In: *Scientia Pharmaceutica* 6 (1940) S. 21-24.- Werner *Dobras*: Das Salzburger Herbarium. In: *Pharmazeutische Zeitung* vom 17.9.1970 S. 1325-1327.

<sup>40</sup> Mein Dank gilt dem leider schon verstorbenen Dr. Helmuth Becker, Salzburg, und vor allem Herrn Dr. Helmut Wittmann für die Auskünfte vom 14.8.2008, denen auch eine Aufstellung über den Zustand der einzelnen Pflanzen beiliegt.

tution oder ein großzügiger Amateurbotaniker einmal bereit erklären werde, die Kosten für eine Instandsetzung zu übernehmen. Der Großteil der Blätter ist völlig zerstört, so manches zumindest stark zerfressen. Kein einziges der aufgeklebten Exponate ist unbeschädigt, fast alle sind teilweise der Fresslust der Insekten zum Opfer gefallen. Stock- und Feuchtigkeitsflecken bzw. -ränder – ebenfalls auf fast allen Blättern – sprechen von der einst äußerst ungünstigen Lagerung des Herbars. In verhältnismäßig gutem Zustand sind nur noch die Seiten mit dem Aronstab (*Arum maculatum* L.) und dem Efeu (*Hedera helix* L.). Ab der Seite CLII ist das Herbarium so zerstört, dass man kaum mehr Möglichkeiten zur Identifizierung haben wird, sind doch nur Reste der entsprechenden Pflanzen erhalten. Es bleiben lediglich die mehr oder minder deutlichen Abdrücke von einzelnen Teilen erkennbar. Auf Seite CLXV ist immerhin die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale* L.) auszumachen, dies aber auch nur, weil Harder einzelne Pflanzenteile, wie es seine Art war, hinzu gemalt hat.

Der Titel des bedauernswerten Bandes lautet: *Kreuterbuoch. Darinn. 530. Lebendiger Kreuter begriffen und eingefast sein. Wie sy der Allmächtig Gott selbs erschaffen. Und auf erden hatt waxen lassen. Das unmöglich ist ainem Maler so kunstreich er sey. so loeblich an tag zuo geben. Noebe[n] den gedruckten Kreuterbiechern, Gantz Nutzlich die Kreuter lernen zu erkennen. Zusammen getragen und in diss werck Geordnet Durch Hieronymum Harder, Preceptorn der understen Class der Lateinischen Schul zu ulm. 1592.* Der Buchblock ist von zwei starken Holzdeckeln, die mit weißem Leder überzogen sind, umhüllt. Von dem ursprünglichen Weiß ist freilich nicht mehr viel zu erkennen. Die Blindprägung auf dem vorderen Deckel zeigt, völlig am Thema vorbei, Judith mit dem Haupte des Johannes, die auf dem hinteren Deckel einen römischen Krieger mit einem besiegten Gegner. Umrahmt werden die Darstellungen durch Zierleisten. Als Schließen dienen zwei Messinghaken an kurzen Lederriemen. Das etwa 6 cm starke Buch hat die Ausmaße von ca. 22 x 16 cm. Harder erklärt uns, dass der Inhalt aus 530 Pflanzen besteht, was aber wieder einmal nicht stimmt, es sind nur an die 515 (gewesen), die auf 178 Blättern verteilt aufgeklebt sind bzw. waren. Durch Bleistiftstriche haben diese so etwas wie gemalte Leisten an den Längsrändern erhalten. Oben finden wir die Blattzahl und den Pflanzennamen angegeben.

Interessante Angaben macht uns das so genannte Salzburger Herbar in der sechsseitigen Einleitung *An den Ginstigen Leser*, wo Harder unter anderem auch von seinen angelegten Sammlungen spricht, die er im Laufe der Jahre zusammengetragen hat, indem er *manche[n] berg und thal durchloffen, wie auch manchen felsen überstigen, und möser durch watten, und dasselbig oft mit grosser gefahr,* aber auch *mancherlay Kreytter in gerten zu pflantzen* unternommen habe. Ein ausführliches Register unterrichtet uns auch hier über die im Herbar enthaltenen Pflanzen. Dem *Index latinarum nomenclationu[m] Herbaru[m] folgt das Register der Teutschen Kreuter Namen.*

Harder erwähnt hier dem *Ginstigen Leser* auch wieder die Vorgänger seiner Sammlungen: *Dern werckh hab ich das erste angebracht bey Hertzog Albrächt von Bayrn, löblicher gedechtnuß Anno [15]79. das annder nun Kurtz zu melden gen Haidelberg. Das Dritt Gen Durlach, das vierdt dem Bischof von Dillingen, dem nach .3. gen Augspurg 2 welche lebendige Kreutter biecher nicht allein ain lust sonder auch Nutzlich neben den getruckten Kreutter biechern sind.*

## Das Herbarium in Zürich

Das Jahr 1979 war ein Glücksfall für die Harder-Forschung. In diesem Jahr konnte ich ein weiteres, ein elftes Herbarium unseres Hieronymus Harder identifizieren<sup>41</sup>, das sich damals in Privatbesitz in Zürich befand<sup>42</sup>. Jetzt müsste man es eigentlich als amerikanisches Harder-Herbar bezeichnen. Inzwischen befindet sich nämlich die schöne und gut erhaltene Sammlung nicht mehr in der Schweiz, sondern – durch Erbschaft – bei dem Erben, dem Sohn, in den USA<sup>43</sup>.

Dieser Foliant hat zwar keinen Titel, ist aber von der Handschrift her und vom Inhalt des Textes unzweifelhaft als Harder'sches Werk zu erkennen. Leider ist auch keine Jahreszahl einwandfrei festzustellen. Aus einigen Indizien können wir aber wenigstens die ungefähre Entstehungszeit ermitteln. Genau wie im Salzburger Herbar erwähnt er nämlich auch hier die Empfänger seiner bisherigen Herbare, auch wenn die Reihenfolge nicht genau übereinstimmt. Immerhin wissen wir aber von der Salzburger Sammlung, dass sie 1592 abgeschlossen wurde. Damit kann also diese Neuentdeckung wohl frühestens in diesem Jahr in Arbeit gewesen oder fertiggestellt worden sein. Das deckt sich auch mit der Erwähnung im Vorwort (*An denn Ginstigen Leser*), wo er schreibt, er habe in 30 Jahren zwölf Herbare angelegt. Da das erste aus dem Jahre 1562 stammt, kommen wir wiederum etwa auf die Jahreszahl 1592. Auf Seite 3 des Vorworts erwähnt Harder, dass er zwei Pflanzen dieses Herbars im Jahre 1594 gepflückt habe. Wir dürfen also als sicher annehmen, dass das Herbarium in Zürich im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts entstanden sein wird. Mehr lässt sich nicht sagen (Abb. 5).

Es würde zu weit führen, das umfangreiche Vorwort, in dem auch die Vogelwelt ausführlich behandelt wird, hier wiederzugeben, etwas sei aber doch daraus erwähnt<sup>44</sup>. Da schreibt Harder beispielweise, dass es bei der Lateinischen Schule in Ulm zwei Gärten gegeben und dass sein oberster Schulmeister, Nicolaus Sitzlinus, etliche *gute u[nd] fürnaeme Herren* im Winter dorthin geführt habe, um ihnen die *Hornungs blum* zu zeigen, *darab sy sich auch nicht wenig gewundert haben*. Und am Schluss kommt auch Gott wieder zu seinem Recht: *Der Allmächtig Gott verleiche uns sein Göttliche gnad, das wier seine gaben Recht lernen erkennen, uns deren mitt Rechter danckbarkeit gebrauchen, Ime zu lob Und Ehr, unsers leibs und selen zur gesundhait. Amen*. Das anschließende lateinische (wissenschaftliche) Register nennt 425 Pflanzen und braucht dafür knapp acht Seiten. Das Beispiel einer der seltenen Standortangaben finden wir bei *Viola lutea montana*, *Gel berg viole[n]*, sie fand Harder *im birg bey Hohen Emps*.

<sup>41</sup> Vgl. Werner Dobras: Ein elftes Harder-Herbarium in Zürich gefunden. In: Pharmazeutische Zeitung vom 23.8.1979 S. 1651-1654.- Ders.: Hieronymus Harder (1523-1607). An den ginstigen Leser. In: Ulrich Gaier/Wolfgang Schürle (Hg.): Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1000-1800. Lesebuch 3. Ulm 2005. S. 177-182.

<sup>42</sup> Herr Prof. Dr. Franz Quarthal machte mich freundlicherweise auf das namenlose Herbar aufmerksam, das er bei Freunden gesehen hatte.

<sup>43</sup> Das Herbar gehörte der Fam. Walter Bruderer, Riedhofstr. 235, Zürich. Nach dem Tod der Besitzer kam das Herbar auf dem Erbwege an den Sohn Hargray Bruderer, 29 Spanish Point Drive, Hilton Head Island, South Carolina 29926.

<sup>44</sup> Der Text des Vorworts im Zürcher Herbar ist vollständig abgedruckt bei Dobras, Herbarium in Zürich (wie Anm. 41).



Abb. 5 - Herbarium in Zürich. Wie hier beim Stechapfel hat Harder vielen Pflanzen Wurzel oder Wurzelstock mit Pinsel und Farbe hinzugefügt.





Abb. 6 - Herbarium in Zürich: Bei der hier eingeklebten Malve hat er auch neben dem lateinischen Namen den einheimischen, nämlich "Garten bappelen" hinzugefügt.

Bleibt noch zum Äußeren des Folianten zu sagen, dass er durch zwei mit Schweinsleder überzogene Holzdeckel zusammengehalten wird und eine Größe von 39,5 x 29,5 cm hat. In Blindprägung ist außer der Rahmenverzierung auf Vorder- und Rückseite je eine Figur eingeprägt. Bei der rückwärtigen Darstellung handelt es sich wiederum um Judith. Den Rücken zieren originale Bünde. An dem Originaleinband, wohl um 1600, wurden in jüngerer Zeit in St. Gallen lediglich die beiden Schließen erneuert. Der Buchblock besteht aus den neun beschriebenen Blättern, bestehend aus Vorwort und Index, einem Leerblatt und 212 foliierten Blättern plus drei weiteren Blättern mit eingeklebten Pflanzen, die aber nicht nummeriert sind (Abb. 6). Einband und Buchblock sowie Inhalt sind in gutem Zustand.

Walter Bruderer hat das Herbarium von seinem Vater geerbt, der es in Liechtenstein, wo er in den 20er-/30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte, erworben hatte. Möglicherweise hat er es einem auswandernden Deutschen (Juden?) in den 30er Jahren abgekauft, dem der Ballast eines so großen Buches auf der Reise ins Ungewisse zu unbequem war, der aber damit wohl auch seine Reisekasse aufge bessert haben könnte. Über den Kaufpreis ist ebenso wenig bekannt wie über die ursprüngliche Herkunft der Sammlung.

## Das Ulmer Herbarium

Man möchte ohnehin erwarten, dass sich in Ulm ein Herbarium von Harder finden müsse, hat er doch hier viele, vor allem seine letzten Lebensjahre verbracht und ist er hier doch gestorben und begraben worden. Tatsächlich werden wir auch fündig. Im Ulmer Stadtarchiv liegt eine umfangreiche Sammlung, die er 1594 abgeschlossen hat<sup>45</sup> (Abb. 7). Auch hier erscheint die fast übliche Titelei, die dem Werk vorgesetzt ist: *Kreuterbuch. Darinn .746. Laebendiger begriffen und eingefast seind. Wie sie der Allmächtig Gott selbs erschaffen und auff erden hatt wachsen lassen, Das unmüglich ist Ainem Maler (Auch wie kunstreich er sei) so leblich an tag zuo geben. Neben den getruckten Kreuterbiechern die Kreuter zu erken[n]en gantz nutzlich. Zusammen getragen und in diß werck Geordnet durch Hieronymu[m] Harderum Simpliciste[n] zu Ulm, Anno 1594.* Darunter befindet sich der durchgestrichene Eigentumsstempel der Ulmer Stadtbibliothek und der nun gültige des Stadtarchivs Ulm.

Über die Vorbesitzer ist Einiges bekannt. Auf der Innenseite des vorderen Buchdeckels ist notiert, dass die Sammlung einmal im Besitz des Arztes Johannes Regulus Villiger (1610-1680) war, der aber wohl zumindest erst der zweite Besitzer war. Weyermann schreibt nämlich, dass es zuvor schon einem andern Arzt gehört habe, nämlich Georg Hasfurt<sup>46</sup>. Als dritter Besitzer konnte der Stadtphysikus Johann Frank (1649-1725) ermittelt werden. Durch ihn kam schließ-

<sup>45</sup> Vgl. Albert *Haug*: Das Ulmer Herbar des Hieronymus Harder. In: Mitteilungen des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm 16 (1915) S. 38-92.- Werner *Dobras*: Das Ulmer Herbarium. In: Pharmazeutische Zeitung vom 17.9.1970 S. 1327-1329.- *Ders.*: Zwei Herbarien des Simplicisten Hieronymus Harder. In: Deutsche Apotheker-Zeitung vom 10.4.1969 S. 544-547.- Für die freundliche Unterstützung bedanke ich mich bei Herrn Archivdirektor Prof. Dr. Michael Wettengel und Frau Dr. Gudrun Litz, Ulm.

<sup>46</sup> Vgl. Albrecht *Weyermann*: Neue Nachrichten von Gelehrten und Künstlern. Bd. 2. Ulm 1829. S. 162.- StadtA Ulm, H Leopold 2 (Memoria Physicorum Ulmanorum, 18. Jh.) S. 83f.



Abb. 7 - Herbarium in Ulm. Gar nicht so selten hat unser "Simplicist" seinen eingeklebten Pflanzen den Boden hinzugemalt.

lich das Werk in den Besitz der Ulmer Stadtbibliothek, jedenfalls hat er ihr seine wertvolle, 2000 Bände umfassende Privatbibliothek vermacht. Diese Bibliothek wurde später, 1785, zum größten Teil ein Raub der Flammen. Zu unserem Glück blieb aber das Herbarium erhalten und befindet sich seit 1968, als Stadtbibliothek und Stadtarchiv getrennt wurden, in gutem Zustand unter der Signatur H Harder (H = Nachlässe, Handschriften) im Stadtarchiv.

Auch hier teilt unser Botaniker dem *Günstigen Laeser* mit, dass es schon etliche Herbare von ihm gebe, von denen die beiden ersten Herzog Albrecht von Bayern erhalten, das dritte der Kurfürst von der Pfalz (ist es das im Vatikan befindliche?), ein viertes der Markgraf von Baden-Durlach, ein weiteres der Bischof von Augsburg, *der von Kneringen*, und das sechste ein gewisser Dr. Joan Kern in Innsbruck. Auch hier erklärt er uns, dass er so manche Heilpflanze, die er für seine Herbare verwendete, in seinem eigenen Garten gezogen habe: *Da naeben hab ich mich auch beflissen ma[n]cherlay Kreuter in gaerten zu zeugen und pflanzen, damitt ich solche werck desto Reicher mitt Kreutern ersetzen mög.* Wir erfahren aber auch wieder, dass er sich das ganze Jahr hindurch mit Botanik beschäftigte. Selbst in der kalten Jahreszeit, *auch under dem tieffen schnee*, so schreibt er, habe er Pflanzen gesammelt. Er nennt etwa den Efeu als Beispiel. Auch gebe es sehr zarte *Kreutlin* [...] *die auch die winters Kelte außsten mögen.*

Und wieder einmal mehr lässt Harder uns seine Freude an den Pflanzen spüren: *Dise Laebendige Kreuter biecher sind nicht nur allein ain lust, sondern auch sehr nutzlich neben den gedruckten Kreuter biechern. Dan[n] etliche Kreuter werden gefunden die nicht müglich sind also leblich zu Conterfeyen, Als wie sy do gefunden werden.* Wie tief er in die Botanik inzwischen eingedrungen war, zeigt auch die Stelle über die Farne, die nämlich alle statt Samen nur wie *ain staub. od[er] aeschen* haben.

Nach dem Vorwort folgen ein lateinisches und ein deutsches Register. Und auch hier wird als erste Pflanze *Loicoion Teophrasti*, hier mit dem lateinischen Zusatz *Plinius lib. 21. Eleganter scribit de isto flore. Florum prima ver nuntiantium. Viola alba sylustrium Bulborum flos est, Tepidioribus locis etiam hieme emicat. Hornungs Blum*, vorgestellt. Und natürlich hat er auch jetzt wieder Pinsel und Farbe gebraucht (Abb. 8). So zeigt ein gemalter Teich, in dem ein Frosch schwimmt, den *Froschmord, Morsus rane*. In einem Gewässer mit Fischen schwimmt ein Zweig von *Tribuli aquatici, Wasser nuß*. Neben dem *Originalis, urspringkraut* findet sich ein gemalter Brunnentrog mit überfließendem Wasser.

Bei einer so umfangreichen Pflanzensammlung bleibt es nicht aus, dass einem noch so versierten Laien Fehler einfließen: So soll es sich bei *Potamogeton latum, Brait samkraut* um *Potamogeton natans* L. (Schwimmendes Laichkraut) handeln. Tatsächlich gehören dieser Art nur die zwei Blätter an, während die Blütenähre von *Polygonum amphibium* L. ist. Als 1915 Haug eine Bestimmung der Pflanzen vornahm, zählte er nur mehr 699 vorhandene Arten, also rund 50 weniger als im Titeltext angegeben<sup>47</sup>.

Woher stammen die Pflanzen in diesem Herbarium? Die Ulmer werden es gerne hören, dass ein großer Teil aus der Überkingen Gegend stammt. Jedenfalls viele der eingeklebten Pflanzenarten kommen noch heute in der dortigen Gegend vor. Andere Pflanzen werden direkt aus der Ulmer Gegend sein, wo Harder ja zur Zeit des Abschlusses tätig war. Dass die Sammlung auch Pflanzen aus entfernteren Gegenden enthält, lässt nach Gradmann darauf schließen, dass Harder auch auf Reisen botanisiert hat<sup>48</sup>. Vielleicht hat Harder auch welche geschenkt bekommen, was zu der Zeit nicht ganz unüblich war. Oder hat er etwa sogar getauscht? So manche Pflanze dürfte aber auch aus dem eigenen Garten stammen. Wir dürfen also wohl annehmen, dass Harder das Herbar schon in Überkingen begonnen und schließlich in Ulm abgeschlossen hat. Auffallend ist übrigens die große Ähnlichkeit mit dem umfangreichen Herbar in der Münchner Staatsbibliothek, das ja auch in Überkingen begonnen wurde und erst in Ulm seinen Abschluss fand.

## Das Wiener Herbarium in der Nationalbibliothek

Ebenfalls aus dem Jahre 1594 ist das Herbarium, das heute in der Wiener Nationalbibliothek unter der Signatur Cod. 11128 aufbewahrt wird, und bisher wenig beachtet wurde und daher ziemlich unbekannt ist. Jedenfalls ist es in der

<sup>47</sup> Vgl. Haug (wie Anm. 45).

<sup>48</sup> Robert Gradmann: Eine Albflora aus dem 16. Jahrhundert. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins 5 (1908) S. 154f.- Ders.: Pflanzenleben der schwäbischen Alb. Bd. 2. Stuttgart 1950.



Abb. 8 - Herbarium in Ulm. Zwei besonders gut gelungene Seiten, wo auf jeder, recht übersichtlich, nur eine einzige Pflanze gezeigt wird.

Fachliteratur nicht zu finden. Ich bin lediglich durch Zufall darauf gestoßen. Es ist das *Kreuterbuoch Darinn 640. Lebendiger Kreut[er]begriffen und eingefast sind wie sie der Allmächtig Gott selbs erschaffen. Und auf erden hatt wachsen lassen, also das unmöglich ist ainem maler (Auch wie kunstreich er sey) so laeblich an tag zu geben. Naeben den Getruckten Kreuter biechern die Kreuter zu erkbenen lernen gantz nützlich.* Abgesetzt nach unten heißt es dann noch: *Zusamen getragen, und in diß werck gebracht. Durch Hieronymum Harderum Schuldienner in der understen class der Lateinischen Schul zu Ulm. 1594.* Der 209 Blätter umfassende Foliant, so teilte mir Magister Friedrich Simader mit, wird von einem weißen Ledereinband mit Rollen- und Plattenspiegeln, die unter anderem Judith mit dem Haupt des Holofernes zeigen, zusammengehalten und trägt seit dem frühen 18. Jahrhundert (vor 1723) eine Vorsignatur "Med. 13". Dieses Herbar ist das einzige der zwölf, das ich nicht aus eigener Anschauung kenne: wegen des sehr schlechten Erhaltungszustandes ist es nicht zugänglich.

### Das Wiener Herbarium im Naturhistorischen Museum

Das chronologisch nächste Herbarium Harders wurde früher in der Botanischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien gehütet. Jetzt befindet es

sich, restauriert, im Archiv dieses bedeutenden Museums<sup>49</sup>. Auch hier ähnelt der Titel des nach Harders Behauptung 718 Pflanzen umfassenden Werkes den anderen: *Kreuterbuch. Darin .718. unterschiedlicher lebendiger Kreuter begriffen und eingefast seind wie sie der Allmechtig Gott selb erschaffen und auf Erden hat wachsen lassen Das unmüglich ist ainem Maler (auch wie kunstreich er sey.) So laeblich an tag zu gebe[n]. Neben den getruckten Kreuterbiechern die Kreuter zu erkenen gantz nutzlich. Zusammen getragen unnd in diß werck gebracht Durch Hieronymum Harderum Schuldiener in der Lateinischen Schul zu Ulm.* Eine Jahreszahl wird hier nicht genannt, sie findet sich aber im Vorwort, wo es am Schluss heißt: *Diß werck verfertig den 15. Junij Anno Tausend fünfhundert Neu[n] und neunzig.* Möglicherweise ist die Sammlung erst durch Harders Sohn Johannes abgeschlossen worden. Jedenfalls zeigen einige Seiten eine Schrift, die von ihm sein könnte<sup>50</sup>.

Das noch vor einigen Jahren vor allem äußerlich ziemlich beschädigte Herbarium wurde in den 90er-Jahren fachmännisch restauriert. Statt des grünen Holzeinbandes zeigt es jetzt einen grünen Leinenüberzug. Der Zustand in den frühen 70er-Jahren, als ich das Herbar sah, war, vor allem was das Äußere betraf, gar nicht gut. Die hölzernen Buchdeckel, mit Leinen überzogen, waren längsgespalten, die zwei Schließen defekt. Erfreulicher war der Zustand des Buchblocks, wenn auch an ihm nicht die Zeiten spurlos vorüber gegangen sind und sich an einigen Stellen Pilz festgesetzt hatte. Manche Blätter waren an der oberen Ecke beschädigt.

Dann folgt das Vorwort, in dem ziemlich viel Abergläubisches und Märchenhaftes erwähnt wird, auch wenn dort gleich einleitend der kräuterkundige Hieronymus Brunswig (Braunschweig, um 1450 bis vor 1512) bemüht wird. Bald aber ist da die Rede etwa von Homer, der weiß, dass Lotus *in der Insel Circe* wächst und so starke Kraft habe, *das waer da von isset, der vergist seines vatterlandes weib und Kinder und was er liebes hatt.* Von der *Betonica* heißt es: *wan man[n] ainen ring darauß mache und thu Schlangen darein, so kum[men] kaine darauß sonder erwürgen ainander, solcher wunderwerck findt man noch vil in den[n] biechern.* Man weiß freilich nicht immer, ob Harder an diese Dinge doch ein wenig glaubte oder nicht. Am Schluss jedenfalls ist er wieder ganz treuer Christ: *Doch sollen wier erkennen und bekennen, dass diß alles sey die Krafft Gottes, Der sey gelobt und gebenedeiet in Ewigkait. Amen.* Die Sammlung kam wohl anno 1860 ins dortige Museum und war ein Geschenk des verstorbenen Kustos Dr. Heinrich W. Reichardt (Reichard). Von wem der Kaufeintrag *Constat 24 fl* stammt, ist fraglich, wohl kaum von dem großherzigen Schenker.

<sup>49</sup> Für freundliche Auskunft danke ich Frau Prof. Christa Riedl-Dorn, Leiterin des Archivs des Naturhistorischen Museums in Wien. - *Dreher* (wie Anm. 27) S. 60f. Frau Dreher ist hier offensichtlich eine Verwechslung unterlaufen. In ihrer Arbeit spricht sie von dem Herbar im Naturhistorischen Museum, gibt aber als Signatur die Sammlung in der Nationalbibliothek an (Siehe auch Fußnote 50). - Über das Herbar im Naturkundlichen Museum vgl. Werner *Dobras*: Das Wiener Herbarium. In: Pharmazeutische Zeitung vom 17.9.1970 S. 1328f. - Das Herbar in der Nationalbibliothek wird von Karin *Figala* und E. *Renatus* erwähnt in: Herbarien aus dem 16. Jahrhundert. In: Kultur & Technik 4 (1980) S. 23-29.

<sup>50</sup> *Dreher* (wie Anm. 27) S. 61. Sie gibt diese Fakten für das Herbar in der Nationalbibliothek an, was aber ganz offensichtlich eine Verwechslung ist. Sie war im Glauben, das heute dort liegende sei das, das früher im Naturhistorischen Museum lag (und dort aber noch immer aufbewahrt wird). Es handelt sich aber um zwei verschiedene Arbeiten Harders. Durch eben diese Ungereimtheit bin ich überhaupt auf die Sammlung in der Nationalbibliothek gestoßen.

Die beiden Register, ein lateinisches und ein deutsches, nennen uns wiederum die Namen der eingeklebten Pflanzen, wobei auch hier die tatsächliche Pflanzenzahl mit den Eintragungen nicht ganz genau übereinstimmen dürfte. Und auch dieses Herbarium beginnt mit einer der ersten Pflanzen im Jahr, dem *Leucoion theophrasti*, dem Märzbecher. Mit seiner Maltechnik hat er dabei gleich kräftig nachgeholfen, etwa indem er die Zwiebel auf diese künstliche Weise ergänzte. Sehr schön sieht die Seite 43v mit dem Frauenschuh aus, der *Sack pfeiffen*, *Calceolus Mariae 7 sacerdotis crepida*. Hier hat unser Mann den echten drei übereinander stehenden Blättern die schöne Blüte, den Stängel und die Wurzel knollen durch seine Kunst vervollständigt. Der Löwenzahn erhielt so auch seinen Wurzelstock hinzugefügt. Beim Pressen braun gewordene Blüten – ein Übel, das der Botaniker zu seinem Leidwesen kennt – hat er mit Farbe übermalt und so versucht, ihnen ein natürliches Aussehen zu geben, was freilich nicht immer so ganz zufriedenstellend gelungen ist. Das Blatt 12r zeigt die *Dracken Wurtz* überhaupt nur gemalt. Mit dem auf der Rückseite leeren Blatt 158 endet die Sammlung. Blatt 159 ist bereits leer.

### Das Linzer Herbarium

Das vierte in Österreich befindliche Harder-Herbar wird im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz in der Biologischen Abteilung II gehütet<sup>51</sup>. Der nun schon etwas stereotype Titel lautet: *Kreuterbuch. Darin[n] .506. unterschiedlicher Lebendiger Kreutter begriffen und Eingefast seind, wie sy der Allmächtig Gott selbs Erschaffen, und Auff Erden hatt wachsen lassen. Das unmöglich ist Ainem Maler (Auch wie kunstreich er seye.) So leblich an tag zu geben, Naeben den Getruckten Kreutterbiechern die Kreuter zu erkennen lernen gantz Nutzlich. Etwas abgesetzt heißt es weiter: Zusam getragen und in diß werck geordnet Durch Hieronymum Harderum, Schul diener in der Lateinischen Schul zu ulm. Anno factum 1599.* Die Rückseite des Titelblattes ist leer. Die Sammlung, die laut Titelblatt 506 Pflanzen enthalten soll, endet mit dem 141. Blatt, das auf der Rückseite aber leer ist, ebenso wie noch zwei weitere folgende Blätter.

Es wird, wie das Herbar in Rom, in einem verschlossenen Kasten verwahrt. Zusätzliche Fürsorge wurde getroffen, indem man zwischen die einzelnen Blätter jeweils ein dünnes Schutzblatt legte und so die beiden gegenüberliegenden Seiten voneinander trennte. Der hübsche Foliant, dessen Buchdeckel mit grüner Leinwand überzogen sind, ist an den vier Ecken und in der Mitte mit verzierten Renaissancebeschlügen geschmückt. Eine der beiden Schließen ist abgerissen. Das Buch hat die Ausmaße von 34 x 21 cm. Im Linzer Landesmuseum ist die Sammlung erst anderthalb Jahrhunderte, nämlich seit dem Jahre 1860. Der Landesgerichtsrat Theodor Thanner hat es ihm zum Geschenk gemacht. Später war es unauffindbar, bis man es 1932 in der Bibliothek des Museums wieder entdeckte. Im Vorwort, drei Seiten lang, finden wir auch diesen Text: *Es ist nicht wol gleubig das man[n] doch auch geschriben findt, das die scittier.*

<sup>51</sup> Vgl. Werner *Dobras*: Das Linzer Herbarium. In: Pharmazeutische Zeitung vom 17.12.1970 S. 1950f.-Vgl. Franz *Speta*/Franz *Grimm*: Hieronymus Harder und sein "Linzer" Herbarium aus dem Jahre 1599. In: Heilmittel aus Pflanzen und Tieren. Ausstellung des Oberösterreichischen Landesmuseums im Schlossmuseum zu Linz vom 9.5. bis 3.8.1980. Linz 1980. S. 307-330 (mit vollständigem Pflanzenverzeichnis).

*ain kraut haben Spartanica. genant welches so sy das nur in mund genom[m] en und also darinne[n] gehalte[n] haben sy sich von hunger und Durst errettet .12. tag. und das stimpft schier über ain mitt der description Loniceri in Seinem Herbario im andern tail seines kreuter buchs am .4. Buch .14. Cap[itel] von dem Kraut Nicotiana, oder Tabaco das auch sana sancta wirdt genent. Damitt sollen die Indianer auch Hunger und Durst vertreiben.* Harder berichtet hier also ganz erstaunt vom Tabak, der bei Lonicer beschrieben wird. Womit auch gleich bewiesen ist, dass unser Sammler auch das Kräuterbuch dieses Arztes kannte. Wenn er hier vom Herbario spricht, so meint er allerdings kein Buch mit gepressten Pflanzen, sondern ein gedrucktes, das seinerzeit ebenfalls so hieß.

## Das Überlinger Herbarium

In heimische Gefilde kommen wir wieder beim Besuch des Städtischen Museums in Überlingen, wo sich das nächste Herbar unseres Hieronymus Harder befindet<sup>52</sup>. Ja, hier liegt sogar noch ein weiteres, nämlich das älteste Apothekerherbar, auf das wir noch zu sprechen kommen werden, hat es doch indirekt mit der Harder'schen Sammlung zu tun.

Wann das hier befindliche Herbarium exakt entstand bzw. abgeschlossen wurde, können wir nicht sagen: Harder lässt uns im Unklaren. Im Allgemeinen gibt man als Entstehungszeit immer das Ende des 16. Jahrhunderts an. Wahrscheinlich ist es zu Beginn des letzten Jahrzehnts dieses Säkulum entstanden, da ja das nach seinem Vorbild entstandene Apothekerherbar mit der Jahreszahl 1594 bezeichnet ist. Vielleicht kann man hier aber auch gar nicht von einem wirklichen Abschluss sprechen, denn an einigen Stellen sieht es so aus, als befände es sich in unfertigem Zustande und sollte noch Zuwachs erhalten. Das kann man auch aus dem noch nicht beschrifteten Titelblatt schließen. Es war wohl sein Handexemplar, nur für ihn selbst bestimmt und ergänzbar. Und schließlich blieb es auch nach seinem Tode, 1607, noch im Familienbesitz, was wiederum der Grund dafür ist, dass es heute in Überlingen aufbewahrt wird. Einer seiner Schwiegersöhne, Johann Breehe, war hier am Bodensee als Bader tätig. Ihm hat Harder dieses Herbarium vererbt, was auch im Buch selbst festgelegt ist: *Ich Hieronymus Harder hab dises meine Buch unnd Werckh meinem Lieben Tochtermann Johan Breehe Burger und Barbierer Zuo Überlingen, zu ewiger meiner gedachtnuß verehrt.* Mit anderer Schrift und Tinte wurde später hinzugefügt: *welches nach absterbung Solliches hinderlassen seinem Sohn Johanni Breehe, der Stat Überlingen bestelten wundarzt undt nach dessen absterben ertheilt Seinem Sohn Johanni Brehe der Medicin Doctori.* Die Familie hatte sich hochgearbeitet! Unter den Worten *Seinem Sohn* (sechst- und siebtletztes Wort) ist auch noch die Andeutung einer Jahreszahl zu erkennen, entziffern kann man sie leider nicht. Eine der Ziffern könnte eine Sieben sein. Auf dem Speicher des Forstmeisters

<sup>52</sup> Vgl. Walther Zimmermann: Hieronymus Harders Handherbarium. In: Archiv der Pharmazie. Bd. 1. Berlin 1940.- Ders.: Das Handherbarium des Hieronymus Harder. In: Vorträge der Hauptversammlung der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. Mittenwald 1934.- Werner Dobras: Das Überlinger Herbar. In: Pharmazeutische Zeitung vom 17.12.1970 S. 1951f.- Ders.: Die Überlinger Herbarien. In: Österreichische Apotheker Zeitung 1970 S. 209-213.



Jacob von Stengel entdeckte Oberforstmeister Jörger das Herbar kurz nach der Jahrhundertwende und schenkte es 1927 der Stadt Überlingen, die es dem Stadtarchiv übergab<sup>53</sup>.

Dieses Herbarium ist etwa 27,5 cm hoch und 21,5 cm breit. Seine aus Holz bestehenden Buchdeckel sind mit braunem, blindgepresstem Leder bezogen, damals durchaus in Mode. Das Blatt, das auf die leere Titelseite folgt, beginnt mit dem achtseitigen und dreispaltigen Index, in dem uns 288 lateinische und 324 deutsche Pflanzennamen genannt werden. Harder hat hier ganze Seiten mit Vegetationsflore gestaltet, wobei seine Malkunst besonders gestaltend wirkte. Eine solche Vegetationsflora wird uns beispielsweise auf Blatt 11 vorgestellt: Links unten sehen wir einen Felsen, von dem Wasser herabstürzt. Auf dem Felsen wächst aufgeklebte *Marchantia polymorpha*. Blatt 14 sollten wir auch noch betrachten, wo uns eine Mauerpflanzengesellschaft vorgestellt wird. Auf der zeichnerisch hingeworfenen Steinmauer ist in der Mitte ein auf die gleiche Weise entstandener Erdhaufen zu sehen. Links davon erkennen wir *Asplenium Trichomanes* L., von Harder als *Trichomanes*, *Stainrauten* vorgestellt. Auf dem Erdhaufen finden wir *Trichomanes terrestre*, *Erdrauten*; *Muscus terrestris denticulatus* Lobe, nämlich das Moos *Plagiochila asplenioides* (?). Rechts vom Erdhaufen haben wir *Asplenium ruta muraria* L. vor uns, von Harder als *Ruta muraria sive adiantium album*, *Mauerrauten*; *Salvia Vita Lob* bezeichnet. Regelrechte Täuschungen, ob gewollt oder nicht, sind Harder in diesem Herbar gelungen. Auf Blatt 106v etwa hat er ein mittels eines Strohhalms versteiftes Blattstück von *Utricularia* als Pflanze mit dem phantastischen Namen *Pfauenfeder*, *Myriophyllum* darzubieten. Und, wie bei den meisten anderen Herbaren ist inzwischen auch so manche Pflanze verschwunden, abgesplittert oder herausgebrochen.

### Das älteste Apothekerherbar

Hier nun müssen wir einen Augenblick unseren Pflanzenfreund verlassen und uns der Sammlung eines anderen "Botanikers" zuwenden, denn sie ist mit der Person und der Kunst Harders so eng verbunden, dass es geradezu eine Ungehörigkeit wäre, es nicht zu tun. In Überlingen nämlich, im gleichen Museum, liegt das älteste deutsche Apothekerherbar, das der dortige Apotheker Hans Jakob Han, nicht ganz so gekonnt wie sein Vorbild, zusammengestellt hat<sup>54</sup>. Man möchte diesem Mann, kennt man erst einmal seinen unruhigen Lebenslauf, gar nicht zutrauen, eine solch schöne Sammlung zusammengetragen zu haben. Nur ein paar Beispiele aus seinem Lebenslauf: 1596 etwa schlug er sich mit dem *blaser uf dem Wendelstain*, also auf dem Münsterturm, zwei Jahre später wird über ihn geurteilt, weil er *etliche ledige dochtern allhier und an ander frembde dochter* defloriert hat, andererseits ist er aber derjenige, der *in sterbends läuften* am Ort blieb und furchtlos der Bürgerschaft beisprang. Seine genauen Lebensdaten kennen wir nicht, doch dürfte er bereits 1616 nicht mehr am Leben gewesen

<sup>53</sup> Vgl. Dreher (wie Anm. 27) S. 63.

<sup>54</sup> Walther Zimmermann: Ein deutsches Apotheker-Herbarium des 16. Jahrhunderts. In: Archiv der Pharmazie 261 (1923) 1 S. 35-61.- Werner Dobras: Jakob Han und sein Herbarium aus dem Jahre 1594. In: Pharmazeutische Zeitung vom 23.10.1969 S. 1614-1617.

sein. Alexander Munck schreibt, dass sich Han mit diesem Herbar ein Denkmal in der Geschichte des deutschen Apothekenwesens gesetzt habe<sup>55</sup>.

Auf 165 Seiten werden uns 237 Pflanzen vorgestellt, alle in der Harder'schen Art eingeklebt und mit Pinsel, Feder und Farbe auch entsprechend ergänzt. Wir erinnern uns: Harders Schwiegersohn war hier als Bader tätig und natürlich mit dem Apotheker beruflich verbunden. Hier wird Han wohl auch das Harder'sche Herbar gesehen und sich davon anregen haben lassen. Gegenüber seinem Vorbild fällt Hans Arbeit freilich etwas ab. Hinzu kommt, dass das Herbar von zerlaufenem Kleister zum Teil fleckig ist, was gleich auf der ersten Seite demonstriert wird, wo er die *Gelb Hornungs Blaim* (*Narcissus pseudonarcissus* L.) vorführt. Die Anfangsbuchstaben der Pflanzenbezeichnungen hat er – was Harder nicht tat – in roter Farbe, sozusagen als Initiale, geschrieben. Nach dem wissenschaftlichen (lateinischen) Namen nennt er die deutsche, manchmal sogar noch die griechische Bezeichnung.

Dass Harder auch wirklich sein Vorbild war, deutet uns der Wortlaut der Titelseite an: *Kreitterbuoch darinnen Underschaidd Namen, auch 233 lebendiger Kreiter begriffen unnd eingefast sünd. Wie sy der Allmechtig Gott selbst erschaffenn unnd auf Erdenn hatt wachsend lassenn, Daß auch unmöglich ist ainem maller wie Kunstreich er sy, so leblich zuo Mallen, und an tag zugeben. Zusamenn getragenn unnd Inn das Werckh geordnet Durch Johan Jacob Han, Appodeckher Zuo Überlingen 1594.* Ist schon der Text ein Beweis für das Vorbild Harder, so heißt es in der sich anschließenden *Vorred an den günstige[n] Leser* ausdrücklich: *So hatt nur ain kunstreicher auch großer Liebhaber der Kreiter, in der Weitberiempten Statt Ulm ain sunderige Kunst erdacht, solche Kreiter in die Biecher zuo faßenn, und dann noch als letzten Beweis, welche Kunst auch mir von ainem seinem geliebten Dochterman mitgethailt ist worden.*

## Das Lindauer Herbarium

Das jüngste Herbarium von Harders Hand befindet sich heute in der Ehemals Reichsstädtischen Bibliothek (Stadtbibliothek) Lindau, der Nachbarstadt von Bregenz. Es ist auch das zweitkleinste (20 x 14,5 cm und etwa 4,5 cm dick)<sup>56</sup>. Das in braunes Sackleinen gebundene Bändchen trägt auf der Vorderseite das eingeklebte (viel spätere) Lindauer Bibliothekszeichen, eine umrahmte, stilisierte Linde mit der Abbildung der früheren Herberge der Stadtbibliothek, der Barfüßerkirche. Im Jahr 1996 wurde das Herbar in Wien restauriert, was dringend nötig war, da so manche Pflanze sich schon verselbständigt hatte. Es trägt die Signatur Ma II 182.

Sehen wir uns auf der ersten Seite den Titel an: *Kreuterbiechlin darin[n] 193. Laebendige Kreuter begriffen sind, wie sy der Allmöchtig Gott sebs Erschaffen, und auf der Erden hatt wachsen lassen. die zusammen getragen, und in diß Biechlin geordnet durch Hieronymu[m] Harder. der zeit Latenischer Schul*

<sup>55</sup> Vgl. Alexander *Munck*: Das Medizinalwesen der Freien Reichsstadt Überlingen am Bodensee. Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. o. O. 1951.

<sup>56</sup> Vgl. Werner *Dobras*: Das Lindauer Herbarium. In: Pharmazeutische Zeitung vom 17.12.1970 S. 1952-1954.- *Ders.*: *Bronia nigra* ext zu Hagno. In: Bodensee-Hefte April 1969 S. 22f.- *Ders.*: *Kreuterbiechlin darin 193 laebendige Kreuter*. In: Österreichische Apothekerzeitung vom 5.4.1969 S. 209-213.

*diener zu Ulm. Anno 1607.* Seit einiger Zeit habe ich Zweifel an dieser Jahreszahl, die freilich auch von anderen Autoren so gelesen wird. Sie kann aber kaum stimmen. Inzwischen gefundene Briefe des alten Harder geben uns ein deutliches Bild von seiner körperlichen und geistigen Schwäche zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Es ist deswegen kaum zu glauben, dass unser Botaniker 1607 noch in der Lage war, eine solche Sammlung zusammenzustellen oder überhaupt daran zu arbeiten. Hinzu kommt, dass auch dieses Herbar mit der *Hornungsblum* beginnt, die ja nun einmal eine Frühjahrspflanze ist. Harder ist aber, wie wir ja wissen, schon im April 1607 gestorben. Wie sollte er dann das Herbar noch zusammengestellt haben? Auch war er 1607 mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nicht mehr Schuldiener in Ulm. Die einzige Möglichkeit für eine Datierung 1607 wäre nur, dass er die Sammlung schon rund ein Jahrzehnt vorher fertiggestellt und erst kurz vor seinem Tode das Datum eingesetzt hat. In der Sammlung sind auch keinerlei altersbedingte Unschönheiten oder Ungenauigkeiten festzustellen: die Pflanzen sind so sauber wie bei den früheren eingeklebt, die Schrift ist fest und auch schön. Trotzdem ist und bleibt es sein letztes. Die Datierungsfrage kann also nicht befriedigend geklärt werden.

Leider wissen wir auch nicht, wie das kleine Herbarium in die Lindauer Bibliothek gekommen ist. Eine nicht mehr genau zu identifizierende Namensnennung auf der vorderen Innenseite des Buchdeckels besagt, dass es einmal einer Maria Lyns / Lin(n)s gehört haben könnte: *Maria Lynnsin der Jungeres gehört dass Kreuterbuch.* Die Familie Lin(n)s war in Lindau seit dem 16. Jahrhundert eine bekannte Familie, in der bei manchem ihrer Mitglieder Bücher durchaus eine Rolle spielten. Erschwert wird die Identifizierung dadurch, dass der Text noch dick durchgestrichen ist.

Auch dieses Herbar enthält ein Inhaltsverzeichnis, das 193 Pflanzen aufzählt, was allerdings auch hier nicht ganz den Tatsachen entspricht, wie bei den meisten seiner anderen Sammlungen. Die dann folgende, ausholende Einleitung erzählt uns so manches Wissenswertes über die Pflanzen, vor allem die Arzneipflanzen, immer wieder unterbrochen von Lobpreisungen auf Gott, wie etwa: *Waer will und kan die Herrliche Gaben Gottes gnusam, und so vilfaeltig außrechnen und auß sprechen, damitt mitt uns der Allmächtig Gott, so gnaediglich begnadet und begabet hatt.* Schließlich kommt er auch auf die Tiere, vor allem die Vögel, zu sprechen, die in der Pflanzenwelt, selbst im Winter, ausreichende Nahrung finden können.

Anschließend beginnt direkt der Pflanzenteil, natürlich mit der *Hornungsblum* und der *Kuchen schell*. Ausführlich beschäftigt er sich mit der eingeklebten *wilde[n] Angelica*, mit der er einem Jungen, der sich mit dem Messer schwer verletzt hatte, helfen konnte, wie er dies auch schon in einem früheren Herbar erwähnt. Erfreut bemerkt er: *den[n] hab ich aus dem Kraut und Sanickel gebadt. X. tag do ist er in 14 tagen so fertig worden, das er als ain armer tagwercker widerumb dahin geloffen sein arbeit verricht wie zuvor.* Stolz fügt er hinzu: *So in doch kain balbierer od[er] bader hatt wöllen annem[m]en zu hailen sonder haben in alle dem tod geschetzt das er über drey tag nicht laebe. So er doch noch wie ich achte in laeben sey dan[n] er all hie bey wenig Jarn mein Agata auff dem marcket angetroffe[n] mier ain gruß zu enbott[en].* Auf der Rückseite des Blattes 68 erfahren wir weiter, dass Harder mit einer selbst hergestellten Tabaksalbe auch sich selbst behandelte, da er an seinen Händen über 30. *Jar. ain maechtig leiden*

*gehabt das ich offft kaum ain brot hab kind[en] schneiden. Mit dieser Salbe und mit Gottes Hilfe nun habe er seine unrainen Schaeden geflechter und Raude[n] heilen können. Er lässt uns auch das Rezept wissen: Ich hab genommen ongever ain Pfund dern bletter die gestoßen in einem morßel denn safft durch ain thuch auß getrucket, dem nach hab ich genommen i [ein; W. D.] Pfund schweini schmaltz diß mitt dem safft ob ainem sanften kol feurlin mütt stetem umbrüren gekocht und umb i kreutzer terpentin darein temperiert und also lassen kochenn biß sy ier brob helt, als das mann under weilen i tropfen oder 2. auff aine kalten stain oder eysen felt, und wann es erkaltet so kan mann es mitt denn fingern probieren, ob sich die überflißige feuchte genugsam verzert hab oder nicht.*

Seit ziemlich genau 40 Jahre beschäftige ich mich nun mit Harder und seinen Pflanzensammlungen. Als ich das erste Mal den Namen las, glaubte ich, es handle sich um eine fiktive Figur, stand sie doch in einer Erzählung ‘Cornelia und die Heilkräuter’ von Friedrich Schnack. Als ich 1968 in Lindau Stadtarchivar wurde, kam mir bei einer ersten, oberflächlichen Durchsicht der Bestände, zu denen auch die der Ehemals Reichsstädtischen Bibliothek gehören, dann tatsächlich ein Herbar dieses Mannes in die Hände. Seither haben mich Harder und seine Herbare nicht mehr losgelassen. So manches Rätsel hat uns unser Hieronymus hinterlassen, viele konnten aber doch geklärt werden. Und einmal half das Glück in Gestalt eines Professors nach, ein anderes Mal der Zufall bei einer Recherche anderer Art. Schließlich wäre nicht ausgeschlossen, dass unser Pflanzenfreund auch noch ein, zwei weitere Sammlungen angelegt hat, die er nicht – da erst spät entstanden – erwähnen konnte. Man sollte also die Suche nicht ganz aufgeben.

# Der Dreißigjährige Krieg in Oberschwaben: Drei Ego-Dokumente

---

*Ulrich Ufer*

## 1 Einleitung

Tausende von Menschen unterschiedlicher religiöser und gesellschaftlicher Herkunft erlebten die Wirren des Dreißigjährigen Krieges in Oberschwaben, einige wenige haben diese Erlebnisse in schriftlicher Form hinterlassen. Die in den 1990er Jahren von der niederländischen Schule um Rudolf Dekker etablierte Quellengattung der Ego-Dokumente – im weitesten Sinne all jene hinterlassenen schriftlichen Zeugnisse, die etwas über individuelle Erfahrungen offenbaren – erlaubt jedoch zumindest den Versuch einer emischen Analyse<sup>1</sup>. Im Zentrum dieser vorliegenden Untersuchung stehen die Ego-Dokumente dreier Bewohner des oberschwäbischen Raumes zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges: die Autobiographie des Zisterziensermönches Sebastian Bürster aus dem Kloster Salem, die Autobiographie des Hans Conrad Lang aus Isny, eines protestantischen Handwerkers und Proviant- und Quartiermeisters der kaiserlichen Armee, sowie das Tagebuch des katholischen Stadtrats Johann Heinrich von Pflummern aus Überlingen.

Im ersten Teil dieser Studie werden Fragen der Methodik und Problematik behandelt, wie sie sich aus der auf Ego-Dokumenten basierenden Forschung im Rahmen der Psychohistorie und der Mentalitätsgeschichte ergeben. Auch die Funktion der Sprache als Mittel der Sinngebung und Kohärenzerstellung im Angesicht extremer Lebenserfahrungen, wie sie der Krieg verursachte, verlangt besondere Aufmerksamkeit. Daran anschließend werden die drei Autoren und ihr jeweiliges soziales Umfeld vorgestellt. Der dritte und mehr empirische Teil dieser Studie befasst sich dann eingehend mit der Sprache der Religion und des Übernatürlichen sowie mit der Sprache des Krieges, in der die drei Autoren über ihre Kriegserfahrungen berichteten.

---

<sup>1</sup> „Emic“ bezeichnet in der anglo-amerikanischen Sozialanthropologie die Beschreibung einer Kultur aus der Sichtweise der beschriebenen Kultur selbst.

## 2 Mentalitätsgeschichte

Die Auseinandersetzung mit Ego-Dokumenten und mit den persönlichen Wahrnehmungen und Beweggründen Einzelner führt unweigerlich in den Bereich der Mentalitätsgeschichte. Schon vor knapp siebzig Jahren besprach der französische Historiker und Mitbegründer der "École des Annales", Lucien Febvre, die Möglichkeiten, die aus einer Zusammenarbeit von Geschichte und Psychologie folgen könnten. Zugleich warnte er jedoch vor psychologischen Anachronismen als der schlimmsten Art von Anachronismus und der unauffälligsten und schädlichsten von allen, und er betonte die absolute Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung, um die Teilchen zu sammeln, die für eine Betrachtung der Vergangenheit unter psychologischen Gesichtspunkten erforderlich sind<sup>2</sup>. Besonders warnte Febvre vor einer unbedachten Übertragung der "mots qui manquent", jener den Zeitgenossen fehlenden modernen Worte oder Konzepte also, die den Historiker dazu verleiten, Unzeitgemäßes in den Quellen zu suchen.

Das gesprochene Wort wie auch die Sprache der in rituellen Handlungen formulierten kulturellen Praxis bieten eines der wesentlichen Mittel des Menschen, um Erlebtes als kohärent und als sinnvoll zu begreifen und zu kommunizieren. In ihrem Buch "Metaphors we live by" haben die Philosophen George Lakoff und Mark Johnson auf exzellente Weise herausgearbeitet, wie der in der Sprache verankerte Sinngabungsprozess und die Bedeutungsattribution innerhalb von grundlegenden metaphorischen Strukturen ablaufen. In der Frühen Neuzeit stützte sich eben diese Metaphorik weitgehend auf die Bibel und auf die Sprache des Religiösen. In diesem Sinne wird die folgende Untersuchung besonderes Augenmerk auf die Worte, auf die Sprache und auf die Metaphorik legen, mit denen Zeitzeugen des Dreißigjährigen Krieges einen Sinngabungsrahmen schufen, innerhalb dessen auch das extreme Erleben verarbeitet werden konnte.

Eine Untersuchung von Ego-Dokumenten auf die in ihnen verwendeten Sprachformen und Metaphern ist zugleich eng mit der Geschichte von Mentalitäten verbunden. Bereits im 17. Jahrhundert interessierten sich zum Beispiel die englischen Philosophen John Selden und John Locke für unterschiedliche "modes of thought". Begriffe wie "Denkungsart" gehen bis auf das 18. Jahrhundert zurück. Soziologen wie Karl Mannheim (1893-1947) haben durch ihr Interesse für "Weltanschauungen" zur Auseinandersetzung mit Mentalitäten beigetragen. Das eingehende Interesse der französischen "École des Annales" für eine "histoire des mentalités" datiert ebenso aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Warum aber sollten die vergangenen Alltagswahrnehmungen einfacher Leute und die Worte, mit denen sie diese in einen größeren Sinnzusammenhang einzuordnen suchten, einer gegenwärtigen Beachtung wert sein? Auch die Wiederaufnahme der Mentalitätsgeschichte seit den 1970er Jahren konnte die in dieser Frage verborgene Kritik nicht völlig entkräften. Einige Gedanken mögen jedoch als Rechtfertigung angeführt werden.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist der Glaube an den evolutionären Fortschritt zu einem wesentlichen Merkmal des europäischen Weltbilds ge-

<sup>2</sup> Lucien Febvre: *History and Psychology*. In: Peter Burke: *A new kind of history. From the writings of Febvre*. Cambridge 1973. S. 1-11.

worden. Zugleich verlangt diese moderne in die Zukunft weisende Blickrichtung, sich mit dem Neuen zu identifizieren und dabei das Alte zu exotisieren. Die Vergangenheit wird mit dem Rückständigen gleichgesetzt. Was aus einem Interesse an allein technologischen Veränderungen eine gewisse Gültigkeit haben mag, das ist auf den Menschen selbst bezogen vollkommen unzutreffend, denn der letzte evolutionäre biologische Fortschritt der menschlichen Spezies liegt ungefähr 40.000 Jahre zurück. So mögen die Quellen der Psychohistorie und der Mentalitätsgeschichte, die Lucien Febvre so deutlich als "menschliche Texte" beschrieb<sup>3</sup>, zumindest zweierlei Zwecken dienlich sein: Sie demonstrieren das Spezifische einer Epoche und liefern somit einen wichtigen Rahmen zum Verständnis zeitgenössischer Beweggründe, die vom Alltagsleben bis in die Politik hineinspielen. Zugleich weisen sie im Sinne eines sich in die Vergangenheit hinein erstreckenden Humanismus auf das Konstante des menschlichen Wesens hin, indem sie eine Untersuchung grundlegender psychischer Regungen und Bedürfnisse ermöglichen.

### 3 Ego-Dokumente als Quellen der Mentalitätsgeschichte

Während der letzten zwanzig oder dreißig Jahre haben historische Disziplinen – wie die historische Anthropologie, Lokalgeschichte, Mikrogeschichte sowie Mentalitäts- und Alltagsgeschichte – einer Vielfalt von zuvor weitgehend unbeachteten Quellen vermehrte Aufmerksamkeit zukommen lassen. Diese Disziplinen und ihre jeweiligen Konzepte haben auch für Historiker des Dreißigjährigen Krieges zunehmend an Bedeutung gewonnen. Im Vorfeld dieser Entwicklung lag der Forschungsschwerpunkt meist auf offiziellen Dokumenten, die es erlaubten, Kriegsereignisse und die politischen Aspekte des Krieges zu studieren. Diese Geschichtsschreibung des Dreißigjährigen Krieges musste sich daraufhin der Kritik stellen, zu viel Gewicht auf militärische Aspekte des Krieges zu legen und zu wenig die Konsequenzen untersucht zu haben, welche sich aus diesen Ereignissen für das Leben einzelner Menschen ergaben. Letzterem Anliegen trägt nun das Bemühen Rechnung, eine Geschichte "mit Blick von unten" zu schreiben, die die zeitgenössische Volkskultur analysiert. Jüngste Beispiele für diese Entwicklung sind eine Reihe von Publikationen<sup>4</sup> und Forschungsprojekten, die sich unter anderem mit einer Quellengattung beschäftigen, die im deutschen Sprachraum unter dem Namen "Ego-Dokumente" bekannt geworden ist. Auf der Pionierarbeit hauptsächlich niederländischer Historiker wie Rudolf Dekker und Jaques Presser aufbauend herrscht inzwischen Einigkeit darüber, welche hohe Bedeutung solchen "Ego-Dokumenten" für die mentalitätsgeschichtliche Forschung zukommt.

<sup>3</sup> Lucien Febvre (Hg.): Das Gewissen des Historikers. Berlin 1988.

<sup>4</sup> Siehe Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Hg.): Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500-1850) (Selbstzeugnisse der Neuzeit 9). Köln/Weimar/Wien 2001.- Hans Medick/Benigna von Krusenstjern (Hg.): Zwischen Alltag und Katastrophe: Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe. Göttingen 1999.- Benigna von Krusenstjern: Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Beschreibendes Verzeichnis. Berlin 1997.- Hans Rudolf Velten: Das selbst geschriebene Leben. Eine Studie zur deutschen Autobiographie im 16. Jahrhundert (Frankfurter Beiträge zur Germanistik 29). Heidelberg 1995.- Bernd Roeck: Als wollt die Welt schier brechen. Eine Stadt im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. München 1991.- Winfried Schulze: Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin 1996.

Der Historiker Winfried Schulze hat die neue Quellengattung wie folgt definiert: "Gemeinsames Kriterium aller Texte, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden können, sollte es sein, daß Aussagen oder Aussagepartikel vorliegen, die – wenn auch in rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln"<sup>5</sup>. Ego-Dokumente bieten sich als Quellen an, um Einblick in die zeitgenössische Perspektive zu gewinnen. Sie sprechen dadurch dem Individuum einen höheren Rang in der Geschichtsschreibung zu und ermöglichen, die großen gesellschaftlichen Prozesse und die historischen Ereignisse auch in ein Verhältnis zu dem zu setzen, was für den Menschen vergangener Tage von Bedeutung war. Doch hängt eine sinnvolle Auswertung von der Qualität der Quellen und der Dichte ihrer Interpretation ab. Aus einer Analyse, die sich auf nur wenige Quellen bezieht, können sich Probleme ergeben, die im Folgenden kurz thematisiert werden sollen.

Die persönlichen Geschichten, die Menschen im Laufe ihres Lebens für sich selbst entwerfen oder über sich selbst in Autobiographien erzählen, sind als eine Argumentationsfolge bezeichnet worden, "die unter ganz bestimmten Umständen von den Menschen entwickelt wurde. Diese Umstände beinhalten die spezifischen sozialen Welten, in denen sie leben und die sie durch ihre Erzählung modellieren, und die sie gelegentlich gezielt verändern wollen"<sup>6</sup>. Die Ansichten einer über sich selbst erzählenden Person müssen somit im Zusammenhang mit der sie umgebenden Gesellschaft gesehen werden, will man die repräsentative Aussagekraft eines Ego-Dokuments beurteilen. Diesen kritischen Ansätzen folgend sind einige Argumente gegen den Nutzen von Ego-Dokumenten als historische Quellen vorgebracht worden. Ob nun in der Form von Notizbüchern, Tagebüchern, Autobiographien, Briefen oder Polizei- und Inquisitionsaufzeichnungen, Ego-Dokumente wurden oftmals als minderwertig betrachtet, da sie eine große Befangenheit des Autors beziehungsweise des Aufzeichners mit sich zu bringen scheinen. Auch wurde argumentiert, dass das relativ unvermittelte Berichten und die persönliche Teilnahme der Autoren an Geschehenem eher zu einer voreingenommenen Darstellung führen als die retrospektive historische Analyse oder die offizielle Aufzeichnung.

Inwieweit können nun Ego-Dokumente zu einem Verständnis dessen beitragen, was frühere Geschichtsschreibungen des Dreißigjährigen Krieges ausgelassen haben? Die unvermeidliche Befangenheit des zeitgenössischen Autors stellt ein gewisses Problem bei jeder Quellenform dar, doch die Vorstellung, dass Rückschau notwendigerweise auch zu einer besseren Beurteilung führt, wurde nicht nur in der Diskussion über die Grenzen zwischen Journalismus und Geschichtsschreibung infrage gestellt<sup>7</sup>. Nichtsdestotrotz müssen gewisse Problematiken beachtet werden.

<sup>5</sup> Schulze (wie Anm. 4) S. 28.

<sup>6</sup> Elizabeth Tonkin: History and the myth of realism. In: Raphael Samuel/Paul Thompson: The Myths we live by. London 1990. S. 25-35. Hier: S. 29.

<sup>7</sup> Timothy Garton Ash: History of the Present. Essays, Sketches and despatches from Europe in the 1990s. London 2000. Introduction.



Über das eigene Leben schreibend wird der Autor dazu veranlasst, seine persönlichen Lebenserinnerungen zunächst zu interpretieren, dann zu fixieren und sie eventuell anschließend von einem retrospektiven Standpunkt aus zu beurteilen. Die Mythologisierung vergangener Begebenheiten in illiteraten Gesellschaften (Mythologisierung im Sinne einer graduellen Wandlung des Erinnernten entlang mythologischer Schemata) hat unter Anthropologen große Beachtung erfahren<sup>8</sup>. Viele offizielle Lebensberichte des Mittelalters und auch noch der Frühen Neuzeit orientierten sich an bekannten Hagiographien, wie zum Beispiel an jenen des italienischen Autors der Renaissance Giorgio Vasari. Es muss angenommen werden, dass ähnliche Prozesse in jeder rückblickenden Interpretation eines Lebens stattfinden, wenn sich auf gemeinschaftlich geteilte, erzähltechnische Stereotypen berufen wird, um die weite Spanne eines Lebens sinnvoll zu strukturieren. Mit Sicherheit gibt es oft einen Unterschied zwischen originaler Erfahrung und einer späteren stilisierten Lebenserzählung. Darüber hinaus ist es aus der aufgeklärten Perspektive des modernen Forschers schier unmöglich, den Bericht über beispielsweise ein Wunder, eine Folterung oder einen Hexenzauber nicht in das Reich der Einbildung zu verweisen. Zugleich wird die Frage nach historischer Wahrheit jedoch unnötig, wenn das Ziel genau darin besteht, Einstellungen, Wahrnehmungen und Fantasien, kurz Mentalitäten, zu untersuchen. Ego-Dokumente stellen nach diesem Verständnis das Resultat einer Sinnggebung und Kohärenzgestaltung der zeitgenössischen Autoren im Verhältnis zu der von ihnen erlebten Realität dar. Demzufolge sollten die Persönlichkeiten und Weltanschauungen der Autoren sowie ihr Platz in Gemeinschaft und Gesellschaft detailliert im epochalen Kontext untersucht werden.

Weniger Gewicht auf den vornehmlichen Erzählgegenstand zu legen und eher den indirekten und ungewollt hinterlassenen Spuren nachzugehen, ist ein weiterer Weg, mit der unterstellten Voreingenommenheit der Autoren umzugehen. So schreibt Jean Penneff ganz allgemein über den wissenschaftlichen Umgang mit Autobiographien, dass zunächst zu klären sei, welches die Sphären "maximaler Objektivität" sind, um dann im Kontrast zu klären, welche die empfindsamen und verletzlichen Gebiete sind, die sich am ehesten der Fantasie öffnen<sup>9</sup>. Um in der Kunstgeschichte den realistischen Elementen eines Gemäldes möglichst nahe zu kommen, schlug der Kunsthistoriker Erwin Panofsky einst vor, die objektivsten Aussagen in Gemälden nicht im eigentlichen Gegenstand des Gemäldes zu suchen, sondern genau dort, wo der Künstler Selbstverständliches oder Alltägliches im Hintergrund präsentiert.

#### 4 Drei Ego-Dokumente

Die dieser Untersuchung zugrunde liegenden Quellen des Zisterziensermönches Sebastian Bürster aus dem Kloster Salem, des protestantischen Handwerkers Hans Conrad Lang aus Isny und des katholischen Ratsherrn Johann Heinrich von Pflummern aus Überlingen fallen ganz eindeutig unter die von Winfried Schulze formulierte Definition von Ego-Dokumenten. Sie wurden im selben

<sup>8</sup> Siehe Jack Goody (Hg.): *Literacy in Traditional Societies*. Cambridge 1968.

<sup>9</sup> Jean Penneff: *Myths in life stories*. In: Raphael Samuel/Paul Thompson: *The Myths we live by*. London 1990. S. 36-48.

Zeitraum und innerhalb eines begrenzten, geographischen Gebiets – Oberschwaben und der Bodenseeraum – verfasst und erlauben somit, Querverbindungen untereinander zu ziehen. Da sie von drei Individuen verschiedener religiöser und sozialer Prägung verfasst wurden, bieten sie ein breites Spektrum an Kriegswahrnehmungen und Kriegserfahrungen aus unterschiedlichen Perspektiven.

Sebastian Bürster, ein Zisterziensermönch, lebte und schrieb während des Dreißigjährigen Krieges im Kloster Salem, auch Salmansweiler genannt. Nahe einer Handelsstraße zum Bodensee und zu der Stadt Überlingen erbaut, war das Kloster gut an die Handelswege zwischen der Fuggerstadt Augsburg und der Schweiz angeschlossen. Als Heereswege banden die Handelsstraßen das Kloster eng an das Kriegsgeschehen an, sie dienten aber auch als wichtige Informationskanäle, über die Sebastian Bürster regelmäßige Neuigkeiten erhielt. Besonders über lokale Begebenheiten zeigte er sich stets aktuell informiert. Mehrmals gab er ausdrücklich an, Informationen aus der Baseler Geschriebenen Zeitung erhalten zu haben, weitere Informationen erhielt er durch Flugschriften, die er sammelte und derer vier noch immer im Original seiner Autobiographie beigelegt sind. Diese schriftlichen Informationsquellen ergänzen und bestärken zum Teil seine ansonsten weitgehend auf Augenzeugenschaft beruhende Erzählung.

Als Motiv seines Schreibens gab Bürster an, seine Kriegserfahrungen an die Nachwelt weitergeben zu wollen: *Allain schreibe ich diß, damit der leser [...] auch etwas darzuo oder darvon wüsse zue sagen und nur ain wenig etwaß desselben erkanntnuß und wüßenschaft haben möge*<sup>10</sup>. Offensichtlich war er daran interessiert, seinen Bericht drucken und veröffentlichen zu lassen, denn er wandte sich an den Leser (*ad lectorem*) und gab sowohl Anweisung zum richtigen Lesen (*Lege propterea et perlege tractatulum hunc, si placet invenies aliquid, si placet, sin minus, omitte, omitte*) als auch für die Veröffentlichung. Bürster selbst benannte sein Werk *Collectanea vel Collectitium*, pries den Inhalt als *züerlich, pollitisch* [und] *canzleysch*<sup>11</sup> und begann es im Stile der mittelalterlichen Klosterchronik mit einem Eintrag im Jahr der Gründung des Zisterziensersordens 1098. Sechszwanzig kurze Einträge führen den Leser in das Jahr 1630, von welchem Datum an sich Bürster sodann auf die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges in Oberschwaben bis in das Jahr 1647 hinein konzentrierte. Im Jahr 1647 enden die Aufzeichnungen abrupt, doch geben die Dokumente keinen Aufschluss darüber, ob Bürster kurz nach diesem Zeitpunkt verstarb. Bürster begann im Juli 1643 zu schreiben und verwendete verschiedene Notizen, um sein Gedächtnis aufzufrischen. In einigen Passagen offenbarte Bürster auch eine gewisse selbstreflexive Distanz zu seinen Aufzeichnungen, indem er den Niedergang seiner Lebensumstände als Teil einer sich vor seinen Augen abspielenden Tragödie verstand. So besprach er eine mehrmalige Klosterplünderung zunächst mit den Worten *et haec tragedia prima, um dann mit der Tragedia sequitur secunda* fortzufahren.

<sup>10</sup> Sebastian Bürster/Friedrich von Weech (Hg.): Beschreibung des Schwedischen Krieges 1630-1647. Nach der Original-Handschrift im General-Landesarchiv zu Karlsruhe. Leipzig 1875. S. 2.

<sup>11</sup> *Ebda.*, S. 1.



Sebastian Bürster nahm den Dreißigjährigen Krieg auf einer sehr lokalen Ebene wahr. Sein Interesse für die Kriegseignisse begann erst im Jahr 1630, als der Krieg den Bodenseeraum bereits erreicht hatte, und es finden sich nur drei längere Passagen in seinem gesamten Werk, in denen er eine allgemeine Beurteilung des Krieges vornahm<sup>12</sup>. Die Erzählung ist im Wesentlichen dem Moment gewidmet, und Sebastian Bürster offenbarte auch nur wenig über seine eigene Vergangenheit, so beispielsweise nur, dass er vor dem finanziellen Niedergang des Klosters das Amt des Almosenverwalters in Salmansweiler innehatte.

Seinem Vorwort zufolge erlebte Sebastian Bürster die Jahre, die seine Autobiographie umfassen, als ein apokalyptisches Zeitalter, in dem er Zeuge von anhaltendem Krieg und Grausamkeiten wurde, in dem er Bedrohungen seines eigenen Lebens und einen allgemeinen Verfall zivilisierter Verhaltensweisen erlebte. Mehrmals musste sich die Klostersgemeinschaft auflösen und nach Überlingen oder nach Konstanz flüchten. Später, als das Kloster bankrott ging, verlor Bürster den Mittelpunkt seines sozialen Lebens vollkommen. Die wirtschaftliche und soziale Krise um Sebastian Bürster herum führte auch zu einer Identitätskrise und bisweilen zu Brüchen in der Kohärenz seiner Realitätswahrnehmung. Mehrmals konnte er sich gewisse Vorgänge allein durch Wunder oder durch Hexerei erklären, die ihm als letzte Mittel der Sinngebung zur Verfügung standen. Aus seinem Glauben an die Jungfrau Maria und an ihre Kraft, diejenigen zu retten, die sich im Gebet an sie wandten, schöpfte er in solchen Situationen Zuversicht.

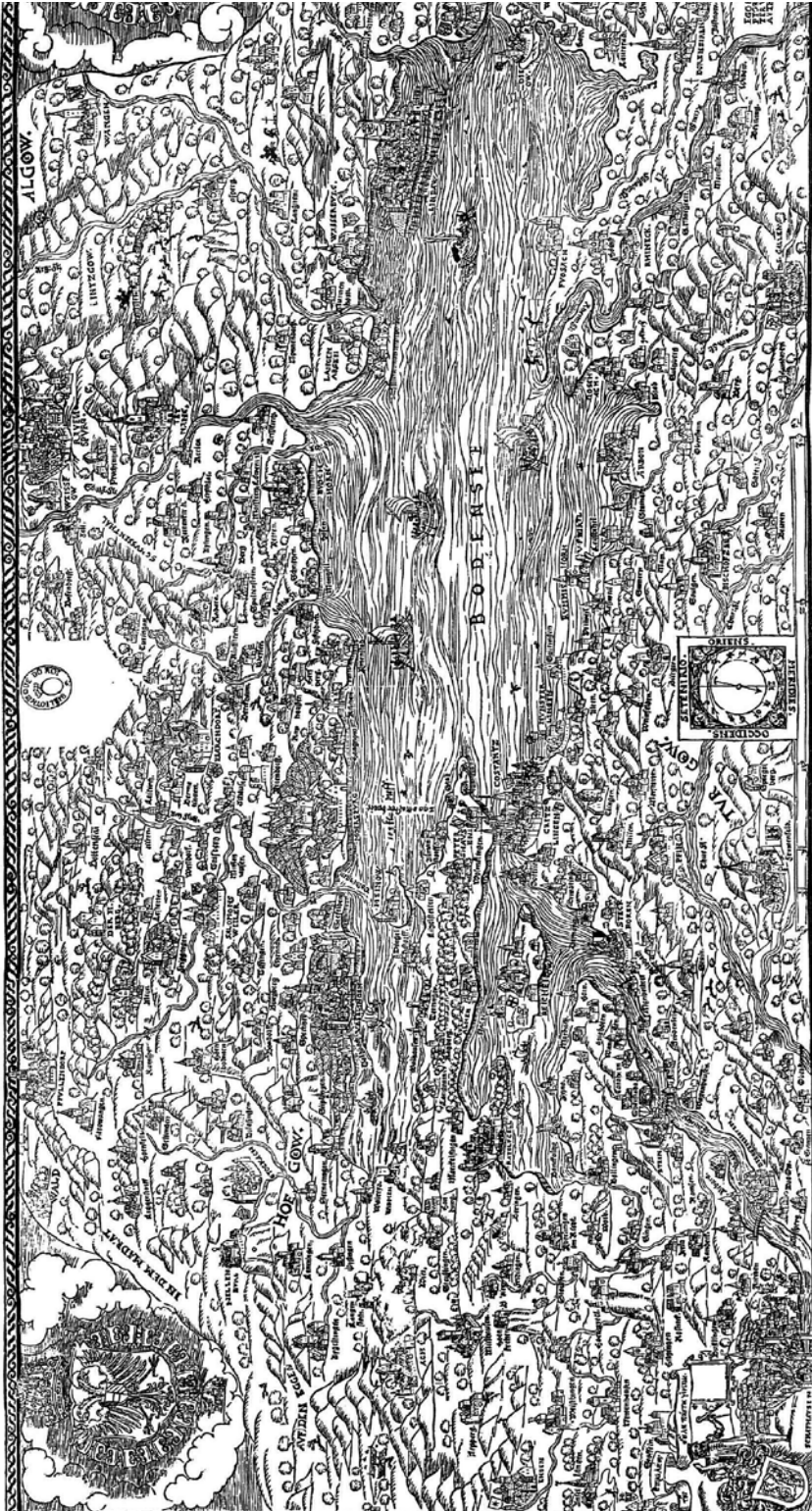
Offen formulierte er seine Abneigung und Enttäuschung gegenüber jenen, die er als Urheber der Misere und des Zerfalls seiner vormals strukturierten Lebenswelt ansah: die "Soldatesca", den Stadtrat und die Bürger der Stadt Überlingen, die das Kloster besser hätten schützen sollen, sowie schließlich das Heilige Römische Reich und den Kaiser, die sich als oberste politische Institution und Instanz unfähig zeigten, gesellschaftliche Ordnung und Frieden aufrecht zu erhalten. Die "empfindlichen Bereiche" größter Voreingenommenheit in seiner Erzählung sind demnach diejenigen, die die Rolle der Stadt Überlingen im lokalen Kriegsgeschehen betreffen, aber auch diejenigen Stellen, die von seiner überfließenden Wundergläubigkeit geprägt sind.

Hans Conrad Lang, ein protestantischer Bürger der Freien Reichsstadt Isny, war im Vergleich zu Sebastian Bürster ein weitgereister Mann, der den Krieg von verschiedenen Seiten kennenlernte. Nachdem er bereits in seiner Gesellenzeit einige Reisen unternommen hatte, zog er während des Krieges als Proviant- und Quartiermeister sowohl mit der schwedischen als auch mit der kaiserlichen Armee. In seiner späteren Position als Stadtrat der Stadt Isny unternahm er allein 66 offizielle Reisen während der Jahre 1647-1649. Durch seine politische und gesellschaftliche Aktivität gewann Lang einen breiten, teilweise reflektierenden Blick auf die Ereignisse seiner Zeit.

Sein Tagebuch begann er mit den Worten Tagebuch des *Hans Conrad Lang, Bürgers von Isny*. Die in Kalligraphie verfasste Überschrift drückt den persönlichen Wert aus, den Lang seinem Werk beimaß. Es ist eine unvollendete Autobiographie, die Lang zu unterschiedlichen Momenten seines Lebens und

<sup>12</sup> *Ebda.*, S. 204f., S. 220, S. 234.

Die hier Abgerissene zeigt die veränderte (von) Eobensse/ samst beriffen Eogentheit.



Gernezt in Eobensse am Bodensee, bey Tholozan Kart. Im Jahr 1603.

Abb. 2 - Karte des Bodensees von 1603.

über eine Periode von mehr als 30 Jahren schrieb; wie aus dem Selbstzeugnis hervorgeht, eine Mischung von aus der Retrospektive verfassten Erinnerungen und Abschriften aus anderen Tagebüchern, die Lang wohl regelmäßig führte, die jedoch nicht mehr erhalten sind<sup>13</sup>. Die Einträge beginnen mit Langs Geburtstag am 19. Juni 1601. Der letzte Eintrag datiert vom 24. November 1659, dem Jahr, in dem Lang verstarb. Offenkundig fing er mit seinen Aufzeichnungen im Zeitraum 1628/1629 an, doch gibt es keine weiteren Anhaltspunkte dafür, wann er spätere Passagen niederschrieb<sup>14</sup>. Die Chronologie ist an mehreren Stellen unterbrochen, und häufig zog Lang aus der Retrospektive eine thematische Ordnung der chronologischen Ordnung vor. Beispielsweise verfolgte er das Ableben seiner Verwandten über mehrere Jahre, um dann zur Ausbildung seines Sohnes überzugehen.

Als ausdrückliches Motiv für sein Schreiben nannte Lang den Wunsch, seinen Kindern aus seinem Leben und von seiner Zeit zu berichten. In späteren Passagen verteidigte und rechtfertigte Lang auch des Öfteren seine finanziellen Transaktionen als Proviand- und Quartiermeister<sup>15</sup>. Trotz des Krieges besaß er ausreichende Finanzmittel, um seinen Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen, zudem erwähnte die Isnyer Stadtchronik den Namen seiner Frau unter den Spendern für ein neues Taufbecken der Kirche<sup>16</sup>. In den Berichten über seine finanziellen Angelegenheiten mag somit am ehesten eine Befangenheit und veränderte Darstellung vermutet werden.

Lang erwähnte direkte Kriegserfahrungen relativ selten, obwohl er längere Zeit mit den Heeren mitzog. Wenn er über den Krieg berichtete, standen stets die lokalen Ereignisse und Gefechte im Mittelpunkt, die direkte Auswirkungen auf sein eigenes Schicksal und das seiner Familie hatten oder wirtschaftliche Konsequenzen für die Stadt Isny mit sich brachten. Seine Kriegsberichte bewahren ihren lokalen Charakter, obwohl Lang über entfernte Ereignisse, zum Beispiel über weiträumige Truppenbewegungen, durchaus unterrichtet war. Im tagtäglichen Geschäft waren für ihn jedoch nur die Begebenheiten vor Ort von Belang.

Wie aus Hans Conrad Langs Tagebuch hervorgeht, kam er aus einer verhältnismäßig wohl situierten Handwerkerfamilie. Sein Vater, ein Tuchscherer aus Isny, konnte es sich leisten, seinen Sohn acht Jahre lang zur "Latinische Schuel" in Isny zu schicken, besaß allerdings keine ausreichenden Mittel, eine anschließende Weiterbildung auf einem "Gymnasium" oder einer "Academia" zu unterstützen. Dennoch blieb Bildung ein durchgehend wichtiger Aspekt in Langs Leben. So berichtete er eingehend über seine eigene Schulzeit als Kind, über Weiterbildung in seinem späteren Leben und er unterstützte seinen Sohn Hans Philibert in dessen Vorhaben, eine Universität zu besuchen. Als religiöser Mensch war Lang fest im protestantischen Glauben verwurzelt, jedoch kein protestantischer Eiferer. Einige Kommentare geben dazu Anlass, ihm einen gewissen Fatalismus zu unterstellen. Er steuerte großzügig zur Wiedererrich-

<sup>13</sup> Karl Pfeilsticker (Hg.): Tagebuch des Hans Conrad Lang, Bürgers von Isny und Beisitzer von Biberach, Ulm und Memmingen, weiland Kriegskommissär in kaiserlichen, schwedischen und spanischen Diensten. Isny 1930. S.52.

<sup>14</sup> *Ebda.*, S. 14.

<sup>15</sup> *Ebda.*, S. 26.

<sup>16</sup> A. R. Vincenz: Chronik der Stadt Isny im Allgäu. Isny 1854. S. 45.

In diesem Buech ist kuerzlich  
 Verzeichnet, Was sich Von Anfang Mei-  
 nass zu Stand auß Krafft in Minner Jugend,  
 (Im 15ten Jahr meines Alters) begeben. Bis  
 in Mainz. Es dardt Ungelucke begeben. Und  
 do mir in der Zeit das Chur-Versteigt, dardt  
 For nach Aug 103 in Mainz, wassenden. Es dardt  
 begeben, eingezogen vor sich, wassend Villich  
 Mainz (von Gott Jahrs, oder noch begeben)  
 Rindrey mag zur Nachweilung dardt  
 der allmuelstige Gott. Es be Comß dardt, wass  
 Nuetzlich und notwendig sey, zur Thal und Eis. Amere.

Abb. 3 - Tagebuch des Hans Conrad Lang aus Isny.

tung der Isnyer Kirche bei, nachdem diese 1632 bei einem großen Feuer niedergebrannt war, und anlässlich ihrer Wiedereröffnung erwarb er zehn Sitze für sich und seine Familie. Dennoch stand sein persönlicher protestantischer Glaube nicht im Konflikt zu jenen Pflichten, die er als politisch engagierter Bürger der Freien Reichsstadt Isny gegenüber dem Reich hatte. Auch arbeitete er in schwierigen Zeiten mehrmals in kaiserlichen Armeen als Proviand- und Quartiermeister, um den Unterhalt seiner Familie zu sichern.

Johann Heinrich von Pflummern wurde am 14. November 1585 geboren und wuchs als eines der Kinder von Hieronymus von Pflummern auf, der als Geheimrat dem Grafen von Hohenzollern diente und als Kanzlist bei den Augsburger Fuggern und für das Kloster St. Ulrich und Afra tätig war. So entstammte Johann Heinrich von Pflummern einer etablierten Patrizierfamilie, er studierte Jura am Jesuitenkolleg in Ingolstadt und in Siena, wo er auch italienisch lernte. Seine Privatbibliothek soll mehr als 8.000 Bücher umfasst haben<sup>17</sup>.

Im Kriegsjahr 1636 verbrachte von Pflummern in politischer Mission einige Monate am kaiserlichen Hof in Wien, um die Klagen seiner Stadt gegenüber dem Kaiser vorzutragen. Als Ratsmitglied der Freien Reichsstadt Überlingen hatte er auch umfassenden Zugriff auf Informationen über das Kriegsgeschehen. Seine Berichte über Kriegsereignisse können als ausgesprochen verlässlich gelten, was auch ein späterer Vergleich mit anderen Quellen bestätigt hat<sup>18</sup>. Von

<sup>17</sup> Alfons Semler: Die Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 75 (1957) S. 117-132, hier S. 121.

<sup>18</sup> Alfons Semler (Bearb.): Die Tagebücher des Dr. Johann Heinrich von Pflummern 1633-1643 (Beiheft zur Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 98-100 = NF 59-61 (1950-1952)). 3 Bde. Karlsruhe 1950. Bd. I, S. 8f.







Abb. 5 - Verteidigung Überlingens mit Marienvision.

Pflummern selbst legte großen Wert auf Objektivität und Nachvollziehbarkeit seiner Beschreibungen und notierte demgemäß akribisch die Namen anderer Autoren, wenn er oder sein Schreiber Briefe oder offizielle Dokumente in den Text einfügten. Von Pflummerns die Stadtpolitik betreffenden Ansichten mögen am ehesten strategisch modifiziert sein, da er hier Entscheidungen vertreten und rechtfertigen musste, die er selber mitzuverantworten hatte.

Das über 500 handschriftliche Seiten umfassende Tagebuch Johann Heinrich von Pflummerns beginnt abrupt und ohne jegliches Vorwort am 3. März 1633. Lediglich an den oberen Rand der ersten Seite schrieb er in Minuskeln nachträglich eine Art Überschrift: *Residuum ad Bellica praecipe Überlingana*. Die Einträge wurden vom Autor – in seltenen Fällen von einem Schreiber – weitgehend chronologisch und unmittelbar nach dem jeweiligen Ereignis verfasst. Allein eine Reise oder eine anders begründete Abwesenheit vermochte die nächste Notiz um wenige Tage zu verzögern. Das Tagebuch endet mit dem Eintrag vom 5. Januar 1643, kurz vor Überlingens Aufgabe unter französischer Belagerung, obwohl von Pflummern erst im Jahr 1670 starb. Obgleich er Autor einer Reihe veröffentlichter Schriften war, hat er doch niemals einen Versuch unternommen, diese detaillierten Aufzeichnungen über das Schicksal Überlingens während des Dreißigjährigen Krieges in Druck zu geben<sup>19</sup>.

<sup>19</sup> Alois Fischer: Die literarische Tätigkeit des Johann Heinrich von Pflaumern (1584-1671), Doktors beider Rechte, Anwalts, Kaiserlichen Rats und Bürgermeisters der freien Reichsstadt Überlingen am Bodensee. Bonn 1909.

Von Pflummern offenbarte kein ausdrückliches Motiv für sein Schreiben. Seine Aufzeichnungen kreisen häufig um die Grausamkeiten der undisziplinierten Soldateska, doch richtete er sein Augenmerk auch auf die wirtschaftlichen Schäden, die Stadt, Bürger und Land erfuhr. Berichte über sein eigenes Ergehen oder das seiner Familie sind hingegen verhältnismäßig rar. Da von Pflummern als Gesandter der Stadt in mehreren Verhandlungen über Kontributionsnachlässe fungierte, können seine Aufzeichnungen unter anderem auch als eine Form der juristisch motivierten Dokumentation und Beweisführung erachtet werden.

Von Pflummern präsentierte sich in diesem Ego-Dokument als altruistischer, dem Wohl der Stadt ergebener Ratsherr mit großem Vertrauen in die Reichspolitik. Für das öffentliche Wohl des Vaterlands – *Pro patriae publico bono*<sup>20</sup> – erklärte er sich 1636 einverstanden, für einige Wochen nach Wien zu reisen, obwohl er seine Familie in einer schwierigen Situation zurücklassen musste. Am Hof in Wien lernte er die höfische Realpolitik der Krisenzeiten kennen und empörte sich über die Bestechlichkeit der Verwaltung. Jeglicher Illusion über eine zentrale und um Ordnung bemühte politische Macht in Wien wurde er beraubt, als er Zeuge verschwenderischer höfischer Maskenbälle, Feiern und Hochzeiten wurde, während im Reich die Menschen verhungerten. Von diesen Erlebnissen motiviert, zeigte sich von Pflummern als politischer Visionär, indem er eine Koalition Freier Reichsstädte in Oberschwaben gegen das widerrechtliche Vorgehen aller Krieg führenden Parteien anregte.

## 5 Die Sprache der Religion

*Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des herrn seye gelobt und gebenedeyet*<sup>21</sup> – mit diesen fatalistischen Worten aus dem ersten Buch Hiob beurteilte Hans Conrad Lang das große Feuer von Isny 1631, dem 230 Häuser zum Opfer fielen. Anlässlich des Ausbruchs der Pest 1635 notierte er in seinem Tagebuch die Bitte: *Ach, Gott verleibe den edlen Frieden*<sup>22</sup>. Auch Sebastian Bürster gebrauchte die Sprache des Religiösen und des Übernatürlichen, um Kohärenz, Sinn und Bedeutung in das Erleben von Extremen zu bringen, denen er sich durch den Krieg ausgesetzt sah: Die ihm bis dato unbekannt Menschenmassen, die bei einer Stationierung von Zehntausenden von Soldaten die Gegend um das Klosters Salem bevölkerten – mehr als viertausend alleine im Kloster selbst –, erinnerten ihn an Bilder des Jüngsten Gerichts.

Sebastian Bürster, Hans Conrad Lang und Johann Heinrich von Pflummern bedienten sich in ihren Berichten häufig der Sprache des Religiösen und des Übersinnlichen, um auch extreme Erfahrungen sinnvoll zu verarbeiten. Welche Rückschlüsse lässt ihr Sprachgebrauch darüber zu, inwiefern der Dreißigjährige Krieg als ein religiöser Konflikt wahrgenommen wurde? In welcher Form nutzten Hans Conrad Lang, Sebastian Bürster und Johann Heinrich von Pflummern die Sprache des Religiösen und des Übernatürlichen, um gesellschaftliche und individuelle Krisen sinngebend zu verarbeiten? Und schließlich,

<sup>20</sup> *Semler* (wie Anm. 18) Bd. II, S. 221.

<sup>21</sup> *Pfeilsticker* (wie Anm. 13) S. 21.

<sup>22</sup> *Ebda.*, S. 28.

welche sozialen Funktionen übte die religiöse Sprache zur Aufrechterhaltung sozialer Ordnung aus?

## 6 Worte der Konfession

Johann Heinrich von Pflummern und Sebastian Bürster waren Katholiken, Hans Conrad Lang gehörte der protestantischen Kirche an. Geht es um die Sprache der Religion, so ist also zunächst zu klären, inwieweit die konfessionelle Zugehörigkeit ihre Wahrnehmungen des Konflikts als einen Religionskrieg beeinflusst hat. Kulturelle, wirtschaftliche und persönliche Bande können gerade in Zeiten der extremen Herausforderungen stärker wirken als konfessionelle Differenzen. Nach dem großen Feuer in der protestantischen Stadt Isny 1631 steuerte zum Beispiel die Nachbarstadt Lindau großzügig zu Isnys Wiederaufbau bei, obwohl sie auf militärischer Ebene eher mit der katholischen Stadt Überlingen kooperierte<sup>23</sup>. Unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit präsentierten eine Vielzahl oberschwäbischer Reichsstädte im November 1637 gemeinsam eine Beschwerdeschrift an den Kaiser. Sie alle waren vom Krieg in ähnlichem Maße betroffen.

Emotionale Bande konnten sich auch auf individueller Ebene zwischen augenscheinlichen Feinden entwickeln, wie zum Beispiel in dem kleinen katholischen Dorf Riedlingen, in dem vier schwedische Soldaten vor kaiserlichen Truppen versteckt wurden, weil sie inzwischen ortsansässige Frauen geheiratet hatten<sup>24</sup>. In einem anderen Fall verweigerte Hans Conrad Lang während seiner Zeit als schwedischer Proviant- und Quartiermeister den Befehl, an einer Plünderung des Klosters Zwiefalten teilzunehmen, *weil ich sah daß es wider die religion gehen wollte*<sup>25</sup>. Nach Langs Erzählung ordnete der Führer des Trupps daraufhin seine Exekution an, und Lang wurde nur durch das mutige Einschreiten eines befreundeten Offiziers gerettet.

Gemeinsam verabscheuten Katholiken wie Protestanten den Krieg und seine jeden betreffenden Folgen: stete Bedrohung des Lebens, Rechtlosigkeit, Willkür, Hunger, Armut, Tod, Mord und Vergewaltigung, ein Verfall der Moral und Grausamkeiten in einem ungekannten Ausmaß. In ihrer Rücksichtslosigkeit gegen die Zivilbevölkerung machten die Soldaten kaum Unterschiede zwischen den Angehörigen derjenigen Konfession, für die sie vorgeblich fochten. Johann Heinrich von Pflummern notierte, dass Soldaten der für die katholische Sache eintretenden kaiserlichen Armee die Menschen in den katholischen Teilen Oberschwabens schlechter behandelten als die Protestanten in Württemberg. Der Protestant Lang und seine Frau mussten andererseits mehrmals vor Überfällen der schwedischen Konfessionsbrüder aus der ebenfalls protestantischen Stadt Isny fliehen. Auch Sebastian Bürster erlebte die Brutalität kaiserlicher Truppen gegen das Kloster mehr als einmal.

Als Politiker war sich Johann Heinrich von Pflummern der grundlegenden politischen Dimensionen des Krieges sehr bewusst. Auf die Anklage eines kaiserlichen Rates, die Kirche sei schuld an dem Krieg, erwiderte er: *Es hette aber diser bayrische rath nhur seine mitrath fragen, oder die zu Mönchen*

<sup>23</sup> Johann Heinrich Specht: Isnisches Denkmal. Lindau 1750. S. 115.

<sup>24</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. I, S. 40.

<sup>25</sup> Pfeilsticker (wie Anm. 13) S. 22.

getruckhte zwischen Pfaltz – Heidelberg und Bayern gewechßelte schrifftten lesen und des ersten böhemischen ursprungs und verlauffs sich erinnern sollen, so würde er befunden haben, wannhero diser laydige krieg originaliter et principaliter entstanden<sup>26</sup>. Trotzdem präsentierte die zeitgenössische Propaganda den Krieg als einen bilateralen Konflikt zwischen zwei sich durch ihre Konfession unterscheidenden Lagern, und es gab verbreitete Vorurteile, die auf religiösen Unterschieden beruhten. Johann Heinrich von Pflummern bezeichnete die Protestanten explizit als *Reichsfeinde*<sup>27</sup> und sah sich darin bestätigt, als er in Wien der Folter und Enthauptung neun protestantischer Rebellen beiwohnte. Ihr Anführer, Martin Landbaur, hatte behauptet, von Gott gesandt zu sein, um das Land von der Macht des Kaisers zu befreien.

Ebenso wie die alte politische Ordnung durch die Reformation gestört worden war, so hatte die Spaltung der Christenheit auch schwerwiegende spirituelle Konsequenzen. Der fundamentale Konflikt, der sich ganz unabhängig vom gegenwärtigen Krieg aus der Teilung der Kirche ergeben hatte, war die Frage des Seelenheils, das nach orthodoxem Dogma und Glauben weiterhin allein durch Vermittlung der päpstlichen Kirche zu gewinnen war. Mit Schrecken merkte von Pflummern an, bei einer eventuellen Restitution des Württembergischen Prinzen erhielte dieser das *jus religionis, wodurch wenigst bei 100 000 seelen der closter underthonen in das ewige verderben gestürzt würden*<sup>28</sup>. Hans Conrad Lang war eher um die freie Praktizierung der protestantischen Religion im Diesseits besorgt. So jubelte er nach der Einnahme Biberachs durch schwedische Truppen, weil die Protestanten dort nun endlich wieder die Kirche nutzen konnten und auch in ihre administrativen Ämter restituiert wurden, *dessen man in die 4 jahr lang müessen entperen*<sup>29</sup>.

Der Krieg wurde als eine göttliche Bestrafung empfunden, welche die Folge einer Störung der traditionellen politischen, religiösen und damit auch moralischen Ordnung war. Gemeinschaftliche Buße, intensives gemeinschaftliches Gebet und tiefere Frömmigkeit wurden besonders von offizieller katholischer Seite als Wiedergutmachung eingefordert. Im weiteren Sinne ließ sich der Krieg also auch als eine Strafe für den internen Konflikt der Christenheit begreifen.

## 7 Worte des Übernatürlichen

In der populären zeitgenössischen Wahrnehmung hatte der Dreißigjährige Krieg denn auch nicht mit einem politischen oder einem militärischen Ereignis begonnen, sondern mit einer Warnung am Firmament. Eine aus älteren Schriften zusammengetragene Chronik der protestantischen Stadt Isny aus dem 18. Jahrhundert notierte zum Jahr des Kriegsbeginns: *1618 ward von menigl. zu ganz Europa ein erschrücklicher Comet Stern mit einem sehr lang brennenden Schwantz am himmel gesehen welcher fast alle Domooscooli durchlieft. Sein lange zorn Ruthen ward weißlich, er aber schwarz und rötlich vermengt*<sup>30</sup>.

<sup>26</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. I, S. 106.

<sup>27</sup> Ebda., Bd. II, S. 254.

<sup>28</sup> Ebda., Bd. II, S. 231.

<sup>29</sup> Pfeilsticker (wie Anm. 13) S. 23.

<sup>30</sup> Chronikalische Aufzeichnungen zur Stadtgeschichte. Evangelisches Kirchenarchiv Isny. Archivnummer S 104 (18. Jh.).

Ebenso begann Sebastian Bürsters Bericht über das Jahr 1630 nicht mit der Darstellung militärischer oder politischer Entwicklungen, aufgrund derer der Krieg nun in den Südwesten Deutschlands zog. Größere Bedeutung hatte für ihn, dass es am 4. Februar 1630 einen "feurigen Himmel" gegeben habe, in dem sich zwei Armeen einander genähert und sich bekämpft hätten, *als wan zway große läger oder starke armaeae ainandern [...] hetten angrüffen und ain großes bluetbad fürübergüng*<sup>31</sup>.

Der Glaube an einen aktiv in die Natur und in das Weltgeschehen eingreifenden Gott veranlasste die Menschen, nach Anzeichen göttlichen Wirkens Ausschau zu halten, und so war die Suche nach göttlichen Zeichen in Himmelsomen ein konfessionsübergreifendes Phänomen. Vorboten des Krieges wurden auch in der protestantischen oberschwäbischen Stadt Leutkirch bei Isny gesichtet. Hier, so berichtet die Stadtchronik, hätten die Einwohner in der Nacht vor dem überraschenden Angriff schwedischer Kavallerie *ein gantz Feürig gleichsam Bluetrottes Schwerdt gegen Mittag weisend / an dem Himmerl gesehen*<sup>32</sup>. In ähnlicher Weise konnten übernatürliche Phänomene aber auch positive Zeichen verkünden. So hatte sich zu einer anderen Begebenheit über der Stadt Leutkirch *Morgens umb 6 Uhr bey gantz trockenem wetter ein gar schöner Regenbogen an dem Himmel von Mitternacht gegen Mittag weisend sehen lassen*<sup>33</sup>. Auf dieses Zeichen hin sollte eine schwedische Soldateska die Stadt verlassen, nachdem sie fünf Tage lang dort gehaust hatte. Der Krieg hatte sich durch bedrohliche Omen angekündigt, und mit seiner fortwährenden Dauer entwickelte sich unter Zeitgenossen die Vorstellung, eine göttliche Bestrafung zu durchleben. Oder war das jahrein und jahraus nicht enden wollende Leid gar als Beginn der Apokalypse zu deuten? Der "Sterbet" sowie Hunger, Teuerung und Krieg galten gemäß der Offenbarung des Johannes als die Boten des Weltunterganges. Sebastian Bürster schrieb 1635 anlässlich des Ausbruchs einer Rattenplage, dass die Menschheit nun bereits mit dreien von ihnen bestraft sei, *mit hunger, krüeg und sterbet*<sup>34</sup>. Auch mit den zehn Plagen, die Gott über die Ägypter gesandt hatte, verglich er die Kriegssituation.

Eine Krisenzeit mit den religiösen Sprachbildern und mit Referenzen zu den biblischen Beschreibungen eines strafenden Gottes darzustellen, war nicht außergewöhnlich, ungekannt war jedoch die lange Dauer dieser Krise. 1647, siebzehn Jahre nachdem der Krieg nach Oberschwaben gekommen war, vermerkte Bürster, *weil es schon gar zue lang gewehret [...] mießen mier eben die sach gott befohlen und dem weßen sein gang lassen*<sup>35</sup>.

## 8 Worte des Wunders

In den fatalen Situationen, die das Kriegsgeschehen mit sich brachte, war Hilfe durch die rechtlichen Institutionen kaum noch zu erwarten, stattdessen bot die Idee des wundertätigen Eingreifens Gottes eine trostreiche Vorstellung.

<sup>31</sup> Bürster/Weech (wie Anm. 10) S. 12.

<sup>32</sup> Gabriel Furtenbach: Ober-Ländische Jammer- und Straff-Chronic. Transkription von H. J. Pauli 1998. Tamm 1669. S. 84.

<sup>33</sup> Ebda., S. 60.

<sup>34</sup> Bürster/Weech (wie Anm. 10) S. 90f.

<sup>35</sup> Ebda., S. 246.

Der Mönch Sebastian Bürster entkam zwei lebensbedrohlichen Situationen nur knapp, seine Erzählungen geben Einblick in die religiöse Gedankenwelt und in das religiöse Vokabular, mit denen er diese existenziellen Bedrohungen verarbeitete.

Im März 1637 war das Kloster Salem erst spät vor dem Nahen feindlicher Truppen gewarnt worden. Die Mönche konnten nicht mehr entfliehen, bevor die Truppen des Generals Ossa im Kloster eintrafen, um dort Kontributionen zu erzwingen. *Sie waren mayster und wir schlafen*<sup>36</sup>, so bezeichnete Sebastian Bürster die Zustände im Kloster, nachdem sich die Soldaten des Klosters bemächtigt hatten. Sie sammelten alle Leitern ein, um eine Flucht zu verhindern, und so wäre das Kloster den Mönchen zum Gefängnis geworden, hätte es nicht einen geheimen Ausgang gegeben, durch den die Mönche sich in Richtung Konstanz absetzen konnten. So wundersam kam Sebastian Bürster die Errettung vor, dass er sich vorstellte, auch die Soldaten könnten sich das unbemerkte Verschwinden der Mönche allein durch einen Zauber erklären. Die Soldaten, so Bürster, hätten vermutet, die Klostersgemeinschaft habe entweder einen Pakt mit dem Teufel geschlossen oder aber, sie wären durch die Luft entwichen, indem *sie die rosenbrüederische kunst künden und uff dem mäntelin künden fahren*<sup>37</sup>. Bei einem anderen Angriff hatten die Mönche rechtzeitig Nachricht erhalten und flohen bereits durch den nächtlichen Wald in Richtung Überlingen, als die Gruppe in der Dunkelheit getrennt wurde. Während Bürster und drei weitere Mönche zurückblieben, hörten sie von vorne Schreie und Rufe, so dass sie dachten, ihre Brüder seien gefangen und würden erschlagen. *Da wollten uns führen die seel außgehen, vermainten, die Hohentwieler [Soldaten] seyen verhanden und haben die vorgehende partei [...] schon alle ermördt und nidergehacket*<sup>38</sup>. Alle Mönche sollten diese Nacht überleben, aber als Bürster am nächsten Tag nach einer Erklärung für die nächtlichen Geräusche suchte, erzählte ihm der Türmer der Stadt von seiner Beobachtung, der Teufel habe eine junge Wöchnerin besucht und sei mit dieser in den Wald geflogen. Dort hätten sie einen Hexensabbat gefeiert – eben an jener Stelle, von der Bürster die Schreie vernommen hatte.

In besonders kritischen Situationen beteten die Katholiken Sebastian Bürster und Johann Heinrich von Plummern verstärkt die Jungfrau Maria um Beistand an. Sie waren auf diese Weise im Einklang mit einer weit verbreiteten Marienverehrung, die insbesondere durch Marienwunder in Notsituationen bestärkt wurde. So im September 1633 als die Bürger von Konstanz erfolgreich einen schwedischen Angriff auf die Stadt abwehrten. Sie waren überzeugt, in den entscheidenden Momenten des Kampfes am Stadttor – als die Reihen der Verteidiger sich gegen den Ansturm der Angreifer stemmten – von einer Marienvision bestärkt die ausschlaggebenden Kräfte erhalten zu haben. Johann Heinrich von Plummern notierte zu diesem Vorfall: *ist aber durch die milltreiche gnaden gottes und firbitt der h mutter gottes [...] der feind mannlich und glücklich abgetriben worden*<sup>39</sup>. Ein ähnliches Wunder geschah in Über-

<sup>36</sup> *Ebda.*, S. 107.

<sup>37</sup> *Ebda.*, S. 109.

<sup>38</sup> Pfeilsticker (wie Anm. 13) S. 20.

<sup>39</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. I, S. 93.

lingen ein Jahr später, als eine schwedische Bestürmung des Hölltors erfolgreich zurückgeschlagen wurde: Auch hier hatten die Bürger im entscheidenden Moment durch eine Marienvision Unterstützung erfahren. Ein durch von Pflummern verfasster Bericht an den Kaiser über die erfolgreich niedergeschlagene Belagerung beschreibt diese Szenen.

Die Erfahrung des Wunders konnte in einer als apokalyptisch wahrgenommenen Epoche als Zeichen gedeutet werden, dass Gott sich doch noch nicht vollständig von der Gesellschaft abgewendet hatte. Im Kontrast zur allgegenwärtigen Gottlosigkeit der Kriegserlebnisse kam das Wunder auch im persönlichen Bereich einer Gnadenerteilung Gottes gleich. Johann Heinrich von Pflummern erklärte sich in diesem Sinne die Bewahrung seines eigenen Besitzstandes und die Errettung eines angestellten Bauern während eines feindlichen Angriffs auf Überlingen. Sein Bauer hatte auf einem vor den Stadttoren liegenden Gehöft des Ratsherrn Zuflucht gefunden, und von Pflummern erklärte: *Daß mein hof, scheur und stall unversehrt gebliben, wirdt gleichsamb pro miraculo gehalten [...]. Vielleicht hat der allmächtige dißmal deß armen manns verschonen wollen*<sup>40</sup>. Auch Sebastian Bürster erfuhr die mehrmalige Bewahrung des Klosters Salem vor weiteren Plünderungen als ein Wunder. So war ein schwedischer Offizier durch den Anblick eines Altarbildes im Kloster so ergriffen, dass er die Plünderung des Klosters beendete. Ein anderer Soldat habe just in dem Moment einen Schlaganfall erlitten, als er ein Bild der Jungfrau Maria schänden wollte.

Eine gewisse Skepsis gegenüber Wunderberichten anderer Zeitzeugen war trotz eigener Wundererfahrungen jedoch durchaus gegeben. Bürster selbst hatte Zweifel an der inflationären Anzahl von Wundern, durch deren Erleben sich die Menschen eines besonderen göttlichen Gnadenstandes vergewissern wollten. So vermerkte er bei einem Bericht über ein Marienwunder in Rottweil im November 1634 am Rand des Textes: *Nota: miraculum certissimum, da es von über zweihundert Menschen bezeugt worden war*<sup>41</sup>.

Als Protestant war bei Hans Conrad Lang der Glaube an Wunder weniger stark ausgeprägt. Als Lang jedoch 1634 ein schlimmes Fieber überlebte, obwohl die Ärzte ihn bereits aufgegeben hatten, erfuhr er diese Heilung als einen wohlmeinenden göttlichen Eingriff in sein Leben, der ihn dazu veranlasste, sein weiteres Leben dem Lob Gottes und dem Nutzen seiner Mitmenschen zu widmen. Ähnlich beschrieb er die Verschonung des Almosenhauses während des großen Feuers in Isny 1631, dem große Teile der Stadt zum Opfer fielen, als Bewahrung *durch Bevelch Gottes*<sup>42</sup>.

## 9 Worte der Sünde und der Strafe

Auf der Basis eines kosmologischen Weltverständnisses, nach dem das Fehlverhalten der Menschen eine mehr oder minder direkte göttliche Strafe nach sich zieht, stellte der Vorwurf einer allgemeinen, verbreiteten Sündhaftigkeit und Abwendung von Gott eine mögliche Begründung für den langen Fortgang

<sup>40</sup> *Ebda.*, Bd. I, S. 32.

<sup>41</sup> *Bürster/Weech* (wie Anm. 10) S. 174.

<sup>42</sup> *Pfeilsticker* (wie Anm. 13) S. 20.

des Krieges dar. Nach mehreren Jahren des Kampfes und ohne ein erfolgversprechendes Ende in Sicht zitierte Johann Heinrich von Pflummern im Juli 1635 aus dem Brief eines kaiserlichen Leutnants: *es ist kein wunder, daß wir kein glückh haben könnnden, da unser aigen volckh mit den gaitlichen sachen so übel umbgeht, daß ein erschröckhen ist*<sup>43</sup>. Ein Jahr später berichtete er während seiner diplomatischen Mission am Hof in Wien von einem Überfall kaiserlicher Truppen auf das Kloster Salem. Der höfische Berater erwiderte daraufhin mit Resignation, dass unter solchen Umständen wohl keine Hoffnung auf einen göttlichen Segen für die Unternehmungen der Kaiserlichen bestehen könne.

Das Bild der göttlichen Strafgeißel war der Zeit des Dreißigjährigen Krieges immanent, und ihr war die Gesellschaft als Ganzes, aber auch das einzelne Individuum ausgesetzt. Als von Pflummern von der Folterung und Ermordung eines Untervogtes nahe Überlingen berichtete, bemerkte er dazu: *vulgus agnoscit vindictam divinam* [das Volk erkennt das göttliche Urteil an], *weiln der undervogt diß gelt so fleißig und streng zusammen geraspet, daß er auch den bedürfftigen handwerckhsleutten und armen tagelöhnern ihren lidlohn vorgehalten und nit bezahlt hatt*<sup>44</sup> – in diesem Fall wurde der plötzliche und gewaltsame Tod also als eine göttliche Strafe für unmoralisches Verhalten anerkannt. Ähnlich räsonierte von Pflummern anlässlich des plötzlichen Todes des Überlinger Bürgers Peter Ruff. Dieser erlitt einen tödlichen Unfall, während er versuchte, schwedischen Soldaten zu entfliehen, und von Pflummern fragte sich, ob dieser Unfall wohl im Zusammenhang damit stehe, dass Ruff am vorangegangenen Sonntag Geschäfte erledigt hatte, anstatt zur Kirche zu gehen. In ähnlicher Weise kommentierte von Pflummern, dass eine Fieberepidemie im Januar 1634 vielen Menschen das Leben kostete, jedoch nur die betroffenen habe, die *unordentliches Leben geführt*<sup>45</sup>. Die Vorstellung einer göttlichen moralischen Ökonomie, in der Frevler Strafe nach sich zog, umfasste die Gemeinschaft als Ganzes, die unter den Gottlosigkeiten Einzelner zu leiden hatte. In diesem Sinne können gemeinschaftliche Strafaktionen gegen einzelne Sünder als Präventivmaßnahmen gedeutet werden, um einer göttlichen Verurteilung aller zuvorzukommen. Die Bibel prägt in Levitikus 16, 8-21 (drittes Buch Mose) die Figur des Sündenbocks. Ihr werden zur Entlastung eigene Verfehlungen aufgebürdet, woraufhin diese Figur und mit ihr alle Vergehen verstoßen werden. Dieser Prozess mag auch als eine Individualisierung und anschließende Entäußerung kollektiver Schuld bezeichnet werden.

Blasphemie galt als eine besonders schwere Sünde. Sie drohte eine allgemeine göttliche Strafe nach sich zu ziehen, und der Gotteslästerer wurde daher oftmals durch Folterung oder Todesstrafe aus der Gemeinschaft ausgestoßen<sup>46</sup>. Eine solche Form der Stellvertreterexpulsion eines Frevlers nahmen Überlinger Bürger vor, nachdem sich ein schwedischer Soldat mehrmals geweigert hatte, die Jungfrau Maria anzubeten. Er wurde daraufhin für seine Gottlosigkeit noch auf der Straße gesteinigt.

<sup>43</sup> *Semler* (wie Anm. 18) Bd. II, S. 212.

<sup>44</sup> *Ebda.*, Bd. II, S. 24.

<sup>45</sup> *Ebda.*, Bd. I, S. 128.

<sup>46</sup> Christoph *Lumme*: Höllenfleisch und Heiligtum. Der menschliche Körper im Spiegel autobiographischer Texte des 16. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1996. S. 71.



## 10 Worte der Buße und Läuterung

Die frühneuzeitliche Stadt bildete also nicht allein eine ökonomische und soziale, sondern auch eine moralische Gemeinschaft. In gleichem Maße wie der Einzelne moralisch fehlte, war auch das Kollektiv der gesamten Religionsgemeinschaft betroffen und der Gefahr einer göttlichen Bestrafung ausgesetzt. Unterschiedliche Formen gemeinschaftlicher Bußrituale dienten dann als Mittel der Wiedergutmachung.

Als im Januar 1644 die Klosterkirche Birnau einige geweihte Bilder der Jungfrau Maria zur Bußanbetung in Konstanz ausstellte, reichten kaum vierzehn Messen, um das Bedürfnis der Menschenmassen zu befriedigen, die durch dieses Medium göttliche Gnade erbitten wollten. Auch Überlingen organisierte gemeinschaftliche Gebete, um die Stadt aus Momenten der Krise wieder in einen Gnadenstand zu versetzen. So beteiligte sich die Bevölkerung im Januar 1634 an einem vierzigstündigen Gebet, um für das Ende eines epidemischen Fiebers zu beten, dem bereits viele Menschen zum Opfer gefallen waren. Später im selben Jahr, als sich die Stadt einer schwedischen Belagerung erwehrt, standen die Bürger in langen Schlangen zum Gebet vor mehreren ausgestellten Reliquien an, die in den Tagen vor der erwarteten Bestürmung der Stadt ausgestellt wurden. Den Berichten Johann Heinrich von Pflummerns und Sebastian Bürsters zufolge veranstalteten sowohl Villingen als auch Überlingen unmittelbar vor entscheidenden Verteidigungsaktionen gemeinschaftliche Gebete in ähnlicher Form.

Um göttliche Gnade zu erbitten und um die religiöse Gemeinschaft zu reinigen, legten die Bürger der Stadt Überlingen während der schwedischen Belagerung auch einen dreifachen Bußeid ab. Dieser sollte im Falle einer göttlichen Errettung von der Belagerung erfüllt werden. Die Bürger verpflichteten sich, eine Rosenkranz-Bruderschaft zu gründen, das Fluchen zu unterlassen und eine gemeinsame Pilgerfahrt zum Wallfahrtsort Einsiedeln zu unternehmen. Nach dem erfolgreichen Widerstand gegen die schwedische Belagerung pilgerten im November 1636, so berichtete Johann Heinrich von Pflummern, 550 Überlinger Bürger zum Kloster Einsiedeln in der Schweiz.

Rebekka Habermas hat darauf hingewiesen, dass die innerhalb eines Rahmens von strukturierter Organisation und festen Regeln ablaufenden Pilgerfahrten eine Gelegenheit zur Kommunikation und Gemeinschaftsbildung für Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten boten<sup>47</sup>. Angesichts der psychologischen Kriegsführung der belagernden Armeen in den Tagen vor der finalen Bestürmung durch kontinuierliches Bombardement sowie angesichts der Lebensmittelknappheit und der konfliktreichen Situation zwischen Bürgern und stationierten Soldaten mögen auch die kollektiven Rituale der Buße und Läuterung eine zur Verteidigung bitter notwendige soziale Kohärenz bestärkt haben.

<sup>47</sup> Rebekka Habermas: *Wallfahrt und Aufruhr. Zur Geschichte des Wunderglaubens in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M. 1991. S. 85f.

## 11 Die Sprache des Krieges

Bereits in den 1620er Jahren waren Truppen durch Oberschwaben und durch das Allgäu gezogen, und es hatte Kampfhandlungen gegeben. In den 1630er Jahren wurde die Gegend nördlich und östlich des Bodensees jedoch verstärkt zum Kriegsschauplatz. Bürger und Dörfler, in deren Umgebung Gefechte stattfanden oder in deren Gemeinden Soldaten einquartiert wurden, waren nun vermehrt willkürlicher Gewalt ausgesetzt. Der vorzeitige Tod wurde zu einer den Alltag begleitenden Erfahrung der meisten Menschen. Hans Conrad Lang vermerkte in seinem Tagebuch das Ableben von fünf seiner Kinder sowie von zwei Ehepartnerinnen und achtundzwanzig Verwandten. Johann Heinrich von Pflummern bezeugte den Tod von elf seiner Kinder bis zum Ende des Krieges. Zwei Pestepidemien in den Jahren 1628-1629 und 1635-1636 erhöhten weiter die Sterblichkeit, 1800 Bürger fielen allein der Epidemie von 1636 in der Stadt Isny zum Opfer<sup>48</sup>. Auch die durch Zwangskontributionen und Unterbrechung der Landwirtschaft verursachte Lebensmittelknappheit ließ die Sterblichkeitsraten in die Höhe schnellen.

Aber der Krieg brachte den Menschen nicht nur den "Sterbet", wie es in den Quellen so oft heißt, sondern auch Folter, Vergewaltigung und Mord sowohl für diejenigen, die an den Schlachten teilnahmen, als auch für Zivilisten, die in Dörfern, Klöstern und Städten lebten. Wie schlugen sich die Kriegserlebnisse in der Sprache der Menschen nieder? Mit welchen Worten verließen sie ihrer Trauer sowie ihren Erfahrungen von Tod, Grausamkeit und Angst Ausdruck?

## 12 Worte der Trauer

Das private Gedenken an verstorbene Freunde, Verwandte und andere war in Zeiten vor der sich ausbreitenden Literarisierung der Gesellschaft lediglich mündlich gepflegt worden. Schriftliche Formen des Trauerns hingegen waren vor allem in Kirche und Verwaltung verbreitet. Die Verlesung der Namen Verstorbener aus sogenannten Diptycha war zum Beispiel ein wichtiger Bestandteil der mittelalterlichen Liturgie gewesen, der sich jedoch allein auf Personen von hohem sozialem Rang beschränkt hatte. In der Frühen Neuzeit erwähnten Stadtchroniken – so auch die der Stadt Isny – regelmäßig die Namen verstorbener städtischer oder die Namen solcher Bürger, die ihr Leben im Dienst für die Stadt gelassen hatten. Auch Johann Heinrich von Pflummern nannte wiederholt die Namen von Bürgern, die im März 1634 bei Versuchen gestorben waren, aus der belagerten Stadt auszubrechen. Weiterhin erwähnte er fünf Fuhrleute, die bei einer verzweifelten Mission, Getreide in die belagerte Stadt zu bringen, verhungert waren. Was einst eine dem offiziellen Bereich eigene Form des Gedenkens und Trauerns gewesen war, erfuhr in Zeiten sich ausbreitender Lese- und Schreibfähigkeit eine erweiterte Anwendung in privaten Tagebüchern und Autobiographien. Es kann also von einer "Privatisierung schriftlicher Trauer" gesprochen werden.

---

<sup>48</sup> *Specht* (wie Anm. 23) S. 60.

Wenn Hans Conrad Lang über Todesfälle in seinem Verwandten- und Bekanntenkreis schrieb, beschränkte er sich in den meisten Fällen auf Variationen eines Standardsatzes. Er nannte den Namen des Toten, das Todesdatum und die Todesstunde und kommentierte anschließend: *Gott wolle allen, so es betroffen, eine fröhliche Auferstehung, uns noch lebenden aber, jedem zu seiner Zeith, ein seelig Ende in Christo Jesu aus Gnaden verleihen. Amen*<sup>49</sup>. In ähnlicher Weise zitierte Lang die Namen von einundzwanzig Freunden und Verwandten, die während der Pest 1635-1636 starben. So standen meist die reine Erwähnung des Todes sowie das Seelenheil des Verschiedenen ganz im Vordergrund.

Im Gegensatz zu den allgemein kurz gehaltenen Todeseinträgen ging Hans Conrad Langs Trauersprache jedoch anlässlich des Todes nächster Angehöriger über die übliche Berichtsform hinaus. Hier verlieh er seiner persönlichen emotionalen Beteiligung weitaus mehr Ausdruck. Seine verstorbene Ehefrau Waltpurga bedachte er mit Koseworten, und er verfasste einen Rückblick auf die schönen gemeinsam verbrachten Zeiten. Er bezeichnete sie als meinen lieben Eheschatz und fand Trost in seiner Überzeugung, dass sie *gar schön und seelig in Gott entschlafen sei und dass Gott sich ohn allen Zweifel ihrer Seele angenommen habe*<sup>50</sup>. Auch im Falle des Todes seines Sohnes Julius, der im Alter von elf Monaten verstarb, ging er über stereotype Berichtsformen hinaus. Er betonte den sanften und friedlichen Tod seines herzlieben Sohnes und fasste zusammen, dass dieser *ein kurz mühselig Leben gehabt habe, aus welchem ihne Gott gnediglich erlöset*<sup>51</sup>. In der Erinnerung an das Ableben eines weiteren Sohnes zitierte Hans Conrad Lang dessen Abendgebet: *Leb ich, so leb ich in meinem Gott, / Sterb ich, so hört auf all mein Noth, / Laß mich nun immer tragen hin, / bei Gott Ich wohl bewahret bin*<sup>52</sup>.

Ein vergleichbares Schema der Emotionalisierung in schriftlichen Darstellungen des Todes nahestehender Personen lässt sich auch bei Johann Heinrich von Pflummern feststellen. Allein das Sterben seiner engsten Verwandten beschrieb er mit Worten offener Trauer, und so bemerkt er zum Tode seiner Tochter Anna Helena im Alter von zweieinhalb Monaten, dass sie in Gott entschlafen war, nachdem sie acht Tage lang krank gelegen hatte, und dass sie auf dem Friedhof neben seinen anderen Kindern bestattet wurde<sup>53</sup>. Noch deutlicher tritt die Emotionalisierung des Todesberichts anlässlich des Ablebens seiner beiden Söhne hervor. Von ihrem Tod erfuhr von Pflummern während seines diplomatischen Aufenthalts am kaiserlichen Hof in Wien, und so musste er aus der Ferne hilflos in sein Tagebuch notieren: *Den 26 januarij [1636] bin ich bei der ordinari von meiner hausfrawen sub dato 6 eiusdem daß ableibens meiner beeder liebster söhnen Joannis Onophri und Sebastiani verständig worden, deren schmerzliches ableiben ich mit desto mehrern gedullt aufnehmen und übertragen müessen, weilm, wie mich mein hausfraw zumaln bericht, meine übrige 6 khinder bei ietziger fruchttheüre deß lieben brots nicht genug zu essen haben*<sup>54</sup>.

<sup>49</sup> Pfeilsticker (wie Anm. 13) S. 29.

<sup>50</sup> *Ebda.*, S. 14f.

<sup>51</sup> *Ebda.*, S. 46.

<sup>52</sup> *Ebda.*, S. 12.

<sup>53</sup> Sebastian Bürster: *Collectanea vel Collectitium*. Generallandesarchiv Karlsruhe. Archivnummer 697a. S. 169.

<sup>54</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. II, S. 245.

Übereinstimmend mit den Forschungen der Historikerin Benigna von Krusenstjern lässt sich bestätigen, dass sich sogar in Zeiten höchster Sterblichkeit keine Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod einstellte<sup>55</sup>. Die Ego-Dokumente Johann Heinrich von Pflummerns und Hans Conrad Langs zeigen allerdings, wie in einer inflationären Zunahme der Trauerfälle in Kriegszeiten den engsten Angehörigen eine weitaus größere emotionale Beteiligung zugedacht wurde.

### 13 Worte des Sterbens

Die wiederholte Betonung eines "gnädigen Todes" und des "seeligen Entschlafens" unterstützt die Beobachtung Benigna von Krusenstjerns, dass ein sanfter und friedlicher Tod von großer Bedeutung sowohl für die Sterbenden als auch für die Angehörigen war. Doch wodurch zeichnete sich ein sanfter Tod aus?

Im späten Mittelalter hatte die *Ars Moriendi*, das Buch von der "Kunst des Sterbens", eine Anleitung für die Sterbenden und die Lebenden geboten. Es forderte die Verwandten auf, den Prozess des Sterbens durch das Vorlesen von frommen Geschichten und frommen Gebeten, die ihn [den Sterbenden] *am meisten in seiner Gesundheit erfreut hatten, zu begleiten. Es verlangte auch, dass falls der Kranke seine Sprache verloren hat, jedoch noch mit vollem Bewusstsein die Fragen an ihn verfolgen kann [...] er nur mit einem Zeichen oder mit der Zustimmung des Herzens darauf antworten solle*<sup>56</sup>. Es ist fraglich, ob die *Ars Moriendi* auch noch im 17. Jahrhundert während der Sterbestunden gelesen wurde. Sicher ist jedoch, dass sowohl in der protestantischen wie auch in der katholischen Volkspraxis Kernelemente der "Kunst des Sterbens" erhalten geblieben waren. Insbesondere die Sterbebegleitung, im weiteren Sinne also das Sterben in Gemeinschaft, wurde auch von Hans Conrad Lang und Johann Heinrich von Pflummern immer wieder als wichtiger Bestandteil des "gnädigen Todes" hervorgehoben.

Während eines Besuchs in Isny erkrankte der Schwager Hans Conrad Langs, Matheus Gundelfinger, ernsthaft, *als wann ihne ein Schleglin berüert hete*<sup>57</sup>. Zunächst sandte Lang nach dem Pfarrer, um das Abendmahl am Bett des Kranken zu feiern, dann schickte er nach Gundelfingers Angehörigen wie auch nach seinen eigenen Söhnen. Der Sterbende gab sodann Ratschläge an die jüngeren Familienmitglieder, und als er am nächsten Morgen sein Ende nahen fühlte, weckte er drei von Langs Kindern, um mit ihnen das im 16. Jahrhundert verfasste Lied *Wann mein Stündlein vorhanden ist*<sup>58</sup> zu singen. Als ihn die Sprache verließ, begannen die Angehörigen an seinem Bett gemeinschaftlich zu beten, und bis fünf Uhr morgens signalisierte Gundelfinger sein Bewusstsein durch das Heben seiner rechten Hand. Er verstarb am Nachmittag und wurde am folgenden Tag, so Lang, *alhie zu Isny uf dem Gottesacker her zue meinen Lieben voreltern und Angehörigen begraben*<sup>59</sup>.

<sup>55</sup> *Medick/Krusenstjern* (wie Anm. 4) S. 469f.

<sup>56</sup> Frances Comper (Hg.): *The Book of the Craft of Dying and other early English tracts concerning death*. London 1917. S. 35.

<sup>57</sup> *Pfeilsticker* (wie Anm. 13) S. 55.

<sup>58</sup> *Ebda.*, S. 56. Das Lied wurde wahrscheinlich von Nikolaus Herman (ca. 1485-1561) verfasst und zuerst gedruckt in: *Kirchen Gesang*. Frankfurt a. M. 1569.

<sup>59</sup> *Pfeilsticker* (wie Anm. 13) S. 55.

Der protestantischen Kirche der Frühen Neuzeit ist vorgeworfen worden, in ihrem Bestreben, „den Aberglauben und die religiösen Praktiken des Mittelalters zu überwinden“, habe sie das Begräbnis zunächst entsakralisiert und habe es hernach verpasst, „ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln, das notwendig war, um die Angst [vor dem Tod] zu überwinden“<sup>60</sup>. Was für eine strenge Auslegung offizieller Doktrin gelten mag, stellte sich jedoch auf der Ebene der Volksfrömmigkeit anders dar. Tatsächlich pflegten sowohl Protestanten als auch Katholiken eine enge Verbundenheit zwischen Lebenden und Sterbenden. Auch der französische Historiker Philippe Ariès hebt die Öffentlichkeit als einen wesentlichen Aspekt des Todes hervor. „Der Sterbende“, so Ariès, „musste im Zentrum einer Gruppe von Menschen stehen“<sup>61</sup>.

Als Hans Conrad Lang 1631 selber an einem schweren Fieber erkrankte und sich im Sterben wähnte, versammelte er seine Familie um sich. Der Tod wurde nicht als ein kurzer Moment verstanden, sondern eher als ein Sterbeprozess, der in einem Zusammenspiel von Lebenden und Sterbenden – durch die Ausführung gewisser, das Zusammengehörigkeitsgefühl demonstrierender Riten – zu einem guten Ende geleitet werden musste. So bat er seine Schwester und seinen Schwager, zukünftig für seinen Sohn Hans Conrad zu sorgen<sup>62</sup>. Das Beisein der Familie, die Begleitung mit Gebeten durch eine Phase des Übergangs von diesem in ein nächstes Leben und die Wiedervereinigung der Seele mit bereits verstorbenen Familienangehörigen in einem Jenseits – symbolisiert durch die Bestattung in einem Familiengrab – waren Teil dieser „Rites de Passage“. Im Jahr 1643, so berichtet Hans Conrad Lang, wurde beim Wiederaufbau der Kirche in Isny das Geläut um eine spezielle Glocke erweitert, die allein bei Kindsbegräbnissen erklang und dadurch dem Tod auf akustische Weise einen öffentliche Charakter verlieh. Auch Johann Heinrich von Pflummern wies anlässlich des Todes seiner Schwiegermutter auf die Wichtigkeit eines in die Gemeinschaft eingebetteten Sterberitus hin. Im Alter von 82 Jahren verstorben, habe sie *ein sanftes vernünftiges End gehabt und sei mit ehrlichem Conduct nach gebrauch der Capellschaft (alß dem sie auch zugewandt gewest)* auf dem Friedhof beerdigt worden<sup>63</sup>. Philippe Ariès hat ebenso darauf hingewiesen, dass neben dem Prozess der Sterbebegleitung auch der richtige Ort des Begräbnisses wesentlicher Bestandteil im Konzept eines friedlichen Todes war<sup>64</sup>.

Während des Kriegsgeschehens war es jedoch in vielen Fällen unmöglich, Sterbe- und Bestattungsriten – wie die durch Lang und von Pflummern beschriebenen – auszuüben. Der sanfte und friedliche Tod blieb zumeist ein unerreichtes Ideal. Unter Umständen zu sterben, die sogar die Teilnahme an wenigstens einigen der Sterberiten verwehrten, war gefürchtet, und der Glaube an Geister, Untote und rastlose Seelen gab dieser Furcht vor einer Verwehrung der Totenruhe Ausdruck. So erwähnte Johann Heinrich von Pflummern die Geschichte eines kaiserlichen Soldaten, der beim Versuch, Kontributionen zu erpressen, von

<sup>60</sup> Andrew Spicer: 'Rest of their bones': fear of death and Reformed burial practices. In: William Naphy/Penny Roberts: *Fear in early modern society*. Manchester 1997. S. 167-183, hier S. 178.

<sup>61</sup> Philippe Ariès: *The hour of our death*. New York 1981. S. 18f.

<sup>62</sup> Pfeilsticker (wie Anm. 13) S. 21.

<sup>63</sup> Johann Heinrich von Pflummern: *Residuum ad Bellica praecepta* Überlingana. Stadtarchiv Überlingen. Archivnummer 745. S. 125.

<sup>64</sup> Über die Bedeutung des Bestattungsortes siehe auch: Ariès (wie Anm. 62) Kapitel 2.

einem Bauern erschlagen worden war. Sein Leichnam sei in seinem Feldgrab ruhelos geworden und habe die Hand aus dem Grab gestreckt, *gleichsamb ob der todte einer andern statt begere*<sup>65</sup>. Der Erzählung zufolge fand der tote Soldat seinen Frieden erst, als er schließlich auf geweihtem Boden beerdigt worden war.

#### 14 Worte der Grausamkeit

Auch die Unversehrtheit des Leichnams nahm angesichts des Glaubens an eine körperliche Auferstehung am Tag des Jüngsten Gerichts einen hohen Stellenwert ein. Viele der Sterberiten, wie zum Beispiel das Aufbahnen der Toten, setzten eine relative Unversehrtheit des Leichnams sogar voraus. In einer Gesellschaft, für die der Tod zum Alltag gehörte, galt die angemessene und respektvolle Behandlung der Toten als moralische Pflicht<sup>66</sup>. Eine Verstümmelung des Körpers während oder nach einer Exekution kam hingegen einem noch über das Lebensende hinaus erhöhten Strafmaß gleich. So wurde beispielsweise in Überlingen ein schwedischer Soldat hingerichtet und dann den Ärzten „ad usum medicinum“ überlassen, das heißt zur Sektion<sup>67</sup>. 1636 erlebte von Pflummern die Folterung, Vierteilung und Aufhängung von vier protestantischen Rebellen in Wien, deren Komplizen der Urteilsvollstreckung zusehen mussten<sup>68</sup>.

Die Verstümmelung im oder nach dem Tod konnte also unter Umständen eine rechtliche Legitimation besitzen, sie wurde jedoch in den Verrohungen des Krieges diesen Einschränkungen enthoben und von marodierenden Soldatenhaufen teils aus Rache, teils aus Boshaftigkeit im rechtlosen Rahmen praktiziert. Einige der in den Ego-Dokumenten beschriebenen Gräueltaten gehen weit über menschliches Vorstellungsvermögen hinaus und mögen somit zu Zweifeln an der Verlässlichkeit des Berichts der Autoren führen. Zu einem besonders grausamen Vorfall haben jedoch der Mönch Sebastian Bürster und der Stadtrats Herr Johann Heinrich von Pflummern zwei unabhängige Zeugnisse hinterlassen, wodurch ihre Berichte eine hohe Glaubwürdigkeit erlangen. Am 21. Dezember 1638 notierte von Pflummern: *Bernhard Treher zu Buggensegel haben die rauberische tyrannische leüth zwaymal aufgehenggt, mit dem schwedischen trunck*<sup>69</sup> *angefüllt, und letztlich zu einem krippel geschlagen. Einem anderen haben sie die bloße schinbain mit einem axthalm so lang geriben und geschaben, biß die haut gelaßen*<sup>70</sup>. Vier Tage später hatte auch Sebastian Bürster von dieser Grausamkeit erfahren und er schrieb: *Uder anderem haben sie ainem von den kneybiegen oben herab biß uff den reiben oder fuoß hinunder mit einem brügel haut und bar abgeriben, dan sie mit dem brügel uff und ab gefahren, biß man daß bloße bain gesehen*<sup>71</sup>.

<sup>65</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. II, S. 200.

<sup>66</sup> Vgl. hierzu die Studien zu den Hinrichtungen in London Tyburn: Peter Linebaugh: *The London hanged. Crime and Civil Society in the Eighteenth Century*. London 1993. S. 116.

<sup>67</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. II, S. 174.

<sup>68</sup> *Ebda.*, Bd. II, S. 293.

<sup>69</sup> Der Schwedentrunk, eine Mischung aus Dung mit heißem Urin oder Wasser, wurde den Opfern bei der Folter eingetrichtert. Durch Gärung im Körper verursachte er unerträgliche Schmerzen und führte meist zum Tod.

<sup>70</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. II, S. 367.

<sup>71</sup> Bürster/Weech (wie Anm. 10) S. 118.

## 15 Worte der Rechtlosigkeit und der Angst

Besonders problematisch war für Zeitgenossen die Erfahrung, dass durch den Krieg die öffentliche Ordnung und die Rechtsprechung staatlicher Institutionen zusammengebrochen waren. Das Leben war stattdessen der Willkür des Stärkeren ausgesetzt, ohne dass dieser Strafe zu fürchten hatte. Sogar das Kriegsrecht wurde nur noch selten gewahrt, und so bemerkte ein kaiserlicher General in einem an von Pflummern gerichteten Brief aus dem Jahr 1635 konsterniert: *Es ist kein krieg mehr zu nennen, sondern ein rauberey*<sup>72</sup>. Gerade die Willkür gegen Zivilisten erregte Empörung. Im April 1633 beschwerte sich Johann Heinrich von Pflummern über einen ausgenommen grausamen schwedischen Offizier, der gefürchtet war für das *preßen der armen underthanen, (sonderlich aber der frommen catholischen mit abschneiden der ohren und anderen plagen)*<sup>73</sup>. Sebastian Bürster kommentierte den Totschlag eines Schweizer Soldaten und seiner schwangeren Frau, *ain eyfferige catholische Bayerin, mit den Worten: und diese große mord ist schlecht oder schier gar nit gestraft worden*<sup>74</sup>.

Als Mönch war Sebastian Bürster in besonderem Maße von der Bedrohung durch raubende Soldaten betroffen, da Klöster Hauptziele für schwedische und kaiserliche Beute- und Proviantierungszüge waren. Auch das Kloster Salem wurde durch seine strategisch günstige Lage an einer Handelsstraße häufig von durchziehenden Haufen ausgeraubt. Nach einem schwedischen Überfall im April 1634 zählte Bürster die Verluste des Klosters nach solchen Heeresdurchzügen auf: *summa summarum: alles waß nur gelt, ja ain oder halben kreuzer wert golten*<sup>75</sup>. In den meisten Fällen begegnete die Mönchsgemeinschaft den Beutezügen jedoch nicht gänzlich unvorbereitet. Wenn die Soldaten nicht viele Stunden ohne Unterbrechung vor ihrem unmittelbaren Angriff ritten, war das Kloster normalerweise gewarnt, und die Mönche versuchten, sich selber sowie Lebensmittel, Wertsachen und Reliquien zu retten. Das Kloster Salem hatte städtische Besitzungen in Konstanz und Überlingen, Klosterschätze wurden dort bei Gefahr in Sicherheit gebracht, und die Stadtmauern boten auch den Mönchen Schutz.

Stete Bedrohung förderte in den Menschen ein wachsendes Gefühl der Angst, das durch Entwurzelung und Flucht noch bestärkt wurde. So schrieb Sebastian Bürster im Juni 1638 über den bisherigen Jahresverlauf, *in summa eß war diß jahr nichts dan springen und laufen, tag und nacht, mit solchem schrecken und forcht, daß nit zue schreiben noch zue sagen*<sup>76</sup>. Die latente, den Alltag begleitende Angst wurde in Momenten der Flucht noch gesteigert. Mehrmals floh Sebastian Bürster durch die Wälder und Weinberge nach den Stadtmauern Überlingens, eine Strecke von ungefähr zwölf Kilometern. Den Gemütszustand der Mönchsgemeinschaft während eines schwedischen Kavallerieangriffs 1632 beschrieb er wie folgt: *Da war uns das lachen theyr und alle froed vergangen und anders nichts als memoria mortis vor augen*<sup>77</sup>. Auf ähnliche Weise floh auch Hans

<sup>72</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. II, S. 212.

<sup>73</sup> Ebda., Bd. I, S. 29.

<sup>74</sup> Bürster/Weech (wie Anm. 10) S. 26f.

<sup>75</sup> Ebda., S. 42f.

<sup>76</sup> Ebda., S. 114.

<sup>77</sup> Ebda., S. 23.

Conrad Lang 1646 vor einem schwedischen Angriff auf Isny. Mit seiner Frau und seinen Kindern fand er schließlich in einer Nachbarstadt Zuflucht.

Fortwährende Furcht und die Zerrüttung gewohnter Lebensumstände und sozialer Strukturen destabilisierten die menschliche Psyche. Suizid, als letzter Ausweg aus einer Depression, galt nach dem religiösen Verständnis der Epoche als Sünde. Dem Selbstmörder wurde die Bestattung auf geweihtem Boden versagt. Als umso heftiger muss der psychische Druck erachtet werden, der Menschen angesichts dieses Wissens zu einem solchen Schritt trieb. Dennoch erschoss sich am 19. März 1633 ein junger bayrischer Adeliger, der zuvor an einer durch „Melancholia“ verursachten Sprach-, Hör- und Sehlähmung gelitten hatte. Unfähig mit seinem Regiment weiterzuziehen, hatten sich Kapuzinermönche seiner angenommen und ihm die Beichte abgenommen. Als die Diener des herbeigerufenen Arztes einen Moment nicht aufpassten, so berichtete Johann Heinrich von Pflummern, *hat er sein eigne pistol Ihms an den kopf angesetzt und losgebrennt, davon er als bald todt geblieben*<sup>78</sup>. Ein anderer Adliger, Carl Graf von Hohenzollern, hatte in Überlingen Zuflucht gesucht, nachdem er seine Familie und all seine Güter durch den Krieg verloren hatte. Innerhalb der Stadt führte er neun Wochen lang ein ausgesprochen frommes und asketisches Leben *und [hat] zweiffelß ohne auß kummer und unmuth erkrankhet [...] sein zeitliches leben geendet*<sup>79</sup>.

## 16 Schluss

Der Dreißigjährige Krieg wurde in Oberschwaben aus unterschiedlichen konfessionellen Perspektiven erlebt. Dennoch bezeugt die Sprache, in der Einzelne über den Krieg sprachen, dass er kaum je als ein Religionskrieg wahrgenommen wurde. Vielmehr berichteten Sebastian Bürster, Hans Conrad Lang und Johann Heinrich von Pflummern in der Sprache der Religion und des Krieges einerseits mit detaillierter Informiertheit über die politischen Ursachen des Konfliktes, andererseits zeigten sie alle eine schicksalhafte Ergebenheit gegenüber dem Kriegsgeschehen. Der Krieg wurde also nicht als Resultat einer auf konfessionellen Unterschieden basierenden Aggression empfunden, vielmehr deuteten ihn die hier behandelten Autoren als ein Werk göttlicher Strafe in einer Zeit, in der sich die gesamte Gesellschaft eines Abfalls in die Gottlosigkeit schuldig gemacht hatte. Die Strafe beinhaltete auch den Zusammenbruch jeglicher Rechtssicherheit im Angesicht der Waffengewalt marodierender Truppen. Ohnmachtsgefühle, Trauer, Angst und Niedergeschlagenheit spiegeln sich als begleitende emotionale Konstanten der Kriegsjahre in den hier ausgewerteten Texten wider. In einer Gesellschaft, die sich selbst als von Gott verlassen oder als von Gott bestraft wahrnahm, suchten sich der Einzelne wie auch die Gemeinschaft durch Buße oder Strafe zu läutern und sich somit der Hoffnung auf Heil und Errettung im Diesseits oder doch zumindest der Hoffnung eines „sanften Todes“ zu versichern. Die Auswertung von Ego-Dokumenten vermag nicht, ein repräsentatives Bild einer Epoche zu liefern. Trotzdem kann gerade die Untersuchung von sprachlichen Bildern in diesen „menschlichen Texten“ ein Fenster in die Vergangenheit öffnen.

<sup>78</sup> Pflummern (wie Anm. 63) S. 12.

<sup>79</sup> Semler (wie Anm. 18) Bd. I, S. 132f.



# Im Schutz der sicheren Stadt. Flüchtlinge in Ulm in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges<sup>1</sup>

*Shin Demura*

Es gibt in der deutschen Geschichte bis zum Ersten Weltkrieg kaum ein Geschehen, das so tief greifend die Erinnerungskultur der Deutschen prägte, wie der Dreißigjährige Krieg<sup>2</sup>. Wir begegnen in diesem Krieg überall Menschen, die häufiger als je zuvor vor der plündernden Soldateska hinter die schützenden Mauern der Städte Zuflucht suchten. Die äußerlich streng vom offenen Land getrennte Stadt bedeutete für die Landbevölkerung einen traditionellen Zufluchtsort. Diese musste oft für die städtischen Verteidigungsanlagen Burgwerk leisten, konnte sich dafür aber in Kriegszeiten hinter die Stadtmauern retten. Der Historiker Carl Haase meint, gerade ihretwegen seien die mittelalterlichen Mauerringe größer gewesen, als es von der Größe der Stadt her gerechtfertigt scheint<sup>3</sup>.

Das Phänomen der Flucht nahm im Dreißigjährigen Krieg vielerorts beachtliche Ausmaße an. Die Stadt Basel zählte 1633 insgesamt 5.256 Flüchtlinge – beinahe doppelt so viel als die eigentliche Einwohnerzahl – vorwiegend aus dem Elsass und der Markgrafschaft Baden. Augsburg, das während des Krieges abwechselnd Belagerung und Besetzung erlebte, soll nach Angaben von Zeitzeugen im Jahre 1646 19.302 Flüchtlinge beherbergt haben<sup>4</sup>. Aber nicht nur solche vergleichsweise größere Städte, sondern auch Klein- und kleinste Städte waren dem Flüchtlingsstrom ausgesetzt. So nahm die Reichsstadt Giengen, die

<sup>1</sup> Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine leicht überarbeitete Fassung des Vortrags vor dem Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben am 27. Febr. 2008 im Ulmer Museum.

<sup>2</sup> Vgl. Anton *Schindling*: Die Deutschen und der Dreißigjährige Krieg. Zeiterfahrung des steten Wechsels und Reichspolitik. In: Helmut *Neubaus*/Barbara *Stollberg-Rillinger* (Hg.): Menschen und Strukturen in der Geschichte Alteuropas. Festschrift für Johannes Kunisch zur Vollendung seines 65. Lebensjahres (Historische Studien 73). Berlin 2002. S. 185-200.

<sup>3</sup> Carl *Haase*: Die mittelalterliche Stadt als Festung. Wehrpolitisch-militärische Einflußbedingungen im Werdegang der mittelalterlichen Stadt. In: *Ders.* (Hg.): Die Stadt des Mittelalters. Bd. 1 (Wege der Forschung 243). Darmstadt 1978. S. 384-414. Hier: S. 397.

<sup>4</sup> Robert *Stritmatter*: Die Stadt Basel während des Dreißigjährigen Kieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen. Bern u.a. 1977. S. 62.- Bernd *Roeck*: Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften 37). Göttingen 1989. S. 957.

im September 1634 von den Kaiserlichen völlig in Schutt und Asche gelegt worden war, bereits 1638 die Bauern aus der Nachbarschaft auf<sup>5</sup>.

Bekanntlich war auch die Reichsstadt Ulm, die zu Beginn des Krieges schätzungsweise rund 19.000 Einwohner zählte, zeitweilig mit Flüchtlingen völlig überfüllt. Kriegsbedingte Flüchtlingswellen hatte Ulm zwar bereits in seiner Geschichte mehrfach erlebt<sup>6</sup>, aber an Dauer und Häufigkeit war das Phänomen während des Dreißigjährigen Krieges beispiellos und einmalig. Denken wir nur an den Dorfschuhmacher und Verfasser des 'Zeytregister', Hans Heberle aus Neenstetten, der zwischen 1631 und 1648 oft unter misslichen Umständen *allein nach der stat Ulm* 30 Fluchten ausstehen musste<sup>7</sup>. Es sind gerade die Einfluchten in die Stadt, die im Mittelpunkt seiner Kriegserfahrung stehen. Möglicherweise hat Heberle deshalb die Zahl seiner *29 oder ungefehr 30 und woll mehr Fluchten, die einer not halber nit alle beschriben hat*<sup>8</sup>, auf 30 aufrundet, weil somit Krieg und Flucht als Einheit besser begriffen werden<sup>9</sup> – der Terminus "Dreißigjähriger Krieg" war den Zeitgenossen durchaus vertraut.

So selbstverständlich das Phänomen der Flucht und der Flüchtlinge im Dreißigjährigen Krieg scheint, so wenig wissen wir über das Flüchtlingsdasein in Ulm während der langen Kriegsjahre. Wo hielten sie sich überhaupt in der Stadt auf? Wovon und wie lebten sie während der Flucht? Welche Kontakte hatten sie mit Bürgern und Einwohnern? Wie reagierten diese auf die Neuankömmlinge? Welche Probleme ergaben sich daraus für die Stadtobrigkeit? Darüber verliert Hans Heberle außer resümierenden Angaben nicht viele Worte. Im Folgenden möchte ich mich mit solchen Fragen beschäftigen, die kürzlich ein Stadthistoriker als eine 'terra semi-incognita' der Geschichtsschreibung zum Dreißigjährigen Krieg bezeichnete<sup>10</sup>, obwohl viele davon gewiss offen bleiben müssen<sup>11</sup>.

<sup>5</sup> Albert *Fetzer*: Das heutige Oberamt Heidenheim im Dreißigjährigen Krieg. Diss. Tübingen 1933. S. 34. Weitere Beispiele finden sich z.B. zahlreich in Günther *Franz*: Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 7). Stuttgart/New York 1979.

<sup>6</sup> So war es beispielsweise im Schmalkaldischen Krieg. Der Ulmer Schuster und Chronist Sebastian Fischer schildert im August 1546 sehr anschaulich die Flucht der Bauern in die Stadt, die vor dem kaiserlichen Heer sich und wenigstens einen Teil ihrer Habe retten wollten: [...] *an dem selbigen aubent war ain sollichs einherfaren bey vnser frawenthor, von den bawren, die Ire gietter einher flehneten vnd gantz wegen foll weyb vnd kind, da was ain semlich (so) schreyen vnd heüllen es mecht ain stain erbarmet haben, da waren all gassen foll bawren weyb vnd kind, vnd kunden niena einkumen, musten yber nacht off den gassen ligen man hett auch vß der forstatt vor dem herperthor alle ding herein geflenet In die statt ain tag oder drey wie nun die bawren waren herein kumen an dem aubent, mit Iren weyb vnd kinden, [...]*. Karl Gustav *Veesenmeyer* (Hg.): Sebastian Fischers Chronik besonders von Ulmischen Sachen. In: UO. Mitteilungen 5-8 (1896) S. 126f.

<sup>7</sup> Gerd *Zillhardt*: Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung. Hans Heberles »Zeytregister« (1618-1672). Aufzeichnungen aus dem Ulmer Territorium (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 13). Ulm 1975. Hier: S. 225. Auch vgl. Shin *Demura*: Flucht der Landbevölkerung in die Stadt im Dreißigjährigen Krieg am Beispiel von der Reichsstadt Ulm und ihrem Territorium. In: Matthias *Asche*/Michael *Herrmann*/Ulrike *Ludwig*/Anton *Schindling* (Hg.): Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit 9). Münster 2008. S. 187-202.

<sup>8</sup> *Zillhardt* (wie Anm. 7) S. 224.

<sup>9</sup> Vgl. Andreas *Merzhäuser*: Das 'illiterate' Ich als Historiograph der Katastrophe. Zur Konstruktion von Geschichte in Hans Heberles "Zeytregister" (1618-1672). In: *zeitenblicke* 1 (2002), Nr. 2 [25.2.2008], URL: <<http://www.zeitenblicke.de/2002/02/merzhaeuser/index.html>>. Paragraph 7.

<sup>10</sup> Frank *Hatje*: Auf der Suche nach Flüchtlingen und Exulanten des Dreißigjährigen Krieges in Hamburg. In: Martin *Knaue*/Sven *Tode* (Hg.): Der Krieg vor den Toren. Hamburg im Dreißigjährigen Krieg 1618-1648 (Beiträge zur Geschichte Hamburgs 60). Hamburg 2000. S. 181-211. Hier: S. 210f.

<sup>11</sup> Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen die Menschen, die wegen der Kriegsauswirkungen vorübergehend vom ländlichen Wohnsitz flohen, kurzfristig in der Stadt Zuflucht suchten und wie-

## 1 Fluchtbewegung in der zweiten Hälfte des Krieges

Im ersten Jahrzehnt des Krieges blieb die Reichsstadt Ulm, die damals über eine der stärksten Festungsanlagen im deutschen Südwesten verfügte, weitgehend von direkten Kriegsauswirkungen verschont<sup>12</sup>. Erst mit der Zunahme der Einquartierungen im Territorium seit 1625 bekam man auch in Ulm Kriegsgefahr zu spüren. Vor allem während des so genannten "Kirschenkrieges" im Juni 1631 sah sich der Großteil der Landbevölkerung erstmals genötigt, sich vor dem kaiserlichen Heer in Sicherheit zu bringen<sup>13</sup>. Einen massiven Flüchtlingsstrom aber erlebte Ulm erst im entstehenden Chaos gleich nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen im September 1634. Im Laufe der nächsten Monate verschlechterte sich die Sicherheitslage im umliegenden Landgebiet dramatisch. Anfang November genehmigte der Rat gar einer Bürgertochter, die wegen der "Leichtfertigkeit" zur Ausweisung aus der Stadt verurteilt worden war, *sich biß weil alhie vffzuhalten, weil diese wegen der grossen vnsicherheit niergent fortkommen kan*<sup>14</sup>. Folglich füllte sich die Stadt immer wieder mit Menschen und Tieren aus nahe gelegenen Dörfern. Eine um Mitte November 1634 vom Rat veranlasste Haussuchung ergab bereits 8.214 Stadtfremde in der Stadt<sup>15</sup>. Im Dezember des gleichen Jahres zählt auch der Ulmer Baumeister und spätere Ratsherr Joseph Furtenbach in seinem tagebuchartigen Chronikwerk rund 16 000 *frembde Pauren mit weib und kinder*<sup>16</sup> innerhalb der Stadtmauern.

Die Lage spitzte sich im Frühsommer 1635 erneut zu. Es ist deshalb nicht zu verwundern, dass die Anwesenheit der Flüchtlinge einen nicht unwesentlichen Grund zur Annahme des Prager Friedens von 1635 bildete. Bei der Bekanntgabe des Friedensvertrages zwischen Kaiser und Kursachsen fragte der Ulmer Rat im Juni 1635 – nach altem Herkommen des Schwörbriefes<sup>17</sup> – die Zunftbürger nach ihrer Meinung zu den Friedensbedingungen. Während sich die Mehrzahl der Zünfte bloß mit einer kurzen Erklärung zufrieden gab, *die sach einem Ers.*

---

der die Stadt verließen, wenn sich die Lage auf dem Lande einigermaßen stabilisiert hatte. Sie sind in den Quellen normalerweise einfach als "Landvolk", "Bauernvolk" oder als "Untertanen" bezeichnet. Den Begriff "Flüchtling", der möglicherweise einen modernen Eindruck hervorruft, benutze ich hier als Arbeitsdefinition. Ausgeklammert bleiben dagegen die "Exulanten" bzw. Glaubensflüchtlinge sowie so genannte Beisitzer, die gegen Bezahlung von Beisitzgeld vergleichsweise langfristiger den Schutz der Reichsstadt genießen konnten. Zu dieser Personengruppe vgl. Werner Wilhelm *Schnabel*: Österreiche Exulanten in oberdeutschen Reichsstädten. Zur Migration von Führungsschichten im 17. Jahrhundert (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 101). München 1992.

<sup>12</sup> Zum Verlauf des Krieges in Ulm und Umgebung vgl. *Zillhardt* (wie Anm. 7) S. 14-40.- Hans Eugen *Specker*: Ulm. Stadtgeschichte. Ulm 1977. S. 192-198.

<sup>13</sup> Vgl. *Zillhardt* (wie Anm. 7) S. 133-136.

<sup>14</sup> StadtA Ulm, A 3530, RP 84 (1634) fol. 352v.

<sup>15</sup> Vgl. *ebda.*, fol. 391. Der dritte Band von Matthäus Merians berühmten Geschichtswerk 'Theatrum Europaeum' etwa spricht für den gleichen Zeitraum von 22.000 Fremden innerhalb der Stadtmauer Ulms. Johann Phillip *Abelinus* u.a.: *Theatri Europaei Continuatio III*. Das ist: Historischer Chronicken Dritter Theil [...]. Frankfurt am Main 1670. S. 378.

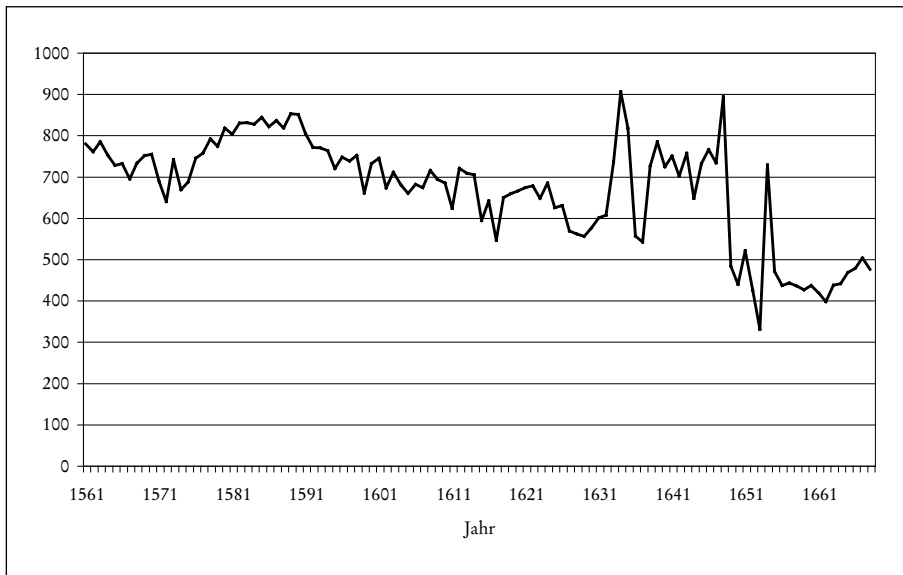
<sup>16</sup> StadtA Ulm, H Furtenbach, Nr. 1, S. 287.

<sup>17</sup> Auch im Schwörbrief von 1558 war vorgesehen, falls Kriegssachen und andere *starckhaftige fürtreffentliche, groß und hochwichtige Sachen vorfallen würden, die der Rat nicht allein entscheiden könne, solle es mit ainer gantzen erbaren Gemaind von Burgern, auch Gewerben und Handtwerckhern, notturftigem und billichem Vorweisen und Willen abgehandlet und geschlossen werden*. Eberhard *Naujoks* (Hg.): Kaiser Karl V. und die Zunftverfassung. Ausgewählte Aktenstücke zu den Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten (1547-1556). Stuttgart 1985. Nr. 29. Hier: S. 164.

*Rath gänzlich zu überlassen (Zimmerleute)*<sup>18</sup>, äußerten sich einige in schriftlicher Form ausführlich zu dem Prager Frieden. So waren die Krämer und Kaufleute. Sie fürchten einerseits, [...] *wann die annemmung des Friedens nicht vortt-gehet, haben wir keines andern zugewartten, alß das mann vns mit fewr vnd schwerdt verfolgen [...]*. Dabei verweisen sie andererseits sowohl auf die Schwierigkeit bei der Versorgung dieser sehr populierten Stadt mit Lebensmitteln, als auch auf die Verantwortung der Obrigkeit für die Flüchtlinge: *Solte man aber zu ersparung der profiant vnd anderer victualien die frembde hierher geflohene personen außschaffen, wurden selbigen entweder den bitteren Hunger oder des Soldaten gewalth in die handt gegeben werden [...]*<sup>19</sup>. Die Annahme des Friedens sei auch in dieser Hinsicht dringend notwendig, deuteten die Zünftigen an. Bekanntlich brachte der Prager Frieden das ersehnte Ende des Krieges nicht, der noch volle 13 Jahre tobte. Für den Dorfschuhmacher Hans Heberle und den Großteil der Landbevölkerung fingen die langen Jahre ständiger Einfluchten in die Stadt erst jetzt richtig an.

Dass die Stadt seit 1634/35 bis zum Kriegsende kurz- oder langfristig ungewöhnlich viele Menschen beherbergt haben muss, zeigt sich am anschaulichen in der Fluktuation der Taufzahlen, die in der Stadt registriert wurden.

**Graph 1: Taufzahlen in Ulm 1561-1666**<sup>20</sup>



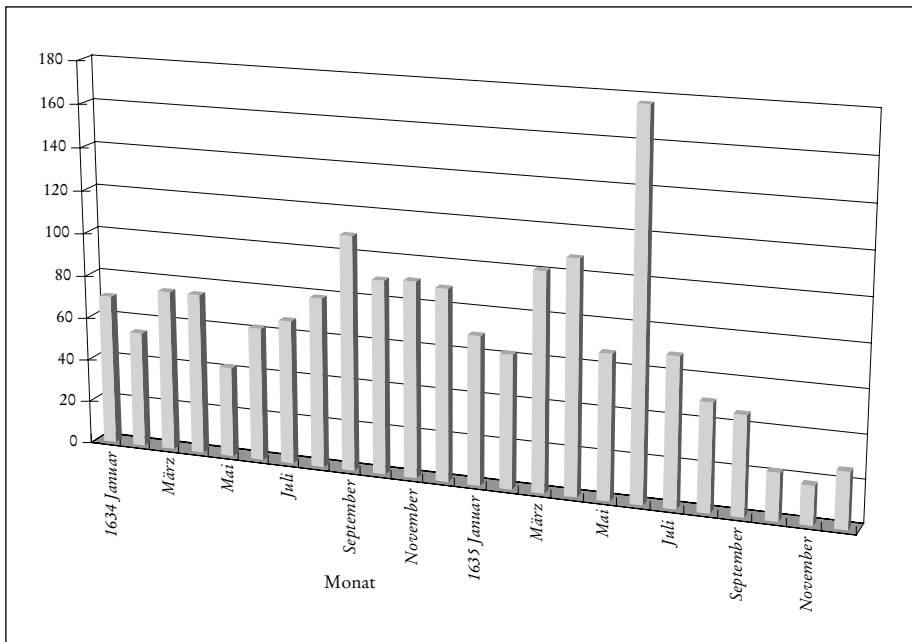
<sup>18</sup> StadtA Ulm, A 1513, Nr. 158.

<sup>19</sup> *Ebda.*, Nr. 167.

<sup>20</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart, KB 1045: Taufbücher (Ulm) Bd. 18-21.

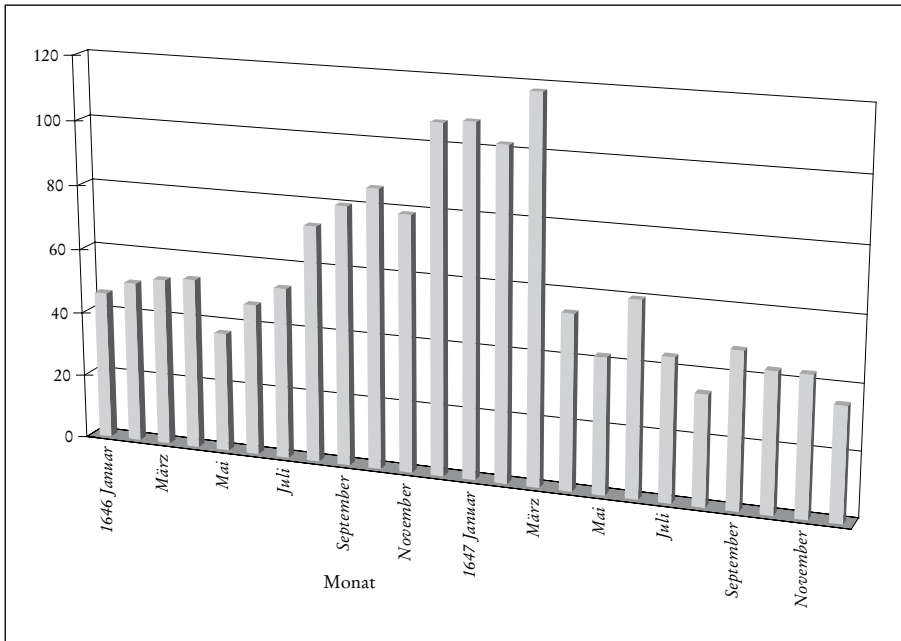
Dass diese starke Schwankung der Taufzahlen in der zweiten Hälfte des Krieges nichts mit einem natürlichen Zuwachs der Bevölkerung zu tun hatte, lässt der Graph 2-1 noch besser erkennen, der die monatliche Verteilung der Taufzahlen für die Jahre 1634/35 darstellt. Während sich die Taufzahl in den "normalen" Jahren vor dem Krieg ungefähr um 50 pro Monat bewegt, sind im Juni 1635, als in Ulm die Teilnahme am Prager Frieden angekündigt wurde, im Münster beinahe 180 Kinder getauft worden, also mehr als dreimal soviel wie üblich<sup>21</sup>. Dem Graph 2-2 für die Jahre 1646/47, in denen die Flüchtlinge bis zum Zustandekommen des Ulmer Waffenstillstandes zwischen Bayern und Kurköln einerseits und Schweden und Frankreich andererseits im März 1647 Monate lang in der Stadt ausharren mussten, ist ebenfalls gut zu entnehmen, dass die Zu- und Abnahme der Taufzahlen in der Stadt eindeutig mit der Anwesenheit der Flüchtlinge zusammenhängt.

**Graph 2-1: Monatliche Taufzahlen 1634/35**



<sup>21</sup> Andererseits fand im Oktober und November 1635 mit jeweils weniger als zwanzig eine ungewöhnlich kleine Anzahl von Taufen im Münster statt. Das liegt vor allem an der Pestilenz, die das ganze Jahr hindurch in der Stadt wütete. In seiner Neujahrs- und Dankpredigt von 1636 spricht der Superintendent Dr. Conrad Dieterich bekanntlich von 15.000 Pestopfern, wovon etwa 5.000 Stadteinwohner gewesen sind. Der Rest besteht aus 5.672 Armen und Bettlern, *damit vnsere Statt damahls von aussen vnd von innen angefüllet gewesen*, und 4.033 Fremden und Landvolk, *die sich bey vns wegen Kriegsunsicherheit auffhalten musten*. Conrad Dieterich: Ulmische Dancksagungspredig Wegen gnädiger Abwendung der grausamen geschwinden Seuche der Pest [...]. Ulm 1636. S. 15f.

Graph 2-2: Monatliche Taufzahlen 1646/47



## 2 Bürokratisierung der Aufnahme: Die Tätigkeit des Quartieramtes

Wie reagierte nun die Stadtobrigkeit auf die nicht abreisenden Flüchtlingsströme in den Jahren nach dem Prager Frieden? Es lässt sich eine gewisse Bürokratisierung beim Umgang mit den Flüchtlingen beobachten. Im Mittelpunkt dieses Vorgangs stand ein *Quartieramt*<sup>22</sup>, das normalerweise mit dem Beginn der Fluchtbewegung einberufen und nach dem Wegzug der Flüchtlinge aus der Stadt wieder aufgelöst wurde<sup>23</sup>. Dass es sich bei ihm anfangs bloß um eine Notmaßnahme handelte, lässt der Umstand erkennen, dass im Jahre 1634/35 noch zwei selbst in die Stadt geflohene Landbeamte aus Leipheim und Geislingen als seine Schreiber tätig waren. Um 1638 beschäftigte es als Personal bereits zwei bis drei städtische Schreiber, die in normalen Zeiten in anderen Ämtern, wie dem Zeugamt oder Almosenkasten, dienten. Das von zwei bis drei meist angehenden Ratsherren geleitete Amt wurde fortan stets mit routinemäßigen Geschäften um die Flüchtlinge beauftragt.

Nach vielem Hin und Her wurde spätestens mit dem Ratsentscheid vom 20. Dezember 1638 das Verfahren bei der Aufnahme der Flüchtlinge festgelegt, das bis zum Kriegsende gültig bleiben sollte. Im Prinzip wurden nur diejenigen

<sup>22</sup> Veit Marchtlers Chronik aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche nur als Abschrift überliefert ist, erklärt die *Quartierherren* dahin, dass es ihre Aufgabe sei, in Kriegszeiten außerordentlich geworbene Soldaten bei Bürgerhäusern unterzubringen. StadtA Ulm, G 1 1703/1 (Gockel) S. 325. Also sollten die Quartierherren für die Unterkunft der Soldaten sorgen, die im so genannten Soldatenstädtchen oder in Grabenhäusern keinen Platz finden konnten.

<sup>23</sup> Beispielsweise StadtA Ulm, A 3530, RPr 93 (1643) fol. 343r, 346v.- *Ebda.*, RPr 95 (1645) fol. 376r.

eingelassen, die *sich mit brot und andern victualien zu irem nothwendigen vnderhallt [...] versehen [...]*<sup>24</sup>. Also wer nicht über genügende Lebensmittel verfügte, dem wurde der Zutritt verweigert<sup>25</sup>. Die Eingelassenen wurden dann aufgefordert, sich gleich beim Quartieramt, das im Neuen Bau seinen Amtssitz hatte, anzumelden. Dabei bekamen sie einen Kontrollzettel ausgestellt, den sie fortan bei jeder Gelegenheit vorzuweisen hatten. Sie mussten sich danach alle sieben Tage beim Quartieramt melden, solange sie sich noch in der Stadt aufhielten.

Bemerkenswert für das Verfahren in Ulm war eine deutliche Unterscheidung eigener Untertanen von den "Fremden". Bekanntlich verfügte Ulm über das in Süddeutschland nach Nürnberg zweitgrößte städtische Territorium. Es war kein Geheimnis, dass der Großteil der Flüchtlinge aus dem eigenen Landgebiet stammte. Der Ulmer Rat bemühte sich konsequent, eigene Untertanen vor den Fremden zu bevorzugen. Zum Beispiel bekamen die Untertanen des Rates sowie diejenigen seiner Bürger, allen voran der Patrizier, sofort bei den Quartierherren eine Aufenthaltsbewilligung erteilt, während sich die Fremden um *den beisitz und vnderschlauff*<sup>26</sup> zuerst an den Rat bzw. den regierenden Bürgermeister wenden mussten. Was städtische Schutz- bzw. Quartiergelder betrifft, deren Erhebung in vielen Städten üblich war, wurden sie in Ulm ausschließlich von "fremden" Flüchtlingen eingenommen. Gegen ein Gutachten der Stadtrechner, in dem diese die Erhebung der Gebühren von allen Schutz Suchenden weiter empfohlen hatten, beschloss der Rat im oben genannten Ratsentscheid, dass die Untertanen des Rates und der Ulmer Bürger *mit keinem quartier- oder beysitzgelt belegt, sondern selbige dieser zeit damit verschont werden sollen*<sup>27</sup>. Hingegen mussten Untertanen fremder Herrschaften und diejenigen der Schutz- und Schirmsverwandten, d. h. hauptsächlich Klosteruntertanen, die unter dem Schutz der Reichsstadt standen, beim wöchentlichen Erscheinen am Quartieramt je nach der Größe der Haushaltung für sich und für mitgebrachtes Vieh einen bestimmten Betrag entrichten. Die wöchentliche Zahlung wurde jedes Mal auf dem Zettel vermerkt, *damit gute ordnung und richtigkeit erhallten werde*<sup>28</sup>. Der Rat machte auch im Territorium das gleiche Prinzip geltend. Als Geislingen im Januar 1643 eine Anfrage richtete, ob es von den Flüchtlingen das wöchentliche Schutzgeld erheben dürfe, bekam das Städtchen vom Ulmer Rat einen deutlichen Befehl, die Ulmer Untertanen von solchen zusätzlichen Lasten zu befreien. Dafür durfte *es gegen den frembden aber dupliert vnd gefordert werden*<sup>29</sup>.

<sup>24</sup> Vgl. StadtA Ulm, A 3682, Nr. 35.- *Ebda.*, A 3530, RPr 88 (1638) fol. 723-724.- *Ebda.*, A 1527, Nr. 60.

<sup>25</sup> Vgl. *ebda.*, A 1527, Nr. 54.

<sup>26</sup> *Ebda.*, Nr. 60.

<sup>27</sup> *Ebda.*

<sup>28</sup> *Ebda.*

<sup>29</sup> StadtA Ulm, A 1532, Nr. 86.- *Ebda.*, A 3530, RPr 93 (1643) Herrschaftsprotokoll fol. 16v. Vgl. Karl *Kopfmann*: Die untere Herrschaft Ulm's im Dreißigjährigen Krieg. Diss. Tübingen 1934. S. 34. Solche solche Unterscheidung aber war nicht problemlos. Die fremden Herrschaften, deren Untertanen sich nach Ulm retteten, protestierten heftig gegen die Maßnahmen seitens der Ulmer. Der Prior des Klosters Buxheim bei Memmingen, das das unmittelbar dem Ulmer Landgebiet benachbarte Dorf Finningen besaß, warf dem Ulmer Rat folgendes vor: Weil es in Finningen nur den Bauern der Ulmer Patrizierfamilien Roth und Ehinger möglich sei, sich selbst den so als daß ihrige in die Statt zue salviren, es dörffe zwischen inen vnd den vberigen meinen vnderthonen [...] eine solche Vnngleichheit [...], noch allerhandt Vngelegenheit, neid vnd feindseligkeit verursachen; StadtA Ulm, A 3794, Nr. 155. Zudem war der Ulmer Rat selbst sich nicht ganz sicher, ob und inwieweit beispielsweise Menschen, die zwar unter der Obrigkeit des Ulmer Rats lebten, jedoch hauptsächlich klösterliche Güter bewirtschafteten, für Ulmer Untertanen oder als Fremde gehalten werden konnten. Vgl. StadtA Ulm, A 1527, Nr. 61.

Im Vergleich dazu scheint der konfessionelle Unterschied in den Jahren nach dem Prager Frieden keine große Rolle mehr gespielt zu haben. Die Flüchtlinge aus dem evangelischen Burtenbach wurden allem Anschein nach gleich behandelt wie die aus der katholischen Grafschaft Fugger-Kirchberg als Untertanen fremder Herrschaften. Bezeichneten sich die Flüchtlinge aus den benachbarten, seit 1635 bayerisch bzw. österreichisch besetzten Heidenheim und Blaubeuren oft als Glaubensflüchtlinge, die nach Ulm geflohen seien, weil sie sich *nie zur Romanischen Catholischen Religion bringen noch zwingen lassen wollen*<sup>30</sup>, so zogen sie in Bezug auf das Aufenthaltsrecht in Ulm keineswegs aus ihrem lutherischen Glauben besondere Vorteile, wengleich sich die Ulmer Geistlichen gern für sie einsetzten<sup>31</sup>.

Wir wenden uns nochmals der Tätigkeit des Quartieramtes zu. Neben Entgegennahme von Anmeldung und Schutzgeldern machte es sich zur Aufgabe, innerstädtische Visitationen durchzuführen. Nach dem gleichen Ratsentscheid von 1638 sollten die Schreiber des Quartieramtes in Begleitung von Gassenknechten täglich oder möglichst oft in die Stadt rücken, Häuser, in denen sich die Flüchtlinge aufhielten, kontrollieren und dabei untersuchen, *wie mann hauß hallte, ob nit zuvil Personen in einem gemach sich befinden, item Holtz, Hew und Stro an gewahrnsamen orten wol vorrahbet seie*<sup>32</sup>.

Aus diesen beiden Tätigkeitsfeldern – Anmeldung und Visitation – entsprang eine Reihe von Verzeichnissen und Kontrollberichten, in denen nicht nur die Namen der Flüchtlinge, ihr Herkunftsort, die Anzahl von Personen, Pferden und Vieh, sondern auch die Namen der Stadtbewohner, welche die Flüchtlinge aufgenommen haben, und weitere Informationen verzeichnet sind<sup>33</sup>. Meine Ausführungen im nächsten Teil basieren hauptsächlich auf diesen Listen.

### 3 Flüchtlinge in der Stadt

Die folgenden Tabellen zeigen die Zahl der Flüchtlinge, die vom Quartieramt entweder bei der Anmeldung oder bei der Haussuchung erfasst worden sind. Die Zahlen in den Klammern stellen die der "Haushaltungen" dar. Mit der geboten Vorsicht kann man allerdings nicht davon ausgehen, dass alle 9.278 Personen, die sich im Zeitraum zwischen August und Dezember 1646 in Ulm angemeldet haben, in Ulm geblieben sind. Es gab mit Sicherheit viele Flüchtlinge, die inzwischen wieder die Stadt verlassen haben. So ergab die im Oktober des gleichen Jahres durchgeführte Haussuchung nur 6.121 Personen. Außerdem handelt es sich hierbei nur noch um amtlich erfasste, sozusagen "legale" Flüchtlinge. Von sonstigen "illegalen" hingegen erfahren wir fast nichts, geschweige denn von Landfahrern und Bettlern.

<sup>30</sup> StadtA Ulm, A 1527, Nr. 25.

<sup>31</sup> Vgl. *ebda.*, A 1527, Nr. 20 und Nr. 22.- *Ebda.*, A 3794, Nr. 134 und Nr. 135.

<sup>32</sup> *Ebda.*, A 1527, Nr. 60.- Vgl. *ebda.*, A 3682, Nr. 35.

<sup>33</sup> Vgl. Andreas *Baisch*: Die Verfassung im Leben der Stadt, 1558-1802. In: Hans Eugen *Specker* (Hg.): Die Ulmer Bürgerschaft auf dem Weg zur Demokratie. Zum 600 Jahrestag des Großen Schwörbriefs. Begleitband zur Ausstellung (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 10). Stuttgart 1997. S. 171-248. Hier: Nr. 129.



**Tabelle 1-1: Flüchtlingszahl nach Anmeldungslisten (Zahl der "Haushaltungen")**

Anmeldungszeitraum	Ulmer Untertanen	Fremde Untertanen	Gesamtzahl
Mai 1639 <sup>34</sup>	3.371 (945)	748 (244)	4.119 (1.189)
Nov. 1642 - Jan. 1643 <sup>35</sup>	6.016 (1.661)	1.696 (682)	7.712 (2.343)
Aug. - Dez. 1646 <sup>36</sup>	6.763	2.515	9.278

**Tabelle 1-2: Flüchtlingszahl nach Visitationslisten (Zahl der "Haushaltungen")**

Visitationen	Ulmer Untertanen	Fremde Untertanen	Gesamtzahl
20. April 1638 <sup>37</sup>	3.543 (1.673)	547 (475)	4.090 (2.148)
11.-16. Feb. 1641 <sup>38</sup>	n/a	n/a	3.874 (1.473)
20.-23. Okt. 1646 <sup>39</sup>	n/a	n/a	6.121 (1.722)

Viel problematischer konnte die Aufbewahrung von Großvieh und Zugtieren sein, welche die Flüchtlinge mit in die Stadt gebracht haben. Die Auflistungen zeigen die Anzahl der Pferde, die im Quartieramt angemeldet oder bei der Haus-suchung registriert wurden.

**Tabelle 2-1: Zahl der Pferde nach Anmeldungslisten**

Anmeldungszeitraum	Ulmer	Fremde	Gesamtzahl
Mai 1639	1.008	355	1.363 Stück
Nov. 1642 - Jan. 1643	1.959	1.065	3.024 Stück
Aug. - Dez. 1646	n/a	n/a	2.492 Stück

**Tabelle 2-2: Zahl der Pferde nach Visitationslisten**

Visitationen	Ulmer Untertanen	Fremde Untertanen	Gesamtzahl
20. April 1638	1.091	165	1.256 Stück
11.-16. Feb. 1641	n/a	n/a	1.905 Stück
20.-23. Okt. 1646	n/a	n/a	1.505 Stück

<sup>34</sup> StadtA Ulm, A 1527, Nr. 63 und Nr. 64.

<sup>35</sup> *Ebda.*, Nr. 88. 90. 91.

<sup>36</sup> *Ebda.*, Nr. 93.

<sup>37</sup> *Ebda.*, Nr. 2. 3. 6-9.

<sup>38</sup> *Ebda.*, Nr. 76-87.

<sup>39</sup> *Ebda.*, Nr. 95. 97. 100.

Zu beachten ist, mit welchen Schwierigkeiten sich sowohl die Stadtobrigkeit als auch die Flüchtlinge konfrontiert sahen. Menschen konnten im Obergeschoß untergebracht werden, aber nicht die Pferde, geschweige denn anderes Großvieh wie Kühe! Die Flüchtlinge mussten aber auch beim Aufenthalt in Ulm selbst für Fütterung sorgen, eine schwierige Aufgabe, zumal ihnen durch den Widerstand der Metzger die Benutzung der städtischen Waide versagt wurde<sup>40</sup>. Um die Wasserversorgung in der Stadt sicherzustellen, beschränkte die Obrigkeit zudem die Nutzung gemeindlicher Wasserkästen erheblich, so dass die Flüchtlinge ihre Tiere zum Wassertrinken zur Blau oder über das Gänstor hinaus vor die Stadt führen mussten. Nicht verwunderlich, dass es viele Flüchtlinge gab, die sich aus Futtermangel gezwungen sahen, Vieh *umb ein Spottgelts*<sup>41</sup> an die Bürger zu verkaufen.

Die Beseitigung von Unrat bereitete auch Probleme. Trotz aller organisatorischen Maßnahmen – z. B. sollten die Amtleute ihre in die Stadt geflohenen Amtsangehörigen zur Abführung von Mist organisieren – entdeckte man beispielsweise im Dezember 1646 im Ochsenhauser Hof, dass Stallmist *an der Wandt edtwas höher gelegen* [sei]. So hatte der Rat daraufhin zu befehlen, *solchen Tug hinwegthun vnd die Mauer wiederumb verluften und außtröckhnen zu lassen*<sup>42</sup>.

Die Frage, wo sich die Flüchtlinge mit so vielen Menschen und Tieren in der Stadt auf hielten, kann nicht leicht beantwortet werden. Ein Flüchtlingslager im modernen Sinne gab es freilich nirgends. Die Flüchtlinge mussten zum größten Teil folglich so zu sagen “privat” unterkommen, wie bereits mehrfach angedeutet wurde. In Frage kommen vor allem die Wirtshäuser und Herbergen sowie die Bürgerhäuser. Anfang des 17. Jahrhunderts gab es in Ulm rund 50 Herbergen und Wirtshäuser unterschiedlichen Rangs. Wie der Rat 1576 forderte, sollte jede Herberge mit mindestens vier guten Betten samt Zubehör für acht Personen sowie mit Stallungen mit Hafer, Heu und Stroh für acht Pferde aufwarten<sup>43</sup>. Gerade dieses Angebot der Stalleinrichtung scheint für die Flüchtlinge mit Pferden sehr attraktiv gewesen zu sein. Mancher Flüchtling pflegte, trotz hoher Stallmiete den Herbergen seine Tiere anzuvertrauen, damit er sich selber irgendwo anders einquartieren konnte. Im Februar 1641 wurden beispielsweise allein in zwei Herbergen bzw. Wirtshäusern auf dem Kornhausplatz, Zum Weißen Roß und Pflug, jeweils 61 und 18 Pferde sowie 24 und sieben Stück Vieh versorgt, deren Besitzer alle anscheinend woanders untergekommen sind<sup>44</sup>. Zwischen November 1642 und Januar 1643 wurde nicht von ungefähr mehr als ein Sechstel von insgesamt 3.000 Pferden in den Herbergen angemeldet.

Die überwiegende Mehrheit der Flüchtlinge aber fand in Bürgerhäusern eine vorübergehende Bleibe in Ulm, in aller Regel gegen Bezahlung von Miete in bar oder in Naturalien. Dabei durften bei einem Strafgeld von vier Gulden nur die Flüchtlinge, die den vom Quartieramt ausgestellten Zettel vorweisen

<sup>40</sup> Vgl. StadtA Ulm, A 3530, RPr 91 (1641) fol. 329r.- *Ebda.*, RPr 92 (1642) Herrschaftsprotokoll fol. 110v-111r.

<sup>41</sup> StadtA Ulm, H Furttenbach Nr. 2, S. 110.

<sup>42</sup> StadtA Ulm, A 3530, RPr 96 (1646) fol. 761r.

<sup>43</sup> Vgl. Franz Müller: Die Geschichte des Wirtsgewerbes in Ulm a. d. Donau. Ulm 1930. S. 6.

<sup>44</sup> StadtA Ulm, A 1527, Nr. 76 und Nr. 83. In der Herberge “Zum Weißen Roß” zahlte man täglich von jedem Tier zwei Kreuzer neben acht Kreuzern für Heu und Stallmiete.

konnten, untergebracht werden. Die Höhe der Miete für ein "Gemach" oder für eine "Stube" war nun äußerst unterschiedlich. Ein Bauer aus Weidenstetten gab beispielsweise wöchentlich vier Kreuzer pro Person an seine Vermieterin<sup>45</sup>. In den allermeisten Fällen zahlten die Flüchtlinge bezeichnenderweise ihren Hauszins als Jahresmiete<sup>46</sup>. Es war sicherlich überlebensstrategisch sehr wichtig, möglichst dauerhaft in Ulm eine Bleibe sicherzustellen, zumal niemand wusste, wann der Krieg zu Ende gehen würde. Dieser Umstand führte jedenfalls dazu, dass diese Mieter-Vermieter-Beziehung zwischen bestimmten Flüchtlingen und Stadtbewohnern häufig über Jahre hinaus aufrechterhalten blieb. Vier Untertanen aus Langenau, namentlich Jerg und Hans Meyer, Thoma Weinmeyer und Hans Hauff, die sich im Februar 1641 mit ihren Familien und Vieh bei einem Bürger namens Ch. Schappeler einquartiert und diesem jährlich 22 Gulden gezahlt haben, fanden sich fünf Jahre danach, im Oktober 1646, wiederum alle zusammen bei demselben Schappeler ein.

Dabei bleibt ein Sachverhalt weitgehend im Dunkeln: Wie haben sich die Flüchtlinge in der Stadt einen bestimmten Quartiergeber ausgesucht? Oder umgekehrt, welche Flüchtlinge haben die Bürger gern bei sich aufgenommen? War schon vor dem Krieg eine gewisse Beziehung zwischen ihnen vorhanden, etwa verwandtschaftlicher oder geschäftlicher Art? Bot die Obrigkeit etwa einen Vermittlungsservice bei der Quartiersuche und war das Quartieramt auch dafür zuständig? Hierfür gibt es kaum Anhaltspunkte. Nur in wenigen Fällen können wir ausnahmsweise Hintergründe annehmen. So war die grundherrschaftliche Beziehung ausschlaggebend bei 18 Personen aus Unter- und Oberbalzheim, die im Oktober 1646 mit acht Pferden und neun Stück Vieh im Anwesen der Ehinger, also ihren Grundherrn, Aufnahme gefunden haben. Das ist auch der Fall bei fünf Personen und 12 Pferden aus Asselfingen, welche im Februar 1641 in der Sammlung untergekommen sind – die war nämlich die größte Grundherrin in Asselfingen. M. Georg Nuber, Pfarrer zu Bermaringen scheint gleichfalls mit Absicht die Flüchtlinge von seinem Pfarrdorf, also seine Pfarrkinder, in seinem am 14. Mai 1634 in der heutigen Hahnengasse erworbenen Haus<sup>47</sup> beherbergt zu haben. In diesem Fall war wohl die seelsorgerische Beziehung auf dem Lande entscheidend.

Abgesehen von Herbergen und Wirtshäusern, Klosterhöfen oder patrizischen Anwesen, ist es nun kaum möglich, genauer festzustellen, in welchen Häusern die Flüchtlinge tatsächlich einquartiert waren. Denn es gibt im Allgemeinen sehr wenige Informationen über Wohnort sowie Hausbesitz jener Stadtbewohner, die als Quartiergeber in den Anmeldungs- und Visitationslisten namentlich angeführt sind. Eine innerstädtische Topographie der Flüchtlinge zu erstellen, wäre also eine interessante, aber äußerst arbeitsaufwendige Aufgabe. Das beigefügte Schaubild (siehe unten), dem die Angaben in der Visitationsliste vom April 1638 sowie Auskünfte aus den reichsstädtischen Kaufbüchern über Be-

<sup>45</sup> Ob dieser Betrag üblich war, sei dahingestellt. Zum Vergleich zahlten unterstützungsbedürftige Weber in Augsburg durchschnittlich 4,5 Kreuzer Hauszins pro erwachsenes Haushaltsmitglied. Bernd Roock: "Arme" in Augsburg zu Beginn des 30jährigen Krieges. Untersuchungen zu Wohn- und Vermögensverhältnissen der städtischen "Unterschicht" und zur Sozialtopographie der Reichsstadt anhand einer Getreideverteilungsliste aus dem Jahr 1622. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 46 (1983) S. 515-558. Hier: S. 533-536.

<sup>46</sup> Es gibt keine einschlägigen Arbeiten über die Wohnverhältnisse in Ulm. Siehe auch unten Anm. 50.

<sup>47</sup> StadtA Ulm, H Schwaiger, Heft 1-3. Hier Nr. 391.

sitzerwechsel von Gebäuden zugrunde liegen, zeigt lediglich stichprobenartig die Namen der Quartiergeber und die Zahl der von ihnen aufgenommen Flüchtlinge und Tiere im nörd- und nordöstlichen Teil der heutigen Hahnengasse. Daran sieht man schon, dass damals im kurzen Straßenzug mindestens 120 Flüchtlinge und 40 Stück Pferde und Großvieh beieinander einquartiert waren. Bedenkt man die Tatsache, dass es sich hierbei um einen mehrheitlich von Handwerkern bewohnten Bezirk mit relativ bescheidenen Gebäuden handelte, muss der verfügbare Raum für einzelne Flüchtlinge äußerst eng gewesen sein.

Wie sah es dann in den so gemieteten "Gemächern" oder "Stuben" aus, wenn in einem Haus zusätzlich bis zu 35 Menschen lebten? Das verraten weder städtische Quellen noch das 'Zeytregister' von Hans Heberle. Ein hessischer Bauer namens Caspar Preis beschreibt dafür in seiner Chronik den Zustand in einer städtischen Notunterkunft folgendermaßen: *So war mein Weib und Gesind und Vieh, was ich noch hatte, uff der Omeneburg [Amöneburg, S. D.] in einem Haus, das war so voll Leuth, wan ich einmal hinkam, so kunt einer sich nicht regen noch wegen, darumb bleibe ich mehrentheils in dem Dorf [...]*<sup>48</sup>. Zwar ist Amöneburg ein unvergleichbar kleiner Ort, aber wir dürfen uns wohl auch für Ulm ähnliche Verhältnisse in manchem Haus vorstellen.

Für die Stadtbewohner andererseits stellte die Bereitstellung der Unterkunft eine willkommene Einnahmequelle in Notzeiten dar. Mangels hierzu notwendiger Quellen wie Steuerbücher wissen wir wiederum kaum von Einkommens- und Vermögensverhältnissen der reichsstädtischen Einwohnerschaft zur Zeit des großen Krieges. Solch ein zusätzliches Einkommen wie Hauszins muss etwa für Witwen und Frauen, die sich häufig unter den aufgelisteten Quartiergebern finden<sup>49</sup>, auf alle Fälle nicht unbedeutend gewesen sein. Aber es gab auch Bürger, die daraus gute Gewinne erzielten. Ein offenbar wohlhabender Färber namens Heinrich Hebich beherbergte z. B. im Februar 1641 23 Personen sowie 18 Stück Pferde und Vieh und verlangte von ihnen insgesamt 85 Gulden jährlich. In Anbetracht der oben dargestellten Wohnverhältnisse ist es nicht verwunderlich, dass von den Flüchtlingen Beschwerden über die allzu teure Mietforderung erhoben wurden<sup>50</sup>.

Die Stadtobrigkeit fürchtete zudem einen neuen Ausbruch der Seuchen in den mit Menschen und Tieren überfüllten Häusern. Wie ich bereits oben zitiert habe, sollte das Quartieramt auch dafür sorgen, dass nicht zu viele Menschen auf einmal in einem Raum weilten. Drastische Maßnahmen aber konnte der Rat dagegen anscheinend nicht ergreifen. Nachdem eine amtliche Vorladung einiger Bürger wegen der überbeuerten Miete im März 1641 nichts gebracht hatte, appellierte der Rat in einem Vorhalt vom 8. März 1643 erneut an die Bürger-

<sup>48</sup> Wilhelm A. Eckhardt/Helmut Klingelböfer (Hg.): *Bauernleben im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Die Stausebacher Chronik des Caspar Preis 1636-1667* (Beiträge zur hessischen Geschichte 13). Marburg/Lahn 1998. S. 44f.

<sup>49</sup> Unter der städtischen Bevölkerung gab es auffällig zahlreiche allein stehende Frauen und Witwen. Hierzu vgl. *Roeck* (wie Anm. 45) S. 525, 532. Dass das auch in Ulm der Fall gewesen sein dürfte, kann man Listen der "Gehäusteten" aus dem Jahr 1620 entnehmen. Vgl. StadtA Ulm, A [158a].

<sup>50</sup> Zum Vergleich zahlte ein Bürger von Isny, der in Ulm den "Beisitz" innehatte, vom Januar bis Juni 1633 20 Gulden Hanszins für eine Wohnung auf dem Marktplatz, die über eine Stube, drei Kammern, ein Gewölbe und einen Keller verfügte. Karl Pfeilsticker (Hg.): *Tagebuch des Hans Conrad Lang, Bürgers von Isny und Beisitzer von Biberach, Ulm und Memmingen, weiland Kriegskommissär in kaiserlichen, schwedischen und spanischen Diensten aus den Jahren 1601-1659*. Isny 1930. S. 27.

schaft, dass *sich niemand hinfüro in dergleichen nothstand vnd vnglückhfällen einigen vbermaß gewinnsucht vnd vorthheilhaftigkeit lasse gelusten, sondern der Christlichen liebe vnd erbarmung dermassen befließen, daß die flucht den armen leuthen zu trost vnd nicht zu mehrerem verderb vnd schaden geraiche*<sup>51</sup>[...]. Mit diesem eher moralisch klingenden Aufruf scheint sich der Rat diesmal zufrieden gegeben zu haben. Offenbar musste er auch auf das Interesse der Stadtbewohner Rücksicht nehmen, die in Kriegszeiten vielfach von den Flüchtlingen profitierten. Seine Empfindlichkeit in dieser Problematik offenbart auch eine Anmerkung im Ratsprotokoll, dass der Rat den Wortlaut des Vorhalts ganze 19 Mal korrigieren und gleich nach der Vorlesung alle Exemplare zurückfordern ließ<sup>52</sup>. Der Färber Heinrich Hebich, der sich im März 1641 wegen der Miete vor den "Einungern" (einer Art städtischer Polizeibehörde) hatte rechtfertigen müssen<sup>53</sup>, konnte im Oktober 1646 immer noch 16 Personen beherbergen.

Abschließend soll noch auf ein weiteres Phänomen eingegangen werden, und zwar auf das des gesellschaftlichen Zusammenhaltes unter den Flüchtlingen. Die Forschung zum Dreißigjährigen Krieg weist jüngst darauf hin, dass sich entgegen populären Annahmen über einen Zerfall aller sozialen Bindungen im zerstörerischen Krieg kleine Einheiten um Verwandtschaft und Nachbarschaft bewährt haben<sup>54</sup>. Das gilt anscheinend auch für die Ulmer Verhältnisse. Ich habe bereits oben in einigen Fällen darauf aufmerksam gemacht, dass mehrere Flüchtlinge aus demselben Ort zusammen im gleichen Haus Quartier bezogen. Das war im Allgemeinen üblich. Auch der Chronist Hans Heberle teilte im Jahre 1639 sein Quartier bei einer Bürgerin namens Catharina Schäferin mit seinen beiden Verwandten aus Neenstetten: Jerg Heberle und Jerg Heberle dem Jüngeren. Die Stabilität der dörflichen Zusammengehörigkeit erkennen wir aber auch an den im Taufbuch eingetragenen Paten für die Flüchtlingskinder. Die Flüchtlinge trugen einander ihren Dorfgenossen die Patenschaft an. Als Paten wurden regelmäßig dieselben Personen ausgesucht, die schon zuvor im Dorf diese Aufgabe übernommen hatten. Dem gleichnamigen Sohn des Hans Heberle, der am 11. Oktober 1646 im Ulmer Münster getauft worden ist, stand die Pfarrerrfrau Maria Bachmayer Patin, die bereits öfter für die Kinder von Hans Heberle die Patenschaft übernommen hatte<sup>55</sup>. Eine kurze Notiz im Taufregister für Langenau gibt uns ebenfalls interessanten Einblick ins Leben der Flüchtlinge in Ulm. Demnach wurde der Langenauer Pfarrer M. Johann Müller von einer in Langenau ansässigen Hebamme, Elisabeth Stammlerin, informiert, dass diese im Jahre 1647 während der Flucht in Ulm 29 Kinder *von gebörenden Weibern empfangen und anschließend zur Taufe zum Münster gebracht habe*<sup>56</sup>. Die Namen der Neugeborenen seien deshalb nicht im Langenauer Register, sondern

<sup>51</sup> StadtA Ulm, A 3682, Nr. 63.

<sup>52</sup> Vgl. *ebda.*, A 3530, RPr 93 (1643) fol. 127v-128r.

<sup>53</sup> Vgl. *ebda.*, A 1527, Nr. 65 und Nr. 68.

<sup>54</sup> Vgl. Johannes *Burkhardt*: 'Ist noch ein Ort, dahin der Krieg nicht kommen sey?' Katastrophenerfahrung und Kriegsstrategien [! recta: Überlebensstrategien] auf dem deutschen Kriegssplatz. In: Horst *Lademacher*/Simon *Groenveld* (Hg.): Krieg und Kultur. Die Rezeption von Krieg und Frieden in der Niederländischen Republik und im Deutschen Reich 1568-1648. Münster u.a. 1998. S. 3-19. Hier: S. 14.

<sup>55</sup> Ein weiterer Pate des kleinen Hans Heberle war im Übrigen Matthias Rau, bei dem die Heberles im Oktober 1646 mit vier Personen und zwei Pferden einquartiert waren, also sein Quartiergeber. Vgl. *Zillhardt* (wie Anm. 7) S. 211.

<sup>56</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart, KB 1196: Taufregister (Langenau) Bd. 2. Eintrag für das Jahr 1647.

im Ulmer Taufbuch zu finden. Diese hochschwangeren Frauen aus Langenau wussten also selbst in der Großstadt Ulm sehr genau, an wen sie sich bei der Entbindung wenden sollten, nämlich an die Hebamme aus ihrer Heimat Langenau. Und die Stammlerin kümmerte sich auch in der Fremde wie selbstverständlich um das Wohl ihrer Dorfgenossinnen.

#### 4 Flüchtlinge als Störfaktor?

“Für die Menschen im Heiligen Römischen Reich und im alten deutschen Sprachraum war die Zeiterfahrung des Krieges regional sehr unterschiedlich – aber fast alle nahmen sie daran Anteil, als unmittelbar Betroffene oder als Zuschauer, als Täter oder als Opfer, als Mitleidende oder als Profiteure”<sup>57</sup>, weist Anton Schindling in seiner programmatischen Überlegung über den Dreißigjährigen Krieg hin. In Ulm hatte jeder Stadtbewohner während des langen Krieges immer wieder die einströmenden Flüchtlinge vor Augen. Das Phänomen der Flucht war zweifellos nicht nur für die Flüchtlinge selber, sondern auch für die städtische Einwohnerschaft ein unübersehbarer Bestandteil des großen Krieges. So ist es nicht verwunderlich, dass beinahe alle verfügbaren Ulmer Chroniken aus dem Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges die Schilderung der Flucht enthalten, manchmal mit penibel genauen Angaben, wann und wie das baurvolckh ein- und ausgezogen ist<sup>58</sup>.

Der Ulmer Chronist Joseph Furttentbach war auch keine Ausnahme. Er war dabei wahrscheinlich der einzige Autor, der sich in seiner Chronik sehr deutlich gegen die Flüchtlinge äußert. Seiner Meinung nach äßen die Flüchtlinge auf Kosten der Bürger den städtischen Vorrat an Lebensmitteln auf. Das führe zur Teuerung, an der nun die Bürgerschaft leiden müsse. Sie seien diejenigen, *welche allen unlust, seichen und kranckheiten in die statt brachten*<sup>59</sup> und somit die Pestilenz verursachten. So stellt er in Bezug auf die Flüchtlingsströme fest: *daß war vil ein grössere Pein dann der krieg selbsten*<sup>60</sup>; und er vergleicht die innerstädtische Lage sogar mit einem *innere(n) krieg* [...], *der vil Erger dann der eüssere war*<sup>61</sup>. Dabei war er sich darüber ganz im klaren, dass die Flüchtlinge größtenteils aus dem eigenen reichsstädtischen Territorium stammten. Nicht ohne Grund schreibt er im Juni 1635 deshalb: [...] *zu winschen were es, daß dise Statt einige Herrschafft nit hette*<sup>62</sup>. Ursächlich für seine Beurteilung mögen das traditionell schlechte Image der Bauern und die Abneigung der Stadtbewohner gegenüber der Landbevölkerung sein. Der Eindruck der massiven Flüchtlingsströme während des Krieges scheint für Furttentbach so einschneidend, dass er von seiner Überzeugung nicht mehr abkam, dass die bäuerliche Bevölkerung von der Stadt räumlich fern bleiben solle. Er fasste diese Gedanken in einer nach dem Kriegsende publizierten Schrift über den Stadtbau in mahnende Worte<sup>63</sup>. Ein

<sup>57</sup> Schindling (wie Anm. 2) S. 188.

<sup>58</sup> Z.B. StadtA Ulm, G 1/1659 (Praefatio Historicae) passim.

<sup>59</sup> StadtA Ulm, H Furttentbach, Nr. 1, S. 301.

<sup>60</sup> *Ebda.*, S. 304.

<sup>61</sup> *Ebda.*, S. 305.

<sup>62</sup> *Ebda.*, S. 287.

<sup>63</sup> Joseph Furttentbach [d. J.]: *Gewerb-Stattgebäw*. [...] *Wie ein / auff ebnem Plan ligende new Inventirte Gewerb- oder HandelStatt mit 18. Regular Wercken / durch der Wahlschlager Hand / von gutter Erden auffzuführen* [...]. Augsburg 1650. Hier: S. 9-12.

Hauptkapitel betitelt er folgendermaßen: Wohlmainende Erinnerung / *daß gar zu vil Dorffschafften / bey einer Burgerlichen Statt / nit allweg nutzlich seyen.* Hochschädlich sei es, spielt Furtttenbach auf die Territorialpolitik Ulms an, dass eine Stadt sich darum bemühe, das Landgebiet zu erwerben. In Kriegszeiten fliehe die Bauernschaft mit allerlei Unwesen und Unordnung in die Stadt, *so kompt der Burgers Mann vmb sein Vermögen / stirbt bißweilen durch dergleichen angesteckte Seuchen wol gar dahin / also bleiben gemeinglich die Bauren noch vbrig* innerhalb der Stadtmauern.

Dass die wirklichen Verhältnisse in der Stadt viel komplizierter und facettenreicher waren als Furtttenbach beobachtet, haben wir bereits festgestellt. Die Reichsstadt Ulm blieb trotz aller Schwierigkeiten<sup>64</sup> eine Schutz versprechende Zufluchtsstätte für die Flüchtlinge. Daran änderte sich in den nächsten anderthalb Jahrhunderten kaum etwas. Das erkennen wir heute mitten im Zeitalter, in dem Kriege und Flüchtlinge ganz andere Dimensionen annehmen als in der Frühen Neuzeit, immer noch an den schönen Stadtmauern an der Donau.

---

<sup>64</sup> So stand Ulm immer wieder im Mittelpunkt der Kriegsgeschehen. Vgl. Ingrun *Klaiber*: Die Schlacht von Elchingen 1805. Gewalt, Not und Elend in den Bürgerhäusern. Das sind die Schrecknisse des Krieges. In: UO 55 (2007) S. 269-287.

# Ein Konversationspiel

Das 'Grosse Königs=Spiel' Christoph Weickhmanns

---

*Hans Holländer*

Christoph Weickhmann (1617-1681), der Ulmer Patrizier und Handelsherr, hatte hohe städtische Ämter inne und war ein ebenso reicher und angesehener wie vielbeschäftigter Mann. Er war in Künsten und Wissenschaften als gebildeter Dilettant, als sachkundiger Liebhaber tätig<sup>1</sup>. Zu seinen Freunden zählte der Architekt Josef Furtttenbach (1591-1667), der in seiner 'Architectura recreationis' (1640)<sup>2</sup> eben diejenigen Gehäuse entworfen hatte, in die einige der Weickhmannschen Tätigkeitsfelder recht gut gepasst hätten. Weickhmann hat nicht nur eine berühmte Kunst- und Naturaliensammlung zusammengebracht und 1659 in einem umfangreichen Katalog dokumentiert. Er hat auch ein neues, großes Strategiespiel entworfen, das er 1664 unter dem Titel 'Neu=erfundenes Grosses Königs=Spiel' (Abb. 1) publizierte<sup>3</sup>. Außerdem besaß er einen Garten mit exotischen Gewächsen und über fünfhundert verschiedenen Tulpenarten. Zweihundert dieser Tulpen wurden von Jonas Arnold (um 1609-1669), einem Künstler, den Weickhmann auch bei anderen Gelegenheiten mit Arbeiten beauftragte, und der auch das Titelbild zum 'Königs=Spiel' entworfen hatte, auf Pergament porträtiert. Auch mit der Herstellung von Fernrohren beschäftigte sich Weickhmann. Mit einem dieser eigenhändig gefertigten Instrumente soll 1665 ein neuer Komet entdeckt worden sein. Als Musikfreund tat er sich hervor durch die Veranstaltung öffentlicher Konzerte<sup>4</sup>. Es ist unter diesen Umständen nicht verwunderlich, dass er nicht nur ein erklärter Freund des Schachspiels

---

<sup>1</sup> Nachrichten über Weickhmann erfährt man aus den Beiträgen von Otto *Häcker*: Ein Besuch bei Christoph Weickhmann und seiner Familie. In: UBC 3 (1891-1914 und 1931/1932). Ulm 1933. S. 302-351.

<sup>2</sup> Vgl. Josef *Furtttenbach*: Architectura Recreationis. Das ist: Von Allerhand Nutzlich und Erfrewlichen Civilischen Gebäwen [...]. Augsburg 1640. Faksimile, hg. und mit einem Nachwort versehen von Dr.-Ing. Detlef Karg. Berlin 1988. Furtttenbach schrieb darüber hinaus eine Architectura Militaris, die sich – für Weickhmann besonders interessant – mit Festungsbau ausführlich befasst, und eine Architectura Navalis.

<sup>3</sup> Vgl. Christoph *Weickhmann*: New=erfundenes Grosses Königs=Spiel [...]. Mit angehencktem und darauß gezogenen Staats= und Kriegs=Rath [...]. Ulm 1664; im Folgenden zitiert als W1 für das 'Erste Buch' und W2 für das 'Ander Buch'.

<sup>4</sup> Alle Informationen bei *Häcker* (wie Anm. 1) S. 304.



New-erfundenes Grosses  
**Königs-Spiel:**


Welches sich zwar mit dem Sinnreichen und je-  
derzeit hoch-berühmten Schach-Spiel in etwas vergleicht/  
jedoch aber von demselbigen hierinnen mercklichen unterschieden wird / daß  
dasselbige nicht nur allein selbst Vier/ wie das gewöhnliche Schach-Spiel/ Son-  
dern auch selbst Drey/ Vierdt/ Sechst/ und selbst Acht/ so wol ein jeder vor sich  
selbsten / als auch Partheyen weiß/ kan gespielt  
werden.

Mit angehendtem und darauf gezogenem  
**Staats- und Kriegs-Rath/**

In welchem in die LX. auß diesem Spiel genommene  
Observationes, und darauf sich fügende Applicationes Politicæ & Milita-  
res, so in dem Regimenten, und Kriegswesen vorzukommen pflegen/ auß den vornemb-  
sten und berühmtesten Auctoribus zusammen gelesen/ durch dieses Neue Spiel also applicirt/ mit  
schönen und anmuthigen Exemplis und Moralibus illustrirt / und vermittelst dieser gar kurzen und leichten  
Lehr-Art/ solcher massen vorgeschlet werden/ daß Ihme dieselbige ein Jeder / sonderlich aber junge Herren und  
Scand- Personen / ohne beschwerliche Lektür vieler Bücher/ allein Spielweise/ (wie auß der  
Vorrede mit mehrerem zu erschen ist) beandt/ und zu Nut  
machen können.

Mit 8. unterschiedlichen in Kupfer gestochenen Tabellen / vermittelst  
deren dieses Grosse Königs-Spiel gar leichtlichen/ und ohne sonderbare Müh/  
begriffen und erlernt werden kan/ gezieret / Und auß vielfältiges Zusprechen vie-  
ler vornembter Personen/ in den Truct gegeben/

Durch  
Christoph Weickmann.



M. DC. LXIV.

U L III /  
Bey Baltasar Kühnen / bestellten Buchdruckern und  
Händlern daselbsten.

Abb. 1 - Weickmann: 'New=erfundenes Grosses Königs=Spiel', 1664: Titelblatt (StadtB Ulm).

war, sondern auch versucht hat, es zu einem noch komplizierteren Spiel weiterzuentwickeln, das überdies hohe Ansprüche an den Bildungshorizont und die historische Neugierde der Spieler stellte.

Sein Werk besteht aus zwei Büchern. Das erste beschreibt das Spiel, seine Spielfelder, die Figuren und die Regeln. Das zweite, viel umfangreichere, 225 Seiten umfassende Buch ist zwar mit dem Spiel gelegentlich verknüpft und auf lockere Weise auch auf Spielsituationen bezogen, aber auch ganz unabhängig davon als historisch untermauerte Kriegs- und Staatslehre konzipiert. Das von Arnold entworfene Frontispiz (Abb. 2) wurde von Matthias Küsel in Kupfer gestochen<sup>5</sup>. Das Blatt ist eine überaus aufwändige, ja phantastische Allegorie des Kampfes der Tugenden gegen die Laster, figurenreich und dennoch klar gegliedert, denn im Zentrum steht ein Tisch mit einem Spielbrett des Grossen Königspiels, und zwar das für vier Personen bestimmte. Darüber, auf erhöhtem Podest, thront mit Zepter und Reichsapfel der Kaiser, es dürfte Leopold I. (1640-1705, 1658 zum Kaiser gewählt) sein. Die um das Brett gruppierten und über die Spielstellung diskutierenden Würdenträger sind die sieben Kurfürsten. Vier von ihnen zeigen mit Stäben auf das Brett, jeder wohl auf das ihm zugehörige 'Quartier', also das Territorium des von ihm geführten Heeres. Auf den Schriftbändern finden sich die Eigenschaften, durch die Herrschende sich auszeichnen sollen: durch Prudentia (Wissen), Pietas (Frömmigkeit), Magnanimitas (Großmut), Alacritas (Eifer), Constantia (Beständigkeit), Consilia (Ratschläge), Leges (Gesetzestreue). Darüber stehen Vigilantia (Wachsamkeit), Fidelitas (Treue) und Tolerantia (Duldung); dem Kaiser selbst sind Justitia (Gerechtigkeit) und Clementia (Milde) zugeordnet. Ihre Namen sind daher auch in bevorzugter Position über dem Haupt des Kaisers an seinem Baldachin zu lesen. Von den Tugenden handelt auch der ganze erste Teil des 'Ander Buch', und darauf beziehen sich die Darstellungen der durch Tracht und Attribute kenntlichen Gestalten des Titelbildes vor allem, obgleich das Spielbrett mit seinen Figuren in seinem Zentrum steht. Die Laster indessen sind namenlose Unholde, die in menschlicher und tierischer Gestalt auf dem Boden kriechen und unter der lang herabhängenden Tischdecke angekettet sind. Im Vordergrund bekämpfen Fortitudo (Kampfkraft) und Dexteritas (Geschicklichkeit) in der Gestalt von Kriegern einen Löwen und einen Drachen. Das vielfigurige Titelblatt ist trotz der gedrängten Fülle der Motive, die geschickt variiert werden, durch seine Symmetrie und eine quasi geometrische Verkettung der Figuren übersichtlich und in seinem systematischen Zusammenhang ablesbar.

## 1 Das erste Buch

Als erweitertes Schachspiel gehört Weickhmanns 'Grosses Königs=Spiel' zu der großen Zahl von Schachvarianten, in denen die Anzahl der Figuren erweitert und ihre Zugweise oder auch die Größe und Gestalt der Spielfelder verändert wurden.

<sup>5</sup> Vgl. dazu Marion *Faber*: Das Schachspiel in der europäischen Malerei und Graphik (1500-1700). Wiesbaden 1988. S. 98-100.- Philipp von *Hilgers*: Vom Einbruch des Spiels in die Epoche der Vernunft. In: Horst *Bredenkamp*/Pablo *Schneider* (Hg.): Visuelle Argumentationen. Die Mysterien der Repräsentation und die Berechenbarkeit der Welt. München 2006. S. 214-220.



Abb. 2 - Weickmann: 'New=erfundenes Grosse Königs=Spiel', 1664: Frontispiz; Entwurf von Jonas Arnold, gestochen von Matthias Küsel (StadtB Ulm).

Unter diesen Varianten ist seine Erfindung allerdings insofern ein Sonderfall, als er die Erweiterung bis an die Grenze der Spielbarkeit weitergetrieben hat, weil er vor allem die möglichst realitätsnahe Abbildung kriegerischer Ereignisse im Sinn hatte und daher auch die Spielregel als Annäherung an strategische und taktische Situationen verstanden hat. In seiner Einleitung beschreibt er, wie ihm die Idee nach langer Beschäftigung mit dem Schachspiel im Traum gekommen sei. Schon von Jugend auf habe er sich an dem sehr *anmuthigen und nützlichen*<sup>6</sup> Schachspiel erfreut und mit guten und vortrefflichen Schachspielern *exerciert*. Schließlich sei ihm der Gedanke gekommen, es nicht nur zu vermehren, sondern ihm auch eine ganz andere Form zu geben, so dass nicht nur zwei, sondern mehrere Personen miteinander spielen könnten. Als er eine zeitlang Gelegenheit gehabt habe, mit dem Grafen Dohna, einem *exquisiten* und erfahrenen, ja unvergleichlichen Schachspieler, sich *vielfältig zu üben*, habe ihn der Gedanke an die tags zuvor gespielten Partien bis in den Schlaf verfolgt. Sehr schön beschreibt Weickhmann, wie die Taggedanken im Schlaf, *da die Seele von allen eusserlichen Objectis entfreyet, und unverhindert ist, gar subtil und wunderlich vorzukommen pflegen*.

In diesem Zwischenzustand präsentierte sich ihm das Schachspiel *gar artig und wunderlich in dem Traum* und zwar in einer verwandelten Gestalt, die *lieblich* und anmuthig anzuschauen war. Jetzt nämlich bestand es aus lauter geraden und schrägen Linien, auf denen *vierzehnerley Arten der Stein*, also vierzehn verschiedene Figurentypen unterwegs waren – im Ganzen also 240 Steine – und es konnten acht Personen zugleich spielen. Über dieses neue und komplizierte Spiel habe er sodann nachgedacht und die Linien *zu Papier gebracht*. Ob sich seine Erfindung so abgespielt hat oder vielleicht auch anders, sei dahingestellt. Sehr auffällig folgt seine Beschreibung einem bekannten Modell der künstlerischen Inspiration. Sein neues Spiel stammt deutlich vom Schachspiel ab, ist aber doch etwas anderes, und das nicht nur, weil sich die Figuren auf Linien anstatt auf Feldern bewegen. Das wäre im Prinzip noch nichts Besonderes, weil es im Grunde gleichgültig ist, ob die Bewegung von Schnittpunkt zu Schnittpunkt von Linien oder von Mittelpunkt zu Mittelpunkt von Quadraten geht. So ist das chinesische Schach nicht wegen seines linearen Rasters, wohl aber durch andere Merkmale vom arabisch-europäischen Schach unterschieden<sup>7</sup>. Der Unterschied des Weickhmannschen Spiels zum Schach liegt vor allem darin, dass es ausdrücklich ein Kriegsspiel ist. Zwar wurde das Schachspiel seit seinen Anfängen auch als Kampf- und Kriegsspiel betrachtet, und die Figuren sind nicht selten bis heute als Krieger abgebildet worden, aber seine antagonistische Struktur begünstigte alle Deutungen, die sich auf den Konflikt gegensätzlicher Kräfte beziehen, nicht nur die kriegerische, die sich ihrerseits in metaphorischer Funktion auf jeden anderen Konflikt und seine Abbildung beziehen kann.

<sup>6</sup> W1 S. 5 (dort auch die folgenden Zitate).

<sup>7</sup> Kenntnisse der chinesischen Schachvariante waren im 17. Jahrhundert in Europa vorhanden; vgl. Gustavus Selenus (d. i. Herzog August II. von Braunschweig-Lüneburg): Das Schach=oder König=Spiel [...]. Leipzig 1616 (ND Zürich 1978). S. 36-38: *Von den Americanern, kommen wir zu den Chinesern, welche in dem eussersten Asiâ wohnen. Bey diesen wird das Schach=Spiel und sonsten noch ein kunstreich Stein=Spiel von zwoyhundert Steinen gefunden*. Nicht ganz eindeutig äußert er (bzw. seine lateinische Quelle) sich über das Raster, das dort mit *cellula vel statio* (übersetzt von Selenus: *felder oder linien*) bezeichnet wird.

Man spielte auf dem Schachbrett, um Marcus Hieronymus Vida zu zitieren, *ein Bild des Krieges. Ludimus effigiem belli*<sup>8</sup>: so beginnt der gelehrte Humanist sein berühmtes Schachepos 'Scacchia Ludus', das 1527 in Rom erschien und in den folgenden Jahrhunderten unter lateinkundigen Schachfreunden berühmt und auch in Übersetzungen weit verbreitet war. Natürlich kannte es der Verfasser des ersten deutschsprachigen Schachbuches, der Herzog August II. von Braunschweig-Lüneburg, der vermutlich Vorbild und Anregung für Weickhmann war und daher auch in dessen Widmungen genannt wird<sup>9</sup>. Auch Weickhmann wollte *ein Bild des Krieges* als Spiel entwerfen. Offensichtlich aber reichten ihm die abbildlichen Qualitäten des ohnehin mehrdeutigen Schachspiels nicht aus. Daher verstärkte er sie, näherte die Figuren den realen Verhältnissen eines für seine Zeit fortschrittlichen Heeres und den korrespondierenden staatlichen Strukturen an. Und da oft, wie etwa im Dreißigjährigen Krieg, mehr als nur zwei Heere beteiligt waren, die überdies unterschiedlichen Staaten und Interessen zugeordnet waren, vermehrte er die Anzahl der Spieler und Territorien auf bis zu acht Parteien. Die damit verbundene Zunahme an Unübersichtlichkeit suchte er sodann durch ein kompliziertes System von Regeln und Zusatzregeln abzufangen.

Mit allen diesen Merkmalen ist Weickhmans Spiel zwar immer noch ein erweitertes Schach und daher auch in der 'Encyclopedia of Chess Variants' von Pritchard an der richtigen Stelle. Doch Pritchard betont auch, dass manche es als "forerunner of kriegsspiels"<sup>10</sup> betrachteten. Zwar ist es wohl das erste ausdrücklich als Kriegsspiel erfundene Spiel, aber es hat noch nicht alle später entscheidenden Merkmale. Der wichtigste Unterschied ist die abstrakte Rasterstruktur, in der auf die für eine realistische Abbildlichkeit erforderliche Geländestruktur noch keine Rücksicht genommen wurde. Seine Erfindung blieb noch lange Zeit singular. Erst 1780 brachte Christian Ludwig Hellwig ein neues Kriegsspiel heraus<sup>11</sup>. Hellwig lehrte Mathematik und Naturwissenschaften an der Militärschule in Braunschweig. 1802 wurde er zum Hofrat und Professor am dortigen Carolinum ernannt. Seine Schrift hat den Titel 'Versuch eines aufs Schachspiel gebauten taktischen Spiels von zwey und mehreren Personen zu spielen'. Er berücksichtigt nicht nur Spielstärke, Mobilität und Effektivität der Spielfiguren – das gab es schon im Schachspiel und bei Weickhmann –, sondern auch die unterschiedlichen Geländeformen, die überdies auf dem Spielbrett variiert werden können. Hellwigs Ziel war die Simulation realer Kriegssituationen, die auch für didaktische Zwecke an seiner Militärschule verwendet werden konnten. Zu seiner Zeit und danach hat es mehrere vergleichbare

<sup>8</sup> Marcus Hieronymus *Vida*: Scacchia Ludus. Rom 1527.- Vgl. dazu Hans *Holländer*: Das Schachspiel in der Literatur der Neuzeit und der Moderne. In: Hans *Holländer*/Ulrich *Schädler* (Hg.): Scacchia Ludus (Studien zur Schachgeschichte 1). Aachen 2008. S. 333-337.

<sup>9</sup> Vgl. W1 S. a2.- *Selenus* (wie Anm. 7). Zu Herzog August vgl. *Faber* (wie Anm. 5) S. 108-120.- *Holländer* (wie Anm. 8) S. 338-343.- *Ders.*: Schach und Chiffren [erscheint demnächst].- Schon in der Formulierung des Titels gibt Weickhmann zu erkennen, in welcher Konkurrenz er sein 'Neues Königs=spiel' sah.

<sup>10</sup> D. B. *Pritchard*: The Encyclopedia of Chess Variants. Godalming/Surrey 1994. S. 133.

<sup>11</sup> Zur Zeit läuft unter der Leitung von Prof. Dr. Rolf F. *Nohr* an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig ein Forschungsprojekt zu dem Buch von Hellwig mit dem Titel: 'Strategie spielen. Vom Kriegsspiel zum Computerspiel'. In der Universitätsbibliothek Braunschweig befindet sich ein digitalisiertes Exemplar der, wie der Autor im Vorwort sagt, verbesserten Auflage Braunschweig 1803 mit dem veränderten Titel 'Das Kriegsspiel: ein Versuch die Wahrheit verschiedener Regeln der Kriegskunst in einem unterhaltenden Spiel anschaulich zu machen'.

Entwürfe gegeben. Der Baron von Reiswitz gibt in seinen ‘Nachrichten über die Kriegsspiele der Alten und Neuern’<sup>12</sup> einen ausführlichen Überblick, worin er zugleich seine eigene Erfindung historisch einordnet. Dieses von Reiswitz in den Jahren 1812-1824 ausgearbeitete Kriegsspiel ist das umfangreichste seiner Art und dazu vorgesehen, alle historischen Schlachten bis zu den Kriegen Napoleons nachzustellen und in ihrem Verlauf zu demonstrieren.

Hellwig hatte sein Spiel für eine Militärschule entworfen, Reiswitz dachte an die Ausbildung preußischer Offiziere, für die sein Kriegsspiel denn auch empfohlen wurde. Auch die meisten anderen derartigen Erfindungen dürften für militärisch-didaktische Zwecke entworfen worden sein, ebenso wie ihre zahlreichen Nachfolger im 20. Jahrhundert, vom ‘Wehrschach’ und seiner Verwandtschaft in anderen Ländern bis zu den strategischen Computersimulationen, auch wenn es sich dabei um Spielformen handelt, die unabhängig davon Interesse finden konnten, etwa so wie Zinnsoldaten mit ihren nachgestellten Scharmützeln.

Bei Weickhmann gibt es solche Spezialisierungen noch nicht. In seiner Vorrede, die der Widmung an die Fürsten folgt, wendet er sich an den *Großgünstigen, hochwerthen Leser*, und der ist ebenso wenig ein Fürst wie ein künftiger General, sondern ein gebildeter Bürger, bei dem er ungefähr dieselben Interessen, Kenntnisse und Erfahrungen voraussetzt wie bei sich selber. Sie waren es, die ihn bewogen haben, sein Kriegsspiel und die damit verbundenen Überlegungen zu publizieren. Er nennt neben *vielen Durchraisenden* auch andere *Hohe und Niedere Stands-Personen*, die das neue Spiel neben seinen *Naturalien und Kunst-Sachen* bei ihm gesehen und seine Erklärungen gehört und ihn erinnert und ermahnt hätten, *es den Liebhabern des Schachspiels zu sonderem Gefallen heraus zu geben und durch öffentlichen Druck*<sup>13</sup> bekannt zu machen. Damit ist unzweideutig der Personenkreis benannt, den Weickhmann im Sinn hatte. Sein Buch ist daher auch kein Fürstenspiegel, wie man in der Sekundärliteratur immer wieder liest<sup>14</sup>. Zwar mag seine Lektüre für Fürsten und ihren Nachwuchs empfehlenswert gewesen sein, schließlich hat er in seiner *allerunterthänigsten* Widmung an eine Auswahl von Herzögen und Grafen, bei denen er ein Interesse an seinem Werk annehmen konnte, diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen, aber seine eigentliche Zielgruppe war der gebildete Stadtbürger. Wenn in dem ‘Ander Buch’ so oft von den Fürsten und den Tugenden, die sie haben und beweisen sollten, die Rede ist, dann geschieht das aus der Perspektive des Bürgers, der gewisse Erwartungen an die Obrigkeit hat und diejenigen Kriterien kennt, nach denen sie zu beurteilen ist.

Im ersten Buch seines Werkes geht es ausschließlich um das Spiel und seine Regeln<sup>15</sup>. Er gibt detaillierte Anweisungen zur Herstellung der Spielbretter (Abb. 3), die je nach Anzahl der Spieler unterschiedliche Gestalt haben,

<sup>12</sup> Vgl. Georg Leopold von *Reiswitz*: Literärisch-kritische Nachrichten über die Kriegsspiele der Alten und Neuern. Marienwerder 1816.- Barbara und Hans *Holländer*: Schadows Schachclub. Ein Spiel der Vernunft in Berlin 1803-1850. Ausst.-Kat. Staatliche Museen zu Berlin Kunstbibliothek 2003. S. 119f.- Philipp von *Hilgers*: Eine Anleitung zur Anleitung. Das taktische Kriegsspiel von 1812-1824. <http://www.boardgamesstudies.info/pdf/issue 3, 2000>.

<sup>13</sup> W1 Vorrede S. 8.

<sup>14</sup> So zum Beispiel bei *Faber* (wie Anm. 5) S. 101.

<sup>15</sup> Zu diesem Teil von Weickmanns Werk existiert ein Exposé von Gerhard Bender vom 15. Juli 1986, auf das ich mich zum Teil beziehe.

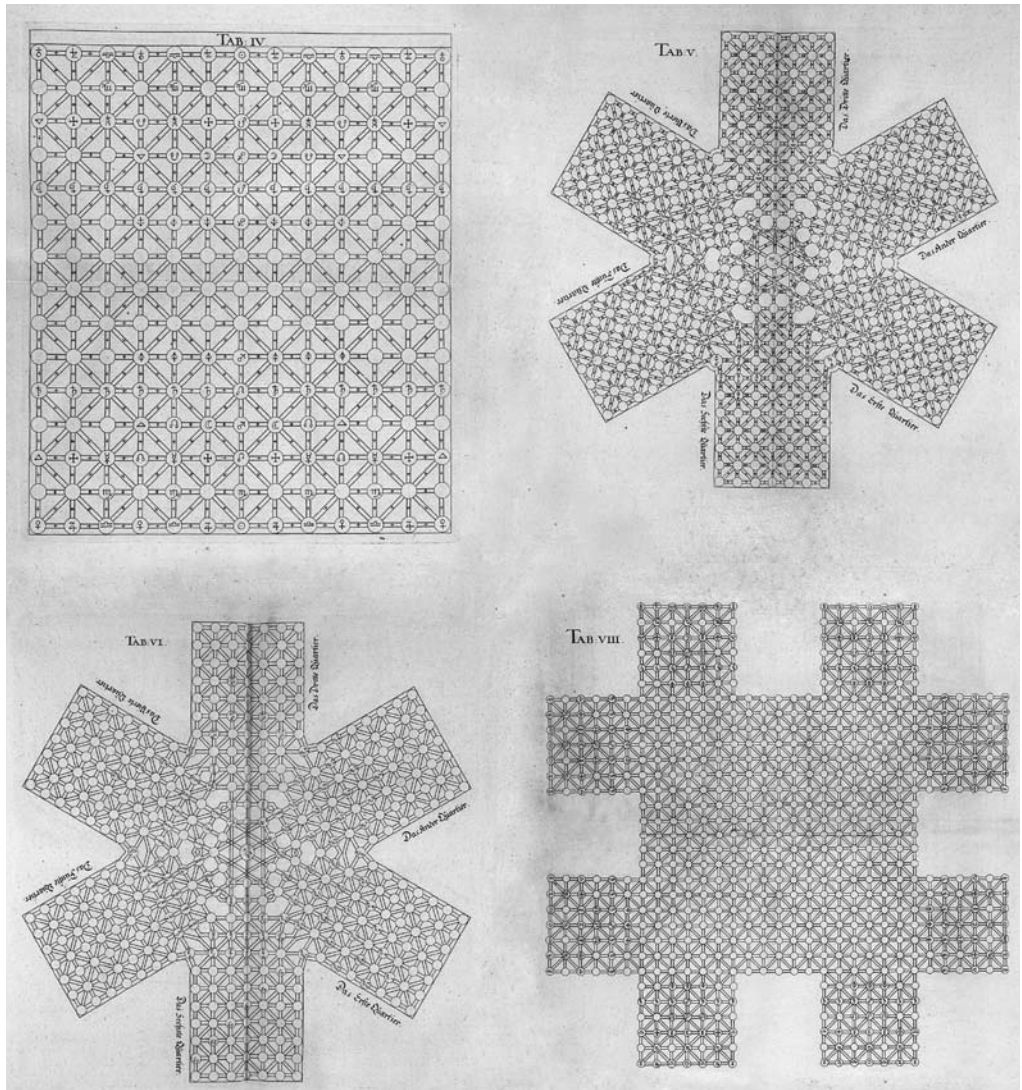


Abb. 3 - Verschiedene Spielbretter (Tabula IV, V, VI und VIII): Brett für zwei, sechs, drei und acht Spieler.

immer aber regelmäßige graphische Muster aus Geraden und Diagonalen sind<sup>16</sup>. Von den *Formen, Aemptern und Namen der Stein*<sup>17</sup> handelt das dritte Kapitel, und zwar zunächst nur von ihrer Gestalt (Abb. 4). Da es sich um 14 Ränge (König, Marschall, Kanzler, Rat, Herold, Geistlicher, Colonel, Reiterhauptmann, Ritter, Curier, Adiudant, Trabant, Leibschütz, Soldat) handelt und jede Figur in der Hierarchie einen unverwechselbaren Ort haben muss, damit

<sup>16</sup> Vgl. W1 S. 15-17. Weickmanns Buch sind Tabellen (Kupfertafeln) der Spielpläne beigegeben, deren Komplikationen – zum Beispiel beim Sechser-Brett – er selbst gesehen hat. Er wollte daher bei diesem Brett die Markierung der Linien durch die Farben Grün und Rot durch drei weitere Farben vermehren.

<sup>17</sup> W1 S. 17-19. Die zum Text gehörige Darstellung der abbildlichen und abstrakten Steine sowie ihrer Zeichen befindet sich am Ende der Dedikation.

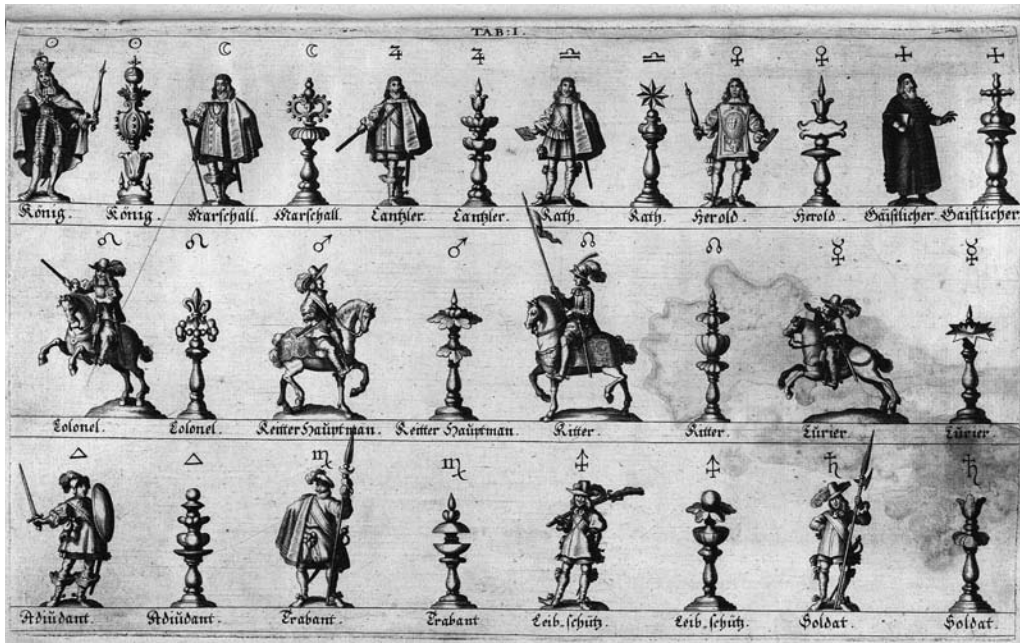


Abb. 4 - Spielfiguren aus Tab. I (StadtB Ulm).

der Spieler auch die Züge korrekt ausführen kann, hatte Weickmann gewiss schon einige Schwierigkeiten mit den Trachten und Attributen. Gegenüber dem Schachspiel mit seinen sechs verschiedenen Akteuren bedeutet das eine erhebliche Vermehrung der Bewegungsformen und auch der Komplikationen. Weickmann hat natürlich aus den Bewegungsarten des Schachspiels neue Kombinationen hergestellt und dabei auch die Linienraster ausgenutzt. Dort gibt es zum Beispiel Kreuzfelder, Sternfelder, die großen und die kleinen Quadraturen. Sie entstehen ganz unvermeidlich aus den sich kreuzenden Linien, und sie bieten die für die Zugmöglichkeiten der Figuren erforderlichen Muster. In den verschiedenen Rängen erkennt man mühelos einige Schachfiguren wieder, auch diejenigen des Kurierschachs<sup>18</sup>. Eine Dame gibt es in Weickmanns Spiel nicht. Warum er sie nicht aus dem Schachspiel übernommen hat, folgt aus seiner im zweiten Buch<sup>19</sup> erörterten Ablehnung weiblicher Herrschaft. Auf ihre Zugweise aber kann er nicht verzichten, daher zieht bei ihm der Colonel wie die Dame im Schach.

In seiner Tafel sieht man, wie er das Problem der Verwechselbarkeit gelöst hat. Hier sind die Ränge der Figuren detailliert abgebildet, daneben stehen die abstrakten Versionen sowie die Zeichen, mit denen man sie in die Spielpläne

<sup>18</sup> Interessant ist die Figur des Curiers (ein Reiter mit Posthorn auf springendem Pferd), dessen Vorbild offensichtlich aus dem Schachbuch des Selenus stammt. Vgl. zu *Selenus* (wie Anm. 9) S. 427. Möglicherweise hat Weickmann auch die *Cryptographia* des Selenus gekannt, in der diese Figur erneut vorkommt, und in der sich auch ein Sternzeichenalphabet befindet, das er für seine Figurenzeichen benutzt haben könnte. Vgl. Gustavi Seleni *Cryptomenitices et Cryptographiae Libri IX* [...]. Lüneburg 1624.

<sup>19</sup> Vgl. W2 S. 132.





Abb. 5 - Ensemble erhaltener Figuren (Ulmer Museum).

einzeichnen kann. Zu jedem Heer gehören 30 Figuren. Beim Spiel zu zweit hat jeder Spieler zwei Heere, aber nur 58 Steine (= Figuren), weil der zweite König und ein Trabant wegfallen.

Ein vollständiger Figurensatz für fünf bis acht Parteien, die farblich differenziert sind, hätte also 240 Figuren umfasst. Ihre Herstellung als Kleinplastiken in Schnitzarbeit hätte beträchtlichen Arbeitsaufwand mit sich gebracht. Wahrscheinlich hat Weickmann sich mit der abstrakten Version des Figurensatzes, von dem ein nicht unbeträchtlicher Rest erhalten geblieben ist, begnügt, denn sie ist, wie er schreibt, als Drechselarbeit leichter herzustellen<sup>20</sup>. Das Material ist in der Regel Holz, wobei er verschiedene, auch farblich unterschiedene Holzarten vorschlägt. Doch wäre auch der Metallguss in Frage gekommen. Diese Figuren könnte man sich als Zinnfiguren vorstellen. Das ganze Ensemble entspricht den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts üblichen militärischen und zivilen Trachten und Uniformen, wobei die militärischen dominieren. Bei den abstrakten, überwiegend gedrechselten Figuren erkennt man als Grundform den Baluster, der sich dann aber in knospen- und blütenartige Gebilde verwandelt, die gelegentlich an die aus dem Werk des Selenus bekannten und danach benannten Selenusfiguren<sup>21</sup> erinnern. Dem höheren Rang der Figur entspricht die Vermehrung ornamentaler Motive, etwa der traubenartigen Auswüchse, der Sterne, der Tulpen mit herausragenden Zapfen und dergleichen (Abb. 5). Sie lassen sich nicht mehr dreheln, sie müssen geschnitzt und aufmontiert werden. Eindeutig sind

<sup>20</sup> Vgl. W1 S. 18.

<sup>21</sup> Zu den Selenusfiguren siehe *Holländer*: Schach und Chiffren (wie Anm. 9).

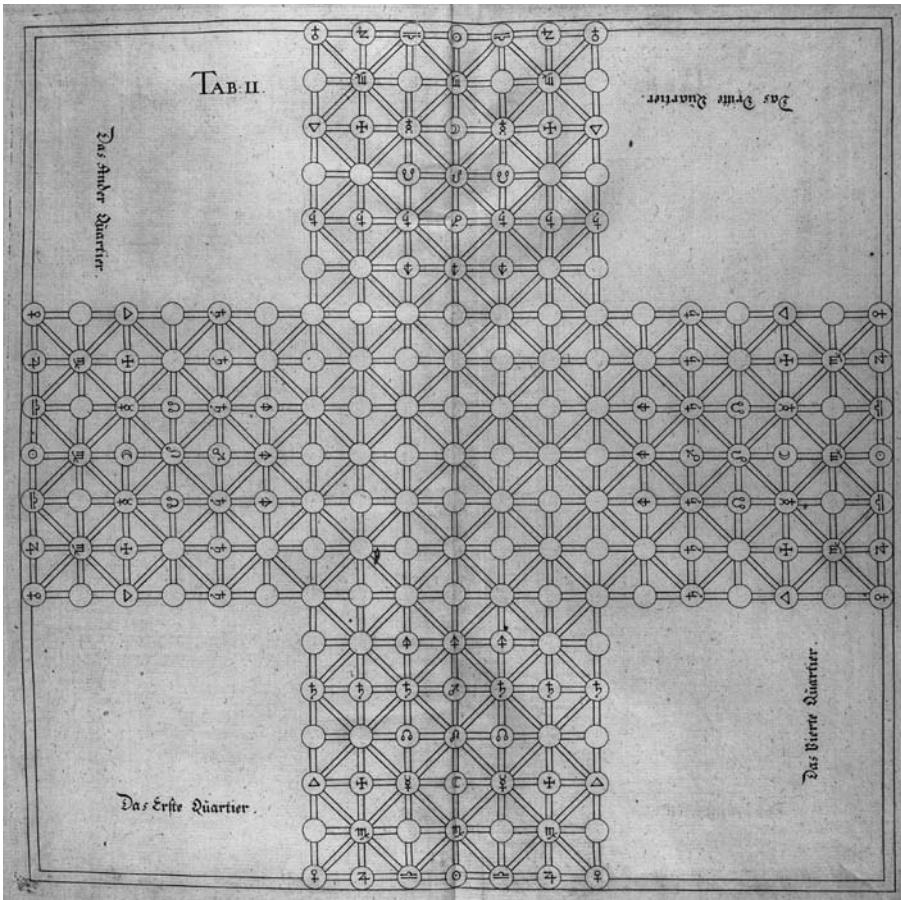


Abb. 6 - Weickhmann Tab. II: Grundaufstellung für vier Spieler (StadtB Ulm).

diese Unterscheidungen jedoch nicht, man muss sie sich einprägen. Eindeutig ist nur beim Geistlichen das bekrönende Kreuz. Die Bekleidung der abbildlichen Figur lässt übrigens darauf schließen, dass Weickhmann als Ulmer Protestant nur einen protestantischen Geistlichen in sein Spiel gelassen hat.

Die vierzehn Ränge sind in jeder Partei, die insgesamt 30 Figuren hat, folgendermaßen verteilt: Mit einem Stein sind König, Marschall, Colonel und Reiterhauptmann vertreten, Kanzler, Rat, Herold, Geistlicher, Ritter, Curier, Adjudant sind jeweils zweimal, Trabant und Leibschütz dreimal vorhanden. Es gibt außerdem sechs Soldaten. Am kreuzförmigen Vierpersonenspielfeld (Abb. 6), das auch das Titelkupfer bestimmt, wird eine Grundaufstellung demonstriert, die nur das innere Feld ganz frei lässt. Dort also nehmen die Gefechte ihren Ausgangspunkt. In sechs Reihen zu je sieben Schnittpunkten sind die Figuren in den vier Kreuzarmen aufgestellt. In der Mitte der äußersten Reihe steht der König, ihm zur Seite die beiden Räte, gefolgt von den beiden Kanzlern und je einem Herold an der Ecke. In der zweiten Reihe stehen auf dem zweiten, vierten und sechsten Schnittpunkt die drei Trabanten. Die dritte Reihe präsentiert in den Eckpositionen die

beiden Adjutanten, neben ihnen die beiden Geistlichen, dann die beiden Curiere und in der Mitte den Marschall. In der folgenden Reihe rahmen auf den drei mittleren Schnittpunkten die beiden Ritter den Colonel. In der fünften Reihe wird der Reiterhauptmann in der Mitte von jeweils drei Soldaten flankiert. In den drei Mittelschnittpunkten der sechsten Reihe stehen auf vorgeschobenem Posten die drei Leibschützen. Es ergibt sich ein einleuchtendes Muster der Verteilung, in dessen zentraler Vertikalrichtung die Hauptfiguren stehen und zur Seite und vorn durch die übrigen begleitet und geschützt werden. Das mittlere, freie Feld kann man sich als Durchgangsgebiet, in dem bereits Berührungen stattfinden, vorstellen, doch jedes Heer sucht in gegnerische Quartiere einzubrechen und dort Positionen zu gewinnen.

Für die Positionsbestimmung der Figuren in Partiediagrammen benötigt man Zeichen, die wie Schriftzeichen in das Spielfeldraster eingesetzt werden können. Weickhmann wählte bereits bekannte Symbole, nämlich die Sternzeichen der Planeten und des Tierkreises, aus denen er eine im Einzelnen nicht begründete Auswahl traf. So hat er nur fünf der zwölf Tierkreiszeichen, jedoch alle sieben Planetenzeichen verwendet. Einige Zuordnungen sind einleuchtend, so wird die Sonne dem König zugeteilt. Der Colonel, der Obrist, bekommt, auch das ist verständlich, den Löwen, der Leibschütz das Sternbild des Schützen und der Rat die Waage zugeteilt. Zwei Figuren haben kein Sternzeichen: Dem Geistlichen gehört das Kreuz, und der Adjutant bekommt ein gleichschenkliges Dreieck. Die Zeichen für Colonel und Ritter sind einander so ähnlich, dass sie für den praktischen Gebrauch kaum verwendbar sind, beide Zeichen können den Löwen meinen.

Man könnte denken, der Erfinder habe damit auf eine mögliche astronomisch-astrologische Bedeutung seines Spiels verweisen wollen, was schon deswegen nahe liegt, weil es astronomische Schachvarianten ebenso wie astronomische Schachinterpretationen längst gab<sup>22</sup>, aber er erwähnt diese Möglichkeiten in seinen Spielanweisungen nicht. Diese Zeichen, Figuren und ihre Bewegungsformen muss man sich erst einmal einprägen. Weickhmann meint, ein halbwegs geübter Schachspieler könne dies und den ganzen Apparat von Regeln in kurzer Zeit und mit geringer Mühe leicht erlernen<sup>23</sup>. Es kommt darauf an, was er unter kurzer Zeit und geringer Mühe verstand. Anscheinend war er wohl doch etwas zu optimistisch, denn sein Spiel wurde wahrscheinlich nur in seinem engeren Freundeskreis gespielt und rasch wieder vergessen. Das lag gewiss nicht an den vermehrten Zugmöglichkeiten der unübersichtlich gewordenen Figuren oder an dem gegenüber anderen Spielen komplizierten Liniennetz, sondern vor allem an den Regeln der Spielführung und Stellungsbewertung, die überdies mit Einschränkungen und zusätzlichen Geboten, Verboten und Sonderregeln, deren Geltung zudem noch vereinbart werden konnte, einen abschreckend gesetzgeberischen Eindruck machen, etwa wie ein Konvolut kommunaler Verwaltungsvorschriften oder eine Heeresdienstordnung. Das liegt zum Beispiel auch daran, dass die jeweilige Anzahl der Spieler und daher unterschiedlichen Spielbretter zusätzliche Modifikationen des Regelwerks mit sich bringen, also,

<sup>22</sup> Zu den astronomischen Schachvarianten vgl. Ulrich *Schädler*: Antike Brettspiele und frühe Schachvarianten. In: *Holländer/Schädler* (wie Anm. 8) S. 95f.

<sup>23</sup> Vgl. W1 S. 8.

wie Weickhmann schreibt, *etliche spezial- und absonderliche Regeln welche allein in dem gevierten, gesechsten und achten Spiel müssen observiert werden*<sup>24</sup>.

Nachdem man sich die Einzelheiten der Figurenanordnung eingepägt hat, ist es zunächst notwendig, das Liniennetz des Spielfeldes in seinem geometrischen Aufbau und seiner farblichen Differenzierung zu verstehen, denn bei genauer Betrachtung werden vier Binnenmuster sichtbar. Nimmt man die äußeren drei Reihen eines Kreuzarmes, so fügen sich aus neun Schnittpunkten große Quadraturen zusammen, die aus vier kleinen Quadraturen mit vier Schnittpunkten bestehen, und ein vom innersten Schnittpunkt ausgehendes achtstrahliges Sternfeld. Im Überschneidungsbereich zweier großer Quadraturen entsteht ein vierstrahliges Kreuzfeld. Diese vier Strukturen sind die Grundlage für die Zugweise der einzelnen Figuren<sup>25</sup>. Der Soldat geht nur vorwärts zum nächsten Schnittfeld; steht er in einem Sternfeld, schlägt er schräg. Betritt ein Soldat in einem fremden Quartier ein Schnittfeld, auf dem in der Grundstellung eine edlere Figur ihren Platz hat, kann er sich in diese verwandeln oder weiterziehen. Der Leibschütz zieht und schlägt ein Feld weit senkrecht und waagrecht. Der Trabant geht auf den vorhandenen Linien nach allen Seiten ein Feld weit. Der Ritter springt und schlägt von den Ecken der kleinen Quadratur aus von einem Kreuzfeld zum anderen in jeder Richtung, aber nie entlang einer Linie. Der Adjudant läuft auf allen schrägen Linien beliebig weit, schlägt aber erst auf das nächstfolgende Feld. Das heißt, er muss sich an den Gegner heranpirschen, bevor er ihn schlägt. Der Geistliche geht und schlägt senkrecht und waagrecht ein oder zwei Felder weit. Der Curier läuft und schlägt beliebig weit, ist jedoch an die Linienfarbe seiner Grundstellung gebunden und bewegt sich daher entweder auf roten oder grünen Linien analog zum Läufer im Schach. Der Rat zieht und schlägt wie der Curier auf allen Diagonalen beliebig weit, jedoch ohne Farbbindung. Der Herold läuft auf allen senkrechten und waagrechten Linien so weit er will. Er entspricht dem Turm im Schach. Der Colonel läuft auf jeder Linie so weit er will. Er vereinigt also die Zugweise von Rat und Herold und entspricht der Dame im Schach. Der Kanzler ist eine springende Figur mit drei Zugarten: 1. Doppelter Ritterzug, 2. Ritterzug doppelt und über Eck, 3. großer Sprung (entsprechend dem Rösselsprung). Er schlägt die auf den durchquerten Feldern stehenden gegnerischen Figuren. Der Marschall ist eine laufende und springende Figur. Er läuft wie der Colonel auf allen Linien beliebig weit. Seine Sprünge sind ein einfacher Rittersprung und ein großer Sprung. Der König geht, wie der Trabant in jede Richtung ein Feld weit.

Ziel des Spieles ist die Überwindung von bis zu sieben Gegnern. Da jeder Spieler gegen jeden anderen kämpft, auch gegen diejenigen, mit denen er zeitweilig eine Koalition verabredet hat, gibt es unterschiedliche Gewinnmöglichkeiten. Gewonnen hat, wer wie im Schach einen König mattsetzt, aber auch, wer mit dem eigenen König das Ausgangsfeld des gegnerischen Königs besetzt hat. Außerdem kann man Punkte für die geschlagenen Figuren sammeln. Die Punktwerte der Figuren sind festgelegt: Marschall, Kanzler und Colonel erbringen je vier Punkte, Rat, Reiterhauptmann und Herold drei Punkte, alle übrigen, bis auf die Soldaten, der nur einen Punkt bringt, sind mit zwei Punkten bewerk-

<sup>24</sup> W1 S. 37.

<sup>25</sup> Vgl. W1 S. 21-32.

tet. Die erste Überwindung eines Königs ist mehr wert als die folgenden Siege. Dazuhin sind die Bewertungen in den verschiedenen, durch die Bretter bestimmten Spielformen je nach Anzahl der Parteien unterschiedlich. Die Regeln, die aus dem Betreten eines gegnerischen Quartiers folgen, bilden wiederum ein eigenes Kapitel mit eigener Terminologie. Wer ein Quartier betritt, also eigentlich der Angreifer, ist der Beleidiger, der Verteidiger ist der Beleidigte. Jetzt gelten die Regeln des Armistitiums (Stillstand der Waffen)<sup>26</sup>. Dazu gehört die Vorschrift, dass die Quartiere der beiden einander befehdenden Parteien von keiner weiteren Partei betreten werden dürfen. Auch die beiden im Kampf befindlichen dürfen keine weiteren Quartiere angreifen. Weitere Regeln bestimmen, wann das Armistitium endet. Die Beleidiger und Beleidigten dürfen also nicht durch die Züge weiterer Spieler behindert werden. Gegen solche Züge kann Einspruch erhoben werden, der in der Rubrik 'Protest und Diskussion' geregelt wird. Die Mitspieler müssen sich dann auf einen Modus einigen, der das reibungslose Funktionieren des Spiels sichert. Wegen seiner Komplikationen gibt es natürlich allerhand Konfliktmöglichkeiten. Daher hat Weickhmann ein nicht ganz einfaches Regelwerk erfunden, dessen Regeln ihrerseits diejenigen Schwierigkeiten, die sie beseitigen sollen, durch andere Komplikationen ersetzen. Doch hat er offensichtlich auf die Friedfertigkeit und die Diskussionsbereitschaft der Spieler vertraut, die, *sie seyen gleich zu gutem oder bösem geneige*<sup>27</sup>, in der friedlichen Auseinandersetzung zur Beherrschung ihrer Affekte erzogen würden.

## 2 Das 'Ander Buch'

Das 'Ander Buch' ist, wie Weickhmann im Titel seines Werkes angibt, dem 'Königs=Spiel' *angehenckt und daraus gezogen*. Es ist jedoch, als *Staats- und Kriegs-rath*, auf weite Strecken ganz unabhängig vom Spiel konzipiert. Zwar betrachtet der Verfasser es als eine Art Spiel des Lebens, aus dem auch allgemeinere und speziellere Nutzenwendungen abgeleitet werden können, aber der Leser des 'Ander Buch' benötigt das Spiel nicht, weil seine Gedanken bei der Lektüre auf ganz andere Dinge und Überlegungen gelenkt werden. Worauf es Weickhmann besonders ankommt, sagt er nicht sofort, sondern erst in seiner *Observatio XVIII*<sup>28</sup>. Dort und in der anschließenden *Applicatio* ist vom Zweck und Nutzen des neuen Spiels die Rede. Weickhmann beschreibt es nun ausdrücklich als eine Gelegenheit zu *lieblichem und anmuthigem* Gespräch. Auch sei es von Vorteil, dass sich nicht nur zwei Personen, wie sonst üblich, gegenüber-sitzen, sondern sich bis zu acht Teilnehmer versammeln können und spielen und zugleich auch ihre recreation und Ergötzlichkeit suchen. Während und nach dem Spiel sei Gelegenheit zu Diskursen und Gesprächen, und dabei könne allerhand nützliches, heilsames und erbauliches auf die Bahn und vorgebracht werden, was man durch vieles und langes Lesen allein nicht in Erfahrung gebracht hätte. Das 'Königs=Spiel' Weickhmans ist also als ein Konversations- und Diskursspiel zu verstehen, und abgesehen vom nützlichen Zeitvertreib scheint er dies als seinen eigentlichen und wichtigsten Zweck verstanden zu haben. Das bestätigt seine

<sup>26</sup> Vgl. W1 S. 38.

<sup>27</sup> W2 S. 43.

<sup>28</sup> Vgl. W2 S. 118-133.

ausführliche Sammlung von Gesprächsgegenständen, denn um nichts anderes handelt es sich bei dem ganzen zweiten Teil seines Werkes mit seinen 60 Observationes. Sie dienen, wie bei den anderen Gesprächsbüchern und Konversationsspielen seiner Zeit auch, der Vorbereitung der Spielteilnehmer, der Information und der Anregung. Dafür hat sich eine literarische Form als zweckmäßig eingebürgert, die zwar je nach Wissensgebiet viele Modifikationen zulässt, aber doch einem vielseitig verwendbaren Schema folgt<sup>29</sup>.

So ist zum Beispiel der 'Physikalische Zeit=Vertreiber' von M. Gottfried Voigt, der 1670, also sechs Jahre nach dem Werk von Weickhmann, in Rostock erschien, ganz ähnlich aufgebaut und auch in der Art der Argumentation unmittelbar vergleichbar. Voigt schreibt in der Einleitung zum zweiten Teil: *Zu unsern Zeiten pflegen die meisten der Gelehrten nach abgelegter Ambts-Bürde ihre guten Freunde zu begrüßen und mit denselben Gespräch zu halten. Andre, welchen der Ort dergleichen Conversation versaget, erfrischen sich mit lustigen und anmuthigen Schrifften. Daher sind unterschiedliche Schau-Plätze von allerhand Lust-Sinn und Lehr-reichen Geschichten aufgeföhret: daher sind auch mancherley Zeit-Vertreiber geschrieben, und den tiefsinnigen Gemüthern zur Erquickung an das öffentliche Tageslicht gebracht worden*<sup>30</sup>. Voigt beschreibt eine zu seiner Zeit verbreitete Literaturgattung, zu der auch die 'Frauenzimmer Gesprächspiele' Harsdörffers<sup>31</sup> und Schwenters von Harsdörffer fortgesetzte 'Mathematische Lustbarkeiten' gehören<sup>32</sup>, aber auch die 'Größten Denkwürdigkeiten der Welt oder sogenannte Relationes Curiosae' von Eberhard Werner Happel<sup>33</sup>. Immer ging es um die anmuthige Präsentation interessanter Gesprächsgegenstände, um die Verbindung von delectare und docere – erfreuen und belehren – gemäß der Empfehlung des Horaz, die Belehrung mit erfreulicher Unterhaltung zu verbinden.

Weickhmanns Vorrede richtet sich an den *Großgünstigen, hochwerthen Leser*, von dem er sogleich gewisse Lateinkenntnisse erwartet, denn er beginnt seine Rede mit einem Ovid-Zitat. Man erfährt nun ausführlicher, welche Absichten er mit seiner immerhin recht umfangreichen und schwierigen Arbeit verfolgt hat und vor allem, an welche Leser er gedacht hat. Sein 'Ander Buch' nennt er auf der Titelseite auch *Staats- und Kriegs-rath*, quasi als *angehenckten* Kommentar, in welchem die *LX auß diesem Spiel genommene Observationes, und daraus sich fügende Applicationes Politicae & Militares so in dem Regiments- und Kriegswesen vorzukommen pflegen, auß den vornembsten und berühmtesten Authoribus zusammengelesen und [...]* vorgestellt werden.

<sup>29</sup> Vgl. Rosmarie Zeller: Spiel und Konversation im Barock, Untersuchungen zu Harsdörffers "Gesprächsspielen". Berlin/New York 1974.

<sup>30</sup> M. Gottfried Voigts *Physicalischer Zeit=Vertreiber*. Rostock 1670 (ND Braunschweig 1980). S. 74.

<sup>31</sup> Vgl. Georg Philipp Harsdörffer: *Frauenzimmer Gesprächspiele*. Nürnberg 1642-46. Nach dem Exemplar der Württembergischen Landesbibliothek hg. von Irmgard Böttcher. Tübingen 1969.

<sup>32</sup> Vgl. Daniel Schwenter: *Deliciae Physico-Mathematicae oder Mathematische und Philosophische Erquickstunden*. Nürnberg 1636. Vgl. auch ihre Fortsetzungen durch Georg Philipp Harsdörffer: *Delitiae Mathematicae et Physicae*. Der Mathematischen und Philosophischen Erquickstunden Zweyter Teil. Nürnberg 1651; Dritter Teil 1653.- Vgl. dazu Hans Holländer: *Spielformen des Mathesis universalis*. In: *Ders.* (Hg.): *Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion. Studien zur Bildgeschichte von Naturwissenschaften und Technik vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*. Berlin 2000. S. 325-345. Hier: S. 329-334.

<sup>33</sup> Vgl. Eberhard Werner Happel: *Größte Denkwürdigkeiten der Welt oder Sogenannte Relationes Curiosae*. Hamburg 1684 (Neuausgabe Berlin 1990).

Den Observationes geht eine Einleitung voraus, die vor allem von den Affekten handelt, von den Gemütsbewegungen, die durch das Spiel hervorgerufen und sichtbar werden. Sie sind es auch, die den Zusammenhang zwischen dem Spiel, der *conditio humana* und den welthistorischen *Exempla* darstellen, die in den folgenden Abschnitten erörtert werden. Unter Observationes sind nicht nur Beobachtungen zu verstehen, sondern vor allem Lehren, die man zu beachten hat, Probleme, über die man sich Klarheit verschaffen sollte und von deren Einschätzung richtiges und falsches Handeln abhängt. Viele der Observationes sind in Frageform formuliert oder geben zu Fragen Anlass. Die erste Observatio fragt, warum unter den drei Regierungsformen der *Status Monarchicus* oder *Königliche Regierung* zu *praeferieren* oder *vorzuziehen*<sup>34</sup> sei. Als Alternativen nennt er Oligarchie und Demokratie. Die Observatio beginnt zwar mit Warum, ist aber als Behauptung formuliert, der in der Applicatio eine Diskussion und die Begründung der These folgt. In diesem Falle ist das entscheidende Argument die Rechtfertigung des Königtums durch die Analogie zur göttlichen (Allein-) Herrschaft [...] *nach dem Exempel deß Allerhöchsten Beherrschers Himmels und der Erden. Auch gebe es in dem Menschen nur ein Hertz und in dem gestirnten Himmel nur eine Sonne*<sup>35</sup>. Den Menschen falle es überdies leichter, sich *nach eines einigen* [einzigem; H.H.] *Menschen Gemüth und Willen zu bequemen, als so vielen opinionibus und Meynungen ein sattes Genüge zu leisten*. Zur Bekräftigung folgen die Namen der Autoren, die eine ähnliche Vorstellung vom Vorrang der Monarchie hatten oder in diesem Zusammenhang zitierbar sind. Die Reihe beginnt mit Aristoteles und Plato, sodann folgen *Isocrates, Herodotus, Cicero, Seneca, Thucidides, und viel andere*. Die Applicatio liefert hier wie in allen anderen Observationes die Begründung, die *Exempla*, die Zitate und nicht selten auch eine ausführliche Diskussion der alternativen Antworten, etwa dann, wenn die Frage lautet, welche unter den mehreren Möglichkeiten die bessere sei. Zum Beispiel lautet in Observatio XXXV die Frage: *Ob in Erwehlung eines Generals und Feldobristen mehr auf die würckliche Experiencz und eigene Erfahrung als auf Tugend und Geschicklichkeit zu sehen seye*<sup>36</sup>. Unter Berufung auf Aristoteles entscheidet sich Weickmann für die Zweckmäßigkeit und schreibt, man solle mehr auf Erfahrung als auf Tugend, gute Sitten und unsträflichen Lebenswandel sehen, denn es komme auf diejenigen Fähigkeiten an, die das Amt erfordere: *Also kann auch ein General und Kriegs-Obrister ein dapfferer Soldat und Kriegsmann seyn, wann schon in dem übrigen sein Leben und Wandel ertwas sträfflichs und tadelhaft ist, wie das Leben Antonii zu erkennen gibt, ohnangesehen sich derselbige in die ägyptische Königin Cleopatram sehr verliebt und deßwegen in einem schlechten Ruf und Geschrey gewesen*<sup>37</sup>.

Wegen seiner militärischen Tüchtigkeit und viel größeren Erfahrung sei er aber dennoch dem überaus sittenstrengen Cato weit vorzuziehen. In dieser Art geht es in vielen Abschnitten um die günstigste Lösung eines Problems, und meistens sind es Fragen, die in politischen und kriegerischen Konflikten

<sup>34</sup> W2 S. 49.

<sup>35</sup> W2 S. 50.

<sup>36</sup> W2 S. 182.

<sup>37</sup> W2 S. 182.

regelmäßig vorkommen. Zwar nimmt Weickhmann, so oft sich die Gelegenheit bietet, sein ‘neu=erfundenes’ Spiel zum Anlass für die Formulierung seiner Thesen, aber man sieht auch, dass die Analogien nur sehr allgemein und fast abstrakt bleiben. Bei allgemeinen Beschreibungen von Truppenbewegungen und Ereignissen im Krieg wie im Spiel freilich gelingt die Analogie. So ist in *Observatio XLVII*<sup>38</sup> davon die Rede, dass es zweckmäßig sei, die Schlacht auf feindlichem Territorium zu suchen, statt den Feind in das eigene Gebiet eindringen zu lassen. Das gilt für das Spiel wie für die Realität.

Festungsartige Strukturen bilden sich in den meisten Brettspielen und sind in dem Weickhmannschen Königs-Spiel eine ganz selbstverständliche Folge der Spielregel. In den *Observationes LI* und *LII*<sup>39</sup> ist denn auch ausführlich von Festungen die Rede, wie man sie am zweckmäßigsten angreift, und wie sie am geschicktesten zu verteidigen seien. Schon die Ausführlichkeit dieser ganz auf reale Verhältnisse gerichteten Abschnitte ist auffällig, doch sind die meisten Ratschläge und strategischen Überlegungen auf das Spiel nicht anwendbar. Hier ist offensichtlich die Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges bestimmend, denn Ulm war eine starke Festung, die zu keinem Zeitpunkt ernstlich in Gefahr war, erobert zu werden. Weickhmann zählt denn auch alle Vorkehrungen auf, die zur Verteidigung unternommen werden müssen. Natürlich muss für Wasser, Proviant und gute Waffen gesorgt werden. Das sind schon Details, die im Brettspiel keine Rolle spielen können, jedenfalls nicht in dem von ihm erfundenen. Zu den Details gehört zum Beispiel der sehr praktische Rat, wie man die Pulvervorräte sicher aufzubewahren habe: *Zum Büchsenpulver muß man haben einen guten Vorrat an sauberem wohlgeläutertem Salpeter, Schwefel und Kohlen dann diese Materien verderben nicht so bald, als das bereitete Pulver*<sup>40</sup>. Das ist sehr einleuchtend, denn bei Bedarf kann man die richtige Mischung rasch herstellen. Was er nicht erwähnt ist die oft bezeugte Neigung von Pulvertürmen, bei Unachtsamkeiten der Mannschaft oder bei feindlichem Beschuss zu explodieren. Interessant ist überhaupt seine Aufzählung von Vorräten: *Noch ferner gehört in einen festen Platz eine gute Anzahl allerhand Materien, die man zu den Feuerwercken gebraucht, als schwarzes Pech, Hartz, Griechisch Pech, Leinöl, grober, ungestoßener Salpeter, Schwefel, Terpentin, Branntwein, Campffer, Fürnis, Schweinen-Schmaltz, Kohlen und anders dergleichen nicht allein Kunstreiche Feuerwerck darauß zu machen sondern auch auff viel andere zutragende Nothfäll, die sich bevor ab in einem Anlauff und Sturm begeben können, sich deren zu gebrauchen*<sup>41</sup>.

Weickhmann gibt mit seinen 60 *Observationes* dem Gespräch die Stichworte, die Themenvorschläge und eine Reihe von Argumenten. Es sind natürlich seine eigenen Argumente, und meistens vertritt er auch diejenige Position, die er für die beste unter den möglichen hält – so etwa in der Erörterung der Vorzüge der Monarchie –, doch schließt er Gegenargumente und andere Schlussfolgerungen nicht aus. In *Observatio XIX* zum Beispiel gibt er bei der Frage, *ob auch die Weibspersonen zu dem Regiment und Beherrschung von Land und Leuth sollten*

<sup>38</sup> Vgl. W2 S. 214-217.

<sup>39</sup> Vgl. W2 S. 225-237.

<sup>40</sup> W2 S. 233.

<sup>41</sup> W2 S. 233.



zugelassen werden<sup>42</sup>, zu, dass es nicht wenige tüchtige und erfolgreiche Herrscherinnen gegeben habe, zum Beispiel die Königin Elisabeth von England, aber dennoch meint er, die natürliche Charakterschwäche des Weibes spreche gegen die Zulassung zu herrschaftlichen Aufgaben. Auch gehöre es sich seit alters, dass das Weib dem Manne untertan sei, und vor allem Kinder zu gebären und zu erziehen habe. Diesen offensichtlich aktuellen Argumenten, die schon in der mittelalterlichen Diskussion über die Berechtigung einer Dame im Schachspiel eine Rolle gespielt haben, widmet Weickhmann relativ viel Raum und spart nicht mit historischen Exempla und gelehrten Zitaten.

Überhaupt dürften die meisten seiner Gesprächsvorschläge einen aktuellen Anlass gehabt haben. Ausführlich wird in *Observatio XXXI erwogen, was von Duellis und solchen Kämpffen zu halten, wann einer den anderen vor die Klingen fordert und seine Controversias und Strittigkeiten vermittelt derselbigen außführen resolvirt und entschlossen ist*<sup>43</sup>. Weickhmann wendet sich mit Entschiedenheit gegen diese Unsitte, die bekanntlich noch sehr lange, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, zum standesgemäßen Verhaltenskodex gehörte.

Durchaus aktuell ist auch die *Observatio XXVI*<sup>44</sup> mit der Begründung, *wie hochnothwendig es seye, daß Fürsten und Herren, als an deren Person des ganzen Landes heil und Wohlfabrth hanget [...] mit genugsamer Macht und Leib-Guardi versehen und umgeben seyen*. Das sei notwendig, weil ihnen auf allerhand *Weiß und Wege heimlich und öffentlich nachgestellt werde*. Die Leibgarde müsse daher *so tags so nachts* anwesend sein. Auch habe sie *Außländische Potentaten und Herren* zu schützen. Damit sind wohl Staatsbesuche gemeint. Wer diese Maßnahmen versäume, begeben sich in große und unnötige Gefahr. Sehr unklug habe daher Caesar gehandelt, als er sich weigerte, eine Leibgarde zu halten und sich ihrer *zur nothwendigen Beschützung seines Leibes zu bedienen*. Er sei allzu vertrauensselig gewesen, weshalb er denn auch von seinen *Feinden und Widersachern gar leichtlichen und ohne alle Mühe ermordet und jämmerlich erwürgert worden* sei. Das sei bei Plutarch in seiner 'Vita Caesaris' zu lesen. Weitere Beispiele bringt Weickhmann an dieser Stelle nicht, wohl aber einige Literaturangaben und die Bemerkung, dass die *Teutschen* von keiner anderen Nation an Tapferkeit, Treu und Redlichkeit übertroffen würden, weshalb sie für Leibgarden besonders geeignet seien.

Caesar war der klassische und noch dazu besonders spektakuläre und folgenreichste Fall, daher erübrigte sich für Weickhmann wohl die Aufzählung weiterer Potentaten, die mangels vertrauenswürdiger Leibwächter ermordet wurden. Man hätte an dieser Stelle auch Wallenstein als geeigneten Kandidaten vermuten können, aber Weickhmann hatte ihn bereits früher erwähnt (*Obervatio XVII*)<sup>45</sup> – als übles Beispiel eines Emporkömmlings, der mit übertriebenem Ehrgeiz höher hinauswollte als ihm zustand, und daher zu Recht als Verräter zu *Eger von dem Gordon mit einer Partisanen in seinem Zimmer durchstochen und jämmerlich um das Leben gebracht worden*. Das ist übrigens eine der wenigen

<sup>42</sup> W2 S. 132-138

<sup>43</sup> W2 S. 170-171.

<sup>44</sup> W2 S. 157-159. Zitat: S. 158.

<sup>45</sup> W2 S. 116-128. Zitat: Wallenstein S. 125.

Stellen, an denen Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges erwähnt und beurteilt werden, von dem man eigentlich annehmen kann, dass er schon wegen der komplizierten Allianzen und der Beteiligung von mehr als zwei Parteien bei der Konzeption des 'Königs=Spiele' eine Rolle gespielt haben müsste. Wer auf eine Leibwache verzichtet, bringt sich also mutwillig in unnötige Gefahr. Etwas anders verhält es sich, wenn Befehlshaber sich persönlich ins Gefecht begeben, auf die Gefahr hin, dabei umzukommen. Dieser Fall wird an zwei Stellen, in den *Observationes XXXVII* und *XXXIX*, erörtert<sup>46</sup>. Zunächst ist von den vornehmen Offizieren die Rede, die sich nicht *auß der Schlingen ziehen* sollten, sondern in *Schlachten und Scharmütze* bei ihren Soldaten bleiben und sie persönlich anführen sollten. Durch dieses Vorbild bekämen die Soldaten *Hertz und Muth* und würden umso tapferer kämpfen. Allerdings kommt auch die Warnung, der Offizier solle sich mit den gemeinen Soldaten nicht zu *familiar* machen und sich nicht *gar zu frech* in die Gefahr hineinstürzen.

Die 39. *Observatio* behandelt dasselbe Thema einige Stufen höher: *Ob Könige, Fürsten und Herren selbst und persöhnlich mit in den Krieg ziehen und bey dem Treffen gegenwertig seyn und demselben beywohnen sollen*. Dafür spricht einerseits, dass der Krieg eine so gefährliche und wichtige Sache sei, dass der Fürst über den Stand der Dinge *allweg gute Wissenschaft* haben sollte. Andererseits sollten die Soldaten ihren Fürsten *selbst sehen fechten*, weil das ihren Mut und ihre Tapferkeit *erwecke*. Das ist dasselbe Argument wie in der *Observatio XXXVII*. Hier wird Livius zitiert, der die Heerführer rühmt, die nicht nur mit *guthem Rath sondern auch mit eigener Hand gefochten* haben. Außerdem sei es rühmlich, wenn ein Fürst für sein Vaterland und sein Fürstentum sein Leben opfere. Schließlich wird erwähnt, dass es viele alte und neuere Beispiele gebe von denjenigen, die selbst in den Krieg gezogen seien, wie Xerxes, Darius, Alexander und andere mehr: *So auch Carl der Grosse, Mauritius Churfürst in Sachsen und zu unseren Zeiten Adolphus, König in Schweden Glor würdigsten Angedenckens*<sup>47</sup>. Hier schließt sich denn auch Weickhmann nicht an die aus den *Exempla* der Literatur, sondern aus aktueller Erfahrung gewonnenen Urteile an: Am Schluss der *Observatio* heißt es über Gustav Adolf, er habe durch seine *stetswährende Gegenwart in Schlachten und Scharmütze* *viel und großen Nutzen geschaffen*, aber verschiedene *Kriegs-Verständige* seien auch der Meinung, der Schwedenkönig habe sich oft zur Unzeit in Gefahr begeben, und das sei die Ursache seines frühzeitigen Todes gewesen. Eine Nutzenanwendung dieser Beurteilung für das Spielverhalten ist hier durchaus beabsichtigt, denn an mehreren Stellen setzt sich Weickhmann mit den Erfolgsaussichten verschiedener Arten des Angriffs im Spiel auseinander.

Weickhmann hat sein 'Königs=Spiel' und die dazugehörigen Bücher sehr gründlich durchdacht und detailgenau entworfen. Auffällig ist daher die lockere und fast absichtsvoll zufällige Reihenfolge der *Observationes* und *Applicationes*. Ein systematisch geordnetes Lehrbuch der Staats- und Kriegskunst sah nicht nur damals ganz anders aus. Dagegen ist die Ähnlichkeit mit Büchern wie

<sup>46</sup> W2 S. 186f. und S. 191-193.

<sup>47</sup> W2 S. 193.

dem 'Physikalischen Zeit-Vertreiber'<sup>48</sup> nicht zufällig. Er bietet eine Reihe von brauchbaren Gesprächsthemen und mit seinen Applicationes auch die Möglichkeit, sich vor einem Treffen beim Spiel darauf vorzubereiten, genau so, wie es auch andere Autoren seiner Zeit taten. Da er aber dem Leser auch die Möglichkeit der Orientierung nicht vorenthalten wollte, setzte er an den Schluss ein 'Register der in diesem Buch des Grossen Königs=Spiele enthaltenen vornehmsten Sachen'<sup>49</sup>, das immerhin dreizehn eng bedruckte Seiten umfasst, und wo man nicht nur die Stichworte – Namen und Begriffe – sondern auch ganz kurze Angaben über den Kontext, in dem sie vorkommen, und die Seitenzahlen findet. Das ist also ein Konversationsregister, und man sollte bedenken, dass sich daraus auch die Konversationslexika entwickelt haben, die sich dann im 19. Jahrhundert mit expansiver Tendenz zu universalen Bildungskompendien weiterentwickelt haben, damals aber das Wort Konversation ganz zu Recht noch in ihrem Titel bewahrten.

---

<sup>48</sup> Vgl. Anm. 30

<sup>49</sup> Es handelt sich um ein alphabetisch geordnetes Register.

# “Die Schälke von Schalkstetten”

Der Umgang mit abweichenden Glaubensmeinungen im Ulmer Territorium am Beginn des 18. Jahrhunderts

---

*Hans-Eberhard Dietrich*

“Die Schälke von Schalkstetten”<sup>1</sup>, so nannten die Ulmer Religionsverordneten Johannes Frick und David Algöwer<sup>2</sup> in Anspielung auf den Ortsnamen fünf Schalkstetter Männer in den Jahren 1712, 1713 und 1716. Sie hatten sich offen zum pietistisch-separatistischen Gedankengut bekannt, das in jener Zeit Menschen im Geislinger Raum faszinierte.

Rund ein Meter Akten im Ulmer Stadtarchiv mit Hunderten von Seiten zeugen von den Vorgängen. Zentrum des separatistischen Pietismus im Ulmischen waren Geislingen, Gingen, Ettlenschieß und für kurze Zeit auch Schalkstetten. Es sind Berichte der Pfarrer, des Geislinger Obervogts Schad, der Ulmer Religionsverordneten Frick und Algöwer, theologische und juristische Gutachten zur Sache, Verhörprotokolle, Strafdekrete und Urgichten, d. h. Geständnisse mit dem feierlichen Versprechen der Delinquenten, sich künftig an die Anordnungen der Obrigkeit zu halten. Es hagelte Geldstrafen, Gefängnis, Schanzarbeit und sogar Ausweisungen aus dem Ulmer Gebiet. Alles in allem eine wahre Fundgrube für Genealogen und Historiker<sup>3</sup>. Allein für Schalkstetten umfasst der wegen der Pietisten angefallene Schriftwechsel 26 Schriftstücke mit insgesamt rund 50 Seiten, eng beschrieben. Diese Vorgänge sollen hier anhand des Quellenmaterials dargestellt werden. Zur Sprache kommen die abweichenden Glaubensmeinungen, welche Gefahren die Ulmer Obrigkeit darin sah, und welche

---

<sup>1</sup> Die ursprüngliche Bedeutung von “Schalk” ist Knecht, Sklave, unfreier Dienstmann. Später aber auch gebraucht für Spitzbube.

<sup>2</sup> Zu Johannes Frick (1670 Ulm-1739 Ulm, 1702 Münsterprediger, 1712 Professor der Theologie) und David Algöwer (1678 Ulm-1737 Ulm, 1705 Professor der Mathematik am Ulmer Gymnasium, 1703 Münsterprediger, 1714 Professor der katechetischen Theologie) vgl. Bernhard *Appenzeller*: Münsterprediger. Weifshorn 1990. S. 294 und S. 308.

<sup>3</sup> Unter anderen Fragestellungen wurde dieser separatistische Pietismus im Ulmer Gebiet schon behandelt: Karl Friedrich *Keidel*: Pietismus im Ulmischen. In: BWKG 3 (1888) und 4 (1889). Keidel war von 1882-1892 Pfarrer in Stubersheim, einem Nachbarort von Schalkstetten.- Norbert *Haag*: Bücher auf dem Lande: Zur Genese des Ulmer Pietismus. In: BWKG 89 (1989) S. 48-98.- Eberhard *Fritz*: Radikaler Pietismus. Diss. Paderborn 2002.- Wolfgang *Schöllkopf*: “Streit im Münster”. August Hermann Franke zu Besuch in Ulm 1717/18. In: Norbert *Haag*/Siegfried *Hermle*/Sabine *Holtz*/Jörg *Thierfelder* (Hg.): Tradition und Fortschritt. Festschrift für Hermann Ehmer. Epfendorf 2008. S. 165-186.

Gegenmaßnahmen sie ergriff, um dieser Gefahren Herr zu werden. Und in der Tat: Nach 1716 brechen die Auseinandersetzungen für Schalkstetten ab. Was war geschehen? Beginnen wir mit unserer Darstellung mit dem ersten Aufflammen des Pietismus im Jahre 1712.

### Ein erstes Aufflammen des Konflikts im Jahr 1712<sup>4</sup>

Die Auseinandersetzung in Schalkstetten reihte sich ein in den schon seit 1708 dauernden Konflikt im Geislinger Raum. Die Ulmer Religionsbehörde und die Pfarrerschaft des Bezirks waren demnach schon bestens informiert. Ehe es zur offenen Konfrontation kam, war – nach Darstellung der Ulmer Obrigkeit – *das betrübteste bey dem allem [...], dass dis Unwesen schnell zu nahm, und wie ein heimlich Feuer unter der Erde von einem Ort zum anderen kroch, ehe man es fast wahrnehmen konnte*<sup>5</sup>.

Als Kontrahenten der Auseinandersetzungen in Schalkstetten standen sich Pfarrer Christian Nusser und fünf seiner Gemeindeglieder gegenüber. Christian Nusser, geboren am 14. November 1663 in Leipheim, war von 1707 bis 1715 Pfarrer in Schalkstetten. Er erkrankte 1714 und musste sich von einem Vikar vertreten lassen. Er verstarb am 2. April 1715 abends zwischen 3 und 4 Uhr und wurde in Schalkstetten mit einer Leichenpredigt von Pfarrer Dittelmann aus Stubersheim zu Grabe getragen. In der Kirche hängt heute noch sein Epitaph, das ihn auf dem Sterbebett liegend zeigt. Links neben dem Totenbett stehen zwei Männer, die Frau und zwei Kinder – diese sind mit einem Kreuz versehen, demnach schon im Kindesalter verstorben. Seitwärts liegt ein Wickelkind, ebenfalls mit einem roten Kreuz über dem Kopf. Unter dem Bild steht ein kurzer Lebenslauf, über dem Epitaph der Leichentext. Das Ende des Kirchenstreits 1716 erlebte er nicht mehr (Abb.1).

Die fünf des Pietismus verdächtigten Gemeindeglieder waren der Wagner Bernhard Algöwer, der Pfeifenmacher Johannes Baumeister, dessen Schwager und Leinenweber Martin Dentzel, der Schneider Leonhard Schläiß und der Wagnermeister Tobias Stöckle. Ein Blick auf die Ortskarte<sup>6</sup> von Schalkstetten zeigt, dass die Pietisten zu den kleinen Leuten im Dorf gehörten. Sie besaßen nur Selden. Bernhard Algöwer hatte nur eine geteilte Selde inne, die jedoch mit einem Feldlehen verbunden war. Wie viel sie an eigenem oder gepachtetem Land bewirtschafteten, geht aus dem Schalkstetter Saalbuch von 1728<sup>7</sup> nicht hervor.

Am 12. Februar 1712 sah sich Pfarrer Christian Nusser genötigt, um Schaden und Leid von *meiner lieben und theur anbefohlenen Gemeinde* abzuwenden, dem Amt in Ulm von *dem schädlichen Malopietistico Bericht zu geben, dem ein Unterthan und Glied meiner [...] Gemeinde, namens Johann Baumeister, Pfeifenmacher*<sup>8</sup>, verfallen sei, angesteckt von dem Geislinger Bader Hans Ulrich Mayer,

<sup>4</sup> StadtA Ulm, A [1758] – A [1766]: Akten zum separatistischen Pietismus.

<sup>5</sup> Johann Frick/David Algöwer: Die durch Gottes Gnade wieder-erlangte Herstellung Deß Kirchen-Friedens in etlichen Land-Gemeinden Ulmischen Gebietes in einem kurzen historischen Vor-Bericht angezeigt und in ausserordentlich gehaltenen zweyen Predigten mit mehrerm abgehandelt. Ulm 1713. S. 15.

<sup>6</sup> Siehe Hermann Grees: Ländliche Sozialstruktur. In: Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg (Hg): Der Stadt- und Landkreis Ulm 1972. Ulm. Bd. 1. S. 456.

<sup>7</sup> Pfarrarchiv Schalkstetten, Nr. 32.7.

<sup>8</sup> StadtA Ulm, A [1760]: Schreiben Nussers vom 16. Feb. 1712.



Abb. 1 - Epitaph des Christian Nusser in der Kirche von Schalkstetten.

der ihn mit pietistischen Büchern und Gedankengut bekannt gemacht hatte. Der Pfarrer beklagte sich nicht über den fleißigen Gottesdienstbesuch von Baumeister. Anstoß nahm er vielmehr daran, dass sich sein Gemeindeglied mit anderen zum Beten und Lesen pietistischer Bücher zusammengefunden hatte.

Zu diesen anderen gehörten Leonhard Schläiß, Bernhard Algöwer und Martin Dentzel. Alle vier wurden ins Pfarrhaus bestellt, wo sie auch bereitwillig über ihre Aktivitäten Auskunft gaben. Sie sprachen dabei von Treffen mit

dem Bader Mayer in Geislingen und auch in Baumeisters Haus. Die Postille von August Hermann Francke, von Baumeister zu seiner Hausandacht gebraucht, konnte der Pfarrer nicht beanstanden, da die Schrift des Gründers der Franckeschen Anstalten in Halle und Professors der neugegründeten Universität dort nicht auf dem Index stand, im Ulmer Gebiet weit verbreitet war und sich – wie auch andere Schriften Franckes – großer Beliebtheit erfreute.

Also suchte Nusser nach anderen pietistischen Schriften, fand aber bei einer Hausdurchsuchung keine. Das sei ihm, wie er weiter ausführte, allerdings verdächtig vorgekommen, da Dentzel einem Mann in Stubersheim pietistische Zettel überlassen hatte. Die Vier gaben zu, dass sie die Bücher, so gut es ging, vor den Dorfbewohnern verborgen gehalten hätten. Was sie aber nach Meinung des Ortsgeistlichen nicht verbergen konnten, seien ihre pietistische Gesinnung und Haltung. Das zeige sich unter anderem darin, dass Baumeister z. B. *ganz anderst sei, und zwar ehrbar und eingezogen sein Leben und Wandel [...] geführet, des Schmähens und anderer sündhaften Gewohnheiten sich enthalte*<sup>9</sup> und auch seinen Hausstand wohlloblich bestellte.

Was genau zwischen Februar und September 1712 in Schalkstetten geschah, ist nicht bekannt. Sicherlich veranlasste der Bericht aus Schalkstetten allein die Ulmer Behörde nicht zum Handeln. Vielmehr müssen die Ereignisse in Schalkstetten im Kontext mit denen in Geislingen und Gingen gesehen werden, die teilweise sehr dramatisch verliefen<sup>10</sup>. Alle diese Vorkommnisse zusammen bewogen schließlich die Ulmer Behörde dazu, eine Deputation nach Geislingen zu schicken. Die Abordnung bestand aus dem Kirchenbaupfleger und Ratsmitglied Joseph Schermann und den beiden Mitgliedern des Kirchenministeriums, David Frick und Johann Algöwer. *Um so mehr war man aber bedacht, sowohl an Seiten Christl.-Löbl. Obrigkeit als des gesamten Ministerii Ecclesiastici allhier alle Mittel vorzukehren, wodurch dieses theure Kleinod des innerlichen Kirchen-Friedens also heiliglich beybehalten werden möchte*<sup>11</sup>. Es sollte ein wirkliches Religionsgespräch mit Rede und Gegenrede, Fragen und Antworten stattfinden.

So reiste die “hochlöbliche Deputation” am 18. September 1712 erst nach Gingen, dann nach Geislingen, stellte einen Fragekatalog zusammen und begann ihre Arbeit. Die verdächtigen Gemeindeglieder wurden zusammen mit anderen Verantwortlichen aus den Gemeinden wie den Heiligenpflegern, Amtleuten, Richter, Kirchengemeindeführer und natürlich die Pfarrer zum Gespräch geladen<sup>12</sup>. Nach Darstellung des Vorberichts in der “Friedenspredigt” war es ein wirkliches Gespräch, in dem die Pietisten offen reden und auch ihre Bedenken und Fragen vorbringen sollten. Einen ganzen Tag nahm sich die Deputation dafür Zeit, die mehr als zwei Seiten umfassenden Fragestücke durchzugehen. Wenn Einwände kamen, wurde die Bibel aufgeschlagen und befragt<sup>13</sup>. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass sich die Obrigkeit viel Zeit nahm, um die Pietisten zu überzeugen und *die armen Schaafte eines bessern zu unterrichten und auf den rechten Weg von*

<sup>9</sup> *Ebda.*

<sup>10</sup> Vgl. *Frick/Algöwer* (wie Anm. 5) S. 15 und S. 18.

<sup>11</sup> Vgl. *ebda.*, S. 10.

<sup>12</sup> Vgl. *ebda.*, S. 20f.

<sup>13</sup> Vgl. *ebda.*, S. 25.

*der gefährlichen Irre wieder herum zu holen*<sup>14</sup>. Gezeigte Geduld ließ aber keinen Zweifel daran, für wie gefährlich die Obrigkeit das neue pietistische Gedanken-gut ansah, gefährlich für den Glauben und die Einheit der Kirche. Unüberhörbar stand am Ende die Warnung: Wenn sie an ihren pietistischen Neigungen weiterhin festhielten, würden sie wegen Ungehorsams gegen die Obrigkeit bestraft.

Soweit aber kam es bei dem Religionsgespräch am 23. September 1712 in Geislingen nicht. Zumindest die fünf Schalkstetter ließen sich überzeugen. *So sind die fünf Schalkstetter Männer auch vorgenommen worden: der Johann Baumeister und Leonhard Algöwer, Leonhard Schläiß. Sie haben sich aber auf bessere Wege bringen lassen, die gute Information angenommen und gute geistliche Bekenntnis getan. Nach langer, eingehender Ermahnung versprochen sie, sich treulich zur Kirche zu halten und separatistische Schriften und Konventikel zu meiden*<sup>15</sup>. Dieses Versprechen muss man sich so vorstellen, dass ihnen ein Schuldbekenntnis, Formula Deprecationis<sup>16</sup> genannt, vorgelesen wurde, welches sie nachsprachen und ihr Versprechen mit einem Handschlag besiegelten. *Die beeden anderen Schalkstetter als der Martin Dentzel und Tobias Stöckle sind nach ihren Erkenntnissen und Vorkommen [...] auch als unschuldig erkannt und daher auch entlassen worden*<sup>17</sup>.

Nachdem jetzt alle des Pietismus Verdächtigen überzeugt worden waren und ihr Schuldbekenntnis abgelegt hatten, konnte Johann Algöwer am 29. September 1712 in Geislingen die "Friedenspredigt" halten, der auch die Pietisten beiwohnen mussten<sup>18</sup>. *Die Deputation aber kehrte nach acht Tagen Zeit fröhlich wieder zurücke, darüber auch zumal unter dem Preise Gottes hoch vergnügt, dass in diesem gantzen wichtigen Geschäfte bey vollkommener Eintracht der Deputirten ein Hetz wie das andere gewesen war*<sup>19</sup>. Auch der Rat in Ulm war über das Ergebnis hochofret, zahlte bereitwillig die angefallenen Kosten von 160 Gulden und 24 Kreuzern<sup>20</sup> und legte die ganze Angelegenheit zu den Akten<sup>21</sup>. Von allen Kanzeln im Ulmer Land jedoch wurde zur Warnung vor den Pietisten ein ausführliches Dekret, datiert vom 19. September 1712, verlesen, in dem alle Irrtümer aufgelistet waren und eindringlich vor ihnen gewarnt wurde<sup>22</sup>. Damit war der Religionsfrieden im Ulmer Land wieder hergestellt. Die Predigten von Algöwer und Frick wurden sogleich mit einem ausführlichen Vorbericht gedruckt und erschienen 1713.

### **Dramatischer Höhepunkt der Auseinandersetzungen im Jahr 1713<sup>23</sup>**

Allzu lange währte dieser mit großem Aufwand und allem Ernst hergestellte Kirchenfrieden nicht. Schon im Mai 1713 entdeckte Pfarrer Nusser bei den fünf

<sup>14</sup> Vgl. *ebda.*, S. 20.

<sup>15</sup> StadtA Ulm, A [1760]: Schreiben vom 23. Sept. 1712.

<sup>16</sup> Vgl. *ebda.*, Formula Deprecationis vom Sept. 1712 (ein persönliches Schuldbekenntnis mit dem Versprechen, sich in Zukunft den Anordnungen der Obrigkeit gemäß zu verhalten).

<sup>17</sup> Vgl. *ebda.*, Schreiben vom 23. Sept. 1712.

<sup>18</sup> Vgl. *Frick/Algöwer* (wie Anm. 5) S. 38.

<sup>19</sup> Vgl. *ebda.*

<sup>20</sup> Vgl. StadtA Ulm, A [1760]: Ausgaben Beleg mit 34 Einzelposten vom 11. Okt. 1712.

<sup>21</sup> Vgl. *ebda.*, Decretum vom 30. Sept. 1712.

<sup>22</sup> Vgl. *ebda.*, Decretum vom 19. Sept. 1712.

<sup>23</sup> StadtA Ulm, A [1761].



Pietisten “eine Anzahl separatistischer Schriften, Bücher und Zeitschriften, eine ganze separatistische Baurenkanzlei”<sup>24</sup>. Wieder schrieb er der Ulmer Behörde und schilderte in aller Breite die Vorgänge. Der Tonfall wurde schärfer. Tobias Stöckle, im Vorjahr noch nicht besonders aufgefallen, entpuppte sich als ein streitbarer Mann, der auch vor Beleidigungen nicht zurückschreckte. Er war so etwas wie ein Rädelsführer geworden. Die Pietisten hielten mit ihrer Kritik an der Kirche nicht hinter dem Berg. Sie verteidigten sich nicht nur, sondern griffen die Kirche an. Sie waren durchaus in der Lage, ihren Glauben in Worte zu fassen, wie er nicht im Katechismus vorgeprägt war. Ob in der Bezeichnung “Schälke von Schalkstetten” wohl auch etwas von Bewunderung mitschwingt gegenüber diesen einfachen Seldnern und Tagelöhnern auf der Alb, die sich wagten, ihren Glauben im Gegensatz zur offiziellen Kirchenmeinung nicht nur für sich selbst zu leben, sondern ihn sogar vor der Obrigkeit zu vertreten? Auch der Ton der Obrigkeit wurde schärfer. Man kam den Pietisten nicht mehr in Geislingen entgegen, sondern zitierte sie am Dienstag nach Pfingsten morgens um 8 Uhr in das 30 km entfernte Ulm, um sie dort *gehörig zu examinieren*<sup>25</sup>. Die Obrigkeit führte auch kein Religionsgespräch mehr, sondern unterwarf sie einer Art “Glaubensprüfung”.

Zu den Ereignissen im Einzelnen: Im Brief vom 12. Mai 1713<sup>26</sup> beklagte sich Pfarrer Nusser, dass diese sogenannten Pietisten und Separatisten Johann Baumeister und Consorten sich von Neuem regten, obwohl sie von der Obrigkeit ein Jahr zuvor mit christlicher Sanftmut und gottseligem Eifer zu ihrem Heil und Besserung gebracht worden seien. Er habe weder Kosten noch Mühe gescheut und – seit den letzten Vorkommnissen – ein wachsames Auge auf sie gehabt. Nusser führte aus, die Pietisten *seien wieder nach dem [württembergischen; H.-E. D.] Gussenstadt zu dem pietistischen Pfarrer Hepplen gelaufen und dabei haben sie böse Reden geführt, z. B. es habe auch unsere Religion ihre Klotzen [Klotz, grober Keil, hier: Ungereimtheiten, Widersprüche; H.-E. D.] oder man könne als andern als bey unserer Religion selig werden, oder es müsse einen ekeln ob dem Heiligen Abendmahl, wie er sehe, dass es also Würdige und Unwürdige es empfangen*<sup>27</sup>.

Jetzt standen für den Pfarrer vor allem die pietistischen Bücher im Mittelpunkt des Interesses. *Ohnlängst habe ich den Johann Baumeister gefragt, ob er nicht auch noch schwärmerische und schädliche Bücher habe, lese und gebrauche, insbesondere den Daut und Tennhardt. Seine Antwort: Nein, er habe keines mehr bey sich in seinem Haus*<sup>28</sup>. Der Pfarrer zweifelte jedoch nicht daran, dass die Pietisten diese und andere Bücher nicht nur besaßen, sondern sie auch lasen. Diese Schriften standen auf dem Index. Maximilian Daut, Schuster aus Frankfurt, und Johann Tennhardt, Perückenmacher aus Nürnberg, waren keine Theologen, sondern Handwerker, und offensichtlich schrieben sie in einer Sprache, die auch die einfachen Menschen verstanden und ihnen aus dem Herzen sprach. Kennzeichen ihrer Schriften waren das Drängen auf praktisches

<sup>24</sup> Keidel, 1889 (wie Anm. 3) S. 4.

<sup>25</sup> StadtA Ulm, A [1761] fol. 6: Bescheid aus Ulm, 28. Mai, Vorladung der “3 Ärgsten” nach Ulm.

<sup>26</sup> Vgl. *ebda.*, fol. 2-4: Schreiben Pfarrer Nussers vom 12. Mai 1713.

<sup>27</sup> Vgl. *ebda.*, fol. 3r-4v.

<sup>28</sup> Vgl. *ebda.*, fol. 2v.

Christentum, Abwehr aller Äußerlichkeiten, Abwertung der Sakramente, Bußruf angesichts des unmittelbaren göttlichen Gerichts; die drei Konfessionen werden als die "drei Hauptsekten" bezeichnet, die Kirche wolle über die Gewissen der Menschen herrschen<sup>29</sup>.

Auf die Frage des Pfarrers, was er und die anderen von Daut und Tennhardt halten, bekam er die Antwort: *Solche Bücher haben sie gelesen und sie habe nichts daran geärgert, weder Lob und Schelten daran gefunden. Und Johann Baumeister sagte, er gestehe zwar gern, daß er durch meine Predigt und ernste Vermahnung zur Buße und Besserung gebracht worden [...], aber auch durch diese Bücher sey er in seinem Christentum verbreitert worden*<sup>30</sup>.

Andere Gemeindeglieder machten jedoch Andeutungen, er habe sie an einem geheimen Ort in seinem Haus versteckt. Daraufhin machte der Pfarrer eine Hausdurchsuchung und fand sie in seinem oberen Stubenboden verborgen. Mit Zustimmung von Baumeister nahm er die Schriften mit und übersandte eine ganze Schachtel von Büchern und Briefen dem Amt. Pfarrer Nusser fragte Baumeister darauf hin, *was den Anlaß gegeben habe zu dem Vorhalt, der [im letzten Jahr; H.-E. D.] in allen [...] Kirchen auf obrigkeitlichen Befehl der christlichen Gemeinde zur Warnung vor den höchst schädlichen Pietisten verlesen. [...]* Daraufhin habe er *mir ganz kaltsinnig geantwortet: er wisse und kenne sie wohl, so als ginge dieselbige sie nicht an.* Und weiterhin sagte er keck und unverschämt, *die hochlöbliche obrigkeitliche Deputation habe nichts an ihnen gefunden, das Unrecht und ihnen nichts verboten*<sup>31</sup>.

*Baumeister, Sohn des Waldhauser Schulmeisters, schien sehr belesen gewesen zu sein. Die vier anderen Pietisten verwiesen auf ihn, wenn nach den schwärmerischen Büchern gefragt wurde. Ausführlich beschrieb Pfarrer Nusser ein Gespräch mit Bernhard Algöwer, den er nach der Predigt bestellt hatte und ihn mit freundlichem und liebeulichem Ton zur Rede stellte, warum er ihn des Vormittags nicht in der Kirche gesehen hätte. Algöwer habe nur trotzig und hochmütig gegen mich aufbegehrt und gesagt: Wenn sie denn also, (wie ich sage) Verwirrer der Gemeinde seyen, so soll man ihnen tun, was sie wert seyen. Weil mir aber dieses Mannes [...] zorniges Gemüt schon von früher her bekannt, [...] sagte ich nur, es werde mit der Zeit schon geschehen, was richtig ist*<sup>32</sup>.

Weiter schrieb Pfarrer Nusser: *Vor ungefähr 14 Tagen sagte einer meiner Zuhörer über Michael Dentzel, er habe zu Geißlingen von dem sogenannten Höllmüller, Peter Greiser und von unserem Schlais, Schmid, allhier, der auch in der Mühle gewesen, solche Wort und Sachen gehört, welche ihnen [...] ärgerlich vorkommen. [...] Der Schlais habe sich über die Bücher nicht geärgert, sondern habe das Gegenteil empfunden. [...] Er mache auch einen Unterschied zwischen innerem und äußerem Abendmahl. Als ich ihn fragte, wie dies zu verstehen sei, sagte er, er könne es jetzt nicht sagen, wolle aber den Johann Fischer zu Geislingen deswegen fragen, welcher ihr Prinzipal sei, zu dem gehen sie nach Geislingen und er komme auch oft in des Baumeisters Haus, seines Bruders Zuhause*<sup>33</sup>.

<sup>29</sup> Vgl. Haag (wie Anm. 3) S. 55.

<sup>30</sup> StadtA Ulm, A [1761] fol. 2r.

<sup>31</sup> *Ebda.*, fol. 2r.

<sup>32</sup> *Ebda.*, fol. 3v.

<sup>33</sup> *Ebda.*, fol. 3r-4v.

Jetzt antwortete die Ulmer Behörde sehr rasch. Schon am 28. Mai erhielt Pfarrer Nusser die Antwort aus Ulm<sup>34</sup>. Dort war man über dieses neuerliche Aufflammen pietistisch-separatistischen Gedankengutes verärgert und empörte sich über die “Schälke von Schalkstetten”, *dass sie sich gar übel, importun und halsstarrig verhalten und ihm [dem Herrn Pfarrer; H.-E. D.] sein Amt schwer und verdrießlich gemacht, indem sie noch immer schwärmerischen Büchern nachhängen*. Trotz der Pfingstferien wurden die drei Ärgsten, Schläiß, Algöwer und Baumeister auf Dienstag, den 30. Mai morgens nach Ulm einbestellt, um dort vor den Geistlichen *gehörig examiniert zu werden*. Für die notwendige Verpflegung werde man aufkommen<sup>35</sup>. Beim bevorstehenden Pfingstfest solle der Pfarrer darauf achtgeben, dass sie mit den anderen *Eingepfarrten* zum Abendmahl gehen, es sei denn, sie wären davon befreit worden<sup>36</sup>. Es sollte bei diesem “Examen” zunächst um die pietistischen Bücher gehen, dann aber auch um die Tatsache, dass etliche vom Abendmahl schroff und verächtlich gesprochen hätten. Tobias Stöckle und Martin Denzel wurden nicht vorgeladen.

Noch bevor die drei Hauptbeschuldigten am Pfingstdienstag nach Ulm reisten, ereignete sich etwas, worüber sich Pfarrer Nusser überaus heftig empörte und sich sogleich zu einem Brief an die Ulmer Obrigkeit veranlasst sah<sup>37</sup>. Der Pfarrer entschuldigte sich vielmals, die Obrigkeit überhaupt damit beschweren zu müssen, da aber die ungeheuren Vorkommnisse schon in der Gemeinde bekannt sind, wolle er es auch dem Amt berichten. Dem Pfarrer war zugetragen worden, dass sich Tobias Stöckle zu einer für die damalige Zeit ungeheuren Beleidigung hatte hinreißen lassen, die zugleich den allen Pietisten gemeinsamen Hass und Verachtung gegenüber dem heiligen Predigtamt und dem gepredigten Gotteswort zum Ausdruck brachte. Stöckle hatte aus Empörung nach einer gegen die Pietisten gerichteten Predigt gegenüber Michael Dentzel und auch anderen Gemeindegliedern *die erzverruchte Rede gethan: Wenn der Pfarrer etwas sagt, ist mir’s eben als wenn er einen --- thut*<sup>38</sup>. Pfarrer Nusser beschloss den Brief mit den Worten: *Ich will dem hochlöblichen Amt nicht weiter beschwerlich seyn und bitte Gott [...], daß Kirche und Gemeinde wieder zusammen gebracht werden und nicht nur dem Schein nach*<sup>39</sup>.

Das Verhör “der drei Ärgsten” fand am 30. Mai 1713 vor Algöwer und Frick in Ulm statt. Wir erfahren davon aus ihrem Brief vom 31. Mai 1713 an den Rat der Stadt. Die beiden Geistlichen erwähnten auch das Schreiben Pfarrer Nussers vom 29. Mai und waren persönlich sehr gekränkt und enttäuscht, weil die “Schälke von Schalkstetten” ihr im letzten Herbst gegebenes Versprechen gebrochen hätten. Jetzt wollten sie genau in Erfahrung bringen, woher die Bücher, die Pfarrer Nusser ans Amt geschickt hatte, stammten und welche sie gelesen hatten. Es stellte sich heraus, dass man die Bücher zu Pfarrer Heppeln nach

<sup>34</sup> Vgl. StadtA Ulm, A [1761] (wie Anm. 25).

<sup>35</sup> Vgl. *ebda.*

<sup>36</sup> Fünfmal im Jahr wurde Abendmahl gehalten: Palmsonntag, Ostern, Pfingsten, ein Sonntag im Herbst und am Christfest. Wer zum Abendmahl ging, musste sich anmelden, dabei wurde die Beichte abgenommen. Über die Anmeldungen wurde ein eigenes Kommunikatenregister geführt. Die Teilnahme war Pflicht. Die Gründe für das Fernbleiben wurden im Register vermerkt, z. B. Krankheit.

<sup>37</sup> StadtA Ulm, A [1761] fol. 8-9: Schreiben Pfarrer Nussers vom 29. Mai 1713.

<sup>38</sup> Vgl. *ebda.*, fol 8r.

<sup>39</sup> Vgl. *ebda.*, fol. 9.

Gussenstadt gebracht und als die ganze Aufregung vorbei war, sie wieder geholt hatte. Weiterhin wurden sie auch nach ihren Verbindungen zu den anderen Pietisten, z. B. Johann Fischer und dem Höllmüller in Geislingen, befragt. Frick und Algöwer redeten ihnen ernstlich ins Gewissen. Das beeindruckte sie und sie versprachen, vor dem Herrn Pfarrer Abbitte zu tun, *solche pietistischen Büchern als Teufelswerkzeuge fliehen*, sie wollten sich auch nicht mehr vom Abendmahl und der Kirchengemeinde fernhalten<sup>40</sup>. Die Religionsverordneten empfahlen dem Rat der Stadt, die drei Männer zu begnadigen, was dann auch im Schreiben des Amtes vom gleichen Tag geschah<sup>41</sup>.

Nicht so glimpflich kam Tobias Stöckle davon. Ohne dass es darüber ein eigenes Schreiben gibt, können wir davon ausgehen, dass er nach Ulm vorgeladen und dort sofort in den Turm gesperrt wurde. Über seine Befragung berichten verschiedene Dokumente. Er erhielt am 14. Juni 17 Fragen und am 19. Juni 1713 noch einmal 20 Fragen vorgelegt, auf die er Rede und Antwort stehen musste<sup>42</sup>. Er bestritt, dass er aus Hass auf das Predigtamt diesen üblen Ausspruch getan. Er habe weder einen Tadel gegen seinen Herrn Pfarrer, er hege auch keinen Hass gegen das Predigtamt, *er sey seinem Herrn Pfarrer nicht feind, doch habe ers gar ungerne gehört, wenn derselbe wider die Pietisten gepredigt. Er habe nur einmal gesagt, die Geistlichen seyen Blinde, als sein Herr Pfarrer so gar stark wider die Pietisten gepredigt*<sup>43</sup>. Er bestritt den Ausspruch, die Prediger verstünden eben so viel wie die Rossbuben. Interessant ist auch: Den Pietisten wurde unterstellt, sie handelten aus Hass gegen das Predigtamt oder aus persönlicher Feindschaft gegen den Pfarrer. Stöckle konnte überzeugend deutlich machen, dass ihn die harte Kritik des Pfarrers an den Pietisten in der Predigt zu seiner Reaktion veranlasst hatte. Weiterhin gab er zu, dass er die Verpflichtung des letzten Herbstes vor der Geislinger Deputation, sich aller pietistischen Schwärmereien zu enthalten, leider nicht gehalten habe. Er bitte, man wolle ihn doch in Gnaden annehmen. *Er wolle die schwärmerischen Sachen von seinem Herzen hinwegtun, auch seiner christlichen Obrigkeit und dem Herrn Pfarrer gehorsam sein. Es sei ihm von Herzen leid*<sup>44</sup>.

Um die Antworten richtig bewerten zu können, muss man wissen: Stöckle saß im Turm in Ulm, eine Art zeitlich offener Beugehaft. Die verbale Entgleisung Stöckles wurde aber in der damaligen Zeit in erster Linie als Beleidigung des Predigtamtes angesehen. Ein Angriff auf das Predigtamt war zugleich ein Angriff nicht nur auf die kirchliche, sondern auch auf die weltliche Obrigkeit. Deshalb wurde der Fall auch in einem Zusammenspiel von Kirche und Staat geahndet. Die Theologen Frick und Algöwer vertraten die Kirche, der Rat der Stadt bestrafte Stöckle mit Turm und Schanzarbeit. Damit aber nicht genug. Die persönliche Beleidigung musste öffentliche Satisfaktion erfahren. Eine persönliche Entschuldigung genügte nicht. Interessant ist, dass Stöckle versuchte, seine Äußerung als reine Reaktion auf eine persönlich empfundene Beleidigung herunterzuspielen.

<sup>40</sup> *Ebda.*, fol. 10-12: Schreiben Frick/Algöwer an den Rat der Stadt.

<sup>41</sup> *Ebda.*, fol. 13-14: Schreiben des Ulmer Rats vom 31. Mai 1713.

<sup>42</sup> *Ebda.*, fol. 15 und fol. 17: Fragen (Fragstück) des Ulmer Rats vom 14. und 19. Juni 1713.

<sup>43</sup> *Ebda.*, fol. 19v: Urricht Tobias Stöckle vom 14. Juni 1713.

<sup>44</sup> Vgl. *ebda.*, fol. 19r.

Die Turmstrafe wurde erst beendet, nachdem sich Pfarrer Nusser in einem Schreiben vom 19. Juni 1713 an das Pfarrkirchenbaupflegamt für ihn einsetzte. Er bat die Ulmer Obrigkeit um gnädige Milderung der verdienten Strafe, der Delinquent habe ja bußfertig bereut. Auch habe sich sein Weib mit einem Ansuchen und Begehren an ihn gewandt. Man brauche ihn bitter nötig für den täglichen Unterhalt. Er habe sein schweres Verbrechen herzlich und demütig bereut und werde in Zukunft auf Wohlverhalten bedacht sein<sup>45</sup>.

Die Auseinandersetzungen des Jahres 1713 endeten mit einem Ratsbescheid vom 23. Juni<sup>46</sup>. Darin wurde auf die Anleitung der Ratsgelehrten, auf die geschworenen Urgichte und die Bezahlung der Atzung<sup>47</sup> Bezug genommen. Er sollte noch einmal ernstlich ermahnt werden, Abstand von aller Schwärmerei zu nehmen und nicht mehr zu Pfarrer Hepplen nach Gussenstadt zu gehen. Mit Rücksicht auf seine Frau und die vier Kinder und wegen der Fürbitte seines so beleidigten Herrn Pfarrers ließ die Obrigkeit noch einmal Gnade walten. Sie verhängte vier Wochen Schanzarbeit (in Ulm) und öffentliche Abbitte in Schalkstetten bei der demnächst stattfindenden Kirchenvisitation<sup>48</sup>. Wie es den Anschein hat, hielt er sich an sein Versprechen. Denn drei Jahre später gehörte er nicht mehr zu den Männern, die erneut nach Geislingen zitiert wurden. Was aber die anderen Pietisten anbelangt, ließ man es bei der ihnen in die Hand gegebenen Anordnung bewenden.

### Eine letzte Auseinandersetzung: das Jahr 1716<sup>49</sup>

Nach diesem harten Vorgehen war einige Zeit Ruhe. Da kam im Jahr 1716 der inspirierte Sattler Johann Friedrich Rock nach Gingen und verkündete dem Ulmer Land das Gericht. Die Besonderheit dieser “Inspirierten” war, dass sie Gottes Wort predigten “unter ungewöhnlichen krampfhaften körperlichen Bewegungen in nur halb bewusstem, magnetischen Zustand langsam, stoßweise, zuweilen aber auch mit großer Schnelligkeit”<sup>50</sup>. Wir müssen uns das wie eine Art Ekstase vorstellen. Das Auftreten dieser Erscheinungen wurde als “wahrhaftige, außerordentliche unmittelbar göttlich gewirkte Offenbarung” geglaubt. Mindestens zwei der Schalkstetter Pietisten gingen am Sonntagnachmittag dorthin, um wieder einmal unter ihresgleichen zu sein.

Gleich zwei Briefe, datiert vom 17. Juni 1716, erreichten die Ulmer Kirchenbehörde: Ein Brief vom Obervogt Schad und einer von Pfarrer Röbele. Obervogt Schad berichtete vom Wiederaufflammen der Konventikel und nannte verschiedene Namen der Verdächtigen aus Geislingen, Gingen und anderen Orten, darunter auch die beiden Schalkstetter Leonhard Schlaiß und Bernhard Algöwer<sup>51</sup>.

<sup>45</sup> StadtA Ulm, A [1761] fol. 30: Schreiben Pfarrer Nussers vom 20. Juni 1713.

<sup>46</sup> *Ebda.*, fol. 32: Ratsbescheid vom 23. Juni 1713.

<sup>47</sup> Atzung meint die Kosten für das Gefängnis.

<sup>48</sup> Vgl. StadtA Ulm, A [1761] fol. 19v (wie Anm. 43). Gedacht war dabei wohl an eine Art Bußsakt im Gottesdienst vor der Gemeinde. Diese Visitation hat offensichtlich nicht stattgefunden. Zumindest gibt es keine Akten darüber. Ein Grund könnte in der Erkrankung von Pfarrer Nusser 1714 liegen, der er schließlich erlag. Erst 1716 gab es in Schalkstetten eine Visitation, die aber diese Vorgänge in keiner Weise erwähnte. Vgl. Julius *Endriss*: Die Ulmer Kirchenvisitationen des 17. und 18. Jahrhunderts. Ulm 1938. S. 22f.

<sup>49</sup> StadtA Ulm, A [1762].

<sup>50</sup> Vgl. *Keidel*, 1889 (wie Anm. 3) S. 10.

<sup>51</sup> StadtA Ulm, A [1762] fol. 22: Schreiben des Obervogts Schad an die Ulmer Kirchenbehörde vom 17. Juni 1716.

Der Geislinger Pfarrer Wilhelm Röbele<sup>52</sup>, ein leidenschaftlicher Bekämpfer der Pietisten<sup>53</sup>, beklagte sich über *seine Pietisten*. Im Zusammenhang mit den Privatversammlungen in den Häusern wurde auch ein Mann von Schalkstetten genannt.

Wiederum schickte Ulm eine Deputation nach Geislingen. Einen Monat später, am 17. Juli 1716, trafen der Pfarrkirchenbaupfleger Christoph Lorenz Welser, der Ratskonsulent Theobald Schleicher und der Münsterprediger Magister Johann Frick in Geislingen ein<sup>54</sup>. 17 Personen wurden geladen und verhört, darunter auch die beiden Schalkstetter Schläiß und Algöwer. Jetzt war der Fragekatalog mit rund 60 Fragen dreimal so umfangreich wie drei Jahre zuvor<sup>55</sup>. Bei diesen 60 Fragen ging es darum, herauszubekommen, wer sich bei den Versammlungen getroffen und in welchen Häusern man gebetet und gesungen hatte. Eine große Rolle spielten wiederum die verbotenen pietistischen Schriften. Die Deputierten wollten genau wissen, woher sie kamen, wer sie gelesen und wie sie weitergegeben wurden. Die Befragten gaben zu, dass sie von dem Verbot gewusst, sich aber leider nicht daran gehalten hätten. Sie verteidigten die Inspiriertheit Rocks und erklärten, *dass es bei verschiedenen Herren der Obrigkeit und Geistlichkeit zu Ulm also bestellt sei, dass die Bußpredigt Rocks ganz am Platz gewesen sei*. Trotz der intensiven Befragung kamen die Deputierten nicht so recht zum Ziel. Ratlos reisten sie nach einer Woche wieder ab.

Ein Dekret des Magistrates vom 29. Juli 1716 versuchte, den *gelinden Weg beizubehalten*<sup>56</sup> und durch theologische Vernunft zu überzeugen, nicht durch Strafe. Man sperrte Schläiß und Algöwer zwar einige Tage ein, allerdings nicht aus Glaubensgründen, sondern weil sie Anordnungen der Obrigkeit missachtet hatten. Die sektiererischen Schriften, z. B. diejenigen von Arnold, wurden eingezogen; man gab ihnen aber auf Kosten des Pfarrkirchenbaupflegamtes andere, rechtgläubige Bücher, z. B. die beiden "Friedenspredigten" von 1713. Mit dieser Schenkung verband sich die Hoffnung, sie auf diese Weise wieder zur rechten Lehre der Kirche zu bekehren. Offensichtlich ließen sich die beiden Schalkstetter Pietisten überzeugen. Dem Pfarrer – seit 1715 amtierte Pfarrer Johannes Wöllfle – wurde der schriftliche Befehl zugesandt, die Pietisten in seiner Gemeinde nicht so sehr zum öffentlichen Gottesdienst anzustrengen, sondern zufrieden zu sein, wenn sie nur dann und wann kämen. Die Obrigkeit verfolgte offensichtlich die Absicht, mit Milde die Herzen wiederzugewinnen, was aufs Ganze gesehen auch gelang.

Damit endete die Auseinandersetzung um die Schalkstetter Pietisten. Mit Geislinger und Gingener Anhängern dieser Glaubensrichtung hatten die Ulmer Behörden noch einigen Ärger. Etliche der Geislinger und Gingener Separatisten wurden, da sie trotz intensiven theologischen Gesprächs nicht zur Einsicht kommen wollten, aus dem Ulmischen Gebiet ausgewiesen<sup>57</sup>.

<sup>52</sup> StadtA Ulm, A [1762] fol. 25: Schreiben Pfarrer Röbele vom 17. Juni 1716.

<sup>53</sup> So wird er von *Keidel*, 1888 (wie Anm. 3) S. 94 dargestellt. Röbele, geb. 1660, war von 1689-1707 Helfer (Diakon), dann bis zu seinem Tod 1732 Pfarrer in Geislingen.

<sup>54</sup> Vgl. *Keidel*, 1889 (wie Anm. 3) S. 11.

<sup>55</sup> Vgl. StadtA Ulm, A [1762] fol. 49: Fragenkatalog Ulmer Rat 22. Juli 1716.

<sup>56</sup> *Ebda.*, fol. 138: Dekret des Magistrates vom 29. Juli 1716.

<sup>57</sup> Vgl. *Haag* (wie Anm. 3) S. 95.

## Die abweichenden Glaubensvorstellungen und die Motive der Obrigkeit, dagegen vorzugehen

Gezeigt wurde, wie die Ulmer Obrigkeit mit Vertretern des separatistischen Pietismus umgegangen ist. Welche Gründe hatten Staat und Kirche, dagegen vorzugehen? Wie sahen diese abweichenden Glaubensvorstellungen aus?

Wenn wir heute den ersten Brief Nussers von 1712 lesen<sup>58</sup>, fragt man sich, welche harten Fakten hatte er denn wirklich in der Hand? Baumeister und die anderen besuchten fleißig den Gottesdienst und wurden auch durch die Predigten des Pfarrers erbaut. Sie fehlten nicht beim Abendmahl und ließen ihre Kinder taufen. In keiner Weise verachteten sie das Predigtamt, wie sie von Pfarrer Nusser und der Ulmer Obrigkeit beschuldigt wurden.

Auch in ihrem bürgerlichen Leben verhielten sie sich mehr als vorbildlich. Gerade aber an diesem bürgerlichen Verhalten wurde von ihren Kritikern ihre pietistische Gesinnung fest gemacht. Sie trafen sich allerdings mit dem in Geislingen als Pietist bekannten Mayer zur gemeinsamen Schriftlektüre und zum Gebet. Als der Pfarrer sie ins Pfarrhaus bestellte, gaben sie bereitwillig Auskunft. Im Haus von Baumeister fand sich nur eine Postille von August Hermann Francke, die aber nicht auf dem Index stand. Die Pietisten wollten aber mehr als Erbauung am Sonntagvormittag. Sie wollten sich mit Gleichgesinnten zum Gebet und zur Lektüre frommer Schriften treffen. Diese Versammlungen nannte man auch Konventikel. Dass manche dieser Bücher verboten waren, leuchtete ihnen wohl nicht richtig ein, wurde doch auch in anderen, von der Obrigkeit erlaubten Schriften teils harte Kritik an der Kirche geübt. In diesen Konventikeln und durch den Kontakt mit anderen kritischen Geistern sprang auch bei ihnen die Kritik am Abendmahl über. Schlaß drückte es drastisch aus, wenn er sagte, es ekele ihn, wenn er ansehen müsse, wie Würdige und Unwürdige das Abendmahl empfangen. Unwürdig war in den Augen der Pietisten jeder, der nicht bekehrt war und genau so streng wie sie seinen Glauben lebte.

Diese Abweichung von der offiziellen Kirchenlehre und Praxis der Kirche wurde von der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit als Gefahr für die Einheit des Glaubens und des “Kirchenfriedens” angesehen. Ob einfache Gemüter, wie die fünf Schalkstetter Seldner und Tagelöhner, diese feinen theologischen Unterschiede überhaupt wahrnehmen konnten? Liest man die “Vorhalte”, so hat man den Eindruck, die Obrigkeit hatte alle Mühe, die von den Pietisten vermeintlich ausgehenden Gefahren darzustellen.

Das vehemente Verhalten der Obrigkeit sei zunächst mit der Haltung von Pfarrer Nusser erläutert. Nusser sah durch das pietistische Unwesen seine Gemeinde in Gefahr. Er musste sich schützend vor sie stellen und anderes Gedankengut von ihr fernhalten. Auch hat man den Eindruck, dass etliche seiner Zuhörer ihm als Zuträger immer das Neueste von den Aussprüchen der Pietisten berichteten. Es fällt die Betonung von Gottesdienst und Predigt auf. Den Pietisten wurde bescheinigt, dass sie beides fleißig besuchten. Dass sie aber daneben noch weiteres Schriftgut für ihre Frömmigkeit gebrauchten, das stellte offensichtlich das Monopol der amtlichen Verkündigung in Frage und

<sup>58</sup> Vgl. StadtA Ulm, A [1760].

wurde als Angriff auf das Predigtamt angesehen. Verboten war allerdings auch das private Zusammenkommen zu Gebet und Lektüre.

Die Ulmer Obrigkeit, die ein strenges Kirchenregiment ausübte, nahm diese abweichende Glaubensüberzeugung als Gefahr für die Einheit der Kirche und als politische Gefahr wahr und reagierte entsprechend heftig. So wird deutlich, wie die Ulmer Obrigkeit Rechtgläubigkeit und bürgerliches Wohlverhalten bis ins kleinste Dorf durchgesetzt hat, in einer Mischung aus theologischer Disputation und Belehrung, sozialem Druck und obrigkeitlichem Zwang, mit dem Ziel der Überzeugung. Die Obrigkeit vertrat die herrschende kirchliche Orthodoxie, die aufs Engste mit der bürgerlichen Moral und bürgerlichem Wohlverhalten verquickt war. Sie wusste sich verantwortlich für den Glauben der Menschen und hatte ausreichende weltliche Machtmittel, sie auch durchzusetzen. Auf totale Ablehnung bei der Obrigkeit stießen vor allem die privaten Zusammenkünfte, die Konventikel. Denn die Beschränkung auf den kleinen Kreis bekehrter, ernsthafter Christen widersprach dem damals gängigen Kirchenverständnis von Volkskirche<sup>59</sup>.

Die Obrigkeit nahm das Anliegen der Pietisten nach ergänzenden Schriften und Büchern für die Vertiefung ihres Glaubenslebens ernst. Die verbotenen Bücher wurden zwar eingezogen, man gab ihnen aber auf Kosten des Pfarrkirchenbaupflegamtes andere Bücher, in denen auch Kritik an der Kirche und vieler Menschen in der Kirche geübt wurde, so dass auch die Kritik an den *Klotzen der eigenen Religion* ernst genommen wurde. Auch ist wichtig festzuhalten: Die Pietisten wurden nicht wegen ihres abweichenden Glaubens bestraft, sondern weil sie sich nicht an Anordnungen der Obrigkeit gehalten hatten, indem sie die Konventikel besuchten, verbotene Bücher lasen und nicht der Pflicht nachkamen, am Abendmahl teilzunehmen.

Blickt man auf alle drei Zusammenstöße der fünf Schalkstetter mit der Obrigkeit zurück, so muss man sagen, sie kamen glimpflich davon, wenn wir einmal von der Bestrafung von Tobias Stöckles wegen seiner Verbalinjurie gegen den Pfarrer absehen. Zwar wurden alle vorgeladen, mehrmals mussten sie sich verantworten und Wohlverhalten versprechen. Die Obrigkeit nahm das Anliegen der Pietisten nach Vertiefung ihres Glaubens durch entsprechendes Schrifttum ernst. Sie ließ es bei ihrer "ernsten Vermahnung" bewenden, vielleicht auch aus der Erkenntnis heraus, dass man letztlich den persönlichen Glauben und das Gewissen der Menschen nicht bestimmen kann.

## Das abrupte Ende der Auseinandersetzungen im Jahre 1716

Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage zurück: Warum endeten die Auseinandersetzungen zwischen Gemeindegliedern aus Schalkstetten und der Ulmer Obrigkeit abrupt im Jahr 1716? Drei Jahre hintereinander mussten sich Schalkstetter Gemeindeglieder vor der Ulmer Obrigkeit verantworten, weil sie verdächtigt wurden, abweichende Glaubensmeinungen zu vertreten. Wir wollen versuchen, die Hintergründe dazu zu erhellen. Es ist nicht anzunehmen, dass die Pietisten ihre Gesinnung einfach abgelegt haben wie ein gebrauchtes Kleid. Aus den Er-

<sup>59</sup> Vgl. Haag (wie Anm. 3) S. 73.



fahrungen klug geworden, haben sie ihre pietistischen Anschauungen vermutlich nicht mehr so offenherzig zur Schau getragen, weder dem Pfarrer noch den anderen Dorfbewohnern gegenüber, zumal sich gerade die Dorfbewohner zuweilen als Zuträger ihrer Ansichten betätigten. Schmerzlich vermissten sie sicherlich die Gemeinschaft mit den Gleichgesinnten. Ob sie sich jetzt heimlich in den Konventikeln trafen? Vielleicht hatten sie auch infolge der intensiven Befragungen ihre Meinung über die verfasste Kirche und ihre Theologie realistischer einzuschätzen gelernt, zumindest was ihre Kritik angeht. Denn konkret auf Missstände befragt, konnten sie bei den Verhören keine angeben. Vielleicht war auch der neue Pfarrer Johannes Wöllfle dem pietistischen Gedankengut gegenüber aufgeschlossener.

Für die fünf Schalkstetter Seldner und Tagelöhner müssen wir es bei diesen Mutmaßungen belassen. Mehr wissen wir von der Ulmer Obrigkeit. Hier kam es, wenn auch sehr behutsam, zu einem Stimmungsumschwung im Hinblick auf den Pietismus, so dass die Untertanen ihre Gesinnung fortan freier leben konnten. Dafür sprechen folgende Beobachtungen zu den Hauptakteuren, den Münsterpredigern Johannes Frick und David Algöwer. Beide studierten bei August Hermann Francke, Frick in Leipzig, Algöwer in der neu gegründeten Universität in Halle. Überhaupt stand die Mehrheit der “Ulmer Münstergeistlichkeit mit der neuen kirchlichen Reformbewegung des Pietismus in Verbindung, ohne den durch die separatistische Gefahr missverständlich gewordenen Begriff dafür zu verwenden”<sup>60</sup>. Wenn wir diesen biographischen Hintergrund mitbedenken, so ist anzunehmen, dass sie ihre strengen Meinungen auf Dauer nicht durchhielten, zumal sie sich bei den Antworten der Pietisten davon überzeugen konnten, dass deren Kritik nicht auf eine Missachtung des Predigtamtes und damit der Obrigkeit zielte. Damit war einer ihrer tiefsten Ängste gegenstandslos geworden. Im Jahre 1717, also nur ein Jahr nach diesen Auseinandersetzungen, gehörten sie zu denen, die Francke im Münster begeistert empfangen und feierten.

Es kam ein zweiter Umstand hinzu. Die Einheitlichkeit des Glaubens – als Idee tief in den Menschen bis in die Neuzeit hinein verwurzelt – hatte durch das Auftreten des separatistischen Pietismus einen Riss bekommen. Ein abweichendes Verhalten im religiösen Bereich wurde bis dahin als politische Gefahr verortet und entsprechend unterdrückt und gehndet<sup>61</sup>. Toleranz erschien auf dieser Grundlage als System gefährdend. Wenn ein Bewohner Kritik an der Religion übte, stand damit auch die Autorität des Staates mit auf dem Spiel. Denn Religion und Obrigkeit waren aufs Engste verzahnt im Geben und Nehmen, beide profitierten wechselseitig voneinander. Jetzt aber meldeten sich, wenn auch zaghaft, in der Ulmer Obrigkeit Gedanken der Toleranz zu Wort, und zwar in einem Gutachten, das der Rat der Stadt in Auftrag gegeben hatte, mit dem Ziel herauszubekommen, wie man sich den Abweichlern gegenüber verhalten sollte<sup>62</sup>. Die Mehrheit der Ratsherren kam zu dem Schluss: Die Freiheit des Geistes, wie sie von den Pietisten gefordert werde, sei politisch gefährlich, weil damit obrigkeitliche Befehle, z. B. der Kirchgang oder die Teilnahme am Abendmahl, verweigert

<sup>60</sup> Vgl. *Schöllkopf* (wie Anm. 3) S. 175f.

<sup>61</sup> Vgl. *Haag* (wie Anm. 3) S. 95.

<sup>62</sup> StadtA Ulm, A [1762]: Juristisches Gutachten vom 13. Nov. 1716 und theologisches Gutachten vom 15. Sept. 1716.

würden. Ein zuvor von den Theologen erstelltes Gutachten kam zum gleichen Schluss: Es dürfe kein Abweichen von der offiziellen Kirchenlehre geben, da sonst die Autorität der Kirche leiden würde. Allerdings, ganz so einhellig war man nicht. Es gab bei diesem Gutachten eine abweichende Meinung des Rats-herrn Johann Jakob Müller und des Münsterpredigers Elias Jacob Veil. Sie sahen die Kirche als eine freie Sozietät an, deren Mitglieder sich zusammenfinden, um Gott öffentlich auf die Art zu dienen, wie sie es ihrem Seelenheil am *convenabelsten*<sup>63</sup> erachten. Sie konnten sich allerdings noch nicht durchsetzen.

Letztlich hat sicherlich der schon erwähnte Besuch von August Hermann Francke an der Jahreswende von 1717 zu 1718 in Ulm zu einer duldsameren Einstellung dem Pietismus gegenüber beigetragen. Der Gründer des umfangreichen Schul- und Sozialwerkes in Halle an der Saale, August Hermann Francke, begab sich im Jahr 1717 auf "seine Reise ins Reich", um für seine Hilfswerke und Missionen zu werben. Dabei bereiste er auch Süddeutschland, wo der Pietismus eine besondere Blüte erlebte<sup>64</sup>. Während eines längeren Aufenthaltes im württembergischen Blaubeuren Ende 1717 erhielt er eine Einladung des Rates der Reichstadt nach Ulm zum 200-jährigen lutherischen Reformationsjubiläum. Man wollte dem durch Kriege angeschlagenen Selbstbewusstsein der Stadt mithilfe des in ganz Europa berühmten Professors aus Halle ein wenig Glanz verschaffen. Francke besuchte am 4. Advent mit Freunden einen Abendgottesdienst im Münster, wo er von dem Münsterprediger Johann Kaspar Funk (1680-1729) angegriffen und als Wolf im Schafspelz bezeichnet wurde, der das lutherische Bekenntnis verletze. Dies wurde von der Mehrheit der Verantwortlichen in der Stadt als schwerer Affront empfunden. Mehrmals tagte der Rat der Stadt. Der Streit endete damit, dass man Francke als Satisfaktion bat, im Münster eine Gastpredigt zu halten. Am 18. Januar 1718 hielt dann Francke vor über 8.000 Zuhörern seine Predigt, die er als missionarische Chance zu nützen wusste. Johann Kaspar Funk wurde gemäßregelt und für einige Zeit nicht mehr als Münsterprediger eingesetzt. Dieser Streit im Münster hatte weit über die Stadtgrenzen Ulms hinaus Aufsehen erregt und sicherlich die Duldung des Pietismus gefördert, wenn auch nicht seine separatistische Spielart.

Zusammenfassend kann man sagen, dass es wohl ein Zusammentreffen vieler günstiger Umstände war, die das Ende der Auseinandersetzungen, zumindest für Schalkstetten, herbeiführten. Dazu zählte nicht zuletzt die Tatsache, dass die Ulmer Behörde nicht allein auf ihre Machtmittel setzte, sondern sich ehrlich und mit ziemlichem Aufwand bemühte, Überzeugungsarbeit zu leisten, gepaart mit einem Umdenken bei Obrigkeit und Untertanen, das sich in einer realistischeren Einschätzen der jeweils anderen Partei zeigte – wohl auch als Ergebnis der intensiven theologischen Gespräche.

---

<sup>63</sup> Vgl. Haag (wie Anm. 3) S. 94.

<sup>64</sup> Vgl. Schöllkopf (wie Anm. 3) S. 165-186.

# Die Welfensage – ein Historienspiel zur Fastnacht

Vom Klosterdrama zum bürgerlichen Schauspiel

---

*Markus Dewald*

## 1 Theaterkultur in Weingarten

Seit dem Zeitalter des Barock spielte an der Weingartener Klosterschule das Theaterspiel eine bedeutende Rolle. Um den Erfolg der schulischen Arbeit zu demonstrieren, gab es jährlich mehrere, in der Regel lateinische Aufführungen. Die Texte wurden zunächst handschriftlich festgehalten und gesammelt, zum Teil wurden sie durch Abschreiben weitergegeben und verbreitet<sup>1</sup>. Für den Zeitraum von 1540 bis 1665 finden wir vereinzelt Hinweise in Briefen, Büchern und Rechnungen. Im 16. Jahrhundert gab es noch religiöse Schauspiele, die von fahrenden Komödianten aufgeführt wurden. So lassen sich zum Beispiel Passionsspiele am Fronleichnamfest für die Jahre 1540, 1557, 1560 und 1561 nachweisen<sup>2</sup>. Unter Abt Georg Wegelin (1587-1627), einem Studenten der Jesuiten-Universität in Dillingen, wurde der Konvent durch jesuitische Inspiration reformiert. Dabei kam auch das Schultheater der Gesellschaft Jesu nach Weingarten<sup>3</sup>.

Aus der Regierungszeit des Abtes Sebastian Hyller (1697-1730) gibt es einen recht umfangreichen Fundus an Theatertexten, die von verschiedenen Autoren verfasst worden waren. Die Sammlung wurde von P. Joachim Braunmüller (1657-1722), dem Sekretär Sebastian Hyllers, angelegt. Pater Braunmüller, in Salzburg geboren, wurde als Student von den dortigen prächtigen Inszenierungen nachhaltig geprägt. Abt Hyller intensivierte die Beziehungen zwischen Weingarten und der Benediktiner-Universität Salzburg. Zahlreiche Weingartener Konventualen brachten reichhaltige Eindrücke und Erinnerungen in ihr Heimatkloster mit. Pater Braunmüller hinterließ eine zehnbändige Sammlung von 75 dramatischen lateinischen Texten, die er zusammengestellt und niederge-

---

<sup>1</sup> Die Rekonstruktion der Theaterkultur in Weingarten ist besonders dadurch erschwert, dass nach der Säkularisation die Archivbestände aufgelöst und an verschiedene Orte verbracht wurden.

<sup>2</sup> Rudolf *Reinhardt*: Zur Musik- und Theaterpflege im Kloster Weingarten. In: ZWLG 19 (1960) S. 141-150. Hier: S. 142. Ebenso: Gebhard *Spahr*: Theaterpflege im Kloster Weingarten von 1697 bis 1730. Ein Beitrag zur oberschwäbischen Theatergeschichte. In: ZWLG 16 (1957) S. 319-330.

<sup>3</sup> Hans Ulrich *Rudolf*: Die Benediktinerabtei Weingarten zwischen Gründung und Gegenwart 1056-2006. ein Überblick über 950 Jahre Klostergeschichte. Weingarten 2006. S. 46ff.

schrieben hat<sup>4</sup>. In der Zeit, in der Pater Braunmüller die Sammlung der Theater-  
texte anlegte, hat der Weingartener Konventuale Gabriel Bucelin, Student an  
der Jesuiten-Universität in Dillingen, vermutlich die erste Theaterfassung der  
Welfensage gefertigt. Auch unter den Äbten Plazidus Renz (1738-1745) und  
Dominikus Schnitzer (1745-1784) gab es eine blühende Theaterpflege, wie  
die überlieferten Materialien belegen. Handelte es sich bislang um lateinische  
Dramen und Singspiele, vereinzelt mit deutschsprachigen Passagen sowie  
italienischen Chören und griechischen Versen, so gab es 1775 zum ersten Mal  
eine Aufführung in deutscher Sprache. Alljährlich wurde am Schuljahresende  
vor den im September beginnenden Herbstferien ein Theaterstück aufgeführt.  
Weitere beliebte Spieltermine waren der Namenstag des Abtes, die Patrozinien  
der heiligen Katharina und des hl. Martin sowie Weihnachten, Neujahr und  
Ostern, seit 1758 auch Pfingsten.

Mit der Aufhebung des Klosters 1802/03 erlosch die klösterliche barocke  
Theaterkultur. Es vergingen fast 25 Jahre bis sich in Altdorf/Weingarten neue  
Schauspielaktivitäten entfalteten. Die erste Aufführung der Welfensage ist für  
das Jahr 1826 belegt. Wie intensiv die Geschichte der Welfensage mit der von  
Altdorf, dem späteren Weingarten<sup>5</sup>, verbunden ist, zeigen auch die vier Gemälde  
an der Westfassade des Amtshauses<sup>6</sup>. Auch das gegenüberliegende Rathaus zeigte  
bis zur Übermalung 1856 Fresken mit der Welfensage. Im Welfenzimmer des  
Weingartener Stadtmuseums, früher im zweiten Stock des Rathauses zu Wein-  
garten und ursprünglich an der Außenwand des Gebäudes befindet sich ein auf  
Holz aufgebrachtes Ölgemälde, das dieselbe Szene zeigt, das Festmahl und den  
Aufmarsch der zwölf Knaben, und mit folgender Inschrift versehen ist: *Ein uner-  
hörte Historia von dem Ursprung unnd Nammen Guelphen, vor Zeyten Graffen  
und Herren zu Altdorff im Allgay, nachmals Fürsten in Bayern. Dergleichen  
von Anbegin der Welt nit gehört noch vernomen worden, Isenbart, Graf zu Alt-  
dorff, lebt Anno 780. Seine Gemahlin Irmentrudis brachte auf einmahl 12 Söhne  
zur Welt, und wolte aylfe davon gleich als die Junge Hunde lassen ins Wasser  
werffen*. Das undatierte Gemälde mit unleserlicher Signatur stammt vermutlich  
aus dem 18. Jahrhundert<sup>7</sup>.

## 2 Historische Ursprünge der Welfensage

Die Konventualen des Hausklosters der Welfen vergaßen ihre Gründer, Wohl-  
täter und Stifter nie. Schon früh setzte deshalb die historische Erinnerungskultur,  
u. a. auch in der klösterlichen Geschichtsschreibung ein. Zahlreiche historische  
Aufzeichnungen, beginnend mit der *Historia Welforum* (um 1170) sowie der  
*Genealogia Welforum* (1123/26), sorgten für eine nachhaltige Präsenz im  
Gedächtnis nachfolgender Generationen<sup>8</sup>.

<sup>4</sup> *Ebda.*, S. 72 sowie Norbert Kruse/Hans-Ulrich Rudolf u. a.: Weingarten. Von den Anfängen bis zur  
Gegenwart. Weingarten 1992. S. 244.

<sup>5</sup> 1865 Umbenennung zu Weingarten durch König Karl von Württemberg anlässlich der Erhebung Altdorfs  
zur Stadt.

<sup>6</sup> Amtshaus seit 1962; vormalig Schulhaus, erbaut 1865. Die Gemälde wurden 1924, ein Jahr vor der letzten  
Aufführung der Welfensage, von der Weingartener Kunstmalerin Maria Eberhard nach alten Motiven neu  
geschaffen.

<sup>7</sup> Nach schriftlicher Auskunft von Herrn Stadtarchivar Uwe Lohmann, Weingarten, vom 20.9.1988.

<sup>8</sup> Zusammenfassend: Rudolf (wie Anm. 3) S. 30f.



Abb. 1 - Die Welfensage. Ölgemälde im Weingartener Rathaus.

Von ganz besonderer Art ist die Stammessage, die, nach Emil Krüger, in Anknüpfung daran eronnen wurde, dass der Name Welf im Allgemeinen das Junge eines Tieres, speziell eines Hundes, bedeuten sollte. Die eigentliche Stammessage, zu welcher die Deutung des Namens Welf Veranlassung gegeben hat, findet sich in der im Jahr 1580 von Reiner Reineck von Steinheim verfassten *Brandenburgischen Chronica*<sup>9</sup>. Reiner Reineccius beruft sich beim Verfassen seiner Chronik auf einen alten Chronikschreiber namens Atranus Gebula und auf einen *Poetam und Chronicum* namens Michaelen Lindnerum<sup>10</sup>. Das Ergebnis ist die *Chronica Des Chur und Fürstlichen Hauses der Marggraffen zu Brandenburg etc. Burggraffen zu Nörnberg etc. Darinne ordentlich verfasst/ertlich zwo unterschiedliche kurze Beschreibung von den uhralten Welffen/Hertzogen zu Bayern/ Graffen zu Aldorff/Herrn zu Ravensburg etc.*

Basierend auf dieser von Reiner Reineck von Steinheim verfassten Entstehungsgeschichte der Welfen haben die Gebrüder Grimm bei der Zusammen-

<sup>9</sup> Erich Krüger: Der Ursprung des Welfenhauses und seine Verzweigung in Süddeutschland. Wolfenbüttel 1899. S. 1f.

<sup>10</sup> Nach Krüger (wie Anm. 9) S. 2, war Reiner Reineccius Professor in Helmstedt, die Schrift wurde 1580 in Wittenberg gedruckt.

stellung der *Deutschen Sagen* 1818 auf die inhaltliche Darstellung aus der *Brandenburgischen Chronica* Bezug genommen. Mit kleineren textlichen Varianten haben Johann Georg Eben in seinem Werk *Versuch einer Geschichte der Stadt Ravensburg 1835*<sup>11</sup>, Franz Sauter in seinem Buch *Kloster Weingarten, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten 1857*<sup>12</sup> und schließlich noch Anton Birlinger *Volksthümliches aus Schwaben* 1861/62 über die Welfensage berichtet<sup>13</sup>.

### 3 Inhalt der Welfensage

Zum Verständnis der Theaterstücke sei hier kurz der Inhalt der Welfensage<sup>14</sup> wiedergegeben: Um das Jahr 780 lebten Graf Isenbard<sup>15</sup> und seine Gemahlin Irmentrudis, Tochter des Bussenherzogs und Schwägerin Kaiser Karls des Großen, auf der Burg ob Altdorf<sup>16</sup>, dem heutigen Weingarten. Eines Tages kam es zu folgendem Ereignis: Einer unbekanntem Bettlerin, welche mit ihren Drillingen an der Hand um eine Gabe<sup>17</sup> flehte, warf Gräfin Irmentrudis die verächtliche und unbedachte Beschuldigung mehrfacher Buhlerei ins Gesicht<sup>18</sup> und verweigerte die Almosen. Die arme Frau<sup>19</sup> aber, im Bewusstsein ihrer Unschuld und aufs Tiefste entrüstet, sprach über sie den Fluch aus, sie möge selbst an einem Tag Mutter so vieler Kinder werden, wie das Jahr Monate zählt, und von da an unfruchtbar<sup>20</sup> bleiben. Der Fluch<sup>21</sup> ging in Erfüllung. Während der Graf am kaiserlichen Hof weilte, schenkte Irmentrudis zwölf Knaben auf einmal das Leben. Aber nur einer davon hatte die normale Größe eines Kindes, die anderen waren so klein wie neugeborene Hunde – früher “Wölfe” genannt.

<sup>11</sup> Johann Georg Eben: Versuch einer Geschichte der Stadt Ravensburg. Ravensburg 1835. Reprint 1987. S. 49-57. In seinen Ausführungen nimmt Eben wiederholt Bezug auf die Darstellungen des Konventualen Bucelin.

<sup>12</sup> Franz Sauter: Kloster Weingarten, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten. Ravensburg 1857. S. 85-87.

<sup>13</sup> Anton Birlinger (Hg.): Volksthümliches aus Schwaben. Sagen, Märchen, Volksglauben. 2 Bde. Freiburg 1861-62. S. 223-224.

<sup>14</sup> Zusammenfassung aus den Texten von Drexler (1922), F.-J. Distel sowie K.-H. Schaaf. In: Die Welfen und Altdorf-Weingarten. Eine Dokumentation aus Anlass der ersten schriftlichen Erwähnung des Namens Altdorf vor 950 Jahren. Zusammengestellt von Hans Ulrich Rudolf und Dorothee Kühnel. Weingarten 1986. S. 99-102.

<sup>15</sup> Entsprechend dieser Sagenbildung wird Graf Isenbard als der Stammvater der Welfen angesehen. Danach setzte König Pippin nach Auflösung des Herzogtums Alemannien (754) über diese Provinz den Statthalter Warin, Graf im Thurn- und Vinzgau, ein. Warin hatte zwei Söhne: Warin und Isenbard. *Anonymus*: Programm nebst geschichtlicher Einleitung über das Geschlecht der Welfen, sowie über die Welfensage mit Anhang über den Hauptakt bei der Faschings-Aufführung des Ritterspiels: Graf Isenbard mit seiner Gemahlin Irmentrudis und die zwölf Knaben von Altdorf anno 780. Weingarten o. J. S. 3.

<sup>16</sup> *Ebda.*, S. 3: Zum Brautschatz soll Kaiser Karl der Große seiner Schwägerin Altdorf und Ravensburg nebst anderen ansehnlichen Herrschaften gegeben haben.

<sup>17</sup> Zur Bedeutung der Gabe vgl. Max Lüthi: Die Gabe im Märchen und in der Sage. Ein Beitrag zur Wesenscheidung der beiden Formen. Zürich 1943.

<sup>18</sup> *Anonymus* (wie Anm. 15) S. 4: Gräfin Irmentrudis tat diese Äußerung angeblich im festen Glauben, dass die Geburt mehrerer Kinder auf einmal die natürliche, gottgewollte Strafe heimlicher Untreue der Mutter gegen ihren Gatten sei.

<sup>19</sup> “In der Sage sind die Verfluchenden hochwertige Potenzen: beleidigte Eltern oder Bettler [...] und der Getroffene ist ein großer Frevler”. Lüthi (wie Anm. 17) S. 83.

<sup>20</sup> Nach Auffassung Lüthi (wie Anm. 17) S. 76f. beherrschen u. a. Fluch, Unsegen, Vernichtung und Verstümmelung das innere Sein des Betroffenen.

<sup>21</sup> Lüthi (wie Anm. 17) S. 71. “An die Stelle der direkten Vernichtung kann der Fluch treten [...] Naturgemäß wird er meistens von Diesseitigen ausgesprochen”. Ebenso: S. 80 ff. “Der Fluch, aus tiefer Erschütterung geboren und mit anstrengender Anspannung aller Kraft ausgesprochen, bewirkt äußerlich bei weitem keine so phantastische Wandlung wie die Verwünschung im Märchen”.



Abb. 2 - Gemäldezyklus der Welfensage am Amtshaus in Weingarten: (1) Gräfin und Bettlerin – Fluch und Prophezeiung. (2) Graf und Magd der Gräfin – Die *Welfen* werden entdeckt, das Vorhaben der Gräfin kommt nicht zur Ausführung. (3) Graf und Müllersleute – Die *Welfen* werden im Geheimen erzogen. (4) Grafenpaar und Hof – Der Graf präsentiert seiner Gemahlin die zwölf *Welfen*.

Entsetzt über diesen unerhörten Ausgang ihrer Mutterhoffnungen und geblendet von der schrecklichen Angst, man werde auch sie derselben geheimen Schande zeihen, die sie einst der Bettlerin vorgeworfen hatte, gab sie ihrer vertrauten Kammerzofe Laura den Befehl, die elf Zwerggeburten in der nahen Scherzach zu ertränken. Nur das kräftigste Kind, Konrad genannt, wollte sie ihrem Mann als Erstgeborenen zeigen. Die Kammerzofe musste über dieses Vorhaben strengstes Stillschweigen bewahren und jedem der sie fragte – wer immer es auch sein möge – hatte sie zu antworten: „Junge Welfe“ (junge Hunde). Die elf Knaben schienen im Wasser ihr Grab gefunden zu haben<sup>22</sup> und mit ihnen auch die Kammerzofe, denn sie blieb seit diesem Tag verschwunden.

In Wirklichkeit aber hatte Graf Isenbard, der unerwartet von seiner Reise an den kaiserlichen Hof zurückkehrte, die Zofe mit dem Korb angetroffen und konnte so den Kindermord verhindern. Er ließ für die heimliche Aufzucht der Knaben Sorge tragen und versprach der Magd Strafflosigkeit unter der Bedingung, dass sie über das Vorgefallene strengstes Stillschweigen wahre und sich selbst so lange verborgen halte, bis das Verbrechen seiner Gattin die gerechte Sühne erhalten habe. Am 6. Geburtstag der Knaben – Graf Isenbard hatte viele

<sup>22</sup> Das Wasser der Scherzach verweist symbolhaft auf die menschliche Vergänglichkeit wie gleichermaßen auf das Leben. Eigentlich sollte es als Medium des Todes wirken und die Getöteten hinwegspülen. Durch ihre wunderbare Rettung vollzieht sich am Ufer der Scherzach der Akt einer zweiten Geburt. Wasser erweist sich in dieser Sage als tragendes, schützendes und rettendes Element.

Ritter zu einem Gastmahl geladen – sollten die geladenen Adeligen vorab über die Freveltat seiner Gemahlin zu Gericht sitzen und ihr Urteil fällen, da der Graf eine Begnadigung nicht alleine aussprechen wollte. Das Urteil fiel gnädig aus und Graf Isenbard versammelte seine Gäste im Ahnensaal zum Gastmahl. Als die Gesellschaft beim Essen saß, ließ er die Türen öffnen und die elf Sprösslinge hereintreten, begleitet vom Müller und seiner Frau, die Isenbard mit der Pflege beauftragt hatte. Irmentrudis, die erkannte, dass es sich bei den elf Knäblein nur um die ihrigen handeln konnte, bat ihren Mann um Gnade, die ihr auch gewährt wurde.

#### 4 Inszenierungen der Welfensage in Weingarten

Bereits 1662 – also rund 80 Jahre nach dem Erscheinen der Brandenburgischen Chronica – soll die Welfensage in einer bearbeiteten Theaterfassung von dem Weingartener Konventualen Gabriel Bucelin<sup>23</sup> mitgeteilt worden sein<sup>24</sup>. Von Generation zu Generation ist der Text tradiert und für Aufführungen in entsprechende Sprechfolgen umgestaltet worden.

Eine erste Aufführung außerhalb des Klosters ist – wie eingangs bereits angedeutet – für das Jahr 1826 in Weingarten belegt. Die Einladung hierzu – in Form einer kurzen Pressemitteilung – legt jedoch den Schluss nahe, dass schon in den vorausgegangenen Jahren das Stück im Kloster zur Aufführung gekommen sein musste. Ein kolorierter Stahlstich aus der Zeit um 1760-1790 deutet gleichfalls darauf hin, dass die Welfensage schon vor 1826 aufgeführt wurde<sup>25</sup>. Weitere Aufführungen in Weingarten sind für 1862, 1863, 1865, 1892 und 1908 belegt<sup>26</sup>, wobei die beiden letzten Inszenierungen nach der Textfassung eines anonymen Autors erfolgten. Im Jahr 1910 ist das Stück viermal in Weingarten zur Aufführung gekommen, nachdem Pfarrer Schwägler aus Dürmentingen es grundlegend umgearbeitet hatte<sup>27</sup>. Im Anschluss an jede Aufführung schloss sich ein Festzug an. 300 Akteure in 30 Gruppen bewegten sich in „stilgerechten Kostümen“ durch die Straßen Weingartens. In dieser Version verschwindet die Figur des Hofnar-

<sup>23</sup> Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. von der Historischen Commission. Bd. 3. Leipzig 1876. S. 462. Ausführlich zum Lebenswerk Bucelins: Thomas J. Stump, OSB: Mit Stift und Zirkel. Gabriel Bucelinus (1599-1681) als Zeichner und Kartograph, Architekt und Kunstfreund. Weingarten 1976.

<sup>24</sup> Nach schriftlicher Auskunft von Herrn Stadtarchivar Uwe Lohmann, Weingarten, vom 20.9.1988. Leider gibt es für diese Aussage keine Quellenbelege. Nach der Aufhebung des Klosters Weingarten (1803) kamen die Handschriften Bucelins in die Königliche Hofbibliothek nach Stuttgart; im Jahre 1901 an die Württembergische Landesbibliothek und leiten dort das Fach Geschichte ein. Erhalten sind 22 Bände, davon 20 in Foliogröße. Vgl. hierzu: Stump (wie Anm. 23) S. 129. Birlinger (wie Anm. 13) S. 224 zitiert als Quelle seiner Ausführungen ein Werk mit dem Titel „Bucel. hist. Agilolf, pag. 363“; ebenso Eben (wie Anm. 11) S. 50, das sich allerdings nicht in den Beständen der Württembergischen Landesbibliothek befindet. Auch in der Biographie von Pater Thomas Stump finden sich keinerlei Hinweise auf ein solches Werk Bucelins.

<sup>25</sup> Jürgen Hohl: Schwäbisch-alemannische Fasnacht in Altdorf-Weingarten. Weingarten 1974. S. 82.

<sup>26</sup> Hohl (wie Anm. 25) S. 80-88 sowie schriftliche Bestätigung durch das Stadtarchiv Weingarten vom 29.2.1988.

<sup>27</sup> Matthäus Schwägler: Die Welfensage. Großes Volks- und Ritterspiel. Weingarten 1910. *In einer Verhandlung im Herbst 1909 hat sich eine Anzahl hiesiger Bürger entschlossen, das Fastnachtsspiel - die Welfensage -, welches früher jeweils in der Faschingszeit alle 10 Jahre zur Aufführung gelangte, zu einem großen Volks- und Ritterspiel unter dem Titel Die Welfensage umarbeiten und heuer zur Aufführung bringen zu lassen. Die Umarbeitung des Textes, welche in die Hände des M. Schwägler gelegt wurde, ist inzwischen erfolgt und in einem 100 Seiten starken Textbuch herausgegeben.* Ratsprotokoll vom 17.6.1910 der Stadt Weingarten. Zitiert nach schriftlicher Auskunft vom 29.2.1988 durch Stadtarchivar Uwe Lohmann.





Abb. 3 - 1892 wird die Welfensage in Weingarten aufgeführt. Diese Inszenierung und die Theaterkulisse dienen als Vorlage für die Aufführung 1896 in Neuhausen.

ren aus der Inszenierung und die Welfensage wird zu einem reinen Volks- und Ritterspiel. Auch findet die Aufführung nicht mehr an den Fastnachtstagen, sondern in den Wochen im Juli und August statt<sup>28</sup>. 1925 wurde das Stück – vom schwäbischen Heimatdichter Eduard Eggert<sup>29</sup> aus Friedrichshafen nochmals überarbeitet – insgesamt fünfmal gezeigt. Der Spielort war nicht wie in den zurückliegenden Jahren eine Freilichtbühne vor dem Gasthaus “Zum Hirsch”, sondern auf den untersten Stufen der Treppe zur Klosterkirche. Die Inszenierung war um intensive Historisierung bemüht, zu der die Weingartener Kunstmalerin Maria Eberhard “stilgerechte Kostüme”<sup>30</sup> entworfen hatte. Eduard Eggert orientiert sich in seiner Textfassung wieder näher an den älteren Ver-

<sup>28</sup> “Die Vollkommenheit der Ausstattung diente nicht länger fasnachtlicher Maskerade, sondern einer ernsthafteren Exaktheit, der historischen Treue. Die historischen Stoffe gewannen an Eigenleben; ihre nationale Ausdeutung in erster Linie verdrängte die jahreszeitlichen Elemente des Fasnachtsspiels. Außerlich zeigte sich diese grundlegende Verschiebung im Verzicht auf närrische Zutaten und vor allem in der Veränderung der Spieltermine.” Gerlinde *Hole*: Historischer Stoff im volkstümlichen Theater Württembergs seit 1800 (Volksleben 4). Tübingen 1964. S. 30.

<sup>29</sup> Eduard Eggert ist in Ludwigsburg geboren, verbrachte seine Schul- und Jugendzeit in Biberach und berührte mit seinen Gedichten und Epen, mit seinen Romanen und Tragödien mehrfach die oberschwäbische Geschichtslandschaft. Vgl. hierzu: Otto *Borst*: Biberach. Geist und Kunst einer schwäbischen Stadt. In: D. *Stievermann* (Hg.) u. a.: Geschichte der Stadt Biberach. Stuttgart 1991. S. 65-169, hier S. 73.

<sup>30</sup> *Kruse/Reinhardt* (wie Anm. 4) S. 325. Maria Eberhard hatte ein Jahr zuvor den Bildzyklus am Amtshaus nach alten Motiven geschaffen.

sionen und greift die Figur des Narren wieder als zentrales Handlungselement auf. Allerdings schlüpft der Narr nicht in seine ihm eigentümliche Rolle als Spaßmacher und Possenreißer; er verkörpert in dieser Textfassung eher die Rolle eines treuen Dieners des gräflichen Hauses! Aufführungen aus späterer Zeit sind nicht mehr bekannt<sup>31</sup>.

## 5 Die Aufführungen der Welfensage in Neuhausen

Doch die Aufführung der Welfensage lässt sich nicht nur in Weingarten selbst nachweisen, vielmehr kam es 1896 in Neuhausen auf den Fildern, im Volksmund "Katholisch Neuhausen" genannt, gleichfalls zu einer Aufführung dieses Theaterstückes an der Fastnacht. Die Motive, die zur Translokation eines Theaterstückes mit lokalhistorischem Hintergrund geführt haben, sollen uns nachfolgend beschäftigen. Des Weiteren die Frage, in welchem Kontext dieser sagenumwobene Stoff über das Geschlecht der Welfen mit der Fastnacht steht.

Am Fastnachtsmontag und -dienstag, den 17. und 18. Februar 1896<sup>32</sup>, kam es auf dem Schlossplatz vor dem Rathaus<sup>33</sup> zur Aufführung des Ritterspiels *Graf Isenbard mit seiner Gemahlin Irmentrudis und die zwölf Knaben von Altdorf anno 780*. Bei der Wahl des Spielortes und der Theaterkulisse folgte man dem Weingartener Vorbild. Arrangiert wurde das Stück vom damaligen Chorleiter und Dirigenten des Sängerbundes Oberlehrer Josef Volk (1858-1936), der das Stück für die örtlichen Verhältnisse umgearbeitet und mit Musikeinlagen und Chören bereichert hat. Mehr als 200 Akteure waren an der Gestaltung beteiligt. Im Anschluss an das Spiel am Rosenmontag machten sich die Darsteller in prächtig dekorierten Wagen und Gruppen zu Fuß zu einem Umzug<sup>34</sup> durch den Ort auf. Bewunderung erregte insbesondere der Galawagen mit Graf Isenbard<sup>35</sup> und der Gräfin Irmentrudis, ebenso der fürstlich ausgestattete Wagen des Grafen Egon von Heiligenberg. Die Hauptdarsteller auf den kunstvoll gestalteten Wagen wurden von allegorischen Gruppen mit Riesen, Faunen, Mohren, Teufeln und Narren begleitet. Auch Soldaten und Landsknechte fehlten nicht. Insgesamt sollen es 14 Wagen und immerhin 38 Gruppen gewesen sein<sup>36</sup>. Die Laufgruppen wurden von Herolden, der Schlosswache, Landsknechten,

<sup>31</sup> Schriftliche Auskunft des Stadtarchivs Weingarten vom 29.2.1988.

<sup>32</sup> Eßlinger Zeitung 29 (1896) Ausgaben Nr. 43, 49 und 52 vom 15.2., 21.2. und 23.2.1896. Die nachfolgenden Ausführungen basieren auf diesen Zeitungsberichten. Aus Vergleichen mit den Protokollbüchern ergibt sich, dass die Zeitungsberichte aus der Feder von Josef Volk stammen.

<sup>33</sup> "Beim Theaterspiel im Freien - was Aufführungen mit historischen Inhalten besonders angeht - konnten Oberschwaben und Hohenzollern bis in die neueste Zeit das jahreszeitlich verankerte Spiel im freien Gelände. Das Spiel im Ortsinnern, auf offener, sparsam dekorierte Bretterbühne unter freiem Himmel, wie es schon für die städtischen Bürgerspiele der frühen Neuzeit nachweisbar ist, wird von Fastnachtsspielen in einzelnen Dörfern des früheren Hohenzollern bis heute geübt." *Hole* (wie Anm. 28) S. 16f., sowie P. Beck: Aus einem schwäbischen Reichsstifte im vorigen Jahrhundert. Beilage zum Diözesan-Archiv von Schwaben. Stuttgart 1894. S. 26.

<sup>34</sup> Dieser Sachverhalt ist umso bemerkenswerter, als öffentliche Umzüge in Stuttgart bis 1896 verboten waren! Michael *Zimmermann*: Fas(t)nacht im reformierten Württemberg? In: Das Heimatblättle 36 (1988) H. 1. S. 4-7, hier S. 4.

<sup>35</sup> Isenbard, auch Isanbert, leitet sich aus Isan = Eisen sowie bert, berahrt = glänzend ab.

<sup>36</sup> Die Angaben über den Umfang des Umzuges sind recht widersprüchlich. Eugen *Efinger*: Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum des Männergesangvereins Neuhausen. Neuhausen 1927, berichtet auf S. 23 von 43 Festwagen, Reiter- und Trachtengruppen.



Abb. 4 - Die Akteure der Neuhausener Inszenierung der Welfensage vor dem Rathaus 1896. Die Theaterkulisse ist nach dem Vorbild der Weingartener Inszenierung von 1892 gestaltet.

Wehrmännern, Jägern und Jägerinnen, altdeutschen Burgfräulein, Damen zu Pferd mit Stallmeistern, Minnesängern und Zwergen gebildet.

Einen nicht unwesentlichen Einfluss auf Idee und Gestaltung dieses Umzuges – wie auch für den Festzug von 1910 in Weingarten – dürften einerseits höfische Inventionen aus der Zeit der Renaissance und des Barocks sowie entsprechende Fastnachtzüge aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehabt haben, wobei nicht der Rückgriff auf den Kostümfundus der Vergangenheit das entscheidend Neue war: Höfische Maskeraden und szenische Darstellungen der Welt- und Heilsgeschichte in den Prozessionen hatten früher schon Ähnliches geboten<sup>37</sup>. Neuartig war die “Präsentation des Historischen” als das Geschichtlich-Einmalige, verbunden mit verstärktem Interesse an der Geschichte überhaupt,

<sup>37</sup> Für diese und die nachfolgenden Ausführungen: Peter Assion: *Historische Festzüge. Untersuchungen zur Vermittlung eines bürgerlichen Geschichtsbildes*. In: *Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 3 (1974-1977) S. 69-86. Hier: S. 72. Beispiele sind historische Umzüge an der Fastnacht in Basel 1819 (Gräflische Brautfahrt von 1376 in historischen Kleidern); 1841 in Mannheim der Hochzeitszug Kaiser Friedrich II.; 1841 in Karlsruhe *Napoleon und seine Garde*; 1847 in Villingen *Geschichtliche Szenen mit Maria Stuart, Elisabeth I., Friedrich der Große und Kaiser Napoleon*; 1842 in Rottweil ein Maskenzug mit Kostümen aus dem 15. bis 19. Jahrhundert.

doch muss differenzierend gesehen werden, dass dabei nicht nur zeitliche, sondern vielfach auch soziale Grenzen überschritten wurden und dass das Erstere möglicherweise nur das Mittel zum Letzteren war: innerhalb des größeren Bedingungsrahmens "Fastnacht" und seiner Freiheiten. Mit Vorliebe mimten die bürgerlichen Akteure nämlich adelige Lebenswirklichkeit, Kultur jener höheren Schicht, zu der man problemlos nur fern der Zeitgeschichte in Beziehung treten konnte: "historisch" also. Sich kulturell nach oben entwickelnd und diese höfischen Elemente in sich aufnehmend, dienten sie der bürgerlichen Selbstdarstellung und unterstrichen das Repräsentationsbedürfnis einer aufsteigenden Handwerkerklasse<sup>38</sup>.

Mit Recht wird man die Frage stellen, warum an Fastnacht ein Ritterspiel mit welfischem Geschichtshintergrund in Weingarten wie in Neuhausen inszeniert worden ist, und was ein historisches Ritterspiel mit der Fastnacht überhaupt zu tun hat<sup>39</sup>? Der erste Teil der Fragestellung führt uns noch einmal in die Zeit der Aufführung. Es war die Zeit der Neo-Romantik, einer Phase romantisch-gefühlvoller Sehnsucht nach der Vergangenheit. In der Hinwendung zur Geschichte des Vaterlandes, in Verklärung und Idealisierung einer sogenannten "guten alten Zeit", kommt der romantische Patriotismus zum Ausdruck: Sichtbar für alle bei der Bühnen-, Kulissen-, Kostüm- und Dekorationsgestaltung der Umzugswagen. Ein konkreter historischer Hintergrund für die Aufführung einer Sage aus der welfischen Historie ist für Weingarten nahe liegend, allerdings aus der Neuhausener Ortsgeschichte heraus nicht zu erklären, da das Adelsgeschlecht der Welfen mit der Geschichte Neuhausens zu keiner Zeit in Verbindung stand<sup>40</sup>. Einen Erklärungsansatz für die Neuhausener Aufführung können wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in der Person des Volksschullehrers und Chorleiters des Sängerbundes, Herrn Josef Volk<sup>41</sup>, sehen – seit 1884 Lehrer in Neuhausen<sup>42</sup>. Nachgewiesen sind seine verwandtschaftlichen Beziehungen

<sup>38</sup> Vgl. hierzu: Werner *Fleischhauer*: Fasnacht und Maskerade am Stuttgarter Herzogshof. In: Schwäbische Heimat (1953) S. 3-6. *Ders.*: Renaissance im Herzogtum Württemberg. Stuttgart o. J. S. 94-99, 101-102, 326-337. *Ders.*: Barock im Herzogtum Württemberg. Stuttgart 1958. S. 56-61. Ebenso: *Hole* (wie Anm. 28) S. 29: "Der ausgeklügelte Apparat des komischen [...] folgten den prunkvollen Maskeraden, die nach barock-höfischem Vorbild im 18. und 19. Jahrhundert von den Städten übernommen worden waren und bald auch das Erscheinungsbild der ländlichen Fasnacht prägten."

<sup>39</sup> Die Auffassung *Hole's* (wie Anm. 28) S. 18, dass zwischen den brauchwürdigen Terminen der Spieltage, kein unmittelbarer Zusammenhang zu den Spieltexten zu sehen sei, muss untersucht werden. Inwiefern die Welfensage als Ausnahme anzusehen ist, muss diskutiert werden.

<sup>40</sup> Vgl. hierzu: Eugen *Efinger*: Heimatbuch von Neuhausen/F. Neuhausen o. J. (1952). S. 34-96.- Hans-Martin *Decker-Hauff*: Zur älteren Geschichte der Welfen. In: Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters 1056-1956. Hg. von der Abtei Weingarten. Weingarten 1956. S. 31-48.- Emil *Krüger*: Der Ursprung des Welfenhauses und seine Verzweigung in Süddeutschland. Wolfenbüttel 1899.

<sup>41</sup> Eine endgültig klärende Antwort auf diese Frage wird es mit letzter Sicherheit nicht geben können: Die Quellen werden möglicherweise für immer verschlossen bleiben, da die Protokollbücher des Männergesangsvereins *Sängerbund* (1851-1936), bis auf eine einzige Ausnahme, nicht mehr auffindbar sind. Ausgerechnet in dem im Nachlass von Josef Volk gefundenen Protokollbuch aus der Zeit von 1894 bis 1918 fehlen die Eintragungen sowohl zu der Aufführung von 1896 als auch zu der von 1910!

<sup>42</sup> Der Männergesangsverein *Sängerbund* vertrat – im Gegensatz zur eher katholisch-konservativen Ausrichtung der *Eintracht* – die der (Sozial-)Demokratie nahestehenden politischen Strömungen. Aus diesem allgemein-politischen Verständnis heraus wird auch die Wahl eines historischen Stückes an Fastnacht verständlich: "Drei geistige Strömungen, Romantik, Nationalbegeisterung und Heimatbewusstsein formten [...] im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts die Darbietung des Historischen auf dem volkstümlichen Theater [...] Die drei Strömungen waren zum größten Teil oberflächlichem oder politischem Einfluß verpflichtet." *Hole* (wie Anm. 28) S. 31.



Abb. 5 - Galawagen mit Graf Isenbard und Gräfin Irmentrudis im Anschluss an die Aufführung von 1896 in Neuhausen.

nach Weingarten. Bei einem seiner Besuche muss er aller Wahrscheinlichkeit nach die Aufführung von 1892 in Weingarten gesehen haben<sup>43</sup> und in den Besitz des Theatertextes gelangt sein, dessen Autor nicht eindeutig nachweisbar ist<sup>44</sup>.

Vor dem Hintergrund dieser Sage mit historischem Bezug, müssen wir noch einmal zu der eingangs geäußerten Fragestellung zurückkehren, was das Historienspiel mit der Fastnacht verbindet. War es Zufall, dass gerade diese Sage als Theaterstück zur Fastnacht in Weingarten wie auch in Neuhausen aufgeführt wurde? Bei oberflächlicher Betrachtung und vordergründiger Wertung eines solchen Stückes mag dieser Gedanke nicht naheliegend genug sein. Doch wenn wir uns vergegenwärtigen, dass zu einem der wesentlichen Charakteristika von Sagen das Setzen bestimmter “Normen” (auch wenn diese von “Normabweichungen” erzählen<sup>45</sup>) zählt, so ist die gedankliche Affinität zur Fastnacht, zum spirituellen Schaugefecht der verkehrten Welt, durchaus gegeben.

<sup>43</sup> Im Nachlass von Josef Volk fanden sich Photographien der Weingartener Aufführung von 1892. Auffällig ist die frappierende Ähnlichkeit der Kulissen und Kostümgestaltung der Aufführung von 1892 in Weingarten und der von 1896 in Neuhausen. Josef Volk besuchte dort seine Neffen und Cousinen. Nach mündlicher Auskunft von Marzella Volk, Tochter von Josef Volk, Neuhausen 1989.

<sup>44</sup> Die Anonymität der Autoren, bzw. Textbearbeiter, war keine Seltenheit: “Die Herkunft der Texte spielt für den nicht gebildeten Theaterspieler von jeher eine so geringe Rolle, dass nur in Ausnahmefällen der Namen der Autoren zugleich mit den Spielbelegen überliefert sind.” *Hole* (wie Anm. 28) S. 38.

<sup>45</sup> Für dieses und die nachfolgenden Fragestellungen: Lutz Röhrich: Was soll und kann die Sagenforschung leisten? In: *Probleme der Sagenforschung*. Freiburg 1973. S. 13-33, hier S. 27.

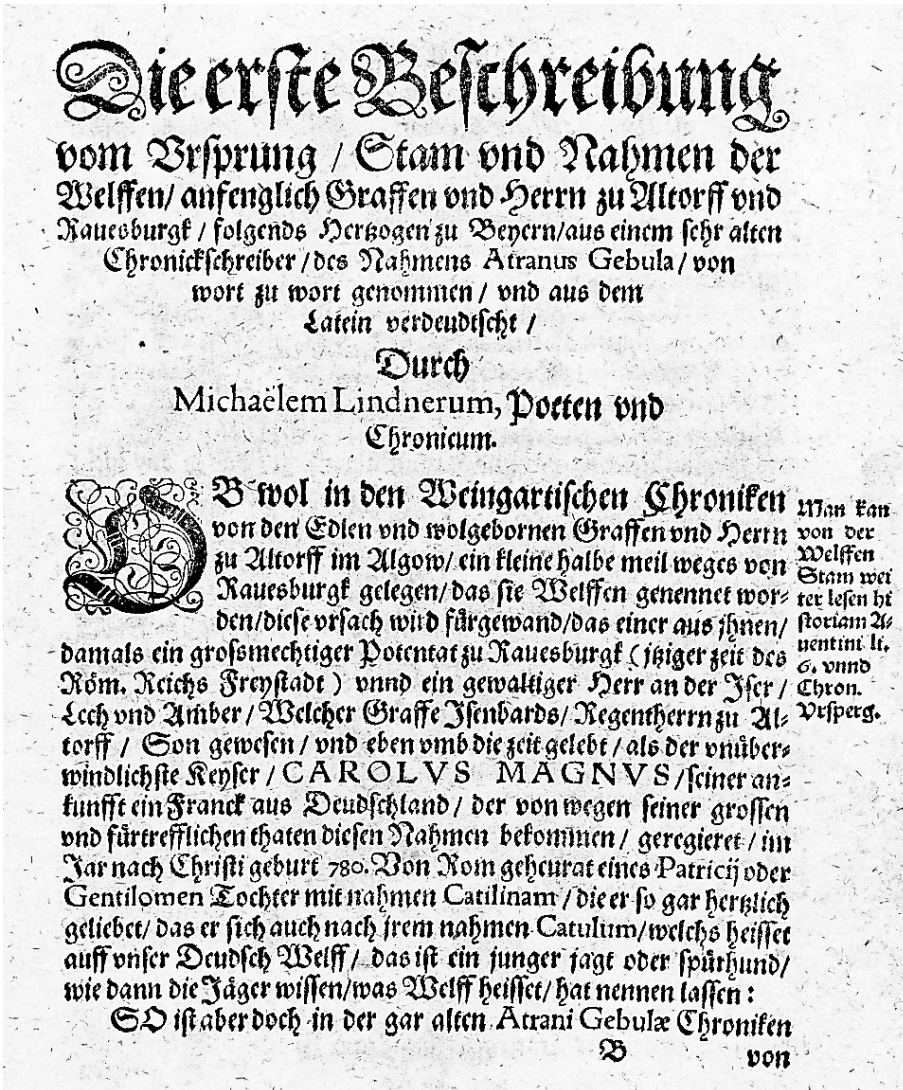


Abb. 6 - Auf der Grundlage der *Brandenburger Chronica* und der darin abgehandelten Geschichte des Welfenhauses hat der Weingartener Gabriel Bucelin die Welfensage verfasst.

## 6 Welfensage und Fastnacht – Der Narr im Historienspiel

Eine nicht unwesentliche Rolle im Theaterstück spielt der Narr, die Personifikation der Fastnacht schlechthin! Bei soviel Ernsthaftigkeit der Thematik stellt sich die Frage nach der theatergeschichtlichen und psychologischen Rolle, die der Hofnarr einnimmt<sup>46</sup>, der im Prolog sowie im ersten Akt des Stückes auftritt.

<sup>46</sup> Nachfolgende Ausführungen basieren auf: Günter *Schöne*: Tausend Jahre deutsches Theater. München 1962. S. 31.



die Rolle eines Spaßmachers und Unterhalters seines Herrn! Bemerkenswert ist zunächst seine Positionsbestimmung – *ich leb in Königssinn!* –, mit der er sich selbst als gedankliches Double seines Herrschers definiert. Was er sagt, sind gleichsam die Worte seines Herrn, Worte der Aufrichtigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit. Der Hofnarr ist kein “stultus”, kein Verrückter, kein geistig und körperlich deformierter Mensch. Spätestens seit der Renaissance finden wir den Hofnarren als Träger höheren Wissens, als Künder verborgener Wahrheiten, als Vermittler und als Mahner: Er hat einen Rollentausch vom Insipiens zum Sapiens gemacht<sup>48</sup>. Konsequenterweise gebietet er der Hausmagd des Grafen zu schweigen. Er, der Hofnarr, ist im Besitz von (Er-)Kenntnissen, die ihn wie einen Weisen in einer Welt voller Toren handeln lassen<sup>49</sup>. Drei Mal (!) muss der Hofnarr energisch in die Unterhaltung des Schlosspersonals intervenieren, um das Ziel seines Wollens zu erreichen. Erst unter der Androhung, die Magd durch sein Zauberwort in eine schnatternde Gans zu verwandeln, hüllt sie sich schließlich in Schweigen!

## 7 Feudale Moral und Moralerziehung des Volkes

Wollte man den Tenor des Stückes auf einen Nenner bringen, so könnte man es als ein Lehrstück zeitgenössischer Moral-Pädagogik interpretieren: Ergebnisorientiert betrachtet stellt die Sage den Befund über den richtigen oder falschen Standpunkt auf. Sie ist eine Gebrauchslehre des Richtigen oder Falschen, ein Kodex, eine Beispielsammlung von gelungenen (oder misslungenen) Lösungen in Daseinskonflikten.

Analysiert man jedoch die Handlungen einzelner Personen, so kristallisiert sich der Gedanke heraus, ob die Handlung nicht dem gedanklichen Grundmuster der “Normsetzung” und der “Normabweichung” folgt. Es sind negative wie positive Handlungen, die von Personen der Oberschicht gleichermaßen begangen wurden. Manifestiert sich nicht in der Person des Grafen Isenbard derjenige, der die positiven Tugenden verkörpert? Er ist derjenige, der sittliche Werte wie Treue, Hilfsbereitschaft und Ehrlichkeit verkörpert und den rechten Weg eines gottgefälligen Lebens beschreitet. Graf Isenbard personifiziert die “einsame Größe des Menschen”<sup>50</sup>. Er steht gleichsam in der Sphäre des Numinosen. Wird nicht in der Person der Gräfin Irmentrudis, durch die Ablehnung der christlichen Gabe der Nächstenliebe, sie als diejenige charakterisiert, die von den Normen abweicht? Sie steht in der nicht-numinosen, steht in der profanen Sphäre. Dies wird noch einmal deutlich unterstrichen, als sie den Befehl zur Tötung ihrer elf Neugeborenen gibt und damit das vierte Gebot *Du sollst nicht töten* eindeutig überschreitet. Symbolisiert die Gräfin nicht genau jene “verkehrte Welt”, indem sie christlich-sittliche Werte missachtet und darüber hinaus kein einer Mutter entsprechendes, normgemäßes und damit richtiges Verhalten zeigt? Taucht dieser Grundkonflikt zwischen gutem und bösem Handeln, dieser Widerstreit zwischen profaner und numinoser Welt, in den unterschiedlichen

<sup>48</sup> *Ebda.*, S. 45.

<sup>49</sup> Maurice Lever: *Zepher und Narrenkappe. Geschichte des Hofnarren*. München 1983. S. 141. Der Narr als Morosoph.

<sup>50</sup> *Lütbi* (wie Anm. 17) S. 15.





Taten der Gräfin Irmentrudis und des Grafen Isenbard auf, so findet sich dieses Ringen zwischen den zwei Welten noch einmal bei der Gerichtsverhandlung. Zur Verhandlung steht ein Verstoß gegen eine ungeschriebene Norm, die nicht strafrechtlich durch ein Gericht, sondern durch eine Gruppe von Adeligen und hochrangigen Geistlichen geahndet wird – mit dem endgültigen Sieg des Guten über das Böse. Die aufgeladene Schuld wird gesühnt.

Gute wie schlechte Werthaltungen werden zunächst vom Adel, hier von Graf und Gräfin, verkörpert und fügen sich in die feudalen Strukturen. In der Sage wird ein ständisch gegliedertes Weltbild sichtbar, das von der Unveränderlichkeit gesellschaftlicher Strukturen geprägt ist<sup>51</sup>, das heißt die Normen, aber auch deren Abweichungen, sind Oberschichtlich geprägt. Hierbei handelt es sich um Verhaltensformen, die zunächst von den anderen Akteuren, Kammerzofe, Müller und Müllerin, für die ihnen zugedachten Rollen, übernommen wurden. Der Fortgang der Ereignisse bringt es schließlich mit sich, dass in dem eingangs skizzierten moral-pädagogischen Kontext alle Beteiligten wieder den Weg zurück zur gesellschaftlichen, d. h. zur christlichen Norm, finden. Das Volk, die Untergebenen, trägt auch schlechte Handlungsmuster mit. In dem Augenblick aber, wo von oben die positiven Signale gesetzt werden, bleibt dem Volk in seiner feudalen Abhängigkeit keine andere Wahl, als sich diesen Normen anzupassen. Die Welfensage ist ein Beispiel für die positive Bewältigung menschlichen Fehlverhaltens. Die Verarbeitung des Sagenstoffes im volkstümlichen Theater setzt starke Impulse vom Bühnengeschehen ins tägliche Leben<sup>52</sup>.

## 8 Das Superbia- und Eva-Motiv

*Eine unbekannte Bettlerin, welche mit ihren Drillingen an der Hand bei Gräfin Irmentrudis um eine Gabe flehte, warf diese der Bettlerin die verächtliche und unbedachte Beschuldigung mehrfacher Buhlerei ins Gesicht und verweigerte die Almosen.* Mit dieser Schlüsselszene beginnt die Erzählung der Welfensage. Was für ein Verhalten wird an den Beginn aller weiteren Handlungen gestellt? Die Erzählung lässt die Gräfin ein abweisendes, arrogantes, hochnäsiges, ja hochmütiges Verhalten an den Tag legen! Superbia, der Hochmut, war die schlimmste unter allen Todsünden im christlichen Glaubensverständnis! Dieses von Überheblichkeit, Selbstüberschätzung, Verweigerung einer guten Tat und Verachtung einer armen Bettlerin gekennzeichnete Verhalten ebnet uns den Weg zu dem Gedanken, der die Hochmut in Verbindung mit der Todsündenidee und dem des Narrenbegriffs sieht: Die Gleichsetzung des Sünders mit dem Narren und des Narren mit dem Sünder war über Jahrhunderte hinweg ein sowohl Theologen als auch Laien vertrauter Gedanke<sup>53</sup>.

<sup>51</sup> Leander *Petzoldt*: Zur Phänomenologie und Funktion der Sage. Möglichkeiten der Interpretation von Volkssagen in der Gegenwart. In: Studien zur Volkserzählung. Hg. von Leander *Petzoldt*/Siegfried *de Rachewitz*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1987. S. 217.

<sup>52</sup> Die von Hermann *Bausinger*: Oberschwäbisches Theaterleben jetzt und einst. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde (1957/58) S. 49-70. Hier: S. 55 aufgeworfene Frage, ob die Schaubühne als moralische Anstalt anzusehen sei, kann zumindest ansatzweise bejaht werden.

<sup>53</sup> Werner *Mezger*: Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Kultur. Konstanz 1991. S. 120.



aus der mittelalterlich-scholastischen Vorstellung sowie der späteren literarischen und ikonographischen Verarbeitung durch Abraham a Sancta Clara und anderer Autoren zu Beginn des 18. Jahrhunderts, der zufolge die Superbia als die schwerste aller Sünden gilt. Sie steht im so genannten Sieben-Laster-Schema an erster Stelle, da sie die Ursache für alle anderen Sünden ist<sup>54</sup>. Die Todsünden werden meist in Gestalt von Narren, erkennbar an Eselsohrenkappe und Schellen, personifiziert, wodurch der direkte Zusammenhang zwischen Lasterkatalog und Narrenidee in anschaulicher Weise fassbar wird.

Konnte der Weingartener Konventuale Gabriel Bucelin kein geeigneteres Motiv für ein Theaterstück an der Fastnacht wählen? Sicherlich nicht – zumal in der Barockzeit “die gedankliche Verknüpfung von Narren- und Hauptsündenvorstellung besonders populär gewesen zu sein scheint”<sup>55</sup>. Dass der zentrale Denkansatz der Moralsatire, der die verschiedenen Formen der Narrheit nicht nur auf den Sündenbegriff allgemein, sondern ganz gezielt auf das Modell der sieben Hauptsünden bezog, Eingang in die Fastnachtsskultur finden musste, scheint mehr als nahe liegend.

Rekapitulieren wir noch einmal die zentralen Verhaltensmuster von Gräfin Irmentrudis, so ist sie es, die die Sünde der Superbia begeht. Nach allem, was wir bisher über den Zusammenhang von Sünde und Tod dargestellt haben, so scheint mit der Gräfin jene Frau gemeint zu sein, die den Sündenfall schlechthin begangen hat: Eva. Seit dem Spätmittelalter verdichtet sich die theologische Vorstellung von der Unvollkommenheit der Urmutter Eva; nach christlicher Vorstellung kam durch den Sündenfall die Narrheit in die Welt, und so ist der gedankliche Analogieschluss, dass Sünde und Narrheit identisch seien, nachvollziehbar. Im Zeichen des Superbia-Sündenfalls steuern die nachfolgenden Handlungen und Ereignisse konsequenterweise in die Katastrophe – Handlungen, denen ein tieferer, positiver Sinn fehlt, symbolisieren die Narrheit.

## 9 Glaube und Frömmigkeit

Jede Sage hat einen sozialgeschichtlichen Kontext. Sie hat ihn selbst und gerade da, wo Normen verletzt und Tabus übertreten werden, denn auch das normabweichende Verhalten ist kultur- und gesellschaftsbedingt<sup>56</sup>. Trotz der sittlichen Normübertretungen einer adeligen Frau ist die Erzählung nicht antifeudal, zumal das Korrektiv aus dem eigenen Hause kommt, flankiert und unterstützt von Adeligen und Geistlichkeit. Dessen ungeachtet spitzt sich die Handlung auf die Frage nach der Bestrafung der Sünderin zu, einer Bestrafung, der sie nicht nach bürgerlich-rechtlichen Auffassungen anheimfallen sollte, sondern aus religiös-moralischen Gründen.

Durch das ausgewogen milde Urteil der Adeligen wird dem Zuschauer die christliche Art vermittelt, wie ein Mensch über die Gnade auf den Weg des Guten zurückfindet. Plädieren zuerst die Edlen für harte Strafen für Magd und Gräfin, so appelliert der Abt für Gnade und Milde – und setzt sich letztendlich auch mit

<sup>54</sup> Gisela Zeißig: Das Theater der Benediktiner in der Barockzeit: Das Beispiel Weingarten. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 9 (1990) S. 67-76. Hier: S. 72.

<sup>55</sup> Mezger (wie Anm. 53) S. 123.

<sup>56</sup> Röhrich (wie Anm. 45) S. 28.

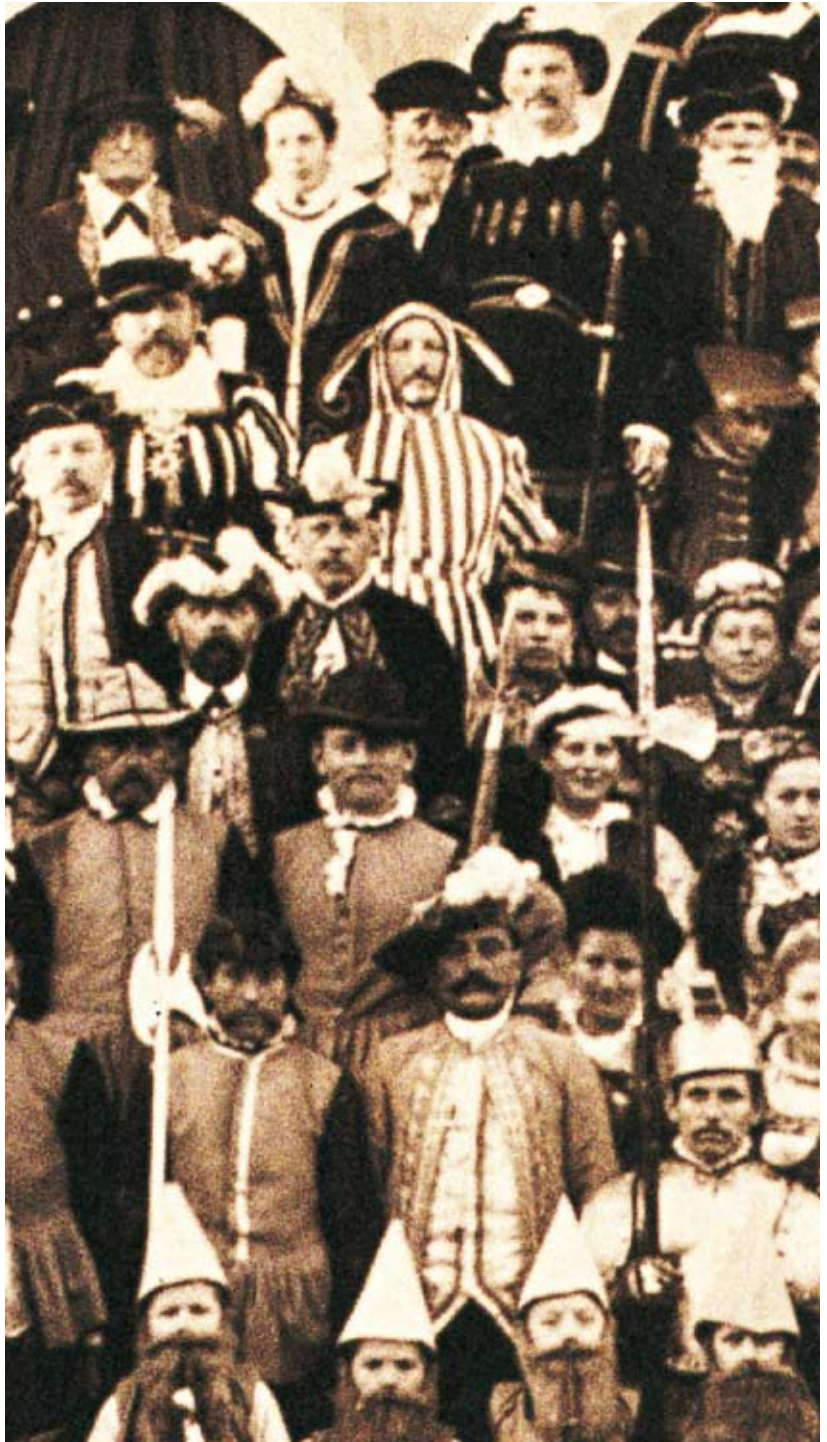


Abb. 10 - Der Hofnarr im Historienspiel.



Abb. 11 - Denkmal zur Welfensage in Weingarten: Die Bettlerin bittet Gräfin Irmentrudis um eine Gabe für ihre Kinder.

seiner Argumentation durch. So wie der wahre Glaube im spirituellen Schau-gefecht zwischen Fastnacht und Fasten den Sieg davonträgt, so siegt letztlich das Gute über das Böse!

Da in der Zeit um 1662 das Theaterstück wahrscheinlich erstmals verfasst worden ist, liegt der Gedanke nahe, dass es im klösterlichen Bereich eine Theaterspieltradition zur Fastnacht gab. Und in der Tat stehen die Aufführungen nicht in einem beziehungslosen Kontext, sondern können auf eine bis an den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreichende Spieltradition anknüpfen. Eine Spieltradition, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, eine ungewöhnliche Welt in den Blickkreis der Menschen zu rücken. Das Unheil und die Schuld werden in den Mittelpunkt gestellt, das frevelhafte Handeln, die verwerfliche Tat. Daneben steht die gute Tat, die Rettung der Neugeborenen vor dem Tod: Das Zentrum der Sage ist der „Zusammenstoß zweier Welten“<sup>57</sup>, zweier Sphären, wie sie nicht unterschiedlicher sein könnten: Fastnacht und Fastenzeit.

## 10 Allegorisch-religiöse Funktionen

Gabriel Bucelins Beschäftigung mit der Welfensage und der textlichen Fassung als Theaterstück belegt nicht nur eine klösterliche Spieltradition, vielmehr muss die Frage nach dem oder den Motiven für diese Beschäftigung gestellt werden. Genauer gefragt: Wurde über das Superbia- und Eva-Motiv und einen

<sup>57</sup> Lütthi (wie Anm. 17) S. 17.



Abb. 12 - 1912 wird die Welfensage in Neuhausen vom Männergesangverein Sängerbund im örtlichen Saalbau noch einmal aufgeführt.

gewissen religiös-pädagogischen Impetus hinaus über die Zahlenallegorien Elf und Zwölf bewusst diese Elemente zur religiösen Katechese instrumentalisiert? Und dies nicht irgendwann, sondern genau zu dem Termin, der am Schnittpunkt von Fastnacht zur Fastenzeit liegt.

Den Aspekt der zwei Sphären, in denen sich das Stoffliche einer Sage bewegt, noch einmal aufgreifend, kann es wohl kein Zufall sein, dass gerade zwölf Knaben geboren werden, von denen elf (!) getötet werden sollen. Förmlich ein Leitmotiv der Bibel<sup>58</sup> ist die Zwölf eine Idealzahl. Als Symbol der universalen Kirche erscheint die Zwölf in den Erzählungen des hl. Benedikt von Nursia, wo er die Leiter des Jacobstraumes mit zwölf Sprossen als Leiter der Tugenden schildert. Die zwölf Knaben stehen demnach für die Sphäre des Numinosen. Elf bedeutet nach der Lehre der Kirchenväter die Sünde, den Frevel, denn Elf überschreitet Zehn, die Zahl des Dekalogs, und die Sünde ist Überschreitung des Gesetzes<sup>59</sup>. Sie ist damit eine negativ geladene, eine destruktive Zahl. Sie gehört in die Sphäre des Profanen. Sie verweist auf den Menschen, der sich außerhalb des Sittengesetzes stellt, das heißt der nach seinem eigenen und nicht nach dem göttlichen Willen lebt, auf den Fastnachtsnarren. Wie treffend ist hier der Hinweis auf die Übereinstimmung der Zahl mit dem Inhalt des 11. Psalms, der die Sündhaftigkeit der Welt beklagt und dabei besonders auf das Verschwinden von

<sup>58</sup> Zwölf Stämme Israels, zwölf kleine Propheten, zwölf Apostel.

<sup>59</sup> Ausführlich: Dietz-Rüdiger Moser: Der Narr hält die Gebote Gottes nicht. Zur Bedeutung der Elf als Narrenzahl und zur Funktion der Zahlenallegorese im Fastnachtsbrauch. In: Kulturgeschichtliche Forschungen. Bd. 3. Remscheid 1984. S. 135-160. Hier: S. 145f.

Zucht und Ordnung, Treue und Glaube unter den Menschen eingeht, mit den Handlungen in der Sage selbst? Die dem Tode geweihten Knaben stehen als Zeichen für die Normüberschreitung. Mehr noch offenbart sich in der Zahl Elf das Zeichen der letzten Stunde, der Stunde des Todes.

Die Zahlen Elf und Zwölf, die auf das Engste in der Sagenhandlung miteinander in Berührung stehen, verkörpern dennoch das Trennende. So wie die Fastnacht, die verkehrte Welt in der Narrenzahl Elf symbolisiert wird, so wird die göttliche Zeit, die Zeit in der der Christ sich durch Fasten und Gebet auf das österliche Fest vorbereitet, durch die Zwölf verkörpert.



# Ulmer Alltagsleben im Spiegel des Ulmer Intelligenzblattes 1752-1820<sup>1</sup>

*Marie-Kristin Hawke*

Den Alltag vergangener Zeiten zu rekonstruieren ist eine komplexe Angelegenheit. Es gleicht der Arbeit an einem vierteiligen Mosaik. Man findet hier ein Stückchen, dort ein Stückchen und langsam, ganz langsam entsteht ein schemenhaftes Bild. Jede Zeitungsnotiz, jeder Aktenvermerk, jede Ratsverordnung, jeder Reisebericht, jedes materielle Fundstück liefert ein weiteres Detail zu diesem Gemälde. Groß ist dabei die Gefahr der vorschnellen Verallgemeinerung. Den Alltag gab es damals genauso wenig wie heute. Die Dienstmagd hatte einen anderen Alltag als die Patriziergattin, der Münsterprediger einen anderen als der Grautucher. In Kriegs- und Besatzungszeiten, wie sie Ulm an der Wende zum 19. Jahrhundert erleben musste, lebte es sich selbstverständlich anders als in den langen Friedensjahren davor. Der Verlust des Reichsstadtstatus und der Übergang an Bayern 1802 und Württemberg 1810 wirbelten das Leben durch Verwaltungsreformen und neue Verordnungen zusätzlich durcheinander. Diese Ausnahmesituationen sollen hier jedoch größtenteils ausgeklammert bleiben. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf dem normalen städtischen Alltagsleben.

Eine hervorragende Quelle dafür ist das Ulmer Intelligenzblatt, das zunächst unter dem Titel 'Ordentlich=Wöchentlicher Ulmischer Anzeigs-Zettel' seit dem 19. Oktober 1752 veröffentlicht und jeden Donnerstag Vormittag in der Wohlerschen Buchhandlung in der Hirschgasse ausgegeben wurde. Dort erschien es fast 90 Jahre lang unter wechselnden Titeln<sup>2</sup>, zunächst einmal, nach 1830 dann zwei- bis dreimal pro Woche. 1850 – nach knapp 100 Jahren – wurde das Blatt, nachdem es in den letzten zehn Jahren mehrfach den Besitzer gewechselt hatte, eingestellt<sup>3</sup>. Hauptanliegen der Intelligenzblätter war es, eine lokale bzw.

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags im 'Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben' am 19. März 2008.

<sup>2</sup> Ulmische wöchentliche Anzeigen (1763-1775), Ulmisches Intelligenzblatt (1775-1793), Reichstadt Ulmisches Intelligenzblatt (1793-1802), Ulmisches Intelligenzblatt (1802-1837), Intelligenzblatt für die Kreishauptstadt Ulm und deren Umgegend (1838-1843), Ulmisches Intelligenzblatt (1844-1850). Bis auf die Jahrgänge 1761 und 1762 sind alle Ausgaben im Ulmer Stadtarchiv erhalten: StadtA Ulm G 5/3 (im Folgenden abgekürzt als UIB).

<sup>3</sup> Zur Geschichte des Ulmer Intelligenzblatts vgl. ausführlich Maria Roos: Das Ulmer Intelligenzblatt. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Ulms. Diss. München 1941.

regionale Plattform für Bekanntmachungen und Wirtschaftsfragen anzubieten. Die Idee dazu hatte erstmals der Franzose Théophrast Renaudot (1584-1653), der 1630 ein Auskunfts- und Vermittlungsbüro gründete, in dem sich jeder, der etwas suchte oder anzubieten hatte, gegen eine Gebühr in eine Liste eintragen bzw. diese einsehen (lat. 'intellegere') konnte. Ab 1633 veröffentlichte Renaudot diese Listen auch im Druck. Im deutschsprachigen Raum entstanden die ersten Intelligenzbüros vermutlich an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. Es dauerte jedoch noch bis 1722, bis in der Handels- und Messestadt Frankfurt das erste deutsche Intelligenzblatt aus der Taufe gehoben wurde. Die Idee wurde von den Kameralisten der einzelnen Territorien rasch aufgegriffen. In den nächsten 30 Jahren wurden mehr als 42 Intelligenzblätter gegründet, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts etwa 100 weitere<sup>4</sup>. Ihr Inhalt umfasste amtliche Mitteilungen, Verordnungen, Gerichtsbeschlüsse, Steckbriefe, Personalnachrichten und Fremdenlisten, vor allem aber Anzeigen für Warenangebote und -gesuche unterschiedlichster Art, Verpachtungen, Stellenausschreibungen, Rubriken für Verlorenes und Gefundenes, Preistabellen der Hauptnahrungsmittel (Fleisch- und Brottaxen), später auch Familienanzeigen.

Das Ulmer Intelligenzblatt umfasste folgende Rubriken, die sich im Laufe der Jahre nur unwesentlich änderten:

- Sachen, die zu verkaufen sind (innerhalb und außerhalb der Stadt)
- Sachen, die zu verleihen oder zu vermieten sind (innerhalb und außerhalb der Stadt)
- Sachen, die gesucht werden
- Verloren – Gefunden, Diebstähle
- Gelehrte Nachrichten (Buchanzeigen, Schulnachrichten).

Alles, was sich nicht in eine dieser Rubriken einordnen ließ, wurde unter dem Begriff 'Nachricht' oder 'Avertissement' am Ende des Blattes zusammengefasst. Zusätzlich gab es amtliche Bekanntmachungen, ab 1775 auch 'gemeinnütziges Wissen', unterhaltsame und belehrende Aufsätze, politische und historische Anekdoten, Gedichte und Spötteleien. Den Schluss des Blattes bildete der Schranzenzettel mit den aktuellen Taxen für Getreide und Feldfrüchte, später auch für Fleisch, Brot, Eier, Milch, Schmalz, Geflügel, Holz u.a. Tagespolitische Ereignisse in Stadt, Land oder Reich fanden selten Erwähnung. Bilder und Illustrationen waren nicht üblich<sup>5</sup>.

Das Ulmer Intelligenzblatt war also kein politisches Lokalblatt, sondern ein Instrument der Wirtschaftsförderung. Es sollte Angebot und Nachfrage zusammenführen, Kommunikationslücken schließen und eine gewisse Markttransparenz für die Bürger schaffen. Es war ein Informationsmittel für den Alltag sowohl des Patriziers als auch des gemeinen Mannes. Wer wissen wollte, wann das Stadttor geschlossen wurde, schaute ins Intelligenzblatt. Wer wissen wollte, welche Kreisgesandten bereits eingetroffen und in welchem Gast- oder Privat-

<sup>4</sup> Vgl. Holger Böning: Das Intelligenzblatt. In: Ernst Fischer/Wilhelm Haefs/York-Gothart Mix (Hg.): Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700-1800. München 1999. S. 89-104.

<sup>5</sup> Eine der seltenen Ausnahmen bildet die Verkaufsanzeige des Anwesens des Jedelhausener Wirtes Matthäus Fetzer, die als Beilage zum Intelligenzblatt Nr. 50/6.12.1784 erschien und eine Zeichnung des Anwesens enthielt.

haus sie abgestiegen waren, informierte sich im Intelligenzblatt. Angaben über Logiswechsel der Ordinari-Boten erfuhr man im Intelligenzblatt. Es informierte über den Sitzungsplan des Reichshofrats in Wien, über aktuelle Verordnungen des Rats, Ämterpromotionen innerhalb der Stadt, leer stehende Wohnungen, welche Bäcker für das Brothaus backten, die Versteigerungen der Pachten der Schafweiden im Ulmer Land, ankommende Gäste samt ihrem Logis, Geburten- und Todesfälle im vergangenen Jahr, die Zahl der Kommunikanten und Predigten in den Ulmer Kirchen, den Zeitpunkt der Wiederaufnahme der Ordinari-Schiffahrt nach Wien usw. Dementsprechend scheint das Blatt recht beliebt in Stadt und Land und zwar quer durch alle Bevölkerungsschichten gewesen zu sein. Die genaue Auflagenhöhe ist aus den erhaltenen Akten zwar nicht zu ermitteln, doch schätzt Maria Roos, die sich in ihrer Dissertation ausgiebig mit dem Intelligenzblatt beschäftigt hat, sie zu Bestzeiten auf etwa 1.800 Exemplare<sup>6</sup>. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Auflagenhöhe nie der Zahl der Rezipienten entsprach, da eine Ausgabe stets durch mehrere Hände ging und in ländlichen Gebieten auch öffentlich vorgelesen wurde. Einer Notiz des Verlegers von 1813 lässt sich zumindest entnehmen, dass das Intelligenzblatt "nicht nur fast in jedem Hause hier zu finden, sondern auch sehr stark in Ulms Umgegend verbreitet ist"<sup>7</sup>. Seine Verbreitung beschränkte sich jedoch zunächst weitgehend auf reichsstädtisches Gebiet, da für die angrenzenden württembergischen Gebiete die 'Stuttgarter Anzeigen' ein Privileg besaßen<sup>8</sup>. Dies änderte sich erst nach 1810, nachdem Ulm an Württemberg gefallen war. Die Veröffentlichung der Viktualienpreise für Geislingen, Heilbronn, Göppingen und Riedlingen ab 1817 lassen darauf schließen, dass das Blatt zu diesem Zeitpunkt auch dort gelesen wurde. Der Jahrgang des Blatts, das pro Ausgabe zunächst einen halben bis einen Druckbogen im Quartformat umfasste, kostete zunächst 45 Kreuzer, ab 1775 52 Kreuzer, sodass jede Nummer einen Kreuzer kostete. Schon ein Jahr später 1776 erhöhte sich der Preis auf einen Gulden. 1801 versuchte der Verleger, den Preis anzupassen. Je nach Umfang sollte die Ausgabe ein oder zwei Kreuzer kosten. Das Publikum protestierte dagegen so heftig, dass der Verleger die Preiserhöhung zwar vorübergehend zurücknahm, als Ausgleich jedoch die Inseratsgebühr von einem auf zwei Kreuzer pro Zeile an hob<sup>9</sup>. 1803 erhöhte man den Verkaufspreis endgültig auf zwei Kreuzer, da der Verleger sonst nicht auf seine Kosten käme, wie es hieß<sup>10</sup>. Was das Ulmer Intelligenzblatt als Quelle so wertvoll macht, ist seine Unmittelbarkeit. Wer die Anzeigen Jahr für Jahr studiert, bekommt ein Gefühl für den Rhythmus des Lebens in der Stadt – was bleibt, was kommt.

Verkauft wurde im Intelligenzblatt so ziemlich alles, was sich in Privatbesitz befand<sup>11</sup>: Häuser, Äcker, Wiesen, Obstgärten, Schlitten, Kutschen, Möbel, Kleider, Schmuck, Gemälde, Teppiche, Handwerkerbedarf, Gartenbedarf, Viehfutter

<sup>6</sup> Vgl. Roos (wie Anm. 3) S. 82.

<sup>7</sup> *Ebda.*, S. 81f.

<sup>8</sup> *Ebda.*, S. 83.

<sup>9</sup> *Ebda.*, S. 76f. Ausgenommen davon blieben weiterhin Fundsachen, deren Anzeige von jeher kostenlos war.

<sup>10</sup> *Ebda.*, S. 78.

<sup>11</sup> Auf Einzelnachweise gängiger Verkaufsprodukte, die in fast jeder Ausgabe des Intelligenzblattes zu finden sind, wird aus Platzgründen verzichtet. Weniger häufig angebotene Produkte werden exemplarisch, nicht jedoch für den gesamten Untersuchungszeitraum nachgewiesen.

und Tiere aller Art (Pferde, Kühe, Ziegen, Enten, Schweine, Tauben, Hunde, Kanarienvögel<sup>12</sup>, Pfauen, Papageien). Hinzu kamen Lebensmittel – allerdings nicht die gewöhnlichen Marktartikel, die mittwochs und samstags auf dem Wochenmarkt verkauft wurden, sondern saisonale, importierte oder schnell verderbliche Waren. Dazu gehörte beispielsweise der Wiener Senf, der von den Schiffen mitgebracht und verkauft wurde<sup>13</sup> und der im bürgerlichen Haushalt die Rolle des Besonderen, Festtäglichen hatte<sup>14</sup>. Die Weinhändler und Wirte bewarben den frisch eingetroffenen Neckar-, Rhein- und Moselwein, Valpolicella und Muskateller, außerdem Eger Sauerbrunnen in kleinen und großen Flaschen, Pyrmonter, Fachinger und Sedlitzer Bitter- und Selzerwasser. Im Herbst wurden ‘Schwäbische Austern’, also gedeckelte Schnecken, angeboten – einer der Ulmer Exportschlager –, im Winter Maronen und Zitronen<sup>16</sup>, zur Fastenzeit Brezeln<sup>17</sup>. Dazu kamen frische Aale, Heringe und Schweizer Käse sowie alle Arten von Würsten, von denen es ein reichhaltiges Angebot gab: *Bey Meister Matthäus Gros, Schweinmetzger bey den alten Röhren, sind extra gute Würste, so gut als die Augsburger, nach eines jeden Belieben vor 8. bis 16. kr., desgleichen kleine Nördlinger Würste, mit und ohne Knoblauch, das Paar à 3 kr. alltäglich zu haben. Auch sind alle Freytag zwischen 10. und 11 Uhr gute Hirn=Würste, und Dienstags um eben diese Zeit extra gute Augsburger Lungenwürste, letztere à 4 kr. zu haben*<sup>18</sup>.

Groß war auch das Angebot an Stockfisch, d. h. getrocknetem Kabeljau. Von Januar bis April standen die Fässer zum Wässern der Stockfische vor den Läden der Seifensieder. Der Kabeljau war fester Bestandteil der bürgerlichen Küche war und wurde auf unterschiedlichste Arten verarbeitet und genossen: z. B. ‘blau’, als Pastete oder in Stücke gehackt, gewässert, in einer Mischung aus Pfeffer, Ingwer, Habermehl und Eiern gewälzt und in siedendem Schmalz ausgebacken<sup>19</sup>.

Die Anzeigen verraten uns auch, bei wem welche Waren und Dienstleistungen in der Stadt zu bekommen waren. Wer von heutigen Verhältnissen ausgeht, erlebt dabei manche Überraschung: Heringe bekam man u.a. beim Konditor<sup>20</sup>, Tee beim Bürstenmacher<sup>21</sup>, Schweinefleisch bei den Bäckern<sup>22</sup>. Bitter- und Selzerwasser gab es nicht nur bei den Ulmer Wirten zu kaufen, sondern auch beim Chirurgen Carl Christian Kalbskopf am Schefflerplatz<sup>23</sup>. Bei den Hafnern, die wir heute nur noch mit Geschirr und Töpferwaren in Verbindung bringen, erhielt man auch Stubenöfen: *Jacob Rummel, jüngerer, Burger und Hafner*

<sup>12</sup> Vgl. UIB Nr. 16/1.2.1753.

<sup>13</sup> Vgl. UIB Nr. 9/2.3.1775.

<sup>14</sup> Vgl. Gertrud Beck: Mahlzeit miteinander. Speis und Trank – einst und jetzt; rund um eine Donaustadt. Ulm 1987. S. 23.

<sup>15</sup> *Ebda.*, S. 100-103.

<sup>16</sup> Vgl. UIB Nr. 10/21.12.1752.- Nr. 51/12.12.1816, S. 315.- Beck (wie Anm. 14) S. 127f.

<sup>17</sup> Vgl. UIB Nr. 9/2.3.1775.

<sup>18</sup> UIB Nr. 20/17.5.1770.

<sup>19</sup> Vgl. Beck (wie Anm. 14) S. 95.

<sup>20</sup> *Ebda.*, S. 97.

<sup>21</sup> Vgl. UIB Nr. 20/13.5.1784, S. 79.

<sup>22</sup> Vgl. UIB Nr. 31/4.8.1785, S. 126.- Nr. 41/13.10.1785, S. 167. Vgl. dazu Beck (wie Anm. 14) S. 78.

<sup>23</sup> Vgl. UIB Nr. 21/23.5.1782, S. 81.

*allhier, im Platz=Gäßlein wohnhaft macht einem gn. Publikum hiermit bekannt, daß er extra saubere ganz neu faconierte Stuben Oefgen auf die Art und Weise, wie solche zu Wien in Zimmer grosser Palläste, Schlösser und Clöster gesetzt werden und wodurch vieles Holz erspart wird, in unterschiedenem billigem Preise verfertigt [...]*<sup>24</sup>. Ein anderer Hafner bot sogar seine Dienste im Borten- und Spitzenputzen an<sup>25</sup>. Bei den Kaufleuten gab es gleichermaßen Tapeten, Stoffe, Reitsättel, Pfeifenköpfe und Schweizer Käse; Mehl, das eigentlich von den Merzlern verkauft wurde, gab es gelegentlich auch bei den Seifensiedern und Lichterziehern<sup>26</sup>, die außerdem Leinöl und Wagenschmiere anboten<sup>27</sup>.

Besonders umfangreich waren die Verkaufsanzeigen rund um den Veitsmarkt am 15. Juni und den Nikolaimarkt am 6. Dezember, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur wichtigsten regionalen Messe nach Nördlingen aufstieg und sicherlich einer der Höhepunkte im Ulmer Jahreslauf war<sup>28</sup>. Der Marktaufriss des Ulmer Geometers Zacharias Henseler von 1781 führt 264 Händler mit ihren Marktständen rund um das Rathaus auf<sup>29</sup>. Dazu kamen noch die Handwerker und Händler, die direkt ab Werkstatt bzw. Laden verkauften, sowie die Händler, die von ihrem Logis aus ihre Geschäfte betrieben: *Madame Bouchez, Modehändlerin aus Paris, hat die Ehre, die hiesigen Damen zu benachrichtigen, daß sie mit einem Sortiment von Modewaaren nach dem neuesten Geschmack hier angekommen ist; sie führt auch englische und französische Waaren für Herren und Damen und hat ihr Magazin allhier im goldnen Greifen im zweyten Stock Num. 14*<sup>30</sup>. Nur etwa ein Drittel der Händler stammte aus Ulm. Der Rest kam nach der Wiederbelebung der alten Handelsverbindungen nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges nicht nur aus dem näheren Umland und dem Fränkischen, sondern auch aus dem Elsass, der Schweiz, Sachsen, Tirol, Italien, England, Frankreich, ja selbst aus Moskau. Und sie alle brachten an Modeartikeln und Luxuswaren mit, was das Ulmer Herz begehrte und hoffentlich auch bezahlen konnte: Spiegel, Schmuck, Stoffe aller Couleurs und Qualitäten, französische und englische Galanteriewaren, Mäntel, Kleider, Silberwaren, Tapeten, Nippes, Borten, Spitzen, Geschirr, Möbel usw.

Zu den Tagungen des Schwäbischen Kreises in Ulm kamen zwar nicht unbedingt die ausländischen Anbieter, doch die einheimischen Kaufleute, wie z. B. Johann Ludwig Hocheisen, inserierten fleißig: *Bey Endsunterzognem ist wieder an extra schönen Waaren angekommen und in den billigsten Preisen zu haben: Extra veritable Engl. Sättel, Zäume, Reitpeitschen, mit Silber überlegte Sporn, lakirt und gemalte Caffeebretter, Presentir- und Spielsteller, dergleichen Obstkörbe, stählerne Uhrketten, Carbinerhacken, Scheeren, Federmesser, Reißbley, Stiefelschäfte und Wixe, alle Sorten Wiener Schockolade, lederne Sommerhüte, extra schöne Spanische Rohr, türkisches Garn, Pfeifenköpfe von Papiermaché und Rohr,*

<sup>24</sup> UIB Nr. 44/31.10.1765. Zu Johann Jakob Rummel (Rommel) und seinen Nachkommen vgl. Elsбет Zumsteg-Brügel: Die Tonfiguren der Hafnerfamilie Rommel. Miniaturen zur Kulturgeschichte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Ulm 1988. S. 11-23.

<sup>25</sup> Vgl. UIB Nr. 35/14.6.1753.

<sup>26</sup> Vgl. UIB Nr. 3/21.1.1773.

<sup>27</sup> Vgl. UIB Nr. 17/27.4.1775.

<sup>28</sup> Zur Geschichte des Ulmer Nikolausmarkts vgl. Heinrich Steinmeyer: Der Ulmer Nikolausmarkt bis zum Ende der Reichsstadtzeit. In: UO 49 (1994) S. 145-165.

<sup>29</sup> *Ebda.*, S. 155-161.

<sup>30</sup> UIB Nr. 49/2.12.1802, S. 228.

*nebst allen Sorten sowohl gefärbt als schwarzes Engl., Französ., und deutsch auch extra gutes schönes und veritables Niederländer Sohlleder [...]*<sup>31</sup>.

Modisch gesehen hätten die Ulmer Frauen also immer auf dem neuesten Stand sein müssen. Dem stand jedoch die reichsstädtische Kleiderordnung entgegen, die genau festlegte, welche Stoffe für welche Kleidung erlaubt waren, wie viele Ellen Stoff verbraucht werden durften und welcher Schmuck zu tragen gestattet war. Im Übertretungsfall wurden Geldstrafen angedroht, „die jedoch durch freiwillige Bezahlung umgangen und stillschweigend in genehmigte Ausnahmen umgewandelt werden konnten“<sup>32</sup>. Die Ulmerin blieb demnach noch lange der traditionellen Tracht, bestehend aus Rock mit Schürze, Schnürleib und Haube treu – wie die Rommelfiguren im Ulmer Museum eindrücklich zeigen<sup>33</sup>. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts und dem Wegfall der Kleiderordnungen passte man sich nach und nach der herrschenden Empiremode an und zeigte auch einmal Ausschnitt und Mut zur Farbe, was den Redakteur des Intelligenzblattes zum Abdruck der folgenden zwei Gedichte veranlasste:

*Dem Stand der Unschuld nähert ihr Euch immer mehr,  
Bald decken Euch, ihr Schönen keine Kleider mehr*<sup>34</sup>.

*Die Dame im Wagen  
O welch ein schön lakirter Wagen!  
Wie wunderschön geziert!  
Die schöne Dame, drin getragen,  
ist ebenfalls – lakirt*<sup>35</sup>.

Ein Autor machte sich im Frühjahr 1817 über die neumodischen, übergroßen Hüte lustig, die er vor allem im Theater als ausgesprochen störend empfand, *da mancher für sein Eintrittsgeld wohl viele Hüte, aber kein Schauspiel gesehen hat*<sup>36</sup>. Viele Ulmerinnen aber hatten sicher nicht das Geld und die Stellung, jede Mode mitmachen zu können. Viele mussten arbeiten als Magd, als Gehilfin ihres Mannes in der Werkstatt oder nach dessen Tod in eigener Regie<sup>37</sup>. Zunächst vereinzelt, nach 1800 jedoch immer häufiger tauchten Anzeigen von Frauen im Intelligenzblatt auf, die ihre Dienste anboten: Als Köchin<sup>38</sup>, Backwerkhändlerin<sup>39</sup>, als Kinderfrau<sup>40</sup>, als Sprach-, Strick-, Stick- und Nählehrerin<sup>41</sup>, Bortenputzerin und Wäscherin<sup>42</sup>, Hutmacherin<sup>43</sup>, Regen- und Sonnenschirmhändlerin<sup>44</sup> und sogar als *Hundsschererin*<sup>45</sup>. Aufsehen erregt haben dürfte die Anzeige der

<sup>31</sup> UIB Nr. 23/3.6.1779.

<sup>32</sup> *Zumsteg-Brügel* (wie Anm. 24) S. 24.

<sup>33</sup> Maßgeblich dazu *Zumsteg-Brügel* (wie Anm. 24).

<sup>34</sup> UIB Nr. 41/9.10.1817, S. 279.

<sup>35</sup> UIB Nr. 11/18.3.1819, S. 79.

<sup>36</sup> UIB Nr. 33/14.8.1817, S. 227.

<sup>37</sup> Vgl. die Geschäftsanzeige der Magdalena Zieglerin, Steinmetz- und Maurermeisterswitwe in UIB Nr. 17/25.4.1816, S. 101f.

<sup>38</sup> Vgl. UIB Nr. 49/26.11.1801, S. 215.

<sup>39</sup> Vgl. UIB Nr. 43/24.10.1816, S. 271.

<sup>40</sup> Vgl. UIB Nr. 7/13.2.1817, S. 43.

<sup>41</sup> Vgl. UIB Nr. 151/4.9.1755.

<sup>42</sup> Vgl. UIB Nr. 33/18.8.1785, S. 135.

<sup>43</sup> Vgl. UIB Nr. 15/11.4.1816, S. 89.

<sup>44</sup> Vgl. UIB Nr. 14/4.4.1816, S. 83.

<sup>45</sup> Vgl. UIB Nr. 15/11.4.1816, S. 90.

Madame Büller, einer reisenden Zahnärztin, die 1791 für einige Tage die Stadt besuchte, Erwachsenen und Kindern ihre Dienste anbot und nicht nur behauptete, *die Zähne von aller Unreinigkeit so zu säubern, daß sie wie neu gewachsene weiß und schön werden, sondern auch die abgängige durch künstliche Einsetzung anderer dauerhafter und vollkommener ersetze. Ebenso nimmt sie die faule und schmerzhaftige Zähne leicht und ohne Schmerzen und Schaden heraus, und führet sowohl zur Erhaltung als Säuberung derer Zähne, wie zur Heilung aller Zahnschmerzen und Krankheiten die wirksamste Hilfsmittel mit sich*<sup>46</sup>. Sie gehörte zu den in regelmäßigen Abständen auftauchenden Spezialärzten, die vollmundig ihre Künste anpriesen: Zahn- und Bruchärzte<sup>47</sup>, Augenärzte<sup>48</sup>, Schönheitsspezialisten<sup>49</sup> und Hühneraugenoperateure<sup>50</sup>. Wie viele davon Scharlatane waren und wer wirklich etwas von seinem Fach verstand, ist nicht bekannt.

Ganz andere Einblicke ins Ulmer Leben bietet die Rubrik ‘Verloren – Gefunden’. Auf der Liste der verloren gegangenen Gegenstände finden sich falsche französische Haarzöpfe<sup>51</sup>, Hüte, Schnupftücher, Schuhschnallen, Wagenwinden, Geldbörsen, Schlüssel, Kindermützen und -handschuhe, ein Kinderkorsett<sup>52</sup>, Bücher, ein Manuskript auf dem Weg in die Druckerei, jede Menge Schoßhündchen, Wertpapiere, Ausweise, Degen und Schreibtafeln. 1753 bat jemand um die Rückgabe eines auf dem Münsterplatz verlorenen Frauenzimmerpantoffels, den man *wegen seiner Schönheit, als Gemächlichkeit sehr ungern vermißt*<sup>53</sup>. Hier finden sich aber auch Hinweise auf Brandkatastrophen in der Stadt, wie die im Oktober 1785, der auch das Schwörhaus zum Opfer fiel. In den folgenden Wochen erschienen zahlreiche Anzeigen der Geschädigten, wie die des Schwanenwirts Johann Michael Kümmel: *Bey der letztern Feuersbrunst sind mir durch das Flüchten folgende Sachen verlohren gegangen: Ein Castorhut mit einer 4fachen silbernen Hutschnur, mit 3 silbernen Schnallen, 1 Hut mit einer goldenen Schnalle nebst noch 2 goldenen Stücklen dabey, 2 breite und ein schmales Kastenbrett, roth und weiß marmorirt, samt noch 6 weissen Kastenbrettern, etliche ganze Bettstatten, verschiedne Stücke zu andern Bettstatten, und noch vieles von Betten, groß und klein, auch von Zinn- und Kupfergeschirr, 4 Tische mit steinern Platten, 3 schwarze und eine weisse, Sessel mit Leder und grünem Zeug, auch mit Teppichzeug u. ströherne Sitze, auch Stühle, ein fast neues paar [!] Stiefel, vieles Weißzeug verschiedener Gattung, [...], 1 eiserner Landzug zum Vorspannen, nebst noch andern Ketten, auch verschiedenes von Pferdgeschirr, etliche Säcke mit Haber, etliche Spiegel und Gemälde, messingne und verzinnte Wandschrauben, verschiedene Schlüssel, messingne, eiserne und kupferne Pfannen, und ein eisernes Brates Kar [...]. Dagegen habe ich eine fremde Bettstatt und andere Stücke von Schreinwerk [...]. Wer von benannten Stücken weiß oder Nachricht geben kann, bitt ich höflich, mir es anzuzeigen*<sup>54</sup>. Umgekehrt

<sup>46</sup> UIB Nr. 21/26.5.1791, S. 82.

<sup>47</sup> Vgl. UIB Nr. 11/16.3.1775.- Nr. 25/20.6.1782, S. 99f.

<sup>48</sup> Vgl. UIB Nr. 44/22.10.1801, S. 203f.

<sup>49</sup> Vgl. UIB Nr. 44/28.10.1790, S. 187.

<sup>50</sup> Vgl. UIB Nr. 53/18.12.1794, S. 216.

<sup>51</sup> Vgl. UIB Nr. 29/17.7.1777.

<sup>52</sup> Vgl. UIB Nr. 48/29.11.1781, S. 194.

<sup>53</sup> UIB Nr. 44/16.8.1753.

<sup>54</sup> UIB Nr. 43/27.10.1785, S. 174f. Die Liste wurde mit entsprechenden Ergänzungen und Korrekturen noch einmal in UIB Nr. 44/3.11.1785, S. 177f. abgedruckt.

machte der Ulmer Kunstmaler Johann Andreas Schneck aus dem Brand ein lukratives Geschäft: *Das meine Geburtsstadt hart betroffene Schicksal durch den unglücklichen Brand am 15. Oktober, der so schauervolle Überreste zurückließ, habe diesem zum Andenken, auch vor den Enkel noch, getreulich aufgenommen, und in Kupfer gestochen. Ich empfehle meine Arbeit einem geehrtesten Publikum zu gütiger Abnahme*<sup>55</sup>. Das Leben in der Stadt bestand natürlich nicht nur aus Arbeit. Ulm hatte einiges an Vergnügungen zu bieten und zwar nicht nur rund um die Sitzungen des schwäbischen Reichskreises. In schneereichen Wintern veranstaltete das Patriziat gerne für sich und seine adeligen Gäste gemeinschaftliche Schlittenfahrten innerhalb und außerhalb der Stadt, die am Abend meistens mit einem Ball in einer der großen Herbergen, wie dem 'Baumstark' oder dem 'Goldenen Greifen' endeten. Vorneweg zog ein Schlitten mit Musikanten, *welche sich, wie es 1770 hieß, mit Pauken und Trompeten tapfer hören ließen*<sup>56</sup>. Jeder Schlitten wurde zusätzlich von zwei Vorreitern begleitet. Wer über keinen eigenen Schlitten verfügte, konnte sich 1753 vom *Baurenwirt Löw*<sup>57</sup> in Offenhausen umsonst vom Stadttor abholen und dorthin auch wieder zurückbringen lassen.

Winterzeit war auch Faschings- und damit Ballzeit. Ob und in welchem Umfang das alte Fastnachtsbrauchtum noch gepflegt wurde, darüber gibt das Intelligenzblatt keine Auskunft. Wohl aber finden sich Jahr für Jahr Anzeigen zu den vom Rat erlaubten Redouten und Maskenbällen, die sich offenbar großer Beliebtheit erfreuten, da dort alle Stände gleichermaßen zugelassen waren. Wer sich nicht schon auf dem Nikolaimarkt im Dezember bei den zahlreich erscheinenden Mode- und Galanteriewarenhändlern versorgt hatte, konnte bei den örtlichen Kaufleuten und Schneidern *extra schöne und muntere venetianische Visiere, Glacéhandschuhe und seidene Strümpfe*<sup>58</sup> erwerben. Beginn der Veranstaltungen war meist um 7 Uhr abends. Kindern und unanständig Gekleideten wurde der Eintritt ebenso verwehrt wie denen, die ohne Masken erschienen. Der Eintritt in den Redoutensaal des 'Goldenen Hirschen' kostete 1790 für jedermann 48 kr. Wer nur zum Zuschauen kam, zahlte die Hälfte, Bedienstete, deren Herrschaften auf dem Ball waren, ein Viertel (12 kr.). Gegen eine Extragebühr konnte man dort auch das Soupé einnehmen. Als Erfrischungen wurden u. a. Limonade, Mandelmilch und gezuckerte Zitronenschnitze gereicht<sup>59</sup>. Eine Anzeige des Damenschneiders Vögele verrät, welche Kostüme im Jahr 1802 en vogue waren, nämlich exotische Verkleidungen als König von Birma, Adlige aus Honduras, Minister aus Siam, chinesische Bauern, Eskimos und Indianerinnen<sup>60</sup>.

Tanzveranstaltungen fanden jedoch rund ums Jahr statt, insbesondere zu den Sommerwochenenden und Feiertagen: *Nächsten Freytag, als am Fest Petri und Pauli flatirt sich der Schützenwirth, Herr Habvast, bey anhoffend gutem Wetter hohe Gönner und Freunde sowohl in Kuchen [!] als Keller gehorsamst bedienen zu dürfen; weswegen er hiermit die gehorsamste Invitation beobachtet, und versichert, weil wegen der Comödie die Herren Stadt Musicanten nicht zu haben, daß*

<sup>55</sup> UIB Nr. 46/17.11.1785, S. 185.

<sup>56</sup> UIB Nr. 9/1.3.1770.

<sup>57</sup> UIB Nr. 15/25.1.1753.

<sup>58</sup> UIB Nr. 2/8.1.1778.

<sup>59</sup> Vgl. Christian Friedrich Daniel *Schubart*: Von den Ergötzlichkeiten. In: UIB Nr. 8/23.2.1775.

<sup>60</sup> Vgl. UIB Nr. 2/28.1.1802, S. 19.



*fremde Musicanten, welche in guter Renomee stehen, ihre Aufwartung machen werden.* Wer nicht tanzen konnte, buchte sich einen der zahlreichen Tanzlehrer der Stadt<sup>61</sup>. Daneben gab es Preiskegelturniere<sup>62</sup>, Konzerte durchreisender Künstler<sup>63</sup>, wandernde Gaukler und Akrobaten und seit 1781 das Stadttheater. Außer einer Eröffnungsnotiz, *die man den Auswärtigen zuliebe* ins Intelligenzblatt gesetzt hatte<sup>64</sup>, erfährt man allerdings nichts über die dort gastierenden Truppen und ihre Spielpläne. Einzig die Aufführungen einer dramatischen Liebhabergesellschaft, die sich 1802 gegründet hatte, eine auffällige Vorliebe für die Stücke Kotzebues zeigte und häufig für wohltätige Zwecke spielte, werden regelmäßig erwähnt<sup>65</sup>.

Einen festen Platz im Ulmer Festkalender hatten im 18./19. Jahrhundert die traditionelle Schwörwoche, die im August gefeiert wurde, Bindertanz<sup>66</sup> und Fischerstechen, zu dem der Verleger 1780 folgendermaßen einlud:

*Demnach am Dienstag die Fischer stechen,  
So wollte man sich nicht entbrechen,  
Dem Publikum dieses zu avisiren  
Und es höflich zu invitiren.  
Es werden dabey zu sehen seyn  
Allerhand schnackische Mummerey'n,  
Mohren und Narren, Türken und Bauren,  
Oh, 's soll keinen sein Bätzle dauren!  
Wer nun all dieß zu sehen hat Lust  
Stell sich hübsch ein am achten August<sup>67</sup>.*

Sensationslüste befriedigen konnten die Ulmer bei den Gastauftritten von Schaustellern, die Riesenbabys, Zwergwüchsige und Behinderte vorführten. Eine gewisse Berühmtheit erlangte Mademoiselle Liebscher, die im Mai 1784 – zur Zeit des Kreiskonvents – im Gasthof zum Pflug abgestiegen war: *Es dienet zur Nachricht, daß allhier die Mlle Liebschern angekommen, welche schön und wohlgebildet, aber ohne Hände gebohren ist. Sie kann mit ihrem linken Fuß schreiben, nähen, zeichnen, Federn schneiden, spinnen, Briefe künstlich zusammenfalten, die Ohrringe selbst aus und einmachen, eine Prise Toback nehmen, selbst essen und trinken, und noch viele andere Sachen mehr verrichten; desgleichen ein kleiner Husar von 43 Jahren, welcher nur 2 Fuß und 6 Zoll groß, dabey aber sehr geschickt im Tanzen ist. Diese Personen haben die Ehre gehabt, sich bey Ihro Königl. Maj. in Frankreich zu präsentiren und bey vielen andern Fürsten und Grafen mehr, sowohl in Deutschland, als Holland und Dännemark. Sie hoffen in dieser Stadt gleichfalls alle Bewunderung an sich zu ziehen. Es kann die Mlle ein jeder, weil sie einen seidnen Salopmantel trägt, ohne das geringste Bedenken ansehen. Herren und Damen bezahlen nach Belieben. NB. Diese Personen setzen ein Prämium von 50 Dukaten, daß sie hier noch nicht sind gesehen worden. Sie können im Pflug von Morgens 9 bis Abends*

<sup>61</sup> UIB Nr. 100/12.9.1754.- Nr. 43/ 15.10.1801, S. 186.

<sup>62</sup> Vgl. UIB Nr. 29/21.7.1785, S. 119.- Nr. 33/16.8.1787, S. 131.- Nr. 40/2.10.1817, S. 269.

<sup>63</sup> Vgl. UIB Nr. 9/28.2.1793, S. 37.

<sup>64</sup> Vgl. UIB Nr. 47/22.11.1781, S. 191.

<sup>65</sup> Vgl. UIB Nr. 6/11.2.1802, S. 31.- Nr. 48/25.11.1802, S. 223.

<sup>66</sup> Vgl. UIB Nr. 31/3.8.1775.

<sup>67</sup> UIB Nr. 31/3.8.1775.

9 Uhr gesehen werden<sup>68</sup>. Anspruchsvollere Unterhaltung boten die Herren, die mechanische Figuren sowie physikalische und chemische Experimente gegen Bezahlung vorführten<sup>69</sup>. Ein besonderer Höhepunkt war sicherlich die Präsentation einer echten ägyptischen Mumie 1781, die *noch einen sehr angenehmen und balsamischen Geruch hat und gar nicht widerlich aussieht*<sup>70</sup>, wie der Inserent nicht müde wurde zu betonen.

Es steht zu vermuten, dass die Ulmer gerne dafür ein Paar Kreuzer ausgaben. Wie sie auch sonst nicht immer zur Sparsamkeit neigten. Das beliebte Lotteriespielen nahm so überhand, dass der Rat sich 1787 genötigt sah, es bei einer Strafe von 50 fl. vollständig zu verbieten, da selbst die Armen ihre Zuwendungen aus dem Allmosenkasten dafür ausgaben<sup>71</sup>. Bis zu diesem Zeitpunkt finden sich regelmäßig Anzeigen zu den verschiedensten Lotterien im Intelligenzblatt. Schon 1754 hatte der Rat im Intelligenzblatt die Bürger wegen der übertriebenen Ausgaben bei Hochzeiten gerügt, die viele junge Ehepaare in die Verschuldung trieben. Die Verschuldung war generell in dieser Zeit nicht nur ein städtisches, sondern auch ein bürgerliches Problem<sup>72</sup>. Deutlicher Beweis dafür sind die zahllosen Konkurs- und Zwangsversteigerungsanzeigen. Vielleicht brachte die angespannte finanzielle Situation auch eine gewisse Katharina Stößlin auf die Idee, einen Verleih für Hochzeitsgewänder zu eröffnen<sup>73</sup>.

Trotz gelegentlich angespannter Finanzlage vergnügten sich die Ulmer je nach Stand und Geldbeutel im Kaffeehaus und am Billardtisch<sup>74</sup>, des Abends auch in einem der Wirtshäuser beim Kartenspiel. Darunter war nicht immer ungezwungenes Vergnügen zu verstehen. Von mehreren Seiten ist überliefert, dass in reichsstädtischer Zeit in Ulm ein *gewisses steifes Ceremoniell herrschte, welches auch bey dem natürlichen, gutmüthigen Frohsinne der Einwohner nie darf vergessen werden*, wie der Berliner Autor, Verleger und Aufklärer Friedrich Nicolai berichtete<sup>75</sup>. Der Unterschied zwischen Patriziern und Bürgern war im Alltag des 18. Jahrhunderts immer wieder spürbar. Der lebensfrohe Christian Friedrich Daniel Schubart, der von Beginn des Jahres 1775 bis zu seiner Verhaftung 1777 die Redaktion des Intelligenzblatts übernahm<sup>76</sup> und es mit *moralischen und poetischen Girlanden auflockerte, damit der Leser unter dem Gewirr der trockenen Materien nicht in Gefahr geriete, einzuschlafen*<sup>77</sup>, nahm umgehend in einer Serie von kurzen Beiträgen das steife Gehabe der Ulmer aufs Korn. Sein bodenständiger, offener Schreibstil bietet einen lebendigen Einblick, wie es wohl in mancher Gesellschaft zugegangen sein mag: *Noch ärger ists, wenn man zwar Gesellschaften besucht, aber dort bloß mit seiner Bouteille, seinem Glas*

<sup>68</sup> UIB Nr. 20/13.5.1784, S. 79.

<sup>69</sup> Vgl. UIB Nr. 64/3.1.1754, Nr. 30/27.7.1775.

<sup>70</sup> UIB Nr. 47/22.11.1781, S. 191.

<sup>71</sup> Vgl. Roos (wie Anm. 3) S. 110f.

<sup>72</sup> Zur Finanzsituation der Stadt Ulm vgl. Kurt Rothe: Das Finanzwesen der Reichsstadt Ulm im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 21). Ulm 1991.

<sup>73</sup> Vgl. UIB Nr. 9/26.2.1778. Katharina Stößlin betrieb den Verleih und Verkauf von Hochzeitskleidern auch noch zehn Jahre später. Vgl. UIB Nr. 7/14.2.1788, S. 26.

<sup>74</sup> Vgl. UIB Nr. 54/24.12.1789, S. 223.

<sup>75</sup> Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Bd. 9. (Nachdruck der Ausgabe Berlin und Stettin 1795). Hildesheim/Zürich/New York 1994. S. 117.

<sup>76</sup> Vgl. Roos (wie Anm. 3) S. 133-143.

<sup>77</sup> UIB Nr. 5/2.2.1775.

*und seinem Weck eine schläfrige Pantomime spielt. Wenn ich eine ganze lange Tafel voll Leute erblicke, die alle mit gravitätischer Steifigkeit auf ihren Stühlen sitzen, fürchterlich stumm; wie Marmor um Gräber; die, wenn sie auch sprechen, mit furchtsamer Mine, als wären sie Frevler, ihren Nachbarn narkotisches Zeug zuflüstern [...]*<sup>78</sup>.

Auch an der Zeremonie des Gesundheitstrinkens in einer Wirtshausgesellschaft lässt uns Schubart im Intelligenzblatt teilnehmen: [...] *Nun setzte man sich zu Tische, nachdem man vorher dem herkömmlichen Ranggepräuge sein Opfer brachte. Erst eine lange Pause, wie in einem Senate ... dann, wie im Takt nach der Weinflasche gegriffen und – getrunken? nicht doch! einander angesehen, mit der furchtsamen Kinder- oder Krankenmiene, ob's der Papa oder der Arzt auch erlaube, zu trinken. Ich wollte den Zwang unterbrechen, und zuckte schon mit dem Glase zum Munde, als mich ein Freund, der zum Glück neben mir saß, am Ellenbogen stieß, und mit Aengstlichkeit zuflüsterte: Um Gottes Willen nicht, hat ja der Herr dort droben mit dem großen Haarbeutel noch nicht getrunken! – Ich harrete, und da brach plötzlich das Gesundheitstrinken los – Ihr Wohlgebohren – Ihr Hochedelgebohren – Ihr Hochehrwürden – Hochgeehrtester Herr – die hohen Angehörigen – die hochwertheste Frau Baas – der Herr Gevatter – die Frau Gevatterin, und wie all die Floskeln aus dem Komplimentirbüchlein lauten, durchrauschten den Trinksaal als wärs die Zaubergöttin Beleda. In keinem einzigen Gesichte fand ich warmen Herzensantheil, sondern überall die Verzuckungen eines verstellten freundlichen Lächelns [...]*<sup>79</sup>. Und fast zweifelt rief Schubart den Ulmern zu: *Im Wirtshaus und im Himmelreich sind alle Menschen gleich*<sup>80</sup>!

Die immer wieder beschriebene gesellschaftliche Trennung von Patriziat und Bürgertum wurde in einigen Vereinigungen durchbrochen, die sich im Gefolge der Französischen Revolution gründeten. Dazu gehörten die 1789 entstandene Freimaurerloge 'Astraea zu den drei Ulmen'<sup>81</sup> und die aus ihrer Mitte heraus konzipierte und im selben Jahr ins Leben gerufene Lesegesellschaft. Erstere wird naturgemäß mit keiner Silbe im Intelligenzblatt erwähnt, zweitere nur insoweit als darin zu den vierteljährlichen Plenarsitzungen der Mitglieder eingeladen wurde. Die Lesegesellschaft, die rasch auf 100 Mitglieder anwuchs, traf sich in der 'Goldenen Krone'. Ihre relativ hohe Aufnahme- und Jahresgebühr sorgte für eine gewisse Exklusivität. Die gebildete und besitzende Schicht blieb unter sich und diskutierte auf der Grundlage der abonnierten gelehrten Zeitschriften und Bücher<sup>82</sup>. Frauen war der Zugang zu dieser Gesellschaft selbstverständlich verwehrt<sup>83</sup>. Für sie, wie auch für die weniger Bemittelten, aber Lektüreinteressierten, gab es am Ende des Jahrhunderts einige Leihbibliotheken. Den Anfang

<sup>78</sup> Christian Daniel Friedrich *Schubart*: Von der Geselligkeit. In: UIB Nr. 6/9.2.1775.

<sup>79</sup> Christian Daniel Friedrich *Schubart*: Vom Gesundheitstrinken. Ein Fragment. In: UIB Nr. 37/12.9.1776.

<sup>80</sup> Christian Daniel Friedrich *Schubart*: Von der Geselligkeit. In: UIB Nr. 6/9.2.1775.

<sup>81</sup> Vgl. Eckhard *Trox*: Bürger in Ulm: Vereine, Parteien, Geselligkeit. In: Hans Eugen *Specker* (Hg.): Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation 7). Ulm 1990. S. 174.

<sup>82</sup> Zur Geschichte der Ulmer Lesegesellschaft vgl. Wolf D. *Hepach*: Die Eule der Minerva im Flug durch zwei Jahrhunderte. Zum Jubiläum einer Bürgergesellschaft. Ulm 1989.- Elmar *Schmitt*: Alphabetisches Verzeichnis der Bücher, welche sich in der Bibliothek der Lesegesellschaft zur obren Stube befinden, Ulm 1836 mit einer Bestandsanalyse von Elmar Schmitt. Weissenhorn 1989.

<sup>83</sup> Vgl. *Trox* (wie Anm. 81) S. 173f.

machte 1793 die Wohlersche Buchhandlung mit einem Aufruf an alle, die an der Benutzung einer Leihbibliothek interessiert wären, sich in der Buchhandlung zu melden, *da sie [sich] auf ein ungewisses hin [nicht] an eine grosse Menge von Büchern binden wolle. Angeboten werden sollten zunächst historische Werke, Reisebeschreibungen, populäre Philosophie, Romane und Schauspiele [...]. Sollte es aber der Ertrag oder eine grössere Anzahl von Lesern erlauben, so würden auch die vorzüglichsten deutschen Journale angeschafft werden*<sup>84</sup>. Am 1. November 1794 zog der Ulmer Kunsthändler Theodor Ulrich Nübling nach<sup>85</sup>. Die Aufnahmegebühr (die bei Austritt rückerstattet wurde) betrug bei ihm 2 fl. für Einheimische und 3 fl. für Auswärtige. Die Leser bezahlten monatlich 24 kr. und für jedes entliehene Buch pro Woche einen Groschen<sup>86</sup>. Neben diesen Einrichtungen, zu denen auch noch die Lesebibliothek des Buchhändlers Becker gehörte<sup>87</sup>, gab es private Lesezirkel in der Stadt, die gemeinschaftlich eine Zeitung oder Zeitschrift abonnierten und unter sich nach einem fest abgesprochenen Plan zirkulieren ließen. Oft blieben dem einzelnen Abonnenten nur wenige Stunden Zeit für die Lektüre, vor allem wenn es sich um die aktuellen politischen Blätter wie die ‘Augsburger Zeitung’, den ‘Hamburgischen Staats-Correspondenten’ oder Cottas ‘Allgemeine Zeitung’ handelte. Vor allem rund um den Jahreswechsel wurden im Intelligenzblatt Jahr für Jahr Mitleser für bestimmte Zeitungen und Zeitschriften gesucht.

Überhaupt bietet das Intelligenzblatt einen guten Einblick in das regional-spezifische Lektüreangebot der Buchhandlungen. Nach dem Konkurs der hoch angesehenen Bartholomäischen Buchhandlung zu Beginn der 1770er Jahre versorgten die Wohlersche und Stettinische Buchhandlung die Stadt, Umland und Besucher mit der neuesten Literatur. Fast keine Ausgabe des Intelligenzblattes erschien ohne Buchanzeigen. Von Goethes Werther bis zu den neuesten Almanachen und Taschenbüchern, Revolutionsschriften und Romanen wurde praktisch alles angeboten, was auf den Leipziger Buchmessen aktuell war<sup>88</sup>.

Auch über die Lebensbedingungen der Kinder hat das Intelligenzblatt einige Informationen zu bieten, angefangen bei der Dokumentation der hohen Kindersterblichkeit in Ulm. Die summarische Statistik über Geburten, Todesfälle und Hochzeiten für das jeweils vergangene Jahr lieferte das Intelligenzblatt in einer der ersten Januarausgaben. Ab 1813 erschienen die Verstorbenenlisten wöchentlich. Angegeben wurden nun auch die Namen und Berufsbezeichnungen der Verstorbenen, ihr genaues Alter sowie die Todesursache. Andreas Erdel hat in seiner Dissertation für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Sterblichkeitsrate der Kinder bis 15 Jahre von durchschnittlich 63 Prozent errechnet, wo-

<sup>84</sup> UIB Nr. 42/10.10.1793, S. 183. Die Wohlersche Buchhandlung hatte allerdings jedoch schon zu Beginn des Jahres 1775 verkündet, für 30 kr. pro Monat folgende Zeitungen zur Lektüre anzubieten: ‘Wandsbecker Bote’, ‘Hamburger Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen’, Schubarts ‘Deutsche Chronik’, ‘Frankfurter Staatsristretto’, ‘Stuttgarter Hofzeitung’, ‘Carlsruher Zeitung’; dazu – sofern genug Liebhaber – auch die ‘Allgemeine Deutsche Bibliothek’, den ‘Teutschen Merkur’ und andere aktuelle Zeitschriften. Vgl. UIB Nr. 5/2.2.1775.

<sup>85</sup> Vgl. UIB Nr. 42/9.10.1794, S. 171.- Nr. 44/23.10.1794, S. 178.

<sup>86</sup> Vgl. Stadt A Ulm G2 Nübling, Theodor Ulrich.

<sup>87</sup> Vgl. UIB Nr. 48/25.11.1802, S. 222.

<sup>88</sup> Eine umfassende Auswertung des Lektüreangebots war aufgrund der Fülle des Materials im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich.

bei Totgeburten noch nicht mit eingerechnet sind<sup>89</sup>. Der Berliner Aufklärer und Verleger Friedrich Nicolai spricht in seiner Reisebeschreibung davon, dass in Ulm die Hälfte aller Kinder tot geboren wurde oder innerhalb des ersten Jahres starb. (In Berlin lag das Verhältnis zur selben Zeit bei einem Drittel). Die Schuld daran gibt er zum einen den Hebammen, zum anderen der *schlechten Diät* und der *übermäßigen Verfütterung von Mehlbrei* an die Kinder. Das feste Wickeln und unnötiges Warmhalten könnten ebenfalls nicht gut tun<sup>90</sup>. Nicht berücksichtigt hat Nicolai allerdings das Auftreten von Krankheiten. Bräune (Angina, Diphtherie), Auszehrung (Schwindsucht), Zahnfieber und Gichter (Eklampsie) scheinen laut den wöchentlichen Listen die häufigsten Todesursachen gewesen zu sein. Dazu kamen Keuchhusten, Masern und Pocken, die in manchen Jahren epidemische Ausmaße annahmen<sup>91</sup>: Verstorbene

a) in der Münsterpfarre:

- 19 Nov Jakob Wieland, Schuhmacherskind, nothgetauft, alt 1 Stunde.
- 20 - Johanna Friderika Dorothea Ebener, K.W. Unterofficierskind, Krampfgichter, alt 2 M. 25 T.
- 21 - Fr. Johanna Sophia Wilh. Wiedenmännin, geb. Hocheisin Kaufmannsfrau, Brustkrankheit, als 36 Jahre 5 Monate 15 Tage.
- - Sabina Wielandin, geb. Silerin, Schuhmacherin, Wöchnerin, alt 25 Jahre 9 Monate 19 Tage
- - Joh. Martin Hessel, unehelich, Bräune und Gichter, alt 19 Tage
- 22 - Ein todtgeborner Knabe, Vater: Anton Jakob Keipf, Grautuchermeister.
- - Matthäus Kaim, Tagelöhner, Brustkatarrh, alt 61 Jahre 1 Monat.
- 23 - Jakob Claß, Tagelöhnerskind, abzehrend, 7 M. 5 T.
- 25 - Anna Mar. Wagnerin, Zimmergesellenkind, Auszehrung, alt 26 Tage.

b) in der Dreifaltigkeitspfarre:

- 20 - Joh. Conr. Meyer, Gärtnerskind, Gichter, alt 7 Monate, 25 Tage.
- - Joh. Georg Merk, Weberskind, Gichter, 15 T.
- 22 - Christ. Dürr, Baumannskind, Auszehr. 3 M. 22 T.
- 24 - Anna Cath. Baurin, Bauertanzwirthskind, Auszehrung, alt 4 Monate 3 Tage<sup>92</sup>.

Wer das Kleinkindalter gesund überstanden hatte, konnte ab 6 Jahren eine der deutschen Schulen besuchen, deren Qualität offenbar ausgesprochen schlecht war<sup>93</sup>. Eine offizielle Schulpflicht gab es allerdings erst unter württembergischer Herrschaft<sup>94</sup>. Unterrichtet wurde Lesen, Schreiben, etwas Rechnen und Religion.

<sup>89</sup> Vgl. Andreas *Erdel*: Die Pest und andere ansteckende Krankheiten in der Freien Reichsstadt Ulm im 18. Jahrhundert. Ulm Univ. Diss. 1985. S. 86f.

<sup>90</sup> Nicolai (wie Anm. 75) S. 45-47.

<sup>91</sup> Vgl. *Erdel* (wie Anm. 90) S. 134-139.

<sup>92</sup> UIB Nr. 49/2.12.1816, S. 299.

<sup>93</sup> Eine Abrechnung mit dem Ulmer Schulwesen findet sich bei Nicolai (wie Anm. 75) S. 90-100.

<sup>94</sup> Vgl. Hans Eugen *Specker*: Ulm. Stadtgeschichte. Ulm 1977. S. 315.

Für Mädchen gab es darüber hinaus, wenn sie überhaupt zur Schule geschickt wurden, zunächst nur Privatstunden bei Sprach- und Handarbeitslehrerinnen<sup>95</sup>. 1795 wurde eine Mädchenschule eröffnet, die von Montag bis Freitag jeweils zwei Stunden am Nachmittag abgehalten wurde. Jede Schülerin, die bereits Lesen und Schreiben können musste, war angehalten, ihr Strickzeug mitzubringen, *damit ihre Hände schicklich beschäftigt seien*, wenn reihum vorgelesen wurde. Im Herbst 1815 kündigte man eine Schule für Mädchen der gebildeteren Stände an, *deren Eltern ihnen nicht nur einen weiterschreitenden Unterricht in den überall gewöhnlichen Schulpensen, sondern auch einen etwas höhern in andern Fächern, z.B. in der Zeichen- und Singkunst, in der Naturlehre, Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Weltgeschichte und eine gute Gesellschaft in der Schule selbst wünschen*<sup>96</sup>. Die Mädchen sollten täglich sieben Stunden in zwei Gruppen (6-10 und 10-14 Jahre) unterrichtet werden, wobei die Anleitung zu Reinlichkeit, Sittlichkeit und anständigem Betragen breiten Raum einnahm<sup>97</sup>. Ein halbes Jahr später, im März 1816, wurden zwei private Armenschulen zu öffentlichen Schulen erhoben, um den überfüllten Klassen abzuhelfen. Die Sechs- bis Neunjährigen wurden in einer gemischten Klasse unterrichtet; die zweite war den neun- bis vierzehnjährigen Mädchen vorbehalten. Unterricht fand im Sommer morgens von 7-12 Uhr, im Winter von 8-11 Uhr statt und jeweils am Nachmittag von 14-16 Uhr. Während den Schülern eine Mittagspause genehmigt wurde, mussten die Lehrer von 12-14 Uhr zusätzlich eine Armenschule abhalten. Eingeschult wurde zweimal jährlich an Georgi (23.4.) und Martini (11.11.). Die Eröffnung zweier neuer öffentlicher Schulen wurde damit begründet, dass fortan alle Kinder von sechs bis vierzehn Jahren die Schule besuchen sollten *und sich also niemand in Zukunft damit entschuldigen kann, daß in den hiesigen Schulen allzu viele Kinder seyen, als daß noch Raum für andere wäre, oder daß die beyden angeführten Schulen nur für arme Kinder ihre Bestimmung haben, oder daß sie nur Privatschulen, und somit von den öffentlichen verschieden seyen, welche Vorwände alle durch die Erhöhung derselben zu öffentlichen und durch ihre vollkommene Gleichstellung mit allen vorher schon bestehenden vernichtet werden. Um so weniger Nachsicht werden auch die Vorsteher in Zukunft mit solchen Eltern oder Pflägern haben, die unter solchem und anderm Vorwande ihre Kinder ohne Schulbesuch heranwachsen und verwildern lassen, da ihnen jetzt durch die Verwandlung der Privatschulen in öffentliche die freye Wahl offen steht, unter so vielen Schulen für ihre Kinder zu wählen, welche sie wollen*<sup>98</sup>.

Einen anderen Stundenplan hatten die Kinder, die 1817 die Industrieschule des Wohltätigkeitsvereins besuchten: Sie konnten gegen eine Gebühr von 2 Kreuzern pro Stunde von 7-11 Uhr und 14-17 Uhr zu Garten- und anderen Arbeiten ausgeliehen werden. Wer nicht ausgeliehen wurde, musste die anfallenden Strick- und Nähaufträge ausführen. Eine entsprechende Preisliste dieser Kinderarbeit findet sich im Juni 1817: *z. B. für ein Paar Socken zu stricken 8 kr., für ein Paar Kinderstrümpfe 10 kr., für ein Paar Weiberstrümpfe 20 kr., für ein*

<sup>95</sup> Z. B. UIB Nr. 40/ 24.9.1801, S. 172.

<sup>96</sup> UIB Nr. 44/2.11.1815, S. 241f.- Vgl. auch Manfred Kindl: Die öffentlichen Schulen in Ulm. In: *Specker* (wie Anm. 81) S. 450.

<sup>97</sup> Vgl. UIB Nr. 13/26.3.1795, Beilage.

<sup>98</sup> UIB Nr. 12/21.3.1816, S. 69f.

*Paar Männerstrümpfe 24 kr.; bey Näharbeiten: für ein Sacktuch zu säumen 1 kr., für eine Serviette 2 kr., für ein Kinderhemd zu nähen 6 kr., für ein Weiberhemd 10 kr., für ein Männerhemd 12 kr.*<sup>99</sup>. Auch bei der Suche nach einer Lehrstelle oder Arbeit im Anschluss an die Schule konnte das Intelligenzblatt in einigen Fällen helfen: Schon im ersten Jahrgang 1753 wurden ein Lehrjunge für die Kellerei eines Gasthofs gesucht sowie *ein junger Mensch von honetten Eltern, welcher etwas zu fassen fähig, auch sonst eines aufgeweckten und muntern Geistes* ist für eine Ausbildung zum Perückenmacher<sup>100</sup>.

Und was machten die Kinder in ihrer freien Zeit? Auf den Straßen des frühen 19. Jahrhunderts herrschte ein strenges Reglement: 1805 wurde den Kindern das Schlittenfahren auf den Haupt- und viel befahrenen Straßen verboten, *damit weder sie selbst noch die Vorübergehenden, der Gefahr beschädigt zu werden, ausgesetzt werden*<sup>101</sup>. Auch andere Kinder auf dem Schlitten zu ziehen, war nur noch in Begleitung Erwachsener erlaubt. Schon 1803 hatte die bayerische Regierung das wilde Nacktbaden an der Donau, in der Iller und in der Blau verboten und Damen und Herren getrennte Badeplätze zugewiesen. Die Strafen für Verstöße gegen die neue Verordnung waren mit 5, 10 und 30 Gulden ausgesprochen hoch. Sie galten auch für Kinder und Jugendliche. Schüler und Studenten wurden im Übertretungsfall zusätzlich der Schulbehörde angezeigt, *damit sie von dieser zu besserer Beobachtung der Sittlichkeit ernstlich und in Gegenwart ihrer Mitschüler ermahnt werden mögen*<sup>102</sup>. Zehn Jahre später klagte man im Intelligenzblatt *über das müssige und unschickliche Herumschwärmen der Jugend in der Stadt sowie das gefährliche Aufsitzen auf Kutschen, Wagen und Schlitzen in voller Fahrt*<sup>103</sup>. Muthwilligen Knaben, die das untere vorzüglich frisch angestrichene Gemäuer hiesiger Häuser beschmutzen oder beschädigen, drohte man körperliche Züchtigung an und den Eltern, sie entsprechend zur Verantwortung zu ziehen<sup>104</sup>.

Die Straßen Ulms waren offenbar generell in keinem guten Zustand. Friedrich Nicolai bemerkte 1781, dass die Straßen nachts nicht erleuchtet und das Steinpflaster nur in mittelmäßigem Zustand sei<sup>105</sup>. Nach dem schneereichen Winter 1788/1789 gründete sich auf Betreiben des Stadtphysikus Meyer eine Privatinitiative, die im Intelligenzblatt Mitstreiter für die Anschaffung von Laternen suchte<sup>106</sup>. Das Projekt scheiterte jedoch am mangelnden Interesse der Bevölkerung<sup>107</sup>. Wenig Interesse scheint es phasenweise auch an der Sauberkeit auf den Straßen gegeben haben. Nach einer Beschwerde des österreichischen Festungskommandanten Major von Dedovich fühlte sich der Rat der Stadt 1797 zu einem Vorhalt bemüßigt, dass alle Straßen und Gassen sofort von allen Dung- und Unratshaufen zu reinigen seien *und zwar umso gewisser als ansonsten gegen säumige einzelne Zuhörer militairische Assistenz unabwendbar in Wirkung gesetzt werde*. Alle Straßen und Winkel sowie die öffentlichen Plätze waren künftig

<sup>99</sup> UIB Nr. 23/5.6.1817, S. 157.

<sup>100</sup> UIB Nr. 13/11.1.1753.- Nr. 38/5.7.1753.

<sup>101</sup> UIB Nr. 4/28.1.1805, S. 13f.

<sup>102</sup> UIB Nr. 28/11.7.1803, Anhang.

<sup>103</sup> UIB Nr. 2/14.1.1813, S. 5.

<sup>104</sup> Vgl. UIB Nr. 31/1.8.1816, S. 193.

<sup>105</sup> Vgl. Nicolai, Werke (wie Anm. 75) S. 34.

<sup>106</sup> Vgl. UIB Nr. 7/12.2.1789, S. 27.

<sup>107</sup> Vgl. UIB Nr. 39/17.09.1789, S. 160.

jeden Samstag gründlich zu reinigen. Der gesammelte Inhalt der Nachttöpfe sollte auf die Gärtnerkarren geschüttet und sofort aus der Stadt gebracht werden. Wer heimlich seinen Unrat in den Straßen auskippte, wurde tagsüber mit 1 fl. Strafe, nachts aber mit dem doppelten Satz bestraft. Alle privaten und öffentlichen unbedeckten Mist- und Dunglegen innerhalb der Stadt wurden mit sofortiger Wirkung verboten. Anfallender Mist musste fortan sofort aus der Stadt geschafft werden, was sicherlich zu einer Verbesserung der Luftqualität führte<sup>108</sup>.

Selbst der Verkehr auf den Straßen war zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits geregelt: Kutschen mussten in der Mitte der Straße fahren. Innerhalb der Stadt galt ein generelles Überholverbot. Geritten wurde im Schritt. Kutschen durften sich maximal im kurzen Trott fortbewegen. Übertretungen wurden mit 3 fl. 15 kr. bestraft. Entstanden Schäden waren 15 fl. Strafe zu zahlen. Dagegen waren das Auslegen der Betten in der Sonne sowie das Aufhängen der Wäsche zum Trocknen mit 1 fl. Strafe verhältnismäßig billig<sup>109</sup>.

Zum Abschluss sei jedoch noch auf das Ulmer Alltagsleben in einer besonderen Situation, der Hungersnot 1816/17, hingewiesen. Anders als bei der Hungersnot 1770/71, bei der wir hauptsächlich das Ansteigen der Getreidepreise<sup>110</sup> und der Sterberaten<sup>111</sup> verfolgen können, verraten uns 1816/17 die Anzeigen des Intelligenzblatts viel mehr.

Die Hungersnot der Jahre 1816/17 hatte vielerlei Ursachen: Strukturelle Schwächen in der Landwirtschaft, die Aufsplitterung der Anbauflächen, die eine wirtschaftliche Bebauung zunehmend unmöglich machten und zu Ernte-einbußen führten. Dazu kamen die hohen Belastungen der vergangenen Jahrzehnte durch die Koalitions- und Befreiungskriege. Die Kornvorräte waren allenthalben erschöpft. Auch die Natur schien sich gegen den Menschen zu verschwören. Mehrere nasse Sommer in Folge hatten zu unterdurchschnittlichen Ernten und der Zunahme von Schädlingen geführt. 1816 spielte das Wetter endgültig verrückt: Hitze zu Beginn des Jahres, Überschwemmungen im Frühjahr, die eine Aussaat erst Ende April erlaubten, Hagelgewitter im Sommer, Schnee auf der Alb im Juli. Die Getreide-, Kartoffel-, Obst- und Weinernte war mehr als schlecht. Ackerbohnen und Hafer wurden gar nicht reif und blieben auf den Feldern, was zu einer Mäuseplage führte. Die Preise stiegen unablässig, nicht nur für Getreide, Brot und Feldfrüchte<sup>112</sup>.

Betrachtet man die Anzeigen zu Beginn des Jahres 1816, so scheint noch alles seinen normalen Gang zu gehen: Schulnachrichten, Faschingsredouten, Tanzmusik. Es gab allenfalls kleinere Hinweise auf die sich verschlechternde

<sup>108</sup> Vgl. UIB Nr. 39/21.9.1797, Beilage.

<sup>109</sup> Vgl. UIB Nr. 20/15.5.1817, S. 134.

<sup>110</sup> Die Preise für Kern, Roggen und Gerste verdoppelten sich binnen eines Jahres. Vgl. *Rothe* (wie Anm. 72) S. 204-208.

<sup>111</sup> Auffällig ist das sprunghafte Ansteigen der Sterberaten nach 1769, wo es noch einen geringen Geburtenüberschuss gab. Für das Jahr 1770 verzeichnet das Intelligenzblatt noch 550 Geburten und 557 Todesfälle. 1771 stehen 466 Geburten bereits 829 Todesfällen gegenüber, 1772 immer noch 453 Geburten 618 Todesfällen.

<sup>112</sup> Vgl. Hermann *Eiselen*: Die Hungersnot 1816/17 in Baden und Württemberg. In: Die Hungerjahre 1816/17 auf der Alb und an der Donau. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis. Ulm 1985.- Uwe *Schmidt*: Skizzen zur Sozialgeschichte. In: *Specker* (wie Anm. 81) S. 258-263.



Situation. Die Bürgerschaft wurde dringend aufgerufen, sich um die Pflanzung und Pflege von Obstbäumen zu kümmern und insbesondere auf Schädlinge zu achten<sup>113</sup>. Luxusgüter wie Kaffee schienen bereits knapp zu werden, wie folgender Seitenhieb unter der Überschrift *Leidige Wahrheit im Intelligenzblatt zeigt: Kaffee? – die Sache fehlt, das Wort ist uns geblieben, Man trinkt Zichorien und Malz und – gelbe Rüben*<sup>114</sup>. Im Sommer erschienen mehrfach Verwarnungen, das Obst von den Bäumen in den öffentlichen Alleen und auf den Spaziergängen rund um die Stadt zu pflücken<sup>115</sup>. Für die Bauern stellt der Landvogteiarzt Maßnahmen zur gesunden Viehfütterung bei dem anhaltenden Regenwetter zusammen<sup>116</sup>. Im September 1816 wurde im Intelligenzblatt ein Verzeichnis von Pflanzen veröffentlicht, *die bey dem Mangel und hohen Preise der gewöhnlichen Nahrungsmittel wie anderes Gemüse zubereitet und ohne Schaden genossen werden können*. Dazu gehörten u.a.: Bachbungen, Bergengelwurz, Sauerampfer, Sauerklee, Gänseblümleinkraut, gelber Weiderich, kleine Brennessel, Eybischwurz, Hederich, Betonie, Borretsch, Ochsenzunge, Eberwurz, Baumlungenkraut, Geißbart, weiße Waldrapunzel, Klettenwurz und Löwenzahn oder Pfaffenröhrlein, Feldpappeln, kleiner Wiesenklee, Rübenblätter, Beißkohl, Haberwurz, Weißwurz, Graswurz<sup>117</sup>. Die schlechte Getreidequalität bewog die offiziellen Stellen zu mehrfachen Warnungen und Hinweisen zu Toll- und Mutterkorn. Krankheitssymptome und Erste-Hilfe-Maßnahmen gehörten zu diesen Unterweisungen ebenso wie Hinweise für die Bauern und Müller. Auch den Hausfrauen wurden genaue Hinweise gegeben, wie man unreinigtes Mehl anhand von Geschmack, Konsistenz, Koch- und Backverhalten erkennen konnte<sup>118</sup>.

Am 10. Oktober wurde zur Einrichtung einer ‘Rumfordschen Suppenanstalt’ zur Unterstützung der Armen im Winter aufgerufen. Die Einlage sollte 30 kr. pro Woche für den Zeitraum vom 1. November bis 1. Mai betragen. Alternativ bat man die Wohlhabenden und Feldbegüterten, Bäcker, Metzger, Müller, Merzler und Kornhändler um Spenden in Form von Getreide, Kartoffeln, Brot, Fleisch, Knochen, Salz und anderen Naturalien sowie Holz zum Kochen. Wer sein Geld lieber an die Armen direkt geben wollte, konnte Portionsscheine kaufen und verteilen<sup>119</sup>. Tatsächlich nahm die Suppenanstalt unter der Leitung der Armen-Kommission am 31. Oktober ihren Betrieb auf. Für 3 kr. erhielten Bedürftige eine Portion kräftige Suppe. Das Rezept hatte der später zum Grafen von Rumford geadelte Amerikaner Benjamin Thompson (1753-1814) entwickelt, der im Dienste der bayrischen Truppen stand und den Auftrag hatte eine kostengünstige, aber nahrhafte Soldatenkost zu entwickeln. Die Suppe bestand üblicherweise aus Perlgrauen, getrockneten Erbsen und Bohnen, Reis, Rüben, Wurzeln, Kräutern, Salz, Kartoffeln, Essig und Wasser mit kleinen Fleischbeigaben<sup>120</sup>. Im Laufe des Winters wurde die Suppe auch von verschiedenen

<sup>113</sup> Vgl. UIB Nr. 12/21.3.1816, S. 70.

<sup>114</sup> UIB Nr. 10/7.3.1816, S. 63.

<sup>115</sup> Vgl. UIB Nr. 30/25.7.1816, S. 189.

<sup>116</sup> Vgl. UIB Nr. 33/15.8.1816, S. 205.

<sup>117</sup> Vgl. UIB Nr. 37/12.9.1816, S. 230.

<sup>118</sup> Vgl. UIB Nr. 46/14.11.1816, S. 281f.

<sup>119</sup> Vgl. UIB Nr. 41/10.10.1816, S. 249f. Die Anzeige wurde in der folgenden Intelligenzblattausgabe wiederholt.

<sup>120</sup> Vgl. Beck (wie Anm. 14) S. 42.

Gastwirten, allerdings zu einem etwas höheren Preis, angeboten<sup>121</sup>. Im Dezember rief die Armenkommission erneut zu Geldspenden auf, da die Austeilung der Suppe noch nicht wie geplant sechs Tage pro Woche stattfinden konnte<sup>122</sup>. Wie hoch man den Bedarf an erforderlichen Naturalien für die nächsten vier Monate schätzte verrät eine Anzeige vom 2. Januar 1817: *416 Simri Kartoffeln, 138 Simri Erbsen, 104 Simri Gerste, 34 Simri Kochmehl, 1665 Pf. Kuhfleisch, 832 Pf. frische Knochen, 624 Pf. Rindschmalz, 1110 Pf. Brod an Wecken, 1110 Pfd weisses Brod an Laiben, 763 Pfd Salz, 34 Pf. Pfeffer und Neugewürz, 1110 Maaß Essig*<sup>123</sup>.

Hunger und Teuerung führten zu einem dramatischen Anstieg des Gassenbittels, dem die Polizei offenbar kaum noch Herr werden konnte. Die Bürger wurden dringend dazu aufgerufen, keine Bettler mehr zu unterstützen, sondern das Geld den städtischen Wohlfahrtseinrichtungen zur Verfügung zu stellen. Vor allem aber sollten die Bettler auf das freiwillige Arbeitsinstitut verwiesen werden, in dem jeder Arbeit und Lohn bekommen konnte<sup>124</sup>. Aber auch die Bürger plagten Geldsorgen. Den Anzeigen nach zu urteilen, stieg die Zahl der Notverkäufe und Schuldenliquidationen spürbar an. Wer konnte, versuchte sich ein zusätzliches Einkommen zu verschaffen. Selbst Jugendliche suchten dringend Arbeit: *Ein Mädchen von 15 Jahren, die in häuslichen und Ladengeschäften geübt ist, wünscht, um ihren Eltern bey der gegenwärtigen harten Zeit nicht zur Last zu fallen, einen anständigen Dienst zu finden*<sup>125</sup>.

Das Ulmer Wohltätigkeitswesen nahm in diesen Monaten einen ungeheuren Aufschwung. Im Januar 1817 wurden alle Frauen und Mädchen dazu aufgefordert, Handarbeiten auf eigene Kosten herzustellen, zu sammeln und für karitative Zwecke zu verkaufen<sup>126</sup>. Spendenlisten wurden veröffentlicht, auf denen man silberne Strickrollen, Scheren und Löffel, Ringe, Ohrringe und selbst Uhrenschlüssel findet<sup>127</sup>. Im Stadttheater spielten Laiengruppen zum Wohle der Armen<sup>128</sup>. Wie Fremdkörper nehmen sich in dieser Zeit die üblichen Einladungen zu Tanzmusik und Maskenbällen in der Faschingszeit aus<sup>129</sup>.

Die schlimmste Phase stand der Stadt allerdings noch bevor. Die letzten Monate vor der neuen Ernte wurden besonders hart. Um dem aufkommenden Wucher entgegenzusteuern, verbot man den auf die Wochenmärkte kommenden Viktualienhändlern, ihre Waren (Eier, Butter, Schmalz, Feldfrüchte und Obst) vor 12 Uhr mittags an Zwischenhändler zu verkaufen<sup>130</sup>. Außerdem rief man die Bevölkerung dazu auf, diejenigen Gewerbetreibenden zu melden, die ihre Waren zu einem höheren Preis als dem im Intelligenzblatt veröffentlichten verkauften. Da Kreuzerwecken und Brote von Woche zu Woche schrumpften, verpflichtete man im März 1817 die Bäcker auf die Herstellung von ein, drei und 6-Pfund-

<sup>121</sup> Der Wirt 'Zur Goldenen Gans' bot die Portion seiner *Rumfordischen Suppe, wovon sich ein gesunder Mensch nahrhaft sättigen kann*, für 6 kr an. Der Verkauf fand zunächst nur mittags statt, einige Wochen später bereits den ganzen Tag. UIB Nr. 47/21.11.1816, S. 291.- Nr. 49/2.12.1816, S. 307.

<sup>122</sup> Vgl. UIB Nr. 52/19.12.1816, S. 322.

<sup>123</sup> UIB Nr. 1/2.1.1817, S. 1.

<sup>124</sup> Vgl. UIB Nr. 52/19.12.1816, S. 321.

<sup>125</sup> UIB Nr. 52/19.12.1816, S. 326.

<sup>126</sup> Vgl. UIB Nr. 5/30.1.1817, S. 25.

<sup>127</sup> Vgl. UIB Nr. 12/20.3.1817, S. 78.

<sup>128</sup> Vgl. UIB Nr. 6/6.2.1817, S. 36.- Nr. 12/20.3.1817, S. 79.

<sup>129</sup> Vgl. UIB Nr. 6/6.2.1817, S. 36.- Nr. 7/13.2.1817, S. 42f.

<sup>130</sup> Vgl. UIB Nr. 10/6.3.1817, S. 61.

broten, was die Preissprünge des Brotes in den wöchentlichen Tax- und Preislisten nur noch deutlicher machte<sup>131</sup>. Innerhalb von zwei Monaten zwischen Anfang April und Anfang Juni verdoppelten sich nicht nur die Getreide-, sondern auch die Brotpreise. Während im April noch alle Getreidesorten sowie Kartoffeln in unterschiedlichen Qualitäten zu haben waren, stand im Juni nur noch eine Qualität zur Verfügung. Kartoffeln, Erbsen und Linsen wurden überhaupt nicht mehr gehandelt. Der Preis für 1 Simri (altes Hohlmaß) Kern (gespelzter Dinkel) kletterte innerhalb einer Woche von 8 auf über 10 fl.<sup>132</sup> Am 10. Juni griff endlich der König ein und setzte Höchstpreise für die Lebensmittel fest: Kern 5 fl. 15 kr., Gerste: 3 fl., Hafer 1 fl. 30 kr.<sup>133</sup> Der Brotverkauf wurde eingeschränkt: *Das hiesige Publikum wird hiemit benachrichtiget, daß 1) von heute an das Ulmer Zuckerbrod, das mürbe Brod und die s.g. weissen Küpfe nicht mehr erzeugt und 2) die Herrenbrode, das gegellene Brod und die s.g. Luxuswecken täglich nur von 8 Beckern, welche jedesmal im Intelligenzblatt bekannt gemacht werden sollen, gebacken werden dürfen*<sup>134</sup>. Die Bäcker wurden streng kontrolliert. Die Namen derjenigen, deren Brot zu leicht war, wurden im Intelligenzblatt veröffentlicht, das Brot zugunsten der Armen beschlagnahmt und die Bäcker mit hohen Geldstrafen (14 fl.) belegt<sup>135</sup>. Die Vorräte schwanden jedoch immer weiter. Am 26. Juli wurden nur noch Gerste und Hafer angeboten<sup>136</sup> – beides kein Brotgetreide. An Brot wurden nur noch Wecken und 1 Pfd.- Schwarzbrote aufgelistet<sup>137</sup>. Auf den Feldern jedoch hatte bereits die Ernte begonnen. Die Bauern mussten Wachen aufstellen, um dem Ährendiebstahl vorzubeugen<sup>138</sup>. Am 5. August feierte Ulm den Einzug der ersten Erntedankwagen mit einem großen Gottesdienst im Münster<sup>139</sup>. Doch die Ernte fiel nicht so gut aus wie erhofft. Die Wucherei ging weiter: Stieg der Fruchtpreis, verkauften die Bäcker ihr Brot bereits zum höheren Preis ohne die offizielle Taxerhöhung abzuwarten; die Merzler hielten ihr Mehl stattdessen solange zurück, bis sie den höheren Preis verlangen konnten<sup>140</sup>. Zwischenhändler fingen die Bauern schon vor der Stadt ab, um ihnen ihre Ware abzunehmen und dann in der Stadt mit Gewinn weiterzuverkaufen. Ein fiktives Gespräch zwischen zwei Bauern über die teuren Lebensmittelpreise legt allerdings auch nahe, dass die Städter nicht ganz unschuldig an dieser Entwicklung waren. Hektisch stürzte man sich auf die verfügbare Ware und bezahlte jeden genannten Preis, auch wenn er über der offiziellen Tax lag<sup>141</sup>. Der Unmut stieg von Woche zu Woche. Schon im September rief der Oberjustizprokurator Wolbach die Bürger dazu auf, die Händler auf dem nächsten Wochenmarkt zu boykottieren, um eine Senkung der Preise zu erzwingen. Dieser Boykott funktionierte sogar – ein-

<sup>131</sup> Vgl. UIB Nr. 13/27.3.1817, S. 81.

<sup>132</sup> Vgl. UIB Nr. 23/5.6.1817, S. 160.- Nr. 24/12.6.1817, S. 168.

<sup>133</sup> Vgl. UIB Nr. 25/21.6.1817, S. 176.

<sup>134</sup> UIB Nr. 24/12.6.1817, S. 162.

<sup>135</sup> Vgl. UIB Nr. 26/26.6.1817, S. 177.- Nr. 27/3.7.1817, S. 185.

<sup>136</sup> Vgl. UIB Nr. 31/31.7.1817, S. 212.

<sup>137</sup> *Ebda.*

<sup>138</sup> Vgl. UIB Nr. 31/31.7.1817, S. 209.

<sup>139</sup> Predigten und Erntelieder in UIB Nr. 32/7.8.1817, S. 214-219.

<sup>140</sup> Vgl. UIB Nr. 36/4.9.1817, S. 237.

<sup>141</sup> Vgl. UIB Nr. 36/4.9.1817, S. 241-243.

mal<sup>142</sup>. Danach wurde er ausgerechnet von denen unterlaufen, die Geld aus der Armenkasse erhielten und damit die höheren Preise zahlten: *Statt daß sich die Eintracht der Bürger im Kaufe der Viktualien bewährt hätte und hiedurch die bestimmten Preise erreicht worden wären, dessen Möglichkeit der vorletzte Samstag bewiesen; hat böse Veranlassung und Egoismus dieses Unternehmen fast ganz zu vereiteln gewußt. Vorzüglich haben sich diejenigen im Kaufen um höhere Preise ausgezeichnet, welche die Wohlthaten der Armen=Anstalten genießen. Es hat sich also auch hier wieder die traurige Erfahrung erprobt, daß der Mensch sich zwar auf Schelten und Klagen vortrefflich verstehe, sich aber das Bessere nicht anzueigenen vermöge, sobald es ihm nur eine kleine Überwindung kostet*<sup>143</sup>. Im November 1817 war das Misstrauen so groß, dass 11 Familien im Intelligenzblatt öffentlich dem Verdacht entgegentraten, sie hätten einen Bekannten in wucherischer Absicht eine größere Menge Früchte aufkaufen lassen. Tatsächlich hätten sie sich nur zusammengeschlossen, um gemeinsam eine Partie Kern (etwa 1 Scheffel pro Familie) zu kaufen und mahlen zu lassen. Den Bekannten habe man nur dazu gewählt, weil er im Verhandeln am geschicktesten sei<sup>144</sup>. Es sollte noch einige Monate dauern, bis sich die Situation wieder entspannte.

Das Ulmer Intelligenzblatt spiegelt sicherlich nur einen Teil der historischen Realität, aber es liefert wertvolle Hinweise auf das alltägliche Leben einer Stadt und manchmal sogar Einblicke in einzelne menschliche Schicksale, die sonst nirgendwo Erwähnung finden, wie das der Brodhagin, die Blaz und Kuchen auf Bestellung bäckt und den Kreisgesandten, die in Privatquartieren untergebracht sind, Verköstigung im Quartier anbietet<sup>145</sup>. Oder in die Lebensumstände des Johann Leonhard Merklen, Marnermeister am Gögglinger Tor, der seines *Weibs Kleidungsstücke mit deren Vorwissen und Einwilligung verkauft [...], indem keine Hofnung mehr vorhanden ist, sie gebrauchen zu können. Man will sie lieber verkaufen, wenn sie noch schön und unverletzt sind, als erst dann, wenn sie in den Kästen schadhaf worden sind*<sup>146</sup>. Oder in das Schicksal des Bleichknechts Jakob Ried: Ich sehe mich genöthigt, hiermit öffentlich bekannt zu machen, daß wer künftig meinem verschwenderischen Eheweib etwas borgen oder sich mit ihr sonst in einen Handel einlassen wird, von mir keine Satisfaktion zu hoffen habe, indem ich nichts mehr für sie bezahlen kann: es hat mithin sich ein jeder selbst zuzurechnen, wenn er von ihr betrogen wird<sup>147</sup>. Es wäre zu wünschen, dass sich die Forschung dieser ergiebigen Quelle in Zukunft noch genauer annehmen würde.

<sup>142</sup> Vgl. UIB Nr. 38/18.9.1817, S. 255.- Nr. 39/25.9.1817, S. 263.- Vgl. auch Schmidt (wie Anm. 113) S. 260.

<sup>143</sup> UIB Nr. 40/2.10.1817, S. 269f.

<sup>144</sup> Vgl. UIB Nr. 47/20.11.1817, S. 322.

<sup>145</sup> Vgl. UIB Nr. 49/26.11.1801, S. 215.

<sup>146</sup> UIB Nr. 9/28.2.1788, S. 35.

<sup>147</sup> UIB Nr. 27/7.7.1785, S. 110.

# Ohne Viehzucht kein Ackerbau<sup>1</sup>

Wilhelm I. von Württemberg und die Erneuerung der Landwirtschaft  
(bis ca. 1848 und mit Berücksichtigung Oberschwabens)

---

Rainer Loose

## 1 Die Hungersnot von 1816/17 – Auslöser für Reformen

Als König Wilhelm I. am 30. Oktober 1816 die Nachfolge seines Vaters Friedrich antrat, fand er einen Staat vor, der auf dem Weg zu einer konstitutionellen Monarchie war, aber zunächst eine Reihe wirtschaftlicher und sozialer Probleme zu lösen hatte. Ein Vierteljahrhundert Kriege hatten nämlich die Wirtschaft und die Staatsfinanzen ruiniert, die wirtschaftlichen und sozialen Probleme hatten sich zudem durch lang anhaltende nasse und kühle Witterung und Missernten verschärft. Die Leute litten Hunger, Handel und Gewerbe standen still. Wie dramatisch die Lage geworden war, darüber geben uns etliche Augenzeugenberichte Auskunft. Aus einem Bericht sei kurz zitiert, weil er einige Kausalzusammenhänge von Witterung und Ernährung trefflich aufzeigt. Zum Jahr 1816 notierte der katholische Pfarrer und Schulinspektor Dominikus Kaiser<sup>2</sup> von Großengstingen auf der Reutlinger Alb: *Aus Mangel an Futter, das gänzlich verhabelt wurde, musste in eben diesem Jahre (1816) von vielen ihr Viehstand um die Hälfte vermindert werden, der bis jetzt (ich [d. h. der Pfarrer Dominikus Kaiser, Anm. RL] schreibe dies im August des Jahres 1820) nicht wieder ergänzt werden konnte [...] Das Jahr 1816 war ein Fehljahr, wo die Hälfte des Habers durch zu frühe Einwinterung zerstört wurde, und das Jahr 1817 [war] das große Theuerungsjahr, wo man zur Rettung seiner Existenz aus dem fernsten Norden Nahrungsfrüchte kommen lassen, und um solche enorme theure Preise bezahlen musste, dass die bessern Jahre 1818 und 19 diese nothwendig zu machende*

---

<sup>1</sup> Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine erweiterte und mit Anmerkungen versehene Fassung des Vortrags "Der König und das liebe Vieh", den der Verfasser am 22. Oktober 2008 auf Einladung der Gesellschaft für Geschichte und Heimatpflege Altshausen e.V. im kath. Gemeindehaus Altshausen gehalten hat.- Das im Thema formulierte Postulat taucht in den entsprechenden Veröffentlichungen wiederholt auf, u. a. bei *Pabst* (1829) und *Weckberlin* (1825) sowie in der nicht namentlich gekennzeichneten Besprechung der Schrift "Ueber Verbesserung der Viehzucht im Großherzogthum Hessen, von Dr. Vix. Gießen 1832." In: *Correspondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins* (künftig abgekürzt mit CWLV) NF 1 (1832) S. 331-332.

<sup>2</sup> PfarrA Großengstingen, Einnahm- und Ausgab-Buch mit Chronik 1820ff., begonnen von Pfarrer Dominikus Kaiser.

*Fruchtschulden nebst den übrigen Abgaben bei weitem nicht decken konnten. Die nächste Folge dieses verminderten Viehstandes war, dass die Felder nicht mehr hinreichend konnten gedüngt werden, und daher der Ertrag derselben mit jedem Jahr geringer werden musste.*

Die Lebensmittelpreise stiegen ins Unermessliche, sodass sich kaum jemand Brot, Knöpfele oder Spätzle, Hafergrütze oder Gerstenbrei leisten konnte. Der Großengstinger Pfarrer schrieb: *Die Noth im Orth war sehr groß. Man nahm, um seinen Hunger zu stillen, zu Wurzeln, Kräuter, Klee, Kraut und Kohlraben-Blättern seine Zuflucht. Man aß Kleyen brodt, ja sogar an einigen Orten Brod aus Seegemehl.* Drastischer kann die eingetretene Not nicht geschildert werden. Der König stand unter mächtigem innenpolitischen Druck. Die Landwirtschaft lag darnieder, und weil auch viele Gewerbe von ihr abhingen, war auch die Masse der Gewerbe treibenden Bürger verarmt. Wenn man nicht riskieren wollte, dass beim nächsten Fehljahr alles noch viel schlimmer werden sollte und politische Unruhen die Regierung und die überkommene soziale Ordnung in Gefahr brächten, musste man handeln. Doch wie?

Überraschenderweise gestaltete sich das Wetter im Frühjahr 1817 freundlich, sodass die Menschen Hoffnung schöpften und glaubten, alles werde nun besser. Doch dem war nicht ganz so! Zunächst lobte und dankte man Gott und der königlichen Regierung für die Rettung aus höchster Not und Gefahr, wie die Ende Juli/Anfang August 1817 in feierlichen Prozessionen eingeholten ersten Erntewagen zeigen und die in den Kirchen beider Konfessionen abgehaltenen Dankgottesdienste beweisen. Die königliche Regierung kündigte zudem umfassende Hilfen an.

## 2 Ein königliches Motto: Die Landwirtschaft fördern und pflegen

*Für die Regentenpflicht und für eine meiner liebsten und wichtigsten Aufgaben habe ich es stets angesehen, die Grundlage unserer Wohlfahrt, die Landwirtschaft, zu fördern und zu pflegen.*

Dieses Zitat, das dem König bei der Einweihung des Denkmals für den ersten Direktor der Landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim Johann Nepomuk Hubert von Schwerz am 11. Juni 1859 in den Mund gelegt wurde, darf in der Retrospektive als leitendes Motiv seiner Regierungstätigkeit gelten. Und tatsächlich hieß es schon im Gesetz zur Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins 1817: *Der wesentlichste Wohlstand Württembergs beruht auf den Erzeugnissen seines Bodens und auf der vortheilhaftesten Verwendung desselben.* Da die Regierung keine strukturellen Reformen wie unentgeltliche Ablösung der Grundlasten und Zehnten sowie die Aufhebung der Trieb- und Weiderechte einschließlich aller aus der Dreifelderwirtschaft und dem Flurzwang resultierenden Anbaubeschränkungen einleiten wollte<sup>3</sup>, – bekanntlich hat sie ja nur finanziell

<sup>3</sup> Der Präsident der *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins*, der Geheime Rat von Hartmann, nennt in seinem 3. Rechenschaftsbericht von 1819/20 (HStA Stuttgart E 14, Bü 1124, n.1 ad 1) diese Rechte und Servitute als wesentliche Hindernisse für Reformen der Landwirtschaft. 1820/21 wiederholt er diese Feststellung; der König nahm dies zur Kenntnis und notierte am Rande (Datum vom 19.12.1822), von Hartmann möge alles unternehmen, um die erforderlichen Änderungen in der Agrikulturgesetzgebung über das Innenministerium einzuleiten (*ebda.*, E 14, Bü 1124, n.2 ad 2). In der Folge ist die *Centralstelle* aktiv geworden und hat 1823 Erkundigungen bei *Vaterlandsfreunden* eingezogen, welche Hindernisse



Abb.1 - Feierliche Einfuhr des ersten Erntewagens in Ravensburg am 4. August 1817. Gouache von G. J. Edinger (Aufnahme: Stadtarchiv Ravensburg).

wenig aufwändige Lasten wie die Leihherrschaft und die Fronen aufgehoben – blieben nur die Wege der technischen Ertragssteigerung. Darunter fielen Maßnahmen wie Ausweitung der Anbauflächen z. B. durch Trockenlegung von Seen, feuchter Niederungen und Mooren [u. a. Lauffener See (Altarm des Neckars), Federsee, Pfrungener Ried/Wilhelmsdorf], die Binnenkolonisation etwa durch Aufteilung der Allmenden und der Weitraiten (d. i. die Einbeziehung der Außenfelder in einen regelmäßigen Anbauzyklus), der Feldwegebau und die Güterzusammenlegung, aber auch die Einführung neuer Anbaufrüchte wie Körnermais, Chinesischer Bergreis<sup>4</sup>, Zuckerrübe, Mohn, Tabak, Hopfen und Hirse sowie bisher unbekannter Futterkräuter wie Raygras, Perser-Klee und Esparsette.

Um höhere Erträge zu erzielen, musste zuerst die natürliche Düngermenge gesteigert werden. Denn im vorherrschenden Dreifeldersystem wurden die Felder nur in jedem dritten Jahr gedüngt, weil der Mist meist nicht für alle Felder und Wiesen reichte. In einigen Gemeinden kam noch der Schafperch hinzu, der

dem freien Gebrauch des Grundeigentums im Wege stehen und dadurch die landwirtschaftliche Industrie nachteilig beschränken; sie hat diese Erkundigungen dem Innenministerium zur Formulierung eines neuen Agrikulturgesetzes vorgelegt (CWLIV 10 (1826) S.131ff. und 11 (1827) S. 159ff.).

<sup>4</sup> 1819 bittet der Präsident der *Centralstelle des Württ. Landwirtschaftlichen Vereins*, der Geheime Rat von Hartmann, den König, den k.k. österreichischen Wirklichen Rat Ritter von Lewenau zum correspondierenden Mitglied des Landwirtschaftlichen Vereins zu ernennen, weil er der *Centralstelle* einige Körner chinesischen Bergreis hat zukommen lassen, welche der Oberhofgärtner Bosch mit gutem Erfolg vermehrt habe (HStA Stuttgart E 14 Bü 1123 (Mappe Mitglieder, n.12). Allerdings heißt es dann im Rechenschaftsbericht der *Centralstelle* für das Jahr 1819/20, dass die Vermehrung des Bergreissaatguts im Anbaujahr 1820 nicht gelang (HStA Stuttgart E 14, Bü 1124, Mappe Rechenschaftsberichte, n.1 ad 1).

vor allem der Gemeindekasse etwas Geld einbrachte. Das Düngen mit Gips und das Mergeln der Felder waren zwar bekannt, aber kaum verbreitet und kosteten zudem Geld, das die Leute nicht hatten. Damit aber alle Felder gleichmäßige Mistgaben, Jauche oder Gülle erhalten konnten, mussten die Bauern erst dazu gebracht werden, den Mist aus dem Stall und von der Dorfstraße auf sorgfältig errichteten Dungstätten zu sammeln<sup>5</sup>, auf die sommerliche Stallfütterung umzustellen und insgesamt besseres Futter zu erzeugen und einzufahren. Selbst in Hohenheim überlegte 1820 Direktor Schwerz die ganzjährige Stallhaltung für Schafe einzuführen, um zusätzlichen Dünger für die damals unproduktiven Felder zu erhalten<sup>6</sup>. Dung sammeln und Stallfütterung waren andernorts bereits erfolgreich erprobte Mittel, die freilich bei den schwäbischen Bauern auf weit verbreitete Skepsis stießen.

Überhaupt stellen die Autoren den Bauern kein gutes Zeugnis aus, wenn es darum ging, Neuerungen zu übernehmen. Die Aufklärung, die Adel und bürgerliche Kreise erreicht hatte, fand auf dem Land vorerst keinen Eingang. Der Autor der Medizinischen Topographie des Fürstentums Ochsenshausen, Joseph von Schirt, schilderte 1805<sup>7</sup> die Einstellung der bäuerlichen Bevölkerung so: *Der Landmann lässt sich weder durch Wirtschaftskatechismen, noch Garten- und Obstkalender, noch durch andere gemeinnützige Volksschriften belehren, und zu einem landwirtschaftlichen Versuch leiten. Er will selbst sehen, und sich von dem Erfolg irgend einer neuen Unternehmung überzeugen, nur dann verlässt er sein veraltetes Vorurtheil, wenn er die neuen Versuche auf den Feldern der Herrschaft gelingen sieht.* Was Schirt hier schreibt, spiegelt eine allgemeine Überzeugung der Spätaufklärung wider. Die Bevölkerung sollte durch Vorbild und Bildung zu Wohlstand gelangen und so ein besseres Leben führen können, ein Motiv, das immer wiederkehrt, auch bei König Wilhelm und Königin Katharina.

Deshalb zielte eine erste Initiative auf die Verbreitung rationaler Methoden und Kenntnisse im Landbau und bei der Viehzucht. Zudem rief Königin Katharina am 1. August 1817 zur Gründung eines Landwirtschaftlichen Vereins auf, dem alle Landwirte, Ökonomen und Naturforscher beitreten sollten, überhaupt alle, denen es ein Bedürfnis sei *über alle landwirtschaftlichen Gegenstände die genaueste Kunde sowohl einzuziehen als auch zu verbreiten.* Der König und die Königin übernahmen den Vorsitz. Zur Lenkung der Aktivitäten des Vereins wurde die *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* geschaffen. Um eine möglichst große Breitenwirkung zu erzielen, ermunterte man zur Gründung weiterer landwirtschaftlicher Bezirks- und Lokalvereine und schuf 1822 auch ein eigenes Publikationsorgan, das *Correspondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins*, das von der Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins redigiert wurde und monatlich im renommierten Cotta-Verlag

<sup>5</sup> Bereits 1823 appellierte die *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* an die Oberämter und machte Vorschläge, wie die Düngerstätten auszusehen hätten; diejenigen Schultheißen und Oberamtänner sollten besonders belobigt werden, wenn sie dadurch zugleich die Ortsreinlichkeit förderten (CWL V NF 1 (1832) S.48ff.).

<sup>6</sup> Vgl. den 3. Rechenschaftsbericht der *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* 1819/20 (wie Anm. 3).

<sup>7</sup> Medizinische Topographie des Fürstenthums Ochsenshausen als ein Beytrag zur Medizinischen Topographie Schwabens. ca. 1805, S. 37 (Nachdruck in der Reihe "Documenta Suevica" Nr. 11. Hg. von Kurt Diemer. Konstanz/Eggingen 2006).



in einer Auflage von 750 Stück erschien. Zudem stifteten König und Königin Preise und Medaillen für die besten Leistungen im Landbau und in der Tierzucht, die jährlich im Rahmen eines landwirtschaftlichen Festes am Geburtstag des Königs Ende September überreicht werden sollten. Dies war die Geburtsstunde des Cannstatter Volksfestes. Der Sitz der *Centralstelle* befand sich anfangs im Affenhaus bei der Retraite in Stuttgart, später im Gebäude des Außenministeriums bei der Hauptwache in der Königsstraße.

### 3 Bildung und Ausbildung versus Armut und Hunger

Freilich brauchte es mehr als nur königlichen Enthusiasmus und königsnahe Vermittler. Genauso wichtig – wenn nicht sogar entscheidender – waren Bildungseinrichtungen, die auf allen Ebenen die neuen praktischen Methoden und wissenschaftlichen Erkenntnisse im Landbau und in der Viehzucht vermittelten. Bildung und Ausbildung, die nicht nur in Schulen, sondern auch mit Hilfe von Lesegesellschaften und speziellen Vereinen stattfanden, sollten die Wende im ewigen Kreislauf von Unwissenheit, Armut und Hunger, Lethargie und Desinteresse herbeiführen.

Wie sehr sich das Königspaar Kernpunkte der damaligen Diskussion über die Wege der Erneuerung der Landwirtschaft zu Eigen gemacht hatte, zeigt die Schrift des späteren Tübinger Professors Georg Forstner von Dambenoy im *Württembergischen Archiv* von 1817. Darin hatte er einen Aufsatz mit dem Titel *Ideen über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit einer Landwirtschaftsschule im Königreich Württemberg*<sup>8</sup> veröffentlicht, in dem er die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung unterstrich. Tatsächlich wurden 1817 nicht nur der Landwirtschaftliche Verein, sondern auch der erste Lehrstuhl für Ökonomie, d. h. für Landwirtschaft, an der Universität Tübingen geschaffen und ein Jahr später 1818 mit dem Landwirtschaftlichen Institut Hohenheim auch eine akademische Lehranstalt, der nicht nur die Lehre der Land- und Forstwirtschaft, sondern auch die Forschung und praktische Erprobung neuer Nutzpflanzen und -tiere auf ihre Eignung für württembergische Verhältnisse zugewiesen worden war.

Wie eine solche Anstalt aussehen könnte, dafür gab es Beispiele: Im Norden Deutschlands in Celle, wo Albrecht Thaer 1802 das erste private landwirtschaftliche Lehrinstitut gegründet hatte, das er 1804 nach Möglin im Oderbruch verlegte, und im Süden die 1804 von Max Schönleutner gegründete Musterlandwirtschaftsschule in Weihenstephan<sup>9</sup> und – allerdings schon in der Schweiz – das von Philipp Emmanuel von Fellenberg 1799 gegründete landwirtschaftliche Institut in Hofwyl im Kanton Bern. Dieses Fellenbergische Institut hatte einen hervorragenden Ruf und lockte Besucher aus aller Herren Länder an, so auch König Friedrich, der es bereits 1809 besucht hatte.

<sup>8</sup> Württembergisches Archiv. Eine patriotische Zeitschrift in zwangloser Folge. Bd. II, H. 1. Heidelberg 1817. S. 1ff.

<sup>9</sup> Alois Seidl: Max Schönleutner – Kündler der rationalen Landwirtschaft in Bayern. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 46 (1998) S. 135-147 und Stephanie Harrecker: Der Landwirtschaftliche Verein in Bayern 1810-1870/71 (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 148). München 2006. S. 99.- Die Musterlandwirtschaftsschule in Weihenstephan musste allerdings schon 1807 wieder geschlossen werden, weil die Zöglinge zum Militär einberufen worden waren.

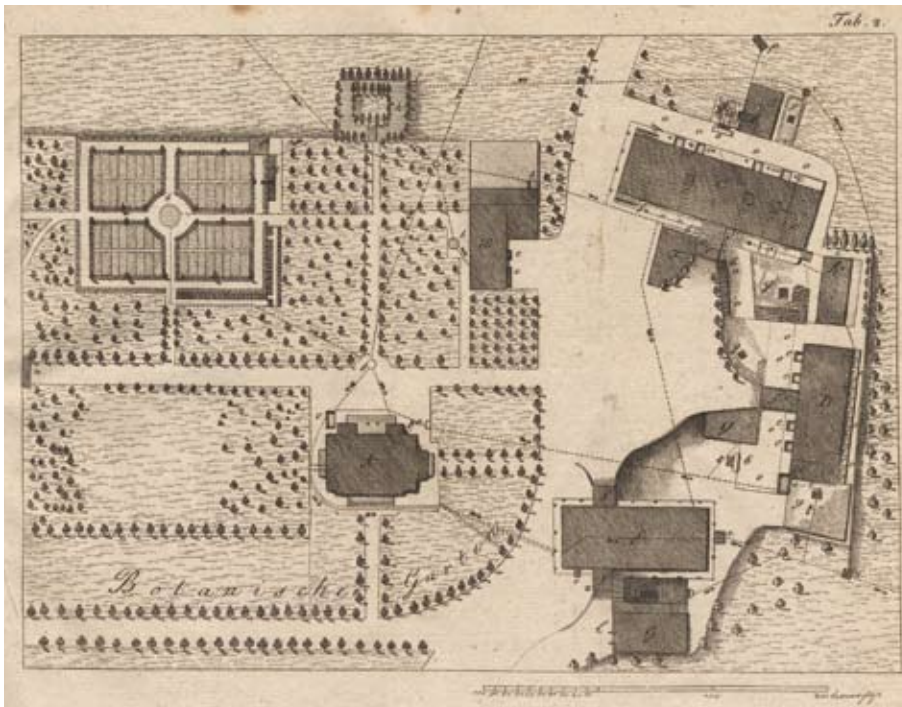


Abb. 2 - Grundriss und Ansicht des Fellenbergischen Instituts in Hofwyl (aus: Emanuel von Fellenberg: Die Localitäten in Hofwyl. In: Landwirtschaftliche Blätter aus Hofwyl 2 (1809); Aufnahme: Fotostelle UB Tübingen).

Ein landwirtschaftliches Institut in Württemberg nach dem Vorbild von Hofwyl zu gründen, lag insofern nahe, weil das Kronprinzenpaar Wilhelm und Katharina schon bei einem ersten Besuch der Fellenbergischen Anstalt im Juli 1816 von der dortigen mustergültigen Landwirtschaft angetan waren, hatte sie doch selbst noch in dem nasskalten Sommer des Hungerjahres 1816 soviel erzeugt, dass sie Zöglinge und Lehrer mit ihren Familien ausreichend zu ernähren vermochte. Dort war das fürstliche Paar auch mit anderen Besuchern und Fachleuten zusammengetroffen, die die Fellenbergischen Landbau- und Viehzuchtmethoden lobten und zur Nachahmung empfahlen. Einer der in Hofwyl weilenden Agrarökonomen, Johann Nepomuk Hubert Scherz aus Koblenz in Rheinpreußen, sollte dann 1818 der erste Akademiedirektor in Hohenheim werden. In Hofwyl wirkte zudem als Lehrer der Naturgeschichte Gustav Schübler aus Heilbronn, der im November 1817 zum ersten ordentlichen Professor der Botanik und Naturgeschichte (inkl. Agrikulturchemie) an der Universität Tübingen berufen wurde. Die dritte Person, die der spätere König Wilhelm I. in Hofwyl traf, sollte insbesondere für seine privaten Gestüte und Meiereien wichtig werden. August (von) Weckherlin, so sein Name, war der Neffe des damaligen württembergischen Finanzministers Ferdinand Heinrich August von Weckherlin. Er zog die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, weil er in der Rindviehzucht neue Wege suchte und propagierte. Er machte auf den

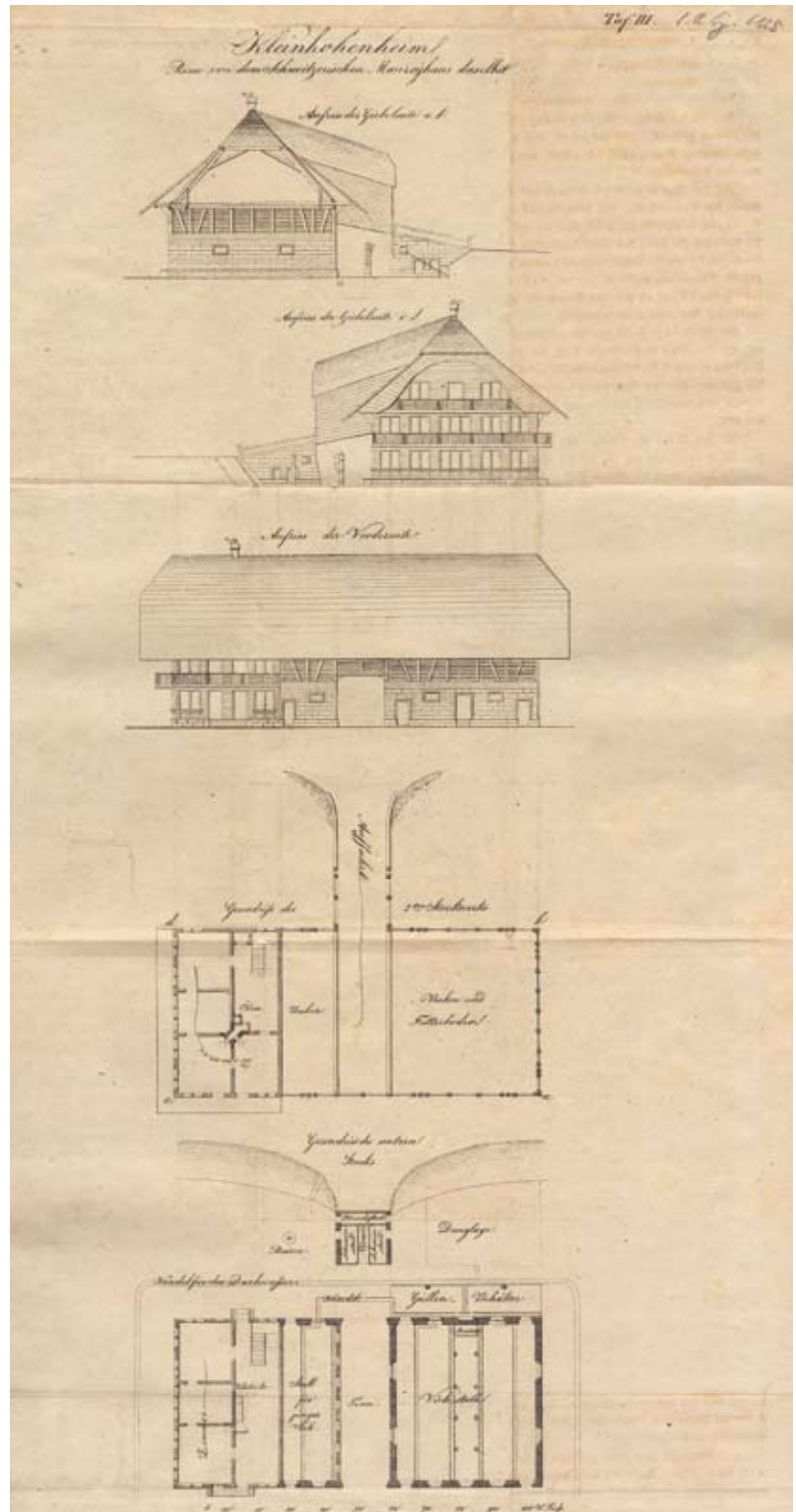


Abb. 3 - Das Schweizer Haus auf dem Königlichen Privatgestüt in Klein-Hohenheim (aus: August von Weckberlin: Die Gestüte und Meiereien Seiner Majestät des Königs von Württemberg, Stuttgart 1825; Aufnahme: Fotostelle UB Tübingen).

König einen so nachhaltigen Eindruck, dass ihn dieser am 1. Januar 1817 im Alter von 23 Jahren zum Referendar der Hof- und Domänenkammer machte und ihm die Verwaltung der königlichen Güter in Weil bei Esslingen, Scharnhausen und Klein-Hohenheim anvertraute<sup>10</sup>. Weckherlin wurde später auch Akademiedirektor in Hohenheim.

Wenngleich die Hohenheimer Anstalt anfangs nur wenige Schüler aufnehmen konnte, gerade 16 junge Männer fanden Aufnahme (darunter ein Oberschwabe, der spätere Stadtschultheiß Tritschler aus Biberach<sup>11</sup>), so sollte sich dies bald ändern. Ziel der Hohenheimer Ausbildung war es, die Zöglinge umfassend in Theorie und Praxis des Landbaus und der Viehzucht zu unterrichten, damit sie nach ihrer Entlassung Domänen und Gutwirtschaften erfolgreich leiten konnten. Denn auch sie sollten durch vorbildliches Wirtschaften den Bauern ein Zeichen des Wandels vermitteln. Wie sehr das königliche Bildungskonzept die Lösung der krassen sozialen Gegensätze mit einbezog, zeigt die gleichzeitig in Hohenheim gegründete Ackerbauschule, in der zehn Waisenknaben untergebracht und auf Staatskosten unterrichtet wurden, eine Idee, die sicherlich dem sozialen Engagement der Königin zu verdanken war. Unter anderen Vorzeichen kamen dann später weitere Ackerbauschulen auf Staatsdomänen in Ochsenhausen, Ellwangen (1842) und Kirchberg (1850; OA Sulz) hinzu.

Der Aufbau des Landwirtschaftlichen Instituts in Hohenheim verlief nicht ohne Schwierigkeiten, worüber der Direktor anlässlich der jährlichen Erntedankfeste berichtete, in den ersten Jahren oft in Anwesenheit des Königs, der damit seine Verbundenheit zu seiner "Schöpfung" öffentlich machte<sup>12</sup>. Organisatorisch war das Landwirtschaftliche Institut in Hohenheim der *Centralstelle des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins* unterstellt und gehörte damit zum Geschäftsbereich des Innenministeriums. An der Spitze des Landwirtschaftlichen Vereins standen – wie erwähnt – der König und die Königin, freilich nur formal und gleichsam als Protektoren, die Geschäfte führte bis Ende 1838 der Geheime Rat August von Hartmann in Stuttgart, der auch dem Geheimen Kabinett angehörte. Er war überhaupt einer der engsten Berater der Königin<sup>13</sup> und stand ab 1819 der Zentraleitung des Wohltätigkeitsvereins vor. Ab 1839 wurde er vom Geheimen Rat und späteren Finanzminister von Gärtner abgelöst, welcher freilich wegen Arbeitsüberlastung die Geschäfte ab 1844 nicht mehr selbst wahrnahm, sondern sie von einem so genannten Dirigenten besorgen ließ. 1848 kam das Ende für die halbstaatliche *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins*. Ihre Aufgaben gingen an die neu gegründete *Centralstelle für Gewerbe und Handel* und an die nun als staatliche Behörde neu organisierte *Centralstelle für die Landwirtschaft* über.

Die *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* spielte eine herausragende Rolle bei der Erneuerung der Landwirtschaft in Württemberg. Sie war nicht nur

<sup>10</sup> Klaus Hermann: August von Weckherlin, Hofkammerverwalter, Direktor in Hohenheim und wirklicher Geheimer Rat in Hohenzollern-Sigmaringen. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 14 (Stuttgart 1980) S. 190-218.

<sup>11</sup> Die Lehrer und Schüler an dem Land- und Forstwirtschaftlichen Institute Hohenheim und an den Ackerbauschulen Ellwangen und Ochsenhausen. Stuttgart 1849. S. 1.

<sup>12</sup> Vgl. den Rechenschaftsbericht für 1819/20 in den Annalen der Württembergischen Landwirtschaft. Hg. v. Carl Freiherr von Varnbüler. Bd. 2, H. 4. Stuttgart 1821. S. 465-485.

<sup>13</sup> Catharina Pawlowna. Königin von Württemberg 1816-1819. Einflüsse – Leben – Leistungen. Ausstellungskatalog. Universität Hohenheim 1993. S. 66.

die oberste Instanz sämtlicher landwirtschaftlicher Bezirks- und Lokalvereine, sondern galt als Schaltstelle in der Vermittlung rationaler landwirtschaftlicher Methoden. Ohne ihre Zustimmung wurde in Württemberg kein Geld für Experimente in der Landwirtschaft und Viehzucht ausgegeben. Sie regte agrikulturchemische, botanische und meteorologische Forschungen in Württemberg an, u. a. war sie bei der Schaffung eines klimatologischen Beobachtungsnetzes tätig. Freilich verfügte sie über nur geringe Finanzmittel, um bestimmte Vorhaben rasch und nachhaltig fördern zu können. Dass damals Landwirtschaft und Gewerbe noch eine enge Verbindung zueinander hatten, ist auch daran zu erkennen, dass die Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins auch den Auftrag hatte, über gewerblich-technische Innovationen und Patenterteilungen Gutachten zu erstellen und abzugeben, womit sie aber personell überfordert war. Die berechtigte Kritik konnte sie nicht widerlegen und am Ende wurde ihr diese auch zum Verhängnis, wie die Schaffung der *Centralstelle für Gewerbe und Handel* 1848 beweist.

#### 4 Das königliche Vorbild

König Wilhelm I. hatte ziemlich genaue Vorstellungen über den einzuschlagenden Weg zum Wohlstand für alle. Aufgewachsen und erzogen in vormodernen, patriarchalischen Vorstellungen wollte er zuerst selbst seinen Untertanen ein gutes Beispiel geben. Aus diesem Grund baute er seine Privatgüter zu Musterwirtschaften aus, die er stolz seinen Verwandten und hohen Besuchern zeigte, aber auch den vielen Teilnehmern der 12. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte im September 1834 und 1842 der 6. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte in Stuttgart<sup>14</sup>. In der Nähe seines Gutes Scharnhausen, das ihm sein Vater, König Friedrich, 1810 als Wohnsitz angewiesen hatte, erwarb er 1816 die Domänen Kloster Weil bei Esslingen und Klein-Hohenheim. Er verband diese drei Domänen organisatorisch miteinander und machte sie zu seinem Privatgestüt. Hier hoffte er seiner Leidenschaft für arabische Pferde freien Lauf geben zu können. Für dieses "Steckenpferd" scheute er keine Kosten und Mühen und ließ schöne und ausgezeichnete Zuchthengste und Mutterstuten aus den besten Ställen der Welt erwerben.

Doch Wilhelm I. wusste auch, dass er mit der Araberzucht nur bedingt dem Land diene. Waren doch die schnellen Vollblut-Araber-Reitpferde für die Landwirtschaft und das Militär wenig geeignet. Gefragt waren hier starke und ausdauernde Gespann- und Reittiere, der sog. Landschlag, der aber erst auf ein höheres und einheitlicheres Niveau gebracht werden musste. Ausdauer und Kraft schrieb man damals eher anderen Pferderassen zu, wie dem englischen Halbblut oder dem belgischen Kaltblut. Insofern ist es kein Wunder, dass Wilhelm I. auch schöne Hengste und Zuchtstuten in England und Holland einkaufen ließ. Die Zucht des verbesserten Pferde-Landschlags blieb seit 1818 dem Landgestüt Marbach auf der Alb überlassen. Es entsandte seine Beschäler, d. s. Zuchthengste, zusammen mit den Pferdeknecchten auf die im Land verteilten Beschälstationen, wohin die Pferdehalter ihre Stuten zur Deckung bringen konnten. Solche Be-

<sup>14</sup> Amtlicher Bericht über die Sechste Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart vom 21. bis 28. Sept. 1842. Stuttgart 1843. S. 206ff.



Abb. 4 - König Wilhelm auf dem Araberhengst Bairactar reitend 1829 (Privatbesitz).

schälstationen bestanden überall im Land, so auch in Oberschwaben u. a. in Altshausen, Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Leutkirch, Neutrauchburg, Uttenweiler, Wangen, Weingarten, Wiblingen und Zwiefalten<sup>15</sup>. Freilich waren die Bemühungen des Landgestüts bis 1830 noch nicht bei den Landwirten angekommen, weil die Leute glaubten, dass die Pferdezucht zu kostspielig sei und Aufwand und Erlös nicht in einem attraktiven Verhältnis zueinander stünden<sup>16</sup>. Der Präsident der *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* v. Hartmann nannte als weiteren Grund für die geringe Neigung Pferde zu züchten, die Haltung des Kriegsdepartements, die Remonten (drei- bis vierjährige Ersatzpferde) für die Reiterei und Artillerie von Zwischenhändlern zu kaufen und nicht unmittelbar bei den Pferdezüchtern. Wenn die entsprechende *kriegsrätliche Commission* [dies ändere], sei für die Pferdezucht mehr bewirkt als dies landwirtschaftliche Feste und Preise zu leisten [vermögen]<sup>17</sup>. Aber diese vorsichtige Kritik ließ grundlegende Hindernisse außer Acht, wie den Mangel an geeigneten Fohlenweideplätzen und beengte Ställe.

<sup>15</sup> Entnommen aus der Liste der Orte mit Beschälplatten für 1828 (HStA Stuttgart E 14 Bü 1120).

<sup>16</sup> CWLV 20 (1831) S. 316ff.

<sup>17</sup> *Ebda.*

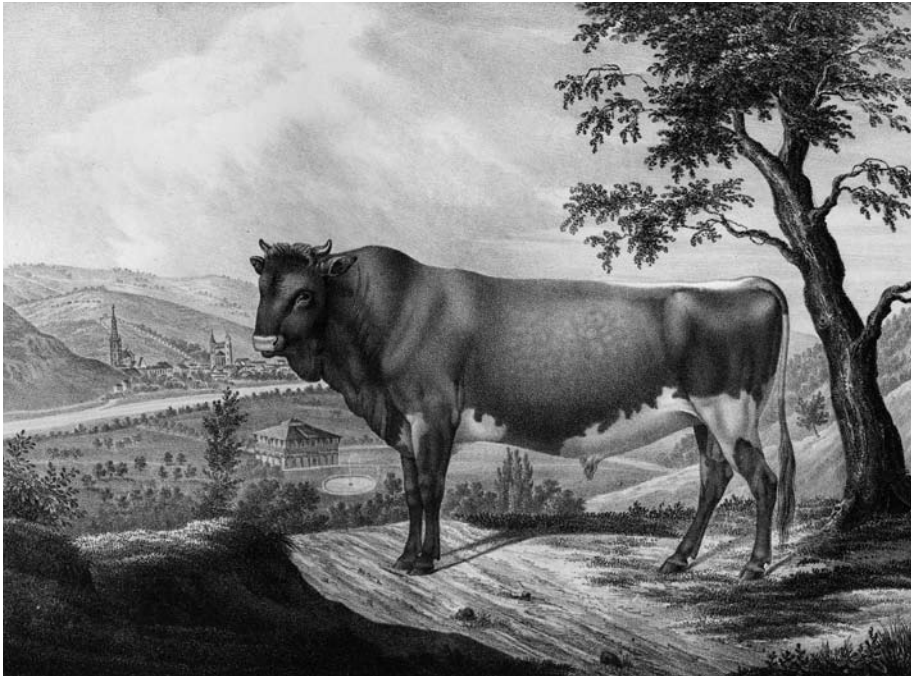


Abb. 5 - Ägyptischer Stier auf dem Königlichen Privatgestüt und Hofgut in Weil bei Esslingen 1827/32 (aus: Lorenz Ekeman *Allesson/August von Weckherlin*: Abbildungen der Rindvieh- und anderer Haustier-Racen auf den Privatgütern seiner Majestät des Königs von Württemberg. Stuttgart1 827-32, Abb. 3; Fotostelle UB Tübingen).

## 5 Rindviehzucht – Quelle des Reichtums

Wichtiger als Pferde, die sich sowieso nur größere Bauern und Gutsbesitzer leisten konnten, waren Rinder. Nach damaliger Überzeugung war die Rindviehzucht *die ergiebigste Quelle der Nahrung und des Reichthums des hiesigen* [d. h. des oberschwäbischen] *Landmanns*<sup>18</sup>. Nicht nur in Oberschwaben sah man dies so. Heinrich Wilhelm Pabst, Lehrer am Landwirtschaftlichen Institut in Hohenheim und von 1846 bis 1850 auch dessen Direktor, schrieb 1829 in seiner *Anleitung zur Rindviehzucht*<sup>19</sup>, dass das Rind auf dreierlei Weise dem Menschen Nutzen gewähre:

1. *durch den Dünger, welcher auf jede Art von Viehhaltung erzeugt wird,*
2. *durch die verschiedenen Producte, welche durch das Melken der Kühe und durch das Schlachten des gemästeten Viehes verschiedenen Alters und Geschlechts gewonnen werde, [und]*
3. *durch die Arbeit, wozu Ochsen und Kühe verwendet werden können.*

Dies war allgemeines Wissen und findet sich bei fast allen Autoren in ähnlicher Form, gleichsam als Leitmotiv und zur Bekräftigung ihres pädagogischen Ansatzes, wie z. B. bei Wilhelm Baumeister, der in der Einleitung zu seinem viel

<sup>18</sup> Medizinische Topographie des Fürstenthums Ochsenhausen (wie Anm. 7) S. 39.

<sup>19</sup> Erschienen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Stuttgart/Tübingen 1829. S. 196.

gelesenen *Handbuch der landwirthschaftlichen Thierkunde und Thierzucht* Folgendes schrieb<sup>20</sup>: *Das Rind ist unter unseren Haushieren wohl das nützlichste für die gesammte menschliche Gesellschaft, indem es nicht blos während seines Lebens, sondern selbst noch nach seinem Tode die wesentlichsten Bedürfnisse für die Ernährung und Kleidung des Menschen befriedigt und außer dieser allgemeinen Nutzbarkeit auch noch im Landwirthschaftsbetriebe durch vielfache Verwendung besondere Vortheile gewährt, so dass es in dieser vielseitigen Nützlichkeit von keinem anderen Haushiere ersetzt oder gar übertroffen wird.*

Trotz der unbestrittenen Überlegenheit des Rindes sah die bäuerliche Wirklichkeit doch recht trist aus. Die Quellen schildern eine außerordentliche Rassenvielfalt und Sorglosigkeit im Umgang mit dem Vieh. Den Bauern ging es nicht um leistungsstarke Kühe, schöne Stiere und kräftige Ochsen, sondern um möglichst viele Tiere, die meist mehr schlecht als recht genährt wurden und von kümmerlichem Wuchs und unansehnlicher Gestalt waren. Hierzu ein paar Zitate, um die Persistenz solch fest verwurzelter Vorstellungen im bäuerlichen Denken und Handeln aufzuzeigen. Caspar Schiller, der Vater des Dichters, schrieb bereits 1769 mit Blick auf Alt-Württemberg<sup>21</sup>: *Besonders aber scheint mir die Viehzucht in dem Herzogthum Würtemberg allzu sehr willkürlich zu seyn, da ein jeder damit thun kann, was ihme einfällt.*

Eine Generation später (1805) und die Verhältnisse Oberschwabens vor Augen notierte der Verfasser der Medizinischen Topographie des Fürstenthums Ochsenhausen: *Der hiesige Bauer scheint mehr in die Vielheit seines Viehs als in seine Güte, Stärke und Dauer seinen Werth zu setzen. Mancher Gutsbesitzer hält 6 bis 8 elende magere Kühe, 2-4 Pferde aus keinem anderen Grunde, als weil sein Vater oder sein Vorfahrer eben so viel im Stall hatte, ohne zu bedenken, dass ihm wenigere Stücke wohl genährt einen weit größern Nutzen abwerfen würden, als seine 6 ausgehungerte.*

Wie es scheint, hatte sich bis ca. 1840 in manchen Bezirken Oberschwabens noch nicht allzu viel verändert. Denn in der Oberamtsbeschreibung Wangen von 1841 ist vermerkt: *Mit Ausnahme einiger besserer Haltungen wird die Zucht ziemlich planlos getrieben. Es wird danach getrachtet, viel Vieh nachzuziehen, oder zu kaufen und schnell umzusetzen, und nicht gehörig darauf gesehen, die vorzüglicheren Mutterthiere zu eigener Zucht beizubehalten*<sup>22</sup>. Weitere Zitate ließen sich beibringen. Sie zeigen nur, dass die Viehwirtschaft kaum rationell betrieben wurde, schon gar nicht nach übergeordneten volkswirtschaftlichen Aspekten, wie Steigerung der Milchleistung und Zugkraft, oder gar um wertvolles Zuchtvieh zu züchten, wie in Kantonen der Schweiz, wo man Höchstpreise erzielte.

## 6 Zuchtversuche und -ergebnisse

Um experimentieren zu können, braucht es Kenntnisse in der Vererbung der positiven und erwünschten Merkmale und ausgesuchte Zuchttiere, die rein äußerlich beurteilt diesen Erwartungen entsprechen könnten. Der König selbst besorgte sich im Ausland die entsprechenden Tiere. Königliche Viehimporte

<sup>20</sup> Bd. II/1. Stuttgart 1845. S. 1.

<sup>21</sup> Oekonomische Beyträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes. Bd. 1: Von den Feldwirtschaftlichen Dingen, Viehe-Zucht und ländlichen Gewerken. Stuttgart 1769. S. 207.

<sup>22</sup> Oberamtsbeschreibung Wangen. Stuttgart/Tübingen 1841. S. 68.



sind bezeugt u. a. aus der Schweiz, Österreich, Holland, Flandern, England und sogar aus Ägypten.

Bei allen Experimenten ging es darum, herauszufinden, ob die den eingeführten Rinderrassen zugeschriebenen guten Merkmale sich unter den regionalen württembergischen Bedingungen erhalten oder sich gar noch optimieren ließen. Wusste man doch, dass nicht alle Zuchtergebnisse den Erwartungen entsprachen, was nicht nur an den Futter- und Anbauverhältnissen im Land lag, sondern auch am Zuchtziel. Denn oft ging eine höhere Milchleistung zu Lasten der Zugkraft und Mastfähigkeit. Unter den gegebenen klimatischen Verhältnissen und den Bodenbedingungen nahmen natürlich die Futtermenge und die Futterqualität Einfluss auf das Zuchtziel und die Zuchtergebnisse. In den einen Landesteilen, wie im Schwäbisch-Fränkischen Wald und in Oberschwaben, gab es oft viel und gutes Raufutter, mit dem sich Kühe und Ochsen schnell mästen ließen, in anderen Landesteilen aber, wie im Heilbronner Unterland oder auf der Alb, fehlte es oft, sodass die Bauern den Winter über ihr Vieh nicht ausreichend ernähren konnten. Dementsprechend wurden dort auffallend viele schwache Kühe und Kälber angetroffen.

Den unterschiedlichen Gegebenheiten und Anforderungen im Land gerecht zu werden, war aber nicht einfach. Je nach Landesteil hatten die Bauern zudem recht divergierende Ansichten über die Verbesserung der Viehwirtschaft. Den einen lag mehr an der Leistungssteigerung der Zugtiere, den anderen mehr an der schnellen Mast, wieder anderen an der Erhöhung der Milchleistung, um mehr Butter und Käse zu produzieren, Produkte, für die es in den größeren Städten, wie Stuttgart, Heilbronn, Esslingen, Reutlingen, Tübingen und Ulm, durchaus einen Markt gab. An diesem Markt mit Milch und Milchprodukten teilzunehmen, war für diejenigen, die im Umkreis dieser Städte wohnten, durchaus attraktiv, wie die Viktualienhändler auf den Fildern bestätigen, die die Residenzstadt Stuttgart und die Industriestadt Esslingen versorgten<sup>23</sup>. Überhaupt gab es eine starke Nachfrage nach haltbarem Käse, wie dem fetten und halbfetten Emmentaler, dem Greyerzer und Appenzeller Hartkäse, welche hauptsächlich aus der Schweiz bezogen wurden, und dem Limburger Käse aus Belgien.

Bevor mit Zuchtexperimenten begonnen werden konnte, musste zunächst der Viehstand erhöht werden, der ja infolge der napoleonischen Kriege und der sich anschließenden Wirtschaftskrise auf einen niedrigen Stand gesunken war. Man musste versuchen, nicht nur durch Reinzucht, sondern auch durch Einkreuzen von geeigneten fremden Viehrassen in die vorhandenen Landrassen, den Viehbestand rasch aufzustocken und leistungsfähiger zu machen. Dass dieses Ziel mittelfristig gelang, davon zeugt eine Angabe des Autors August von Weckherlin, der eine Zunahme des landesweiten Viehstapels um gut ein Viertel (+ 200 000 Stück) von 600 000 (1816) auf 800 000 Stück im Jahr 1834 festhielt.

Neben der Erhöhung des Viehstandes galt es die Rinderrassen zu "veredeln". Der Fachmann August von Weckherlin sah die Lösung dieses Problems zunächst in einer dezidierten Verbesserung des Wiesenbaus und des Anbaus von Futter-

<sup>23</sup> Dass Stuttgart für Milchhändlerinnen aus dem Umland ein attraktiver Markt war und offenbar auch zu Panschereien Anlass gab, zeigen die Vorkommnisse beim Milchboykott zur Zeit der Revolution 1848/49 (Beate Binder: "Die Farbe der Milch hat sich ... ins Himmelblaue verstiegen". In: Carola Lipp (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Buhl-Moos 1986. S. 159-164).

kräutern sowie in einer ganzjährigen Stallfütterung der Zuchtkühe. Außerdem plädierte er für eine strikte Trennung der Stiere von der Herde, falls diese auf die Weide getrieben werde. Denn die Stiere würden wahllos alle weiblichen Tiere – gleichgültig ob jung oder alt – bespringen, was am Ende nur zu schwachen Kälbern führe, die für die Nachzucht ungeeignet seien. Überhaupt waren die Stiere ein weiterer Grund für den schlechten Zustand der Viehzucht. Die Bauern achteten nicht auf schöne, kräftige Zuchtfarren, sondern nahmen mit denen vorlieb, die sie im Dorf vorfanden. Sie kosteten nicht viel und waren vielfach im Besitz ärmerer Mitbürger, die für die Haltung eines Farren aus der Gemeindekasse entweder einen festen Geldbetrag kassierten oder ein Stück Wiese oder Acker zur Bewirtschaftung erhielten. Wenn die Farrenhaltung neu organisiert werde und die Obrigkeit auf die Gemeinden entsprechend einwirke, müssten sich rasch die erwünschten Zuchterfolge einstellen. Doch hier irrten sich Weckherlin und die Centralstelle, denn von selbst unternahmen die Gemeinden wenig und die Bauern blieben misstrauisch. Deshalb musste das Innenministerium 1847 die Kreisregierungen anweisen, dass die Oberämter Farrenschau-Kommissionen einsetzten. Diese Schaukommissionen hatten darauf zu achten, dass der Viehstand und die Farren in regelmäßigen Abständen visitiert und nur gute Zuchtstiere auf etwa 70 bis maximal 200 Kühe zugelassen wurden<sup>24</sup>. Von dem Ziel, einen landesweit einheitlichen Rindviehstamm oder zumindest einige tüchtige zu gründen, rückte man ab. Man sah ein, dass die regionalen bäuerlichen Interessen sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen ließen. Zu unterschiedlich waren die natürlichen und sozioökonomischen Voraussetzungen innerhalb des Königreichs.

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten, die ja nicht neu waren, hielt der König an seinem Konzept der Verbesserung der Rindviehzucht fest. Den Beginn seiner Bemühungen stellte die Einrichtung von Meiereien dar, die er aus seinen persönlichen Mitteln errichtete und auf seinen Privatgütern in Weil, Scharnhausen und Klein-Hohenheim, Rosenstein sowie Monrepos bei Ludwigsburg realisierte. Er stattete sie mit im Ausland erworbenen Zuchtstieren und Kühen aus, die er zur Zucht und Einkreuzung in einheimische Rassen einsetzte. Mit wissenschaftlicher Akribie wurde die Zucht in Tagebüchern genau vermerkt, u. a. wurde festgehalten, welcher Stier welche Kuh deckte, wann das Kalb geboren wurde, welches Gewicht und Geschlecht es hatte, ob es schön von Gestalt und Farbe war, wie viel Milch die Mutterkuh früh und abends gab, selbst der Fettgehalt der Milch wurde bestimmt. Schließlich wurde notiert, welche Verwendung das Kalb erhielt (ob zum Metzger gegeben oder weiterverkauft mit Preisangabe) und am Ende wurde die Futtermenge festgehalten, anhand derer man überprüfen konnte, ob das Zuchtergebnis sich wirtschaftlich rechnete. Aufgezeichnet wurde auch, was mit der Milch geschah, ob sie zur Kälberaufzucht oder zur Käseherstellung verwendet wurde. Über die Käseherstellung wurde ebenfalls Tagebuch geführt und dabei Herstellungstag, Gewicht und Reifezeit im Keller notiert.

Dass der König hier musterhaft und vorbildlich wirtschaftete, zeigen auch die Viehauktionen in Weil und Hohenheim, die stets hohe Preise erzielten. Der aus der Kreuzung der milchreichen Holländer Rasse mit Limpurger, Schwyzer und englischen Alderney-Kühen hervorgegangene Rosenstein-Schlag vereinigte hohe

<sup>24</sup> O. Verf.: Über den Zustand der Zuchtstierhaltung in Württemberg. In: CWLV NF 33 (1848) S. 186ff.

Milchergiebigkeit, rasches Wachstum, Mastfähigkeit und Zugkraft der Ochsen. Eine Rosenstein-Kuh gab damals schon 5000 kg Milch im Jahr<sup>25</sup>. Freilich nicht jeder Zuchtversuch war von Erfolg gekrönt. Als 1856 auf der Domäne Rosenstein mit Charollais-Rindern aus dem französischen Limousin in der Absicht sie in die Limpurger Rasse einzukreuzen, experimentiert wurde und sich die erhofften Erfolge nicht einstellten, wurden diese Tiere sofort "abgestoßen". Es sei doch besser, die Limpurger Rasse in Reinzucht weiter zu züchten, erklärte die *Centralstelle für die Landwirtschaft*<sup>26</sup>. Ein anderer königlicher Weg zur raschen Verbesserung der Viehzucht war die gezielte Auswahl von verdienten Güterbesitzern und Domänenpächtern sowie Schultheißen, denen der König schöne Farrenkälber in der Regel unentgeltlich überließ, in der Hoffnung, dass diese Viehzüchter durch ihr Vorbild wiederum auf die umwohnenden Bauern einwirkten<sup>27</sup>.

Doch die königlichen Erfolge dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass für die Centralstelle trotz aller Bemühungen das Ziel einer verbesserten Rindviehzucht noch in weiter Ferne lag. Realität und Anspruch klappten gegen Ende der 1830er Jahre so weit auseinander, dass die beiden Kammern des Landtags ihr das bescheidene Budget von 3200 fl kürzen wollten<sup>28</sup>. Um ihren guten Willen zu zeigen, verzichteten die Abgeordneten jedoch auf eine Etatkürzung, verlangten aber genauere Rechenschaftsberichte. Zwischen den Zeilen konnten dann die Abgeordneten erfahren, dass trotz aller Beschönigungen die *Centralstelle* die Viehzüchter nicht erreichte, was in erster Linie daran lag, dass es in vielen Oberämtern keine landwirtschaftlichen Vereine gab, die als Ansprechpartner die Ideen an die Bevölkerung hätten weitergeben können, und die, die es gab, hatten keine aktiven Mitglieder mehr. Aus den Akten erfährt man weiter, dass die bestehenden Vereine keine Mitgliedsbeiträge erhoben, also über keine Eigenmittel zur Finanzierung von Aktivitäten verfügten. Aus Stuttgart kamen ebenfalls keine Gelder, die etwa für Preise und Prämien bei Bezirksfesten für die besten Leistungen in der Landwirtschaft und Viehzucht hätten verwendet werden können.

Dem Desinteresse konnte nur durch entsprechende Gelder abgeholfen werden, eine Einsicht, die auch die Abgeordneten des Landtags teilten. Erstmals für die Finanzperiode 1836-39 bewilligten sie 2000 fl im Etat des Innenministeriums, die je zur Hälfte an die *Centralstelle* und an die landwirtschaftlichen Bezirksvereine gehen sollten, mit der strikten Auflage, diese Gelder ausschließlich für die Anschaffung und Verbreitung tüchtiger Zuchtstiere und für die Aussetzung von Preisen für die Haltung ausgezeichneten Zuchtviehs zu verwenden und darüber dem Ministerium Rechenschaft zu geben<sup>29</sup>. Wie rasch die Mittel wirkten, zeigte sich daran, dass sie schon 1839/40 auf 5000 fl, 1845 dann auf 10 000 fl jährlich erhöht wurden, um die nun überall entstandenen Landwirtschaftsvereine in die

<sup>25</sup> Wilbert *Neugebauer*: Die Wilhelma. Ein Paradies in der Stadt. Stuttgart 1993. S. 16ff.

<sup>26</sup> HStA Stuttgart E 14, Bü 1156, Mappe Rindviehzucht 1831-1907, o. Nr. (Note des Directoriums der Centralstelle für die Landwirtschaft an den Chef des K. Kabinetts, Staatsrat Freiherr von Egloffstein, datiert Stuttgart, 16. August 1867).

<sup>27</sup> Vgl. den Rechenschaftsbericht des Präsidenten der *Centralstelle des Württ. Landwirtschaftlichen Vereins*, von Hartmann, für die Jahre 1818-1829. In: CWLV 20 (1831) S. 312ff.

<sup>28</sup> Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Württemberg vom Jahre 1830. Stuttgart 1830. H. 7, Register S. 2250; ebenso Verhandlungen der Kammer der Standesherrn des Königreichs Württemberg in den Jahren 1826 und 1827. Stuttgart 1828. H. 4. S. 637 und 675.

<sup>29</sup> HStA Stuttgart E 14, Bü 1156, Mappe Rindviehzucht n. 8.

Lage zu versetzen, Zuchtstiere anzukaufen und Geldprämien auszusetzen. In den meisten Oberämtern bewilligte die Amtsversammlung nun ebenfalls Gelder für die Rinderzucht. Mehr als gut gemeinte Appelle im *Correspondenzblatt*, das die Bauern kaum lasen, weil es überwiegend akademische und wissenschaftliche Themen behandelte, erreichten die ab 1836 fließenden Gelder, über deren Verwendung die Mitglieder der landwirtschaftlichen Bezirksvereine mitentscheiden konnten.

## 7 Baierschweine contra Schwabenschweine

Dass das Konzept zur Förderung und Verbesserung der Rinderhaltung gut durchdacht war, erweist sich an noch einem Detail. Wer wie König Wilhelm die Steigerung der Milchleistung als ein anzustrebendes Zuchtziel im Auge hatte, musste sich natürlich Gedanken machen, welche von allen Möglichkeiten der Milchverwertung die jeweils beste, d. h. die gemessen an den örtlichen Verhältnissen jeweils wirtschaftlich ertragreichste, war. Am gewöhnlichsten waren die Verwendung als Frischmilch im Haushalt, die Herstellung von Butter, Sauer- milch, Frisch- und Hartkäse, aber auch zur Kälberaufzucht und zur Molkenkur wurde die Milch verwendet, meist entrahmt als Magermilch. Dass diese Mager- milch oder die bei der Käseherstellung verbleibende Molke noch wertvolle Futtermittel waren, musste der König den Bauern erst ins Gedächtnis rufen. In der Schweiz und in den österreichischen Alpen wurden damit während der sommerlichen Alpzeit Schweine gemästet. Warum nicht auch in Württemberg, wo die Molke manchmal reichlich vorhanden war, diese zu Zucht und Auf- zucht von Schweinen verwenden? Überall, wo auf den königlichen Privatgütern Milchvieh gehalten und Käse produziert wurde, gab es auch einige Schweine, die mit der eiweißreichen Molke gefüttert wurden. Der König ließ auch in Weil bei Esslingen Zuchtversuche mit chinesischen Schweinen aus englischen Haltungen anstellen. Die Einkreuzung dieser Tierrasse in einheimische Schweinerassen ver- lief aber nicht zufriedenstellend, vor allem weil die Fleischqualität zu wünschen übrig ließ und das chinesisch-württembergische Schwein dem schwäbischen Gaumen nicht recht schmecken wollte. Deshalb blieb es bei den heimischen Schweinerassen, wie dem Tübinger Schwein, dem Kirchheimer Schwein, dem Gäuschwein und dem Schwäbisch-Hällischen Landschwein. Die *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* versuchte mit den herkömmlichen Mitteln (Prämien, Belobigungsurkunden und Medaillen) die Bauern aber zur vermehrten Schweinehaltung zu ermuntern, schon aus volkswirtschaftlichen Gründen, weil im Herbst noch immer große Schweineherden aus Bayern auf den Viehmärkten des Landes aufgetrieben wurden, die so genannten *Baierschweine*.

Wie es um die Schweinehaltung in Württemberg bestellt war, darüber hat sich ein Schweinezüchter aus dem Gäu bei der Versammlung des Landwirtschaft- lichen Bezirksvereins in Böblingen im März 1843 Gedanken gemacht. Samuel Pfefferkorn – so der Name des schwäbischen Züchters und Poeten – nannte zwölf Hauptgründe, warum es in Württemberg um die Schweinezucht schlecht bestellt war. Die wichtigsten Ursachen für die geringe Neigung, Schweine zu halten, seien Futtermangel, falsche Fütterung (gewärmtes Futter schade dem Schweinemagen), kein frisches Trinkwasser für die Tiere, Reinlichkeit, Beengt- heit der Ställe, Bewegungsmangel der Tiere (sie dürften nur stehen und am

Boden liegen), und unter Nr. 11 beschrieb er einen Übelstand, den ich in der Originalfassung zitiere:

*Zum Elften herrscht in unserm Vaterland  
Ein ärgerlicher Uebelstand.  
Es ist bekanntlich Eigenheit der Schwaben  
Das Fremde lieber als das Einheimische zu haben.  
Das geht vom A bis zu dem O  
Bei der Schweinezucht gerad auch so.  
Die Schweine im Land lassen sie laufen  
Und wollen lieber bairische Läufer kaufen,  
Und zahlen diese, wie ich weiß,  
Zu unverhältnißmäßig hohem Preiß.  
Und doch gebührt unsern Landschweinen in jeder Beziehung  
Vor den Baierschweinen eine rühmliche Vorziehung.  
Weil man aber gewöhnlich diese auf Borg verkauft,  
So benützt man den Vortheil und alles läuft,  
Und zahlt den Baiern fünfzehn Prozente,  
Wenn man's im eignen Land zu fünf haben könnte.  
Mit den Baierschweinen hat man selten Glück,  
Denn sie sind gewöhnlich zu weit zurück.  
Vier Wochen kann man sie füttern, bis man sehen kann,  
Ob sich das Futter will legen an.  
In dieser Zeit kann ein gesundes Landschwein  
Beinah zur Hälfte gemästet sein.*

In diesem Vers unseres schwäbischen Hans Sachs wird angesprochen, was in der Tat ein Vorzug der württembergischen Schweinerassen und insbesondere des Schwäbisch-Hällischen Landschweins war; sie waren genügsame und gute Futtermittelverwerter. Das württembergische Schwein brauchte kein hochwertiges Futter, dafür aber gleichmäßige Futtergaben, um fett zu werden, die bayrischen Schweine mussten sich hingegen zunächst vom weiten Trieb erholen, um dann bei gutem Futter schnell noch Gewicht zuzulegen, weil sie ja rechtzeitig vor Weihnachten geschlachtet werden sollten.

## **8 Hochfeine Wolle braucht das Land – Die Bemühungen um die Schafzucht**

Wer die Oberamtsbeschreibungen des frühen 19. Jahrhunderts auf Hinweise auf die Viehzucht hin prüft, gewinnt den Eindruck, dass in manchen Oberämtern nicht die Rindviehzucht im Mittelpunkt des bäuerlichen Interesses stand, sondern die Schafzucht. Tatsächlich lassen sich etliche Gründe beibringen, die für den Vorrang von Schafhaltung und Schafzucht in den Gemeinden sprachen. Das Schaf war genügsam und lieferte Wolle für die Kleidung, es war bestens geeignet, die reichlichen Weideplätze auf der Allmende abzuweiden, und düngte schließlich auch die Felder; wenn den Schafhaltern der Schafpfers überlassen wurde, konnte zudem sogar Geld in die Gemeindekasse kommen. Die Vorteile lagen auf der Hand, aber Probleme bereitete hier die Qualität der Wolle. Denn nicht alle Schafzuchten lieferten feine Wolle, sondern oft nur grobe kurze Fasern, die die Weber und Tuchmacher mieden, weil sich daraus keine feinen Zeuge herstellen

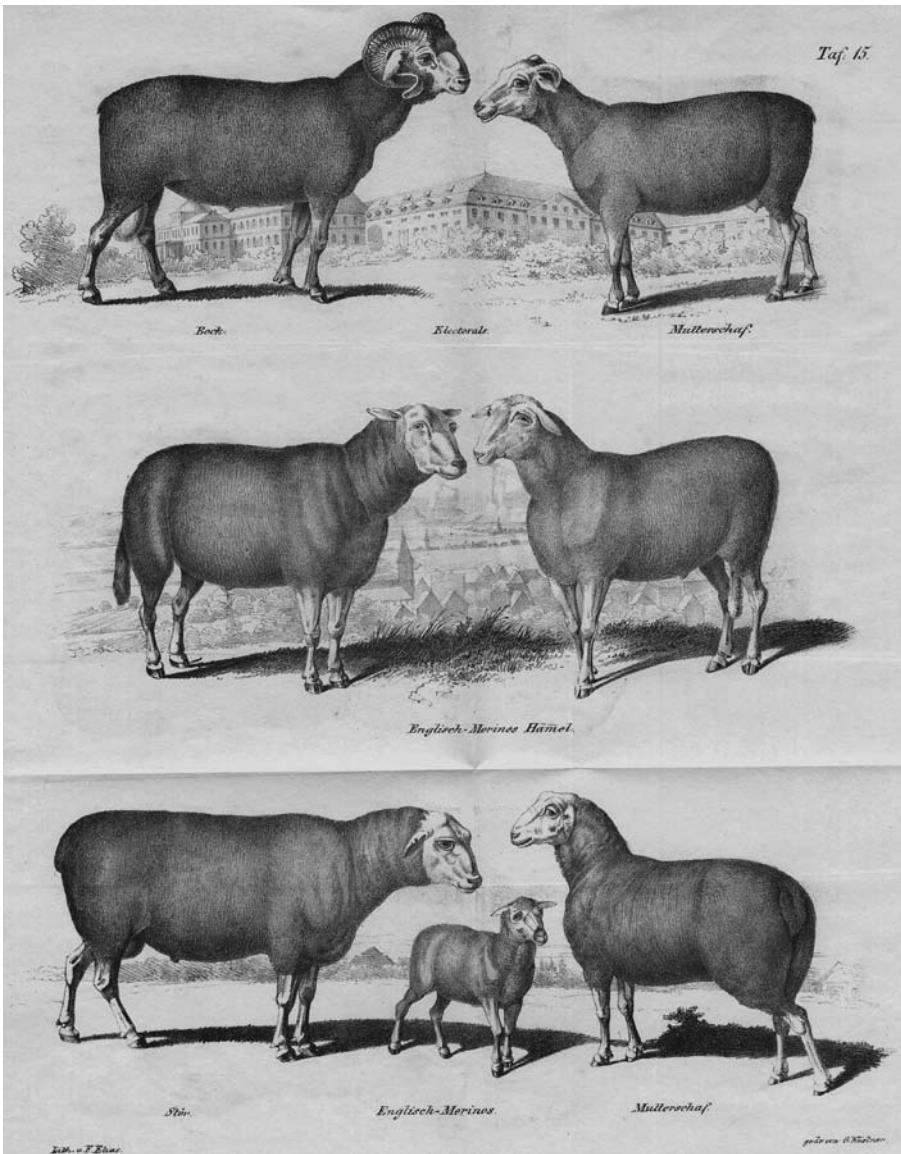


Abb. 7 - Schafassen (Sächsische Electorale, Englische Merinos) in Hohenheim um 1835 (aus: Die Königlich Württembergische Lehranstalt für Land- und Forstwirthschaft in Hohenheim. Stuttgart 1842).

ließen. Sie kauften feine oder gar hochfeine Schafwolle lieber im Ausland, weil es diese Qualitäten trotz erster Bemühungen unter Herzog Carl Eugen, die Landrasse durch Einkreuzen von spanischen Merinos zu verbessern<sup>30</sup>, in Württemberg noch immer nicht gab.

<sup>30</sup> Manfred Reinhard: Schwäbische Alb, Segovia und zurück – Ein abenteuerlicher Schafimport im Jahre 1786. In: Schwäbische Heimat 59 (2008) S. 175-183. - Ders.: Das Goldene Vlies – Als die Merinoschafe nach Württemberg kamen. Gomadingen 2008.

Unter König Wilhelm I. sollte sich auch dies ändern. Die Vorgangsweise ähnelt jener bei der Pferde-, Rindvieh- und Schweinezucht, allerdings mit kleinen Besonderheiten, wie beispielsweise Impulse über die Gesetzgebung und über neu geschaffene Wollmärkte, welche 1819 in Göppingen und Kirchheim unter Teck entstanden. Verdient gemacht hat sich um die Schafzucht auch der 1823 in Hohenheim gegründete *Verein zur Vervollkommnung der Schafzucht im Königreich Württemberg*, dessen *hauptsächlicher Zweck die Zucht der feinen Schafe und Production der feinen Wolle in Württemberg* war<sup>31</sup>. Unter den Initiatoren waren die Freiherren von Varnbühler (Hemmingen) und Cotta zu Cottendorf (Stuttgart bzw. Dotternhausen) sowie Mitglieder des Landwirtschaftlichen Instituts in Hohenheim.

Ansonsten gab der König selbst wieder das Vorbild und ließ zu diesem Zweck 1822 das Hofgut Achalm bei Reutlingen erwerben<sup>32</sup>. Hier richtete er seine Privatschäferei ein, die die Entwicklung verschiedener Schafrassen genau beobachtete und dabei teils die Reinzucht importierter Stämme, teils Einkreuzungen in die Landrasse verfolgte. Der König bemühte sich zudem bei berühmten Schafzüchtern gute Zuchtwidder zu erwerben. Belegt ist, dass er 1823 ein paar Widder von Erzherzog Johann erhielt, die er an bewährte Schafhalter weitergab<sup>33</sup>. Aus Graubünden besorgte ihm August von Weckherlin 50 Bergamasker Schafe, als er im Sommer 1832 im Auftrag des Königs Oberitalien und Tirol bereiste<sup>34</sup>. Wie schon bei der Rinderzucht gab er aus seiner eigenen Schäferei edle Widder an interessierte und verdiente Schafhalter ab und hoffte, dass sich die württembergische Schafzucht so bald den gestiegenen Anforderungen gewachsen zeigen würde<sup>35</sup>. Wichtig für das Land wurde aber die Landesstammschäferei in Hohenheim, die bei der Gründung des Landwirtschaftlichen Instituts für Unterrichtszwecke geplant war, aber erst 1821 zur übrigen Tierhaltung hinzukam. Die Hohenheimer Musterschäferei umfasste anfangs drei Stämme, nämlich eine kleine Herde von acht Mutterschafen und vier Böcken der Rambouilleter Rasse, die von dem Oberamtmann Grumpacher aus Gersungen in der Rhön erworben worden waren und einer Herde von 50 Mutterschafen und fünf Böcken (Merinos), die aus der Königlich Sächsischen Stammschäferei in Stolpen (Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge) stammten. Den größten Stamm bildete die Landrasse mit knapp 1.000 Tieren<sup>36</sup>, welche zuvor auf den Domänen Hinterburg bei Bissingen unter Teck und Justingen auf der Alb (Sommerweide) untergebracht waren. Aufgeschlossen zeigte sich der König auch gegenüber den Bemühungen, die der Staatsrat Thaer 1823 anstieß, bei einem nationalen Wollkongress in Leipzig sich mit allen um die Verbesserung bemühten Schafzüchtern und Wollhändlern auszutauschen. Die *Centralstelle* entsandte den Kassier und Lehrer Volz dorthin, der nebenbei von sächsischen Schafzüchtern

<sup>31</sup> Statuten abgedruckt im CWLV 16 (1829) S. 108-113 und 5 (1824) S. 47-51.

<sup>32</sup> Der Landkreis Reutlingen. Hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen. 2 Bde. Sigmaringen 1997. Hier: Bd. 2, S. 380.

<sup>33</sup> Rechenschaftsbericht des Präsidenten der *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* 1821-1830. In: CWLV 20 (1831) S. 312-227. Hier: S. 319ff.

<sup>34</sup> CWLV NF 1 (1833) S. 18 Anm.

<sup>35</sup> Vgl. das Vorwort in Heinrich Wilhelm *Pabsts*: *Beyträge zur höheren Schafzucht mit besonderer Rücksicht auf die Production der hochfeinen Wolle im Königreich Württemberg und angrenzenden Staaten*. Stuttgart/Tübingen 1826. S. XII.

<sup>36</sup> Diese Angaben sind dem Rechenschaftsbericht der *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* für 1821/22 entnommen (vgl. Anm. 4).

edle Widder für den Landwirtschaftlichen Verein erwerben sollte, ein Auftrag, den Volz nur bedingt ausführen konnte<sup>37</sup>.

Wenn nicht alles täuscht, dann scheinen die Bemühungen der *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* und des ihr nachgeordneten Landwirtschaftlichen Instituts in Hohenheim bei der Schafzucht schon früh die beabsichtigten Ziele erreicht zu haben. Denn die württembergischen Wollmärkte zogen bald Händler nicht nur aus Württemberg an, sondern auch aus Bayern, Frankreich und Rheinpreußen. Die hochfeinen Wollqualitäten fanden in Kirchheim, dem bedeutendsten Wollmarkt des Landes, stets Käufer, die Wolle der Landrasse wurde hingegen weniger nachgefragt<sup>38</sup>. Höchstpreise erzielte dort wiederholt die hochfeine Wolle der königlichen Privatschäferei auf der Achalm.

## 9 Die Verhältnisse in Oberschwaben

Betrachten wir nun die Verhältnisse in Oberschwaben näher. Die Viehhaltung unterschied sich hier – wie in vielen Darstellungen nachzulesen ist – ganz erheblich von jenen der Schwäbischen Alb oder des Oberen Neckars und des Schwarzwalds, natürlich auch von jenen des Welzheimer Waldes und der Hohenloher Ebene. Im Allgemeinen werden die Unterschiede mit den naturräumlichen Gegebenheiten begründet. Relief, Böden und Klima wechseln auf kurzen Distanzen, was Auswirkungen auf die Anbaubedingungen und die Erträge der Landwirtschaft hat. Das Land zwischen Donau und Bodensee ist wellig bis hügelig und nach Süden hin ansteigend, um in der Südostecke im Württembergischen Allgäu schließlich gebirgige Züge anzunehmen. Zahlreiche Flüsse und Bäche in heute zu weiten Tälern (Riss, Schussen, Argen) gliedern die Region; Seen, Weiher und Moore sorgen für eine Kleinkammerung des Siedlungsraumes.

Aus der Sicht der Ökonomen des frühen 19. Jahrhunderts war besonders die Verteilung der Felder, Wiesen und Wälder charakteristisch. Die damals noch kaum begräbten Gewässer sorgten in den Tälern für einen hohen Grundwasserstand und dementsprechend für sumpfige, versäuerte Wiesen und Moore (Federseeried, Wurzacher Moor, Pfrungener Ried) mit entsprechenden Folgen für die Futterqualität; die Talhänge und Hügel trugen die Felder oder waren bewaldet. Kleine Städte und stattliche, inzwischen säkularisierte Klöster, Haufendörfer, Weiler und Einzelhöfe prägten die Siedlungsstruktur, zumeist gab es mittelgroße bis große bäuerliche Höfe, zahlreiche geschlossene Hofgüter und Domänen, die dem Staat oder den Standesherrn bei der Säkularisation zugefallen waren. Oberschwaben galt und gilt als reiches Bauernland, das viel Getreide erzeugte und den Überschuss in die Schweiz exportierte. Die Viehwirtschaft blühte, auch dank des Viehexports, hauptsächlich nach Frankreich, Vorarlberg und in die Schweiz. Die Viehdichte lag 1834 in den Oberämtern Tettngang, Waldsee und Wangen zwischen 2400 und 3000 Stück Rindvieh je Quadratmeile und war damit um ein Viertel bis ein Drittel höher als der Landesdurchschnitt, der bei 2200 Stück je Quadratmeile

<sup>37</sup> HStA Stuttgart E 14, Bü 1123, Mappe Mitglieder des Landwirtschaftlichen Vereins n. 17, datiert 14. März 1823; bei dieser Gelegenheit wurde der Staatsrat Thaer zum Mitglied des Württ. Landwirtschaftlichen Vereins ernannt.

<sup>38</sup> Hierzu die Angaben bei Sabine Widmer: Kirchheim unter Teck zwischen Handwerk und Industrie 1806-1914 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck 5). Kirchheim u. T. 1987. S. 189ff.; zum Ergebnis der Wollmärkte etwa zum Jahr 1832 vgl. CWLV NF 3 (1833) H. 1, S. 282ff.



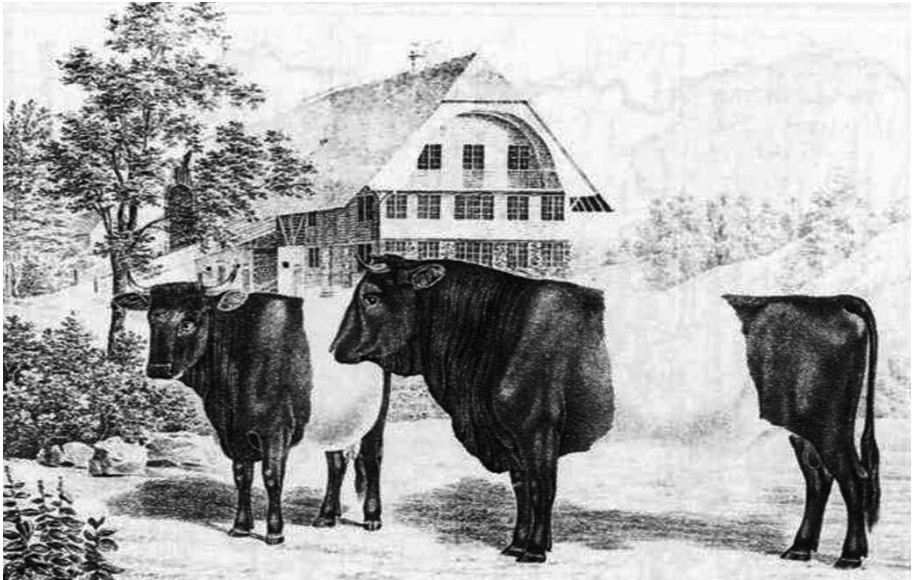


Abb. 8 a - Hofgut Manzell mit Schweizer Gurtenvieh und Swiss Chalet/Schweizerhaus (aus: Lorenz Ekeman *Allesson*/August von *Weckerlin*: *Abbildungen der Rindvieh- und Anderer Hausthier-Racen auf den Privatgütern Seiner Majestät des Königs von Württemberg*. Stuttgart 1827-32, Abb. 12; Aufnahme: Fotostelle UB Tübingen).

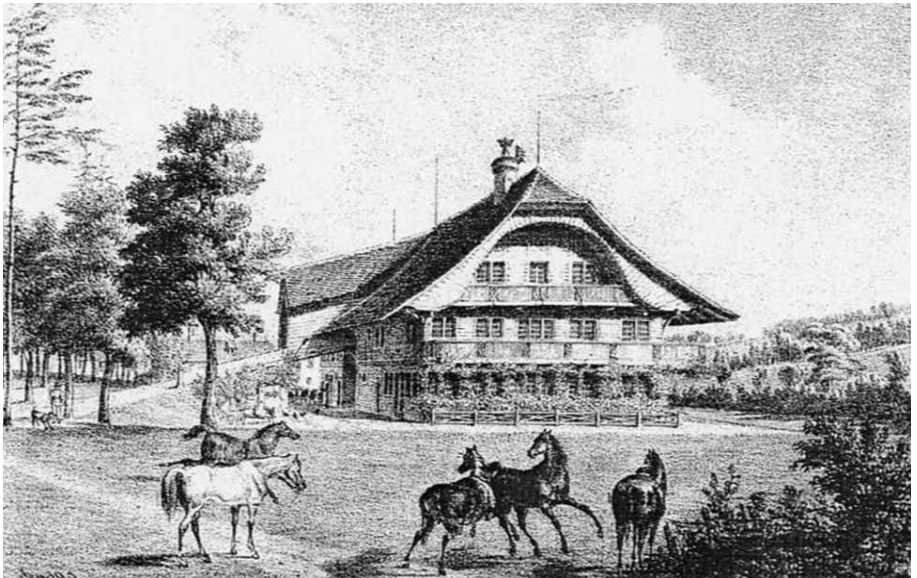


Abb. 8 b - Königliches Privatgestüt und Schweizerei (aus: A. *Jäger*: *Das orientalische Pferd und das Privat-Gestüt Seiner Majestät des Königs von Württemberg*. Stuttgart 1846).

lag<sup>39</sup>. Höher lag der Rindviehbesatz nur im Oberamt Welzheim, wo er immerhin den Wert von 3100 Stück Rindvieh/Quadratmeile erreichte (nach heutiger Umrechnung in Hektar: 1 Rind auf etwa 2 Hektar). Dort wurde das schwäbisch-limpurgische Rind gezüchtet, das als vergleichsweise milchreich galt und in den nördlichen Landesteilen stark gefragt war<sup>40</sup>.

Nicht die hohe Viehdichte in den südlichen, gebirgsnahen Regionen des damaligen Donaukreises ist beeindruckend, sondern der beachtliche Viehhandel in die angrenzenden Nachbarstaaten. Die oberschwäbischen Viehzüchter trafen hier auf eine starke Händlernachfrage, die nach allerlei Vieh verlangte. Einige davon nutzten die Gelegenheit, die alpinen Sommerweiden mit zugekauftem, jüngerem Vieh optimal zu bestoßen und die Rinder groß und fett zu machen, die anderen versprachen sich durch Mästung älterer Tiere mit den Resten aus der Bierbrauerei und Müllerei einen Gewinn. Dadurch entging dem oberschwäbischen Viehzüchter zwar ein Teil des möglichen Gewinns, den in diesem Fall die ausländischen Händler und Zwischenhändler machten, aber verständlich wird ein solches Verhalten, wenn man weiß, dass die Bauern oft zu wenig und schlechtes Futter von ihren Wiesen und Feldern in die Scheuer einbrachten, um das überzählige Vieh gut aufzuziehen und für die Nachzucht zu verwenden<sup>41</sup>. Sie waren deshalb froh, es rasch los zu werden.

Dass dieser oberschwäbische Viehhandel aus Sicht der Stuttgarter Regierungsbeamten volkswirtschaftlich nachteilig und heftig zu kritisieren war und deshalb rasch Abhilfe geschaffen werden sollte, darin waren sie sich auch mit den Vorsitzenden der landwirtschaftlichen Bezirksvereine einig, die zumeist in ihrer primären Eigenschaft Oberamtänner waren. Wie aber konnte eine Änderung erreicht werden?

In Oberschwaben bot es sich an, die vorhandenen natürlichen Ressourcen so zu nutzen, dass mit einer verbesserten Viehzucht eine erhöhte Milchproduktion einherging. Dass dies durchaus möglich war, hatten Bauern im bayrischen Allgäu vorgemacht. Es fehlten die Initiative und eine Person, die sie nur ergreifen musste. Schließlich war es auch hier König Wilhelm I., der wiederum mit gutem Beispiel voranging. Ähnlich wie in Weil, Scharnhausen und Klein-Hohenheim bestimmte er 1826 die Domäne Manzell zu einer Musterwirtschaft für die Viehzucht.

Für Manzell ließ der König in Einsiedeln eine Herde von sechs jungen Kühen und einen Zuchtstier der schwarzbraunen Schwyzer Rinderrasse ankaufen. Die Schwyzer Rasse war bekannt für ihren kräftigen Körperbau und sie galt bei guter Ernährung als besonders milchreich. Die Ochsen dieser Rasse (sie waren als Einsiedler Allerheiligen-Ochsen berühmt) eigneten sich gut zum Zug und erreichten bei der Mastung ein ausgezeichnetes Gewicht; 600-700 Kilo waren keine Seltenheit. Weckherlin schrieb über die Schwyzer Rasse 1839<sup>42</sup>, dass die Vorzüglichkeit dieses Viehschlags hinlänglich erprobt sei und sie in den letzten 10-15 Jahren

<sup>39</sup> August von *Weckherlin*: Die Rindviehzucht Württembergs, mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung. Ein Beitrag zur landwirtschaftlichen Beschreibung des Königreichs. Stuttgart/Tübingen 1839. S. 5, Tabelle.

<sup>40</sup> Dazu die Ausführungen des limpurgischen Oberrentamtmanns Grill im CWLV NF 19 (1841) H. 1, S. 278ff.

<sup>41</sup> J. A. *Schlipf*: Beschreibung des Schussentales und seiner Umgebungen in landwirtschaftlicher Sicht. In: CWLV 15 (1829) S. 173ff.- *Weckherlin* (wie Anm. 39) S. 58ff.

<sup>42</sup> *Weckherlin* (wie Anm. 39) S. 25ff.

nicht nur in die königlichen Meiereien, sondern auch auf Privatgütern und durch Händler im Land eingeführt worden sei. Ein besonderer Vorzug der Schwyzer Rasse sei zudem ihre gute Eignung zur Zucht, sodass selbst die Schweizer durch Einkreuzung in die Berner, d. i. die Simmenthaler, Rasse hervorragende Ergebnisse erzielt hätten. Unter dem Namen *Rigi-Vieh* sei diese Kreuzung von Schwyzer und Simmenthaler Vieh auch in Württemberg geschätzt.

Die Wahl der Schwyzer Rasse verrät, dass der König in Manzell auf eine mustergültige Milchverwertung setzte. Immerhin gaben die Kühe der Schwyzer Rasse gut doppelt so viel Milch wie die einheimische oberschwäbische Landrasse, nämlich 3-4 Mass (statt 1,5-2 Mass täglich), d. s. in heutigen Maßen etwa 5 bis 6,5 Liter/Tag. Die Manzeller Milchwirtschaft verfolgte das Ziel, Käse nach Schweizer Art herzustellen und die Molke zur Ochsen- und Schweinemast zu verwenden. Daneben wollte man durch Kreuzungsversuche mit der oberschwäbischen Landrasse herausfinden, ob sich die guten Eigenschaften beider Rassen erhielten oder sogar verstärkten. Dies waren einerseits die hohe Milchleistung des Schwyzer Viehs und die vergleichsweise gute Verwertung von schlechterem, saurem Futter durch den oberschwäbischen Schlag.

Wer täglich Schweizer Käse herstellen will, braucht dazu eine Mindestmenge an Milch. Um einen Emmentaler Käse von ca. 80-100 kg Gewicht zu machen, benötigt man rund 300-400 Liter Milch, d. h. die Abend- und Morgenmilch von etwa 50 Milchkühen. Außerdem ist ein guter Gär- und Reifekeller für die Käselaibe erforderlich, natürlich auch ein ausgezeichnetes Senn, der – wie könnte es anders sein – sein Handwerk in der Schweiz erlernt haben sollte. Tatsächlich findet man überall dort, wo Käse hergestellt wurde, anfangs Schweizer Sennen oder nach Schweizer Vorbild organisierte Milchverwertungsverbände, u. a. in Oberrot bei Gaidorf<sup>43</sup>, Weiler bei Schorndorf<sup>44</sup>, Oberdisingen und Erbach (OA Ehingen)<sup>45</sup>.

Mit der Vorgabe, das Hofgut Manzell in eine Musterwirtschaft für Milchwirtschaft umzugestalten, waren für den beauftragten Hofkameralverwalter August von Weckherlin 1826 strukturelle Probleme zu lösen. Die traditionelle Wirtschaftsweise mit Getreidebau und Weidewirtschaft musste und sollte zugunsten einer Schlagwirtschaft mit Schwerpunkt auf dem Futteranbau mit Klee, Luzerne, Esparsette und Zuckerrüben aufgegeben werden. Zur Verbesserung der Wiesen wurden umfangreiche Drainagearbeiten durchgeführt und Entwässerungskanäle angelegt. Es wurde auch ein neues, zweckmäßigeres Wirtschaftsgebäude mit Stall und Heubergeraum im Stil eines Schweizerhauses erbaut, das sein Vorbild im Kanton Bern hatte und als Swiss Chalet architekturgeschichtlich Furore machte.

Kurz, alle durchgeführten Maßnahmen erwiesen sich als richtig. Die Rinderzucht in Manzell war so erfolgreich, dass jeder größere Güterbesitzer bemüht war, eine schöne Kuh oder einen hervorragenden Zuchtstier aus der königlichen Herde zu erwerben. Den um 1847 erreichten Stand der oberschwäbischen Rindviehzucht beleuchten Notizen im Bericht über die 4. Gauversammlung der ober-

<sup>43</sup> Hochgräflisch Pückler-limpurgerischer Oberrentamtman *Grill*: Über die landwirtschaftlichen Zustände auf dem Welzheimer Walde und im Limpurgischen. In: CWLV NF 19 (1841) H. 1, S. 295.

<sup>44</sup> Oberamtsbeschreibung Schorndorf. Stuttgart 1851. S. 50.

<sup>45</sup> WJb (1842) H. 1, S. 56.

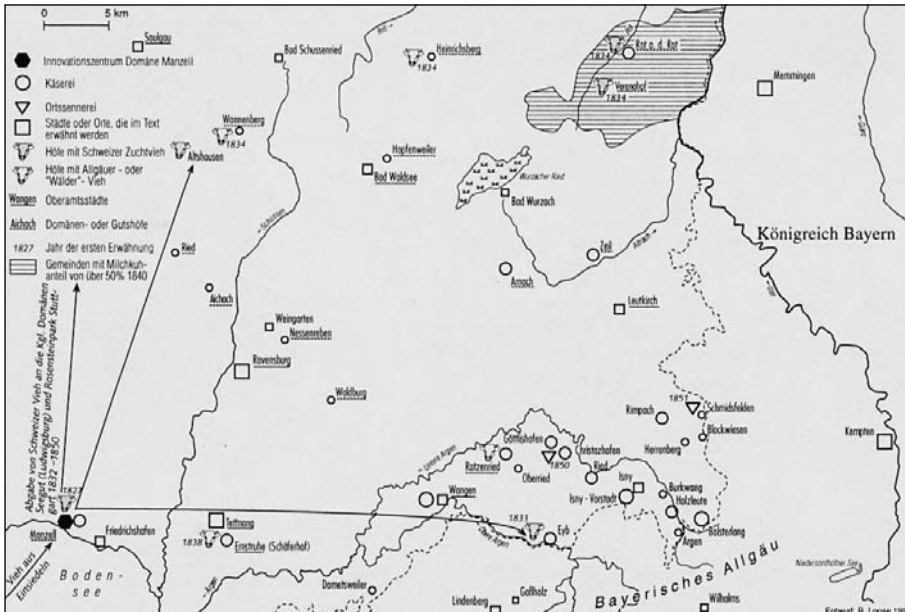


Abb. 9 - Rinderzucht und milchwirtschaftliche Einrichtungen in Oberschwaben 1820-1850 (aus: R. Loose: Die Anfänge der modernen Rinderwirtschaft im Württembergischen Allgäu und das Vorbild der Schweiz (1800-1850). In: Alpwirtschaftliche Nutzungsformen. *Economia alpestre e forme di sfruttamento degli alpeggi*. Historikertagung der ARGE Alp in Bellinzona 1996. Bozen/Bolzano 2001).

schwäbischen landwirtschaftlichen Bezirksvereine in Saulgau. Es heißt dort: Die für Oberschwaben empfehlenswerte Rinderrasse sei die Fortzuchtung des Allgäuer Stamms, der teils durch eingeführte Montafoner und Schweizer Farren und Kühe in reiner Abkunft, teils in passender Kreuzung fortgezüchtet werde; die Milchergiebigkeit habe sich inzwischen erhöht. Um hier weiter voranzuschreiten, sei es geboten, die Rindviehweide in ganz Oberschwaben zu beseitigen und die Stallfütterung überall einzuführen. Als Gegner der Abschaffung des Weidegangs erwiesen sich die kleinbegüterten Bürger mit geringem eigenen Viehstand; sie wehrten sich auch gegen die Aufhebung des Flurzwangs und der Trepp- und Überfahrtsrechte, was letztlich den Anbau des Brachfeldes unmöglich mache<sup>46</sup>. Dass sich in dieser Hinsicht bald etwas änderte, ist letztlich der Revolution von 1848/49 geschuldet. Denn mit der Umwandlung der Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins in eine neu strukturierte Centralstelle für die Landwirtschaft im August 1848 mit weiter reichenden Aufgaben, wie beispielsweise Mitwirken bei der Agrikulturgesetzgebung<sup>47</sup>, wurden die Weichen für eine individuelle Bewirtschaftung der bäuerlichen Güter gestellt.

<sup>46</sup> CWLV NF 32 (1847) H. 2, S. 355-358.

<sup>47</sup> HStA Stuttgart E 14, Bü 1123, Mappe Miscellen Blatt 33.

## 10 Schluss

Wenn es ein Resümee zu ziehen gilt, dann sollte festgehalten werden: Borstenvieh und Schweinespeck standen nicht unbedingt im Mittelpunkt der Bemühungen König Wilhelms I. um die Erneuerung der württembergischen Viehzucht und Landwirtschaft. Aber sie stellen ein Detail seiner Politik dar, welche durch musterhaftes Vorbild und Wirken die starren ländlichen Strukturen und Verhaltensweisen aufzubrechen suchte, freilich mit Milde und ohne herrschaftlichen Zwang. Pferde- und Rinderzucht, aber auch die Schafzucht, zogen da schon mehr seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Förderung dieser Viehgattungen sollte neben volkswirtschaftlichen Aspekten, wie dem Sparen von Devisen und der ausreichenden Versorgung mit Ackerfrüchten, dem bäuerlichen Untertanen vor allem das benötigte Geld für Steuern und zweckmäßige Ackergeräte bringen, außerdem mehr Dünger garantieren. Freilich erreichte der König zunächst nur die aufgeklärten und königsnahen Kreise der Gesellschaft, Personen, die von ihm berufen sich im Landwirtschaftlichen Verein zusammenfanden. Angehörige der Bauernschaft waren in diesem elitären Kreis bis 1848 eher selten vertreten. Als sich nach 1834 mehr und mehr landwirtschaftliche Bezirksvereine bildeten, entstand auch eine für die bäuerliche Bevölkerung nähere Diskussionsplattform, wo die Ansichten über den richtigen Weg zu Innovationen in der Landwirtschaft oft heftig aufeinander prallten. Die Protokolle zeigen, dass die Mitglieder der Bezirksvereine anders dachten als die *Centralstelle* in Stuttgart, so 1843, als die oberschwäbischen landwirtschaftlichen Bezirksvereine in Ehingen ihre erste Gauversammlung abhielten. Man stritt über die Frage, wie dem gemeinen Landmann in seiner wirtschaftlichen Situation geholfen werden könne und solle (1843 setzt die lang anhaltende wirtschaftliche Rezession ein, in deren Folge es zur erneuten Massenauswanderung kommt). Der Oberjustizprokurator Wiest aus Ulm meinte, die Regierung müsse zuerst die Hemmnisse der Kultur, wie die Natural- und Novalzehnten, die Bannrechte und die vielen Servituten (Übertriebs- und Schafweiderechte) beseitigen<sup>48</sup>. Der Vertreter der *Centralstelle*, der Hofdomänenrat Ergenzinger, versuchte zu beschwichtigen und entgegnete, dass der Staat bisher schon bemüht gewesen sei, die Hemmnisse abzubauen, aber er könne nicht in die vielfachen Privatrechte eingreifen. Einig war man sich auch in der Auffassung, dass die geringen Geldmittel nicht nur für die Förderung der Viehzucht, sondern auch für andere landwirtschaftliche Zwecke ausgegeben werden sollten. Überhaupt seien die Mittel kräftig zu erhöhen, so die Forderung des Pfarrers Dietrich aus Böttingen im Oberamt Münsingen. Aber daran mochte die *Centralstelle* gar nicht denken. Denn sie fürchtete, dass dann die Begehrlichkeiten anderer Wirtschaftszweige geweckt würden, was zweifellos eine reale Gefahr war.

Wenn König Wilhelm I. von Württemberg von seinen Biografen als der Reformator auf dem Königsthron gewürdigt wird, dann fußt dieses Prädikat hauptsächlich auf seinen Verdiensten um die Pferde-, Schaf- und Rinderzucht. Diese hat er während seiner langen Regierungszeit (1816-1864) nachhaltig

<sup>48</sup> CWLV NF 24 (1843) S. 273ff.

modernisiert<sup>49</sup>, so zum Beispiel sichtbar an der Verbreitung des Württembergischen Fleckviehs, das aus der Einkreuzung von Simmenthaler Vieh aus der Schweiz hervorgegangen ist. Seine Zeitgenossen haben die besonderen Verdienste um die Viehzucht erkannt und gerühmt, und zwar nicht erst beim Festzug der Württemberger aus Anlass seines 25-jährigen Thronjubiläums 1841. 1840, also ein Jahr vor dem 25-jährigen Thronjubiläum, hatte sich der Ruf des Königs als Reformers der württembergischen Landwirtschaft im In- und Ausland so verbreitet, dass die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirte in Brünn ihm den Ehrentitel *König der Landwirtschaft (rex agriculturæ; rex agriculturalium)*<sup>50</sup> verliehen haben soll. Man muss diese Ehrung in den Konjunktiv setzen, da es keinen Hinweis in den amtlichen Akten der Versammlung gibt. Dass er selbst so gesehen werden wollte, dürfte ziemlich sicher sein. Jedenfalls hat er das Vorhaben unterstützt, welches ihm 1825 der Präsident der *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* schmackhaft zu machen versuchte, die Züchterfolge auf den königlichen Meiereien Weil, Scharnhausen und Klein-Hohenheim, die August von Weckherlin im Correspondenzblatt beschrieben hatte, in einem erweiterten Umfang und mit Abbildungen der schönsten Rinderrassen als Monographie erscheinen zu lassen<sup>51</sup>. Um sich das königliche Placet zu sichern, erlaubte sich der Präsident der Centralstelle, der Geheime Rat von Hartmann, anlässlich der Übersendung des Belegexemplars an den König, die „untertänige“ Bemerkung: *Durch die Beschreibung erfährt die Öffentlichkeit erstmals von den Bestrebungen eines Regenten, Höchstwelcher die Landwirtschaft nicht nur als Grundlage des Nationalwohlstands in Schutz nimmt sondern sie durch eigenen Betrieb ehrt und durch Versuche und Erfahrungen bereichert [und] weil dadurch der Landwirt von den verschiedenen Viehracen [erfährt], welche wohl in Deutschland nirgend in dieser Vollständigkeit und Reinheit als auf den Gütern Eurer Königlichen Majestät anzutreffen seyn werden*<sup>52</sup>. Bis das Buch erschien, wollte von Hartmann vorerst 100 Sonderdrucke des Weckherlin'schen Aufsatzes herstellen lassen, um sie an Freunde und im Ausland zu verteilen, *allein um die königlichen Bemühungen um die Viehzucht dort bekannt zu machen*. Freilich war zu diesem Zeitpunkt durch das königliche Vorbild für das Land selbst noch wenig erreicht. Es bedurfte etlicher kräftiger Ermunterungen des Königs und finanzieller Anreize, bis das Beispiel bei den Bauern ankam und Schule machte.

<sup>49</sup> Es sind bisher nur Teilaspekte wie die staatliche Förderung der württembergischen Landwirtschaft oder die Geschichte des Landwirtschaftlichen Instituts Hohenheim behandelt worden, vgl. Günther Franz (Hg.): Universität Hohenheim. Landwirtschaftliche Hochschule 1818-1968. Stuttgart 1968; nicht aber die eigentlichen Förderinstrumente wie der Landwirtschaftliche Verein und die ihm vorgesetzte *Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins* oder die *Centralstelle für Landwirtschaft und Gewerbe*.

<sup>50</sup> Paul Sauer: Reformers auf dem Königsthron. Wilhelm I. von Württemberg. Stuttgart 1997. S. 352, der die Verleihung des Ehrentitels nach Stuttgart verlegt.- Anders das *Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft*. Hg. von der K. Württembergischen Centralstelle für die Landwirtschaft. Nr. 26 (25. Juni 1864) in seiner Traueranzeige zum Tod des Königs.

<sup>51</sup> Tatsächlich ist die erweiterte Beschreibung Weckherlins mit Abbildungen von Lorenz Ekemann Alleson im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung in sechs Lieferungen 1827-34, als Buch 1834, erschienen.

<sup>52</sup> HStA Stuttgart E 14 Bü 1124, Mappe Correspondenzblatt 1821-1851, n. 38 ad 38, Blatt 147.

# Nach der Natur gezeichnet und lithographiert

Das lithographische Werk Eberhard Emmingers (1808-1885)

Zun 200. Geburtstag von Eberhard Emminger

---

*Markus Dewald*

## 1 Nachwirkungen

Warum ist Eberhard Emminger (1808-1885) nicht längst schon vergessen? Wie kommt es, dass wir immer noch und immer wieder an diesen bedeutenden Landschaftsmaler und Lithographen erinnert werden, dessen 200. Geburtstag wir am 21. Oktober 2008 begehen durften? Kein anderer schwäbischer Maler, so Max Schefold in seiner Einschätzung Eberhard Emmingers, hat so wie er die Eigenart der oberschwäbischen Landschaft erfasst<sup>1</sup>. Die Naturtreue seiner Darstellungen von Landschaften und Orten haben seine Werke zu wichtigen Bilddokumenten des 19. Jahrhunderts gemacht. Bei aller Eigenheit seiner künstlerischen Handschrift besitzen seine Werke bis auf den heutigen Tag wegen des Faktenreichtums einen außergewöhnlich hohen dokumentarischen Wert. Jeder wissenschaftliche Bereich, der sich mit geographischen, stadt- und siedlungsgeschichtlichen, bauhistorischen, volks- oder landeskundlichen Themen beschäftigt, wird aus den Bildwerken Emmingers detailgenaue Informationen entnehmen können. So ist Emmingers künstlerisches Schaffen mehr als eine Momentaufnahme einer Stadt oder einer Landschaft, seine Veduten sind Geschichtsquellen, Zeit- und Kulturdokumente.

In einer sich in materieller wie struktureller Hinsicht rasch wandelnden Welt können die Bildwerke Emmingers für die lokale wie regionale Einzelforschung wertvolle Erkenntnisse erbringen. Seine Stadt- und Landschaftsansichten sind wichtige dokumentarische Meilensteine im Wandel unserer Kulturlandschaft. Nicht zuletzt durch die Zerstörungen zahlreicher historischer Altstadtkerne erfüllen Emmingers Veduten für bauhistorische Bestimmungen, für die Aufgaben der Denkmalpflege und für historische Topographien wertvolle Dienste. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass Emmingers Werke in der landeskundlichen und landesgeschichtlichen Publizistik eine nachhaltige Rezeption erfahren.

Das künstlerische wie private Leben Emmingers und seiner Familie ist vor dem Hintergrund historischer Spannungen und Umbrüche im Süddeutsch-

---

<sup>1</sup> Max Schefold: *Alte Ansichten aus Württemberg*. Bd. 1. Stuttgart 1956. S. 98.



Abb. 1 - Eberhard Emminger –  
Landschaftsmaler und Lithograph,  
1808-1885.  
Zeichnung von Dominik Haix  
aus der Zeit nach 1835.

land des 19. Jahrhunderts zu sehen. Industrialisierung und technologische Entwicklungen wie die der Photographie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts haben Emmingers Schaffen genauso beeinflusst, wie er durch die Kulturströmungen in dieser Zeit seine Inspirationen erhielt. Es ist also mehr als ein routinemäßiges Innehalten im Gedenken an einen Lithographen, dessen Spuren in Oberschwaben auch heute noch sichtbar sind.

## 2 Biographische Notizen

### 2.1 Familie – Kindheit – Jugend

Am 21. Oktober 1808 kam Markus Eberhard Aloys Emminger als zweites Kind des Glasermeisters und Biberacher Bürgers Eberhard Anton Emminger und seiner Ehefrau Maria Anna, geborene Göser, zur Welt. Eberhard Emminger hatte zehn Geschwister, von denen allerdings nur vier das Erwachsenenalter erreichten<sup>2</sup>. Die Familie Emminger war katholisch. Seine Kindheit und die ersten

<sup>2</sup> Diese und die nachfolgenden Ausführungen basieren auf: Heinrich *Braun*: Eberhard Emminger, Maler und Lithograph. In: Literarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1886. S. 81-87.- Max *Zengerle*: Der Landschaftsmaler Markus Eberhard Emminger aus Biberach. In: Benedikt *Welser* (Hg.): Lebensbilder bedeutender Oberschwaben. Ehingen 1959. S. 161-167, sowie Rudolf *Henning*/Gerhard *Maier*: Eberhard Emminger. Süddeutschland nach der Natur gezeichnet und lithographiert. Stuttgart 1986. S. 9-40.



Jahre verbrachte er auf der katholischen Volksschule. Im Alter von zehn Jahren wechselte er auf die dortige Realschule, ein richtungweisender Schulbesuch in mehrfacher Hinsicht.

Eberhard Emminger interessierte seit frühester Jugend alles was mit Bildern, Malen und Zeichnen zusammenhing. Und er hat es vermutlich als großes Glück empfunden, als er 1818 auf die Latein- und Realschule kam<sup>3</sup>. Ziel und Aufgabe dieses neuen vierjährigen Schultyps war es "Realien", wie Französisch, technisches Zeichnen und höheres Rechnen zu vermitteln<sup>4</sup>. Die Realschule sollte zwischen Volks- und Lateinschule stehen und deren jeweiliges Unterrichtsangebot ergänzen, um so künftigen Handwerkern eine ihrem Berufsziel nützliche Schulbildung zu vermitteln. Besonders König Wilhelm I. sah die Notwendigkeit einer handwerklichen wie industriellen Förderung, wollte er das Land aus seiner landwirtschaftlichen Gebundenheit lösen. Hierzu brauchte es Menschen mit entsprechenden schulischen und beruflichen Qualifikationen, die den späteren Berufen in Gewerbe, Industrie und Handel zugute kamen und somit Württemberg wettbewerbsfähig machen konnten. Das Bestreben des Königs war es, moderne Schulen als Voraussetzung einer verbesserten Bildung zu schaffen. König Wilhelm I. war ein engagierter Förderer dieses neuartigen Schultyps, um den Anforderungen der aufkommenden Industrialisierung gerecht zu werden.

In der dortigen Realschule gab Johann Baptist Pflug (1785-1866)<sup>5</sup> – einer von vielen Kunst- und Genremalern in Biberach – als Zeichnungsmeister regulären Unterricht an den Mittwoch- und Samstagnachmittagen sowie am Sonntagvormittag zwischen 10 und 11 Uhr, wenn weder die katholische noch die evangelische Jugend Gottesdienste zu besuchen hatte<sup>6</sup>. Mit diesem Zeichenunterricht gründete J. B. Pflug quasi seine eigene, ihn überdauernde Pflug-Schule<sup>7</sup>. Bei Johann Baptist Pflug erhielt Emminger auch Privatunterricht<sup>8</sup>.

<sup>3</sup> Die Latein- und Realschule wurde 1802 im Gebäude des ehemaligen Ochsenhausener Hofes eingerichtet. Vgl. hierzu: Beschreibung des Oberamts Biberach. Hg. v. Königlich statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart/Tübingen 1837. S. 68 und 79. Noch während der badischen Regierungszeit wurden die beiden konfessionell getrennten Schulen 1806 zu einem Gymnasium zusammengelegt. Mit diesem Projekt hatte man etwas zu hoch gegriffen, so dass schon 1811 die Umwandlung in eine zweiklassige Latein- und eine einklassige Realschule erfolgte. Das aber noch weiterhin bestehende Gymnasium wurde 1820 wegen konfessioneller Streitigkeiten zur Latein- und Realschule herabgestuft. Vgl. hierzu: Eberhard *Naujoks*: Biberach im Königreich Württemberg 1806-1919. In: Dieter *Stievermann* u. a. (Hg.): Geschichte der Stadt Biberach. Stuttgart 1991. S. 499-552, hier S. 537.

<sup>4</sup> Für diese und die nachfolgenden Ausführungen: T. *Blattner*: Die von Innen- und Kultusminister Johannes von Schlayer erstrebte Umwandlung württembergischer Lateinschulen in Realschulen (1835-1848). Erfolge und Misserfolge eines der württembergischen Schultradition zuwiderlaufenden Reformvorhabens. Marbach a. N. 2003. S. 16ff. Die erste Realschule wurde 1793 in Nürtingen eröffnet, die Stuttgarter Realschule 1818 gegründet (S. 22). Zunächst wurden an den Lateinschulen Realklassen eingerichtet, manche Lateinschule später zur Realschule umgewidmet.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu: Idis B. *Hartmann*: Johann Baptist Pflug 1785-1866. Biberach 1985.- Max *Zengerle*: Johann Baptist Pflug. Ein Maler schwäbischer Idylle. Stuttgart 1957.

<sup>6</sup> Maria E. *Gründig*: "Verwickelte Verhältnisse". Folgen der Bikonfessionalität im Biberach des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (Oberschwaben – Geschichte und Kultur 9). Biberach 2002. S. 215.

<sup>7</sup> Neben E. Emminger waren Franz Xaver Förg, Karl von Ebersberg, Anton Braith, Karl Friedrich Göser, Karl Martini, Hermann Volz und Ernst Rau seine Schüler.

<sup>8</sup> Die Finanzierung des privaten Zeichenunterrichts sicherte der städtische Stiftungsfond. Vgl. hierzu: *Henning/Maier* (wie Anm. 2) S. 12.

## 2.2 Die Ausbildung bei Georg Ebner in Stuttgart

Entsprechend seiner schulischen Ausbildung vermittelte sein Zeichenlehrer Johann Baptist Pflug dem Jungen eine Lehrstelle in der Kupferstecherwerkstatt G. Ebner in Stuttgart, die er vierzehnjährig 1822 antrat<sup>9</sup>. Emminger erhielt zunächst eine kaufmännische, später eine Ausbildung als Reproduktionsstecher. Die technische Ausbildung war gründlich, aber eine künstlerische war es nicht. Eine Tatsache, die Emminger später oft kritisiert hat, ging es doch darum, vorgegebene Vorlagen auf Kupferplatten zu übertragen, dann folgte das Ätzen, schließlich das Drucken und anschließende Kolorieren. Es ging also nicht um Kreativität, um eigene Erfindungen, sondern um handwerkliche Arbeit, die Emminger letztlich nicht ausfüllen konnte. In seiner Freizeit widmete sich Emminger dem Zeichnen.

Bereits in seinem zweiten Lehrjahr 1823 übertrug Georg Ebner (1784-1863) dem begabten Lehrling den Stich wie auch die Schaffung der Vorlage einiger Blätter aus der Serie württembergischer Ortsansichten, die von Ebner als *Erinnerungen oder interessante Ansichten Württembergs*<sup>10</sup> in den Jahren zwischen 1816 und 1826 ediert wurden. Emminger war gerade einmal 15 Jahre als er diese kleinformatigen Radierungen schuf! Die ca. 220 Blätter dieser *Kleinen Ebnerschen Radierungen* hatten sicherlich auch einen politischen Informationscharakter, dienten sie doch einer bildlichen Gesamtdarstellung des noch jungen Königreiches mit seinen wichtigsten Städten und Landschaften, die die Kenntnis der größer gewordenen Heimat verbreiten sollte<sup>11</sup>. Es folgten einige großformatige Radierungen von Stuttgart und Umgebung. Spätestens 1826 folgten zwei weitere Radierungen mit Darstellungen von Brauchtumsszenen wie dem Schäferlauf und dem Eierlesen, wie sie sein Zeichenlehrer Johann Baptist Pflug früher bereits geschaffen hatte<sup>12</sup>.

Mit 16 Jahren fand Eberhard Emminger zur Lithographie, einer damals noch jungen Drucktechnik<sup>13</sup>, die Aloys Senefelder (1771-1834) entwickelt hatte. In Eigenstudien, vermutlich mit den von dem Stuttgarter Kaufmann und Kunstkennner Gottlob Heinrich Rapp (1761-1832) und später von Aloys Senefelder herausgegebenen Lehrbüchern, eignete sich Emminger die grundlegenden Fertigkeiten an<sup>14</sup>. Möglicherweise hatte er Kontakt zu der Litho-

<sup>9</sup> Sein Lehrherr befreite ihn von der Zahlung eines Lehrgeldes und der Biberacher Stiftungsfonds genehmigte seinerseits einen Zuschuss von 50 Gulden jährlich für Kleidung und Wäsche für 3 Jahre.

<sup>10</sup> Emminger hatte dies dem Umstand zu verdanken, dass 1823 Ebners wichtigster Mitarbeiter, der Maler und Kupferstecher Georg Adam (1784-1823), starb. Max Schefold: Zur Einführung in die Entwicklung der Vedute in Württemberg. In: Max Schefold: *Alte Ansichten aus Württemberg*, Bd. 1. Stuttgart 1956, S. 7-135, hier S. 102. Ebenso: Rudolf Henning: Zu den "Kleinen Ebnerschen Radierungen". In: Karl Julius Weber: *Reise durch das Königreich Württemberg*. Stuttgart 1978, S. 262-264.

<sup>11</sup> Die für den bürgerlichen Zimmerschmuck bestimmten Ansichten Württembergs wurden im Format 7 x 13 cm produziert. Vgl. hierzu: R. Henning (wie Anm. 10) S. 263.

<sup>12</sup> Die Bilder J. B. Pflugs erschienen bei Ebner unter dem Titel *Ländliche Gebräuche in Württemberg*.

<sup>13</sup> Der Steindruck war 1797/98 von Aloys Senefelder erfunden worden. Sein Mitarbeiter Karl Strohhöfer brachte 1807 die Grundkenntnisse der neuen Drucktechnik nach Stuttgart, wo der Kaufmann Heinrich Rapp mit Hilfe des Verlegers Cotta das Verfahren vervollkommnete.

<sup>14</sup> Heinrich von Rapp: *Das Geheimnis des Steindrucks: in seinem ganzen Umfange practisch und ohne Rückhalt nach eigenen Erfahrungen beschrieben von einem Liebhaber*. Tübingen 1810. Reprint Stuttgart 1993. Aloys Senefelder: *Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerey enthaltend eine richtige und deutliche Anweisung zu den verschiedenen Manipulations=Arten derselben in allen ihren Zweigen und Manie-*

graphischen Druckerei von Carl Ebner (1779-1852)<sup>15</sup>, dem Bruder seines Lehrherrn, und damit auch Einblicke in deren Tätigkeiten. Emminger muss wohl lange mit diesem technisch sehr aufwendigen Verfahren experimentiert, viele Probezeichnungen und -drucke gefertigt haben, ehe er seinem Lehrherrn, Georg Christoph Ebner<sup>16</sup>, einige Proben vorlegen konnte. Ebner war so angetan, dass er Emminger den ersten selbstständigen Auftrag gab. Im Frühjahr 1825 reiste Emminger an den Bodensee. Mit einem spärlichen Reisebudget ausgestattet, umwanderte Emminger den See und zeichnete Ortschaften, die Landschaft, den See, dokumentierte zahlreiche kulturhistorische Details wie die neuen Dampfschiffe auf dem Bodensee. Wochen später kehrte er mit seiner Zeichenmappe nach Stuttgart zurück. Aus dem Bildmaterial wurden 12 Blätter ausgewählt. Er brachte die Skizzen ins Reine und übertrug die Bleistiftzeichnungen auf den Stein. Die Bilderserie unter dem Titel *Der Bodensee. Gabe der Erinnerung an dessen Umgebung* fand reißenden Absatz, vor allem in bürgerlichen Kreisen. Diese kleinen Landschaftsansichten waren beliebte Sammelobjekte und dienten vielfach dem häuslichen Schmuck. Sie wurde in einer weiteren Auflage produziert, bis die Steine abgenutzt waren. Diese Serie brachte Emminger, er war im vierten Lehrjahr, einen Bekanntheitsgrad und gelegentliche Aufträge<sup>17</sup>. Dem Biberacher Stiftungsrat legte Emminger regelmäßig Arbeiten und Zeugnisse zum Nachweis seiner beruflichen Fortschritte vor.

### 2.3 Freischaffende künstlerische Tätigkeiten

Für sein weiteres künstlerisches Schaffen ist die Zeit nach seiner Lehre von prägender Bedeutung. Die Jahre zwischen 1828 und 1835 verbrachte er weiterhin in Stuttgart. Als nunmehr freischaffender Künstler musste Emminger nach dem Ende seiner Lehrzeit sein Leben selbst in die Hand nehmen und seinen Lebensunterhalt selbst verdienen<sup>18</sup>. Im Bestreben, sich künstlerisch weiter zu entwickeln, wandte er sich Rat suchend an seinen Zeichnungslehrer Johann Baptist Pflug in Biberach. Dieser schickte ein Empfehlungsschreiben an den Stuttgarter Maler und gebürtigen Biberacher Johann Friedrich Dieterich (1787-1846)<sup>19</sup>, der

---

ren, belegt mit den nötigen Musterblättern, nebst einer ausführlichen Geschichte dieser Kunst von ihrem Entstehen bis auf gegenwärtige Zeit. München 1818. Reprint 1970. Bei Heinrich Rapp logierte 1797 Schiller und auch Goethe gehörte zu seinen Gästen. Dannecker war sein Schwager, mit Cotta war er befreundet und schrieb Kunstbeiträge für sein *Morgenblatt für gebildete Stände*.

<sup>15</sup> Johann Friedrich Ebner und Carl August Ebner, Vater und Bruder von Georg Ebner, übernahmen 1810 die von Heinrich Rapp und dem Verleger Johann Friedrich Cotta (1764-1832) gegründete Lithographische Druckerei. Bis 1817 war dies die einzige lithographische Druckerei in Stuttgart. 1818 wurde die für die Herstellung der Flurkarten des Steuerkatasters zuständige Kgl. Lithographische Anstalt gegründet, der 1821 das Lithographische Institut als Lehranstalt angeschlossen wurde.

<sup>16</sup> Georg Christoph Ebner ist der Sohn des Direktors des Herzoglichen Künstlerinstituts zu Ludwigsburg und späteren Verlegers Johann Friedrich Ebner (1748-1826). Georg Ebner hatte 1813 die Führung des väterlichen Verlags übernommen.

<sup>17</sup> Darunter die zwei Blätter des Tübinger Wilhelmsstifts.

<sup>18</sup> Emminger nahm nie eine feste Anstellung an. In Stuttgart mietete er sich beim Schreinermeister Halmhuber in der Gerberstraße ein, wo er die sieben Jahre in Stuttgart wohnte. Mit kleineren Auftragsarbeiten und einer Verlängerung des Biberacher Stipendiums konnte er einigermaßen sorgenfrei leben.

<sup>19</sup> J. F. Diet(e)rich, Historienmaler und Schüler der Stuttgarter Hofmaler Heideloff und Seele (1802-1810) und der Kunstakademie München. Studienaufenthalt in Italien 1818-1822. Nach seiner Rückkehr gab ihm König Wilhelm den Auftrag, zwei große Kompositionen für das Giebelfeld des königlichen Landhauses Rosenstein zu entwerfen. In der neu errichteten Kunstschule in Stuttgart wurde er 1829 provisorischer Professor, 1833 zum ordentlichen ernannt.

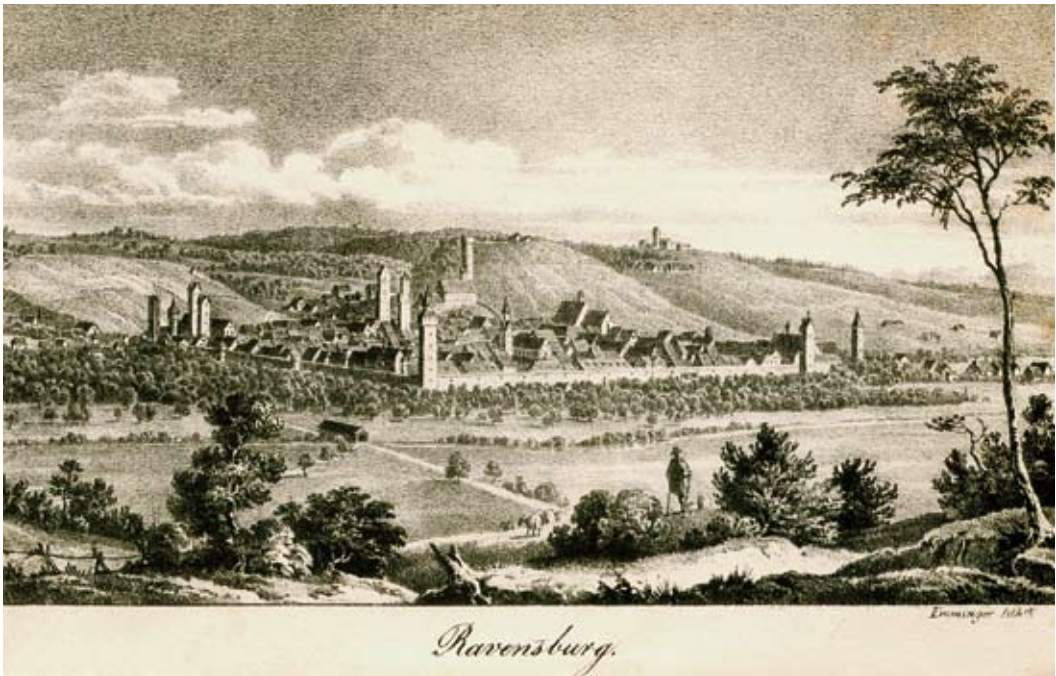


Abb. 2 - Stadtansicht Ravensburg.

Emminger als Schüler annahm. Neben der künstlerischen Weiterbildung bei Johann Friedrich Dieterich, der in jungen Jahren ein Porträt von König Friedrich I. gemalt hatte<sup>20</sup>, besuchte Emminger das Lithographische Institut<sup>21</sup>, wo er auch mit Kaspar Obach (1807-1865) in engem Kontakt stand<sup>22</sup>. In dieser Zeit ist sein Interesse für die Landschaftsmalerei vor allem unter dem Einfluss des Hofkupferstechers und Landschaftsmalers August Seyffer (1774-1845) geweckt worden<sup>23</sup>. Emmingers Interesse galt nach wie vor dem Zeichnen “nach der Natur” im Freien, so wie er es bei seiner ersten Reise um den Bodensee praktiziert hatte.

“Diese ersten selbständigen Jahre in Stuttgart können für den jungen Emminger nicht hoch genug veranschlagt werden. Sie prägten ihn ungemein und bestimmten ganz wesentlich den weiteren Verlauf seines Lebens”, bilanzieren

<sup>20</sup> Für dieses Gemälde erhielt Dieterich 132 Gulden aus sechs verschiedenen Stadtkassen, was zu einem stadtpolitischen Eklat führte. Vgl. hierzu: Maria E. *Gründig* (wie Anm. 6) Bild 6, S. 127.

<sup>21</sup> Das Lithographische Institut (gegr. 1818) stand nach dem Tod des Malers und Lithographen Lorenz Ekemann-Alesson (1791-1828) unter der Leitung des Malers Gottfried Küstner (1800-1864), der sich 1835 selbstständig machte und später viele Arbeiten Emmingers druckte. 1829 wurde die Kunstschule gegründet, in der das Lithographische Institut aufging.

<sup>22</sup> Kaspar Obach gehört neben Emminger zu den schaffensreichsten Vedutenmalern Württembergs. 1807 in Zürich geboren, seit 1825 in Stuttgart. Zeichenlehrer am Lithographischen Institut, 1833 Aufenthalt in Paris. Neben vielen Lithographien schuf Obach meisterliche Architektur- und Ansichtszeichnungen.

<sup>23</sup> August Friedrich Seyffer, 1790 Schüler der Karlsruhule. Schüler von J. G. Müller, seit 1802 bei Molitor in Wien. Seit 1807 als Landschaftstecher in Cannstatt tätig. 1815 Eintritt in die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur. Seit 1822 Verwalter des Kgl. Kupferstichkabinetts in Stuttgart. Vgl. hierzu: Th. H. *Musper*: August Seyffer, der Landschaftsradierer des Stuttgarter Klassizismus. In: *Schwäbische Heimat* 3 (1952) S. 163-169.

Rudolf Henning und Gerhard Maier<sup>24</sup>. Neben kleineren Auftragsarbeiten, seine Studien an der Kunstschule liefen nur nebenher, bekam er erstmals 1831 zwei größere Aufträge: Die *Lutherbilder* nach Ferdinand Fellner (1799-1859)<sup>25</sup> und die Mitarbeit an dem Bildzyklus vom Russlandfeldzug nach Bildvorlagen von Faber du Faur (1780-1857)<sup>26</sup>. Den künstlerischen Durchbruch schaffte Emminger 1832/33 mit einem Auftrag des Stuttgarter Kunstvereins. Dieser pflegte jährlich ein großes Kunstblatt als Jahresgabe für seine Mitglieder herauszugeben. Für das Jahr 1833 war die Wahl auf Gottlob Friedrich Steinkopfs Gemälde *Der Rosenstein* gefallen, das Emminger zur Reproduktion lithographieren sollte<sup>27</sup>. Eine Arbeit, die den Vorstand des Kunstvereins, Staatsrat von Hartmann, begeisterte<sup>28</sup>. Im darauf folgenden Jahr genehmigte der kunstliebende König Wilhelm I. ein staatliches Stipendium von 800 Gulden auf zwei bis drei Jahre an den *kunstabfassenen Markus Eberhard Emminger* zum Zweck einer Kunstreise nach München und Italien<sup>29</sup>.

Emmingers wirtschaftliche Basis, seine Auftragslage und künstlerische Akzeptanz erlaubten ihm im Januar 1834 in Biberach seine Jugendliebe Katharina Wittlinger, eine Tochter des Spitalchirurgen und Wundarztes Johann Wittlinger, zu heiraten. Zu einer wirklichen Hausstandsgründung kam es nicht, da er noch in Stuttgart lebte und doch einige Kunstreisen projektiert waren. Die wenigste Zeit jedoch war Emminger zuhause, da er als freischaffender Künstler und reisender Landschaftsmaler oft auf Reisen war.

So verließ er im Jahr 1835 Stuttgart und zog für das nächste halbe Jahr nach München, wo er sich in den dortigen Kunstbetrieb integrierte. Er pflegte intensiven Kontakt zu anderen Künstlern, wie er gleichermaßen seine Weiterbildung vorantrieb. Aus dieser Zeit stammt auch das Portrait des jungen Emminger von Dominik Haiz. Von München aus durchstreifte er die nähere und weitere Umgebung und fand in der Jungmoränenlandschaft südlich Münchens ein reichhaltiges Betätigungsfeld. Bevor er im Herbst desselben Jahres zu seiner ersten Italienreise aufbrach, reiste er nochmals zu seiner Familie nach Biberach.

## 2.4 Studienreisen

Nach seiner ersten mehrwöchigen Studienreise rund um den Bodensee im Auftrag seines Verlegers Carl Ebner, brach er im Herbst 1835 für mehrere Monate zu der von König Wilhelm finanzierten Italienreise auf. Sein Reiseweg führte

<sup>24</sup> *Henning/Maier* (wie Anm. 2) S. 18.

<sup>25</sup> F. Fellner, zuerst juristische Ausbildung, dann von 1825-1831 in München als Schüler von Cornelius. Seit 1831 in Stuttgart, hauptsächlich als Zeichner und Illustrator tätig.

<sup>26</sup> Christian Wilhelm von Faber du Faur, Maler und Zeichner. Malte 1812 als Artillerieoffizier den russischen Feldzug mit und avancierte zum General. Er veröffentlichte seine Skizzen aus dem Feldzug unter dem Titel *Blätter aus meinem Portefeuille im Feldzug 1812*.

<sup>27</sup> Gottlob Friedrich Steinkopf (1778-1860), Sohn und Schüler des Hofmalers Johann Friedrich Steinkopf (1737-1825). Vgl. hierzu: Max *Schefold*: Die württembergische Künstlerfamilie Steinkopf. In: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 6 (1939) S. 131ff.

<sup>28</sup> Hartmann schrieb Emminger: "dass sowohl der Verwaltungsausschuss des Kunstvereins als auch anerkannte Künstler ihre Arbeit für ein vorzügliches Meisterwerk, das bis jetzt von wenigen erreicht worden sei, erklärt haben". Zum vereinbarten Honorar von 330 Gulden gab der Verein noch eine Sondergratifikation von 150 Gulden. Vgl. *Henning/Maier* (wie Anm. 2) S. 19.

<sup>29</sup> Von diesem Stipendium machte Emminger erst einmal nicht Gebrauch, sondern führte zunächst eine Reihe von Auftragsarbeiten durch.

ihn von Biberach durch das Vorderrheintal, über die Via Mala, den Splügenpaß, Chiavenna, am Comersee entlang nach Como und weiter bis Mailand. Landschaften, mediterrane Vegetation und die Bauwerke Mailands weckten sein besonderes Interesse. Von Mailand reiste er, meist zu Fuß, entlang der nördlichen Poebene über Brescia, Verona, Vicenza und Padua nach Venedig. Kirchen, Theater, Festungsbauwerke, Brücken, Landschaften, alles wurde zeichnerisch festgehalten. Von Venedig ging es über Ferrara nach Bologna. Über Ancona, zunächst der Adria entlang, überquerte er den Apennin und gelangte ans Ziel seiner Reise: Rom. In der *schönsten Stadt der Welt*, wie Emminger sie bezeichnete, verweilte er den ganzen Winter über. Zahlreiche Besuche bei bekannten Künstlern wie Joseph Anton Koch<sup>30</sup>, dem Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1768-1844)<sup>31</sup> und dem Landschaftsmaler Catel füllten die Zeit, wie er sich in Museen und privaten Kunstsammlungen aufhielt und ausgiebige Landpartien in die Albaner und Sabiner Berge unternahm. Im Frühjahr machte er noch einen vierzehntägigen Ausflug nach Neapel, um die *unerschöpflich an Merkwürdigkeiten und Schönheiten* reiche Stadt und Landschaft auf sich wirken zu lassen. Anfang April 1836 trat er von Rom die Heimreise an, die ihn durch Latium und die Toskana nach Florenz führte. Über Mailand, entlang des Lago Maggiore, das Tessin aufwärts, über den Gotthardpass, Zürich und Konstanz kehrte er Mitte Mai nach Biberach zurück.

Nur kurz verweilte er in Biberach. Wichtige Tätigkeiten führten in umgehend nach Stuttgart. Bei der Kunstschule musste sich der Stipendiat zurückmelden, seine Ergebnisse vorlegen, wie auch weitere Blätter aus der Serie von Faber du Faur fertig stellen. Dank dem Kontakt zum Finanzrat Memminger bekam er weitere Aufträge für die Titelbilder der Oberamtsbeschreibungen<sup>32</sup>. Lobend wird Emminger in der Beschreibung für das Oberamt Biberach als *vorzüglicher Landschafts-Zeichner und Lithograph erwähnt, von dem auch das Titelbild zu dem gegenwärtigen Heft ist*<sup>33</sup>. Es schloss sich noch ein zweiter Studienaufenthalt in München an, den er im April 1837 beendete, um nochmals nach Stuttgart an die Kunstschule zurückzukehren.

Auch während seiner Biberacher und Münchener Zeit war er oft auf Reisen. 1838 unternahm er eine Österreichreise, die ihn von Ulm die Donau abwärts bis nach Wien führte<sup>34</sup>. Im Sommer 1845 unternahm er eine Reise entlang des Rheins, wo er im Auftrag des Verlags Victor von Zabern einen Bildzyklus *Der Rhein von Mainz bis Bonn in seinen schönen Punkten* von 21 Zeichnungen fertigte, der als Stahlstiche in den Handel kam. 1849 unternahm er nochmals eine Italienreise, die ihn direkt nach Rom brachte. Seinem Gönner König Wilhelm I. von Württemberg widmete er ein Panoramabild der Stadt Rom. Seine

<sup>30</sup> J. A. Koch (geb. 1768) war ehemaliger Schüler der Hohen Carlsschule. 1791 nutzte er bei einer Ferienreise in die Schweiz die Gelegenheit zur Flucht. Er gilt als Meister der klassisch-heroischen Landschaftsmalerei. Vgl. *Schefold* (wie Anm. 1) S. 65.

<sup>31</sup> B. Thorvaldsen gilt als der bedeutendste Klassizist der skandinavischen Bildhauerkunst. Zwischen 1797-1842 überwiegend in Rom. Hier entwickelte er seinen Stil in der Schulung an den römischen Kopien der klassischen griechischen Skulptur. Neben dem Grabmal von Papst Pius VII. in der Peterskirche schuf er das Reiterstandbild von Kurfürst Maximilian I. in München sowie das Schillerdenkmal in Stuttgart 1839.

<sup>32</sup> Emminger fertigte die Titelblätter für Ravensburg (1835), Biberach (1836), Tettmang (1838), Esslingen (1845), Aalen (1854) und Tübingen (1867).

<sup>33</sup> Beschreibung des Oberamts Biberach (wie Anm. 3) S. 73.

<sup>34</sup> Auf dieser Reise sind einige gute Zeichnungen entstanden so von Wien, Linz, Melk und dem Donaustrudel.



Abb. 3 - Stadtsicht Wangen.

letzte größere Studienreise unternahm Emminger 1871 von München aus nach Nürnberg, dann weiter nach Thüringen und kehrte über Prag wieder zurück.

## 2.5 Seine Zeit in Biberach (1837-54)

Nach seiner mehrmonatigen Italienreise sollte sich ein längerer Aufenthalt in Biberach anschließen. Im Gegensatz zu früheren Jahren, war seine künstlerische wie wirtschaftliche Stellung gefestigt. Mit seiner kaufmännisch-handwerklichen Lehre, seinen eigenständigen Leistungen sowie als Absolvent der Kunstakademie und ausgestattet mit den besten Zeugnissen und Verbindungen, konnte er seine Tätigkeiten von Biberach aus gestalten. Als Landschaftsmaler war die Zeit während den Sommermonaten ausgefüllt mit umfangreicher Reise- und Zeichentätigkeit – meist sehr zeitaufwendige Unternehmungen angesichts der damaligen Verkehrsinfrastrukturen<sup>35</sup>. Mit dem Anschluss Biberachs an das Eisenbahnnetz der Württembergischen Staatsbahn durch die Südbahn in den Jahren 1849/50, ergaben sich erhebliche Erleichterungen im Reiseverkehr<sup>36</sup>. Während

<sup>35</sup> Die württembergischen Königlichen Postwagen verkehrten nur auf den wichtigen Verkehrsverbindungen. So wurde Biberach nur am Mittwoch und Sonntag angefahren. Vgl. hierzu: Willi A. Boelcke: *Wirtschaft und Gesellschaft im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. In: Dieter *Stievermann* u. a. (Hg.): *Geschichte der Stadt Biberach*. Stuttgart 1991. S. 417-498, hier S. 441.

<sup>36</sup> Vgl. hierzu: Hartmut *Knittel*/Uwe *Schmidt*/Ulrich *Seemüller*: *Schduargrd, Ulm ond Biberach ... 150 Jahre Eisenbahn in Biberach ( Biberacher Studien 5)*. Biberach 1999. S. 16, 71 und 77ff. Zunächst erfolgte der südliche Anschluss am 28. Mai 1849 nach Ravensburg und Friedrichshafen. Am 7. 7. 1850 wurde der Betrieb auf der 37 km langen Strecke zwischen Ulm und Biberach aufgenommen.

der reisefreien Wintermonate wurde der zeichnerische Ertrag des Sommers in seiner lithographischen Anstalt umgesetzt, wobei sein Bruder Konstantin ihm zur Hand ging<sup>37</sup>.

Aus seiner Biberacher Schaffensphase resultierte, neben den vielen Auftragsarbeiten, zunächst eine große Ansicht seiner Heimatstadt Biberach, die er im Selbstverlag herausbrachte und für den Rottenburger Bischof Joseph von Lipp fertigte Emminger 1845 eine Farblithographie Roms. Jahre zuvor produzierte er für den Verlag Steinkopf in Stuttgart einen Auftrag über 23 Blätter für das Prachtwerk *Bilder aus dem Heiligen Lande* von Johann Martin Bernatz (1802-1878)<sup>38</sup>, der seine Reiseberichte, die ihn durch den Nahen Osten und Ostafrika führten, mit Emmingers Lithographien illustrierte. Das Stadtpanorama vom Belvedere, das er bei Küstner in Stuttgart drucken ließ, stammt von der Österreichreise.

Eine derart gesicherte Auftragslage resultierte aus einem "auffallenden Interesse der sozialen Oberschicht insbesondere an der Malerei"<sup>39</sup>, konstatiert Willi A. Boelcke in seiner Einschätzung und fährt fort, dass dies "sicher entsprechende Einstellungen auch bei der bürgerlichen Mittelschicht entstehen" ließ. Diese Nachfrage nach Bildern und Landschaftsveduten "weckte vorhandene Talente und könnte eine Erklärung dafür sein, dass sich Biberach seit dem 18. Jahrhundert zur Stadt der Maler und der Malerei entwickelte".

## 2.6 Aufenthalt in München (1854-1873)

Der schulischen, aber mehr noch der künstlerischen Ausbildung der Kinder<sup>40</sup> zuliebe siedelte die Familie nach München um (1854-1873). Tochter Emma (geb. 1841) wurde nach einer Gesangsausbildung Opernsängerin und ihre jüngere Schwester Bertha (geb. 1842) heiratete den Augsburger Kaufmann Josef Saurer. Bruder Ferdinand (geb. 1845) besuchte die Schule, ab 1860 die Kunstakademie und zeigte vielfältige künstlerische Begabungen. Er starb, einundzwanzigjährig, 1866 an einer Lungenentzündung.

Nach dem Tod seiner Frau Katharina 1870 blieb Emminger noch drei Jahre in München und verließ im Frühsommer die Stadt in Richtung Stuttgart. Aus der Münchener Periode stammen umfangreiche Produktionen. So eine Blattfolge *Ermstalsansichten*, die später noch einmal als Ansichten Die *schwäbische Alb* produziert wurden<sup>41</sup>. 1857/58 kam ein weiterer Großauftrag des J. Perthes-Verlags aus Gotha. Die Skizzen des Afrikaforschers Heinrich Barth (1821-1865)

<sup>37</sup> Konstantin Emminger (1821-1888), gleichfalls ein Schüler von J. B. Pflug, hat in dessen Atelier gearbeitet. Vgl. hierzu: Otto Borst: Biberach. Geist und Kunst einer schwäbischen Stadt. In: Dieter Stievermann u. a. (Hg.): Geschichte der Stadt Biberach. Stuttgart 1991. S. 65-169, hier S. 70.

<sup>38</sup> 15 weitere Lithographien stammen von Friedrich Federer. J. M. Bernatz gilt als wichtiger Vertreter der Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts.

<sup>39</sup> Für dieses und das Nachfolgende: Boelcke (wie Anm. 35) S. 417-499, hier S. 422.

<sup>40</sup> Im Herbst 1834 kam das erste Kind zur Welt, das nur wenige Tage lebte. Im Mai 1835, um die Zeit als Emminger nach München abreiste, hatte seine Frau eine Fehlgeburt und ein weiteres Kind, das im Dezember 1836 zur Welt kam, überlebte nicht.

<sup>41</sup> Verlegt wurde die Bildmappe 1855/56 beim Uracher Verleger Bartels. 1856 übernahm Theodor Caelius den Verlag und verwandte die meisten Bilder für das Buch von Moll und Pleibel *Die Schwäbische Alb*. Emminger und der in Faurndau arbeitende Johannes Woelffle fertigten dazu weitere Blätter.



zeichnete zunächst Johann Martin Bernatz um, die Umsetzung zu Lithographien besorgte allerdings Emminger. 56 der 60 Farblithographien fertigte Emminger, die restlichen 4 waren die Arbeit von Johannes Woelffle (1807-1893)<sup>42</sup>. In die Münchner Zeit fällt die Produktion von 12 Ansichten aus Stuttgart, herausgegeben vom Verlag Authenrieth, sowie die umfangreichen Serien bayerischer Ansichten, die im Verlag Max Ravizza in München erschienen sind.

## 2.7 Rückkehr in die Heimat (1873-1885)

Nach Stuttgart zurückgekehrt ging er im Dezember 1874 eine zweite Ehe mit der Biberacherin Josefine Ege ein. Hier führte er noch einige Arbeitsaufträge durch, so beispielsweise für den Esslinger Schreiberverlag, dessen Verlagsgründer Jakob Ferdinand Schreiber (1809-1867) er noch aus seiner Lehrzeit bei Georg Ebner kannte<sup>43</sup>. Es entstanden u. a. *die Bilder für den Anschauungsunterricht*. Das 12. Bild dieser Mappe zeigt König Wilhelm I. (1781-1864), wie er am Tag seines Regierungsjubiläums durch die fahngeschmückten Straßen von Stuttgart ritt<sup>44</sup>. Nicht zuletzt für die Herausgabe dieses Werkes erhielt der J. F. Schreiber Verlag 1864 die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft vom König verliehen<sup>45</sup>.

Teils noch in Stuttgart, teils in Biberach entstanden die *Vorlegeblätter zum Landschaftszeichnen*, die Walcher in zwei Heften 1878 und 1879 herausbrachte. Mit dem endgültigen Umzug 1878 zurück in seine Heimatstadt schließt sich Emmingers Lebenskreis. Im heranrückendem Alter – er war mittlerweile im fünfundsechzigsten Lebensjahr – begann Emminger, sich von der Arbeit zurückzuziehen. Er machte keine größeren Reisen mehr und er führte auch keine größeren Aufträge mehr durch. Am 27. November 1885 starb Eberhard Emminger im Alter von 77 Jahren an den Folgen eines Schlaganfalls in Biberach<sup>46</sup>. Zwei Tage später wurde er auf dem katholischen Friedhof zu Grabe getragen.

## 3 Lithographische Veduten

Emminger ist nicht nur einer der herausragenden Lithographen Süddeutschlands, er gehört sicherlich auch mit zu den produktivsten. Mit seinen künstlerischen wie handwerklichen Leistungen gehört er zum festen Bestand der süddeutschen Kulturtradition. Seine Vorliebe galt der Landschaftsmalerei. So umfasst sein Gesamtwerk mehrere Blattsammlungen über Stuttgart, Ansichten aus Württemberg, dem Bodenseegebiet, München, dem Donautal zwischen Ulm und Tuttlingen, Oberschwaben, von der Rheinlandschaft zwischen Mainz und Bonn

<sup>42</sup> Johannes Woelffle, geb. in Ebersbach/Fils, war 1831 an der Münchner Akademie tätig, seit 1854 arbeitete er in Faurndau, München und Stuttgart. Neben Emminger gehört er zu den bedeutendsten Lithographen Süddeutschlands.

<sup>43</sup> J. F. Schreiber gründete nach seiner Lehre bei G. Ebner 1831 den Verlag in Esslingen, den er bis zu seinem Tod 1868 leitete. 1868 ging der Verlag an seinen Sohn Ferdinand Schreiber über.

<sup>44</sup> Das Bildwerk wird im Schreiber-Archiv in Esslingen verwahrt.

<sup>45</sup> Otto Borst: Ein Stück Deutscher Kulturgeschichte. Esslingen 1981. S. 23; ausdrücklich waren im Diplom die bei Schreiber erschienen *Württembergischen Fürstenbilder* genannt.

<sup>46</sup> Henning/Maier (wie Anm. 2) S. 34.

und der Landschaft um den Starnberger See, dazu die Ermstal-Ansichten, Titelblätter mehrerer Oberamtsbeschreibungen und nahezu 250 Einzelblätter süddeutscher Landschaften und Städte. Nicht unerwähnt bleiben dürfen die Buchillustrationen für Martin Johann Bernatz über das Heilige Land und Ostafrika sowie das fünfbändige Werk Heinrich Barths mit 56 Lithographien Emmingers.

Seine Lehrer an der Stuttgarter Kunstakademie hielten den jungen Emminger an, sich auch in anderen Genres zu üben. So entstand in der Zeit nach seiner Lehre bei Georg Ebner das erste lithographische Porträt des Prälaten Griesinger, das Emminger anlässlich seines Todes 1828 schuf. Später folgten nach 1845 Porträts von Kronprinz Karl von Württemberg (1823-1891) oder von Anton von Dannecker 1857<sup>47</sup>. Dazu kamen noch Genrebilder wie das *Eierlesen und der Schäferlauf* und Historienbilder wie die Bildserie über Martin Luther (1831) und die 31 großformatigen Blätter über den Russlandfeldzug nach Vorlagen von Chr. W. Faber du Faur. Großformatige Einzelblätter wie *Der Tod des Sokrates* (nach Eberhard Wächter) und *Faust und Gretchen auf der Straße* (1827) (nach Vorlagen der Brüder Riepenhausen), die *Tafeln des Neuen Testaments* (nach Konrad Weitbrecht), die er 1850/51 für den Württembergischen Kunstverein als Auftragsarbeit lithographierte<sup>48</sup>, gehören zu seinen bedeutsamen Werken.

### 3.1 Nach der Natur gezeichnet

Selbstbewusst signierte Eberhard Emminger seine Werke *Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von Eberhard Emminger*, so wie es viele Künstler seiner Zeit auch taten. Was aber hatte diese künstlerische Fähigkeit zu bedeuten, das Zeichnen “nach der Natur”? Hätte man diese Frage zu Ende des 18. Jahrhunderts gestellt, so hätte dies nichts anderes als die drei Schritte der zeichnerischen Grundausbildung der Kunstakademien bedeutet wie beispielsweise an der Hohen Karlsschule. Zuerst mussten Blattvorlagen berühmter Künstler kopiert werden, dann Modelle antiker Skulpturen abgezeichnet und schließlich das lebende Modell zeichnerisch erfasst werden. Ein “Zeichnen nach der Natur” war also die fachgerechte Wiedergabe eines dreidimensionalen Modells und kein “Zeichnen in der Natur”. Das Atelier war der Ort der Produktion, Studien über Pflanzen, Tiere, Menschen oder Architekturmodelle wurden mit Hilfe des Skizzenbuchs auch außerhalb getätigt<sup>49</sup>.

Um die Jahrhundertwende gab es mehrere Diskurse darüber, wie der Begriff der Natur, insbesondere in der Landschaftsmalerei, zu sehen sei<sup>50</sup>. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat sich diesbezüglich ein grundlegender Wandel der besonderen Art vollzogen: die Hinwendung zur direkten Natur und Kultur,

<sup>47</sup> Bildgrundlagen für seine Lithographien waren Gemälde von Karl Müller, bzw. Joseph Anton Gegenbaur. Die in den 1830er Jahren entstandenen Porträts seines Vaters und des Biberacher Verwandten Karl Göser entstanden nicht auf der Grundlage fremder Gemälde.

<sup>48</sup> *Henning/Maier* (wie Anm. 2) S. 16-18.

<sup>49</sup> Vgl. hierzu: Lioba *Keller-Drescher*: Die Ordnung der Kleider. Ländliche Mode in Württemberg 1750 bis 1850. Tübingen 2004. S. 110.

<sup>50</sup> Vgl. hierzu: Helmut *Bärsch-Supan*: Die Entwicklung der Landschaftsmalerei am Ende des 18. Jahrhunderts. In: *Ders.*: Die deutsche Malerei. München 1988. S. 110-136.- Oskar *Bätschmann*: Entfernung der Natur. Landschaftsmalerei 1750-1920. Köln 1989.



Abb. 4 - Stadtsicht Tettang.

das Zeichnen der Natur- und Kulturlandschaft in der natürlichen Umgebung. In der Abkehr vom früheren Verzicht auf Naturstudien wird nunmehr der Zeichner zum Entdecker der Landschaft, in der Natur und Kultur zu einem sinnvollen Ganzen verschmelzen. Diese Art von Schilderung der "Natur" spiegelt die neue Sichtweise des Zeichners. Dem Künstler stand es offen, die "Natur" so abzubilden, wie es ihm und seinem Publikum gefiel. Von allen negativen Einflüssen befreit, gereinigt von Schmutz und Schutt, präsentiert sich die künstlerische Wirklichkeit. Nüchtern-sachlich und geradezu objektiv minutiös bis ins kleinste Detail vermitteln die Ansichten Emmingers ein Lebensbild unserer süddeutschen Landschaften. Mit dieser spezifischen Sicht entsteht eine neue, eine andere Form von Realität. Dem interessierten Betrachter wurden Landschaften und Städte am Rhein, der Gäulandschaften, des Alb- und Alpenvorlandes, Oberschwabens und des Bodensees im 19. Jahrhundert in so vielfältiger und umfassender Weise vermittelt, dass man ihn zu Recht schon den *Merian Württembergs des 19. Jahrhunderts* genannt hat. Emmingers Ziel war es weniger, auf eine stilisierte Landschaft hinzuarbeiten. Er wollte keine "Stimmungslandschaften", vielmehr realistische Detailzeichnungen in ungekünstelter Sachlichkeit. In der zeichnerischen Wiedergabe der Vielgestaltigkeit der Landschaftsformen versuchte Emminger, die Landschaft so zu schildern, wie sie in Wirklichkeit war, weit entfernt von einer wie immer gearteten "Ideallandschaft". Seine Beobachtungen in der Natur und Studien in der Landschaft ließen ihn bewusst Natur und Kultur erleben. Seine Veduten sind sachliche Illustrationen, die die Vielgestaltigkeit der Landschaftsformen widerspiegeln.

“Der Bildaufbau folgt im Allgemeinen dem klassischen Schema für Veduten: Das eigentlich Darzustellende ist im Mittelgrund, häufig etwas nach links verschoben, um sich dem Auge entgegenzustellen; ein Hintergrund oder Ferne schließt das Bild nach hinten ab; die Verbindung zum Betrachter bildet der Vordergrund: Felsen oder besonders Bäume und Büsche, oft auch eine figürliche Staffage, die nicht selten anekdotisch gestaltet ist mit einem Jäger mit Hund oder Spaziergängern oder Zechern in einem Weinberg o. ä.”<sup>51</sup>. Ein vielfach angewandtes Stilmittel ist die Gestaltung einer rampenartigen Vordergrundbühne mit blickfangenden Vordergrundmotiven, das dem Bildbetrachter die Illusion einer eigenen Standfläche vor der dahinter weit ausgebreiteten Landschaft vermitteln soll.

Die Aufgabe, den Betrachter für den Bildinhalt zu gewinnen, wird vor allem von diesen figürlichen Motiven, die dem Auge des Betrachters näher gerückt werden, übernommen. Idyllisch, fast schon biedermeierlich-romantisch stellt sich der Bildvordergrund dem Betrachter entgegen. Doch es sind keine puppenhaften, starren Figuren, es sind unmittelbar aus der Beobachtung gestaltete Menschen. Es sind Menschen bei der täglichen Arbeit, Bauern und Handwerker, Hirten und Jäger. Menschen, die mit geistig-musischen Tätigkeiten befasst sind, wie der Maler vor seiner Staffelei, und es sind Menschen in ihrer Freizeit, Spaziergänger, Wanderer oder eine fröhliche, Wein trinkende Gesellschaft. Alle Menschen “haben die gleiche Natur für ihre verschiedenartigen Existenzformen zur Grundlage”<sup>52</sup>. Wenn auch diese Figuren und Figurengruppen lediglich als Vordergrundstaffage<sup>53</sup> aufzufassen sind, so haben sie eine den Charakter und die Stimmung des Landschaftsbildes prägende Funktion. Sie sind kein Spiegelbild gesellschaftlicher Realität, allenfalls Projektionsflächen bürgerlicher Sichtweisen<sup>54</sup>.

Ausgehend vom zentralen Bildinhalt reicht die Landschaft in die Ferne, weite Ausblicke lassen eine Tiefenwirkung entstehen, die geradezu nahtlos in einen heiteren klaren Himmel mit lichter Bewölkung übergeht. In Emmingers Bildern herrscht stets schönes Wetter und in der klaren Luft zeichnen sich die Konturen, selbst der am weitesten entfernten Dinge, scharf am Horizont ab<sup>55</sup>. Es gibt nichts Bedrohliches, die bodennahe Atmosphäre wie die Wolken am Himmel wirken geradezu ruhig, keine Gewitterwolken, kein aufziehender Sturm stören den Gesamteindruck. In der Kulturlandschaft sind Kultur- wie Naturraum keine Gegensätze, Ortsbild und Landschaft bilden eine Einheit, Kultur und Natur stehen im Einklang.

Auf Emmingers Landschaftslithographien finden wir eine Fülle von Details. Die kleinste Kleinigkeit wird mit gleicher Akribie behandelt wie das große Objekt, die fernste Ferne ist genauso deutlich wie der Vordergrund dargestellt. Max Schefold attestiert den Vedutenmalern des 19. Jahrhunderts “die topo-

<sup>51</sup> Henning/Maier (wie Anm. 2) S. 22.

<sup>52</sup> Barbara Eschenburg: *Landschaft in der deutschen Malerei. Vom späten Mittelalter bis heute.* München 1987. S. 141.

<sup>53</sup> Unter Staffage werden untergeordnete Figuren und Architektur motive in einem Landschaftsbild verstanden.

<sup>54</sup> Gudrun M. König: *Eine Kulturgeschichte des Spazierganges. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850.* Wien/Köln/Weimar 1996. S. 80.

<sup>55</sup> Schefold (wie Anm. 1) S. 99.

graphische Richtigkeit und Zuverlässigkeit wie die treffsichere Charakterisierung der Baulichkeiten und des Geländes in engster Bindung mit geschmackvoller künstlerischer Gestaltung<sup>56</sup>. Kennzeichnend für die Veduten aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Genauigkeit, mit der auch die kleinsten Details erfasst und “mit größter Sorgfalt und Beobachtungstreue wiedergegeben” werden. Gerade diese Darstellungsmethode macht Emmingers Lithographien für den Historiker wie für den Kunstfreund so wertvoll. Dessen ungeachtet hatte die Vedute den Makel “nur handwerkshafte Nachahmung ohne künstlerische Eigenleistung, ohne schöpferische Bedeutung zu [sein]”<sup>57</sup>. So beschränkte sich die Rolle der Kunstgeschichte meist auf die Analyse herausragender Werke renommierter Künstler. Trotz aller Beliebtheit von Emmingers Veduten, die “in ihrer Zwitterhaftigkeit zwischen Nicht-Original-Sein im Sinne hoher Kunst und Nicht-Volkskunst-Sein” standen, sind sie Geschichtsquellen und finden zunehmend auch in der Volkskunde Beachtung.

### 3.2 Konkurrenzen

Ob allerdings der Hang zur Genauigkeit bis ins kleinste Detail freiwillig geschah, darf als Frage offen bleiben. Wohl eher der Konkurrenzdruck seitens einer neuen Technik, der Photographie<sup>58</sup>, dürfte zahlreiche Lithographen dazu veranlasst haben, das “neue Sehen” durch eine Camera obscura als technische und künstlerische Herausforderung anzunehmen. Noch steckte diese photochemische Aufnahme- und Reproduktionstechnik in ihren Anfängen, doch spätestens in den 1850er Jahren war sie soweit entwickelt, dass sie in bestimmten Genres zur echten Konkurrenz heranwuchs, zumal sie deutlich kostengünstiger war als die Lithographie.

Besonders attraktiv war die neue Technik für die Porträtisten, die ihre Aufnahmen in konstruierten Raumsituationen und unter künstlich hergestellten Lichtverhältnissen machen konnten – Situationen, wie sie Landschaftsphotographen nur selten vorfanden. Sie konnten unter den jeweils gegebenen Verhältnissen eben nur jene Welt von Fakten dokumentieren, die sich durch das Objektiv zeigte. Die neue Technik ermöglichte zwar ein neues Sehen, setzte aber genauso Grenzen in der Darstellung. Und dennoch wandten sich viele Lithographen der Photographie zu. Andere vollzogen einen Wandel im Sehen, indem sie dem Betrachter malerische Winkel vor Augen führten. Nun waren nicht mehr die repräsentativen und herrschaftlichen Zeichen der Stadt, sondern idyllische

<sup>56</sup> Für dieses und das Nachfolgende: *Schefold* (wie Anm. 1) S. 69 und 94.

<sup>57</sup> Für dieses und das Nachfolgende: *König* (wie Anm. 54) S. 65f.

<sup>58</sup> Der Franzose Louis Jacques Mandé Daguerre (1787-1851) gilt als Erfinder der Photographie mit der Bekanntgabe seiner Ergebnisse im August 1839 vor der Akademie der Wissenschaften in Paris. Die nach ihm benannte Daguerreotypie basiert allerdings auf Arbeiten des Franzosen Joseph Nicéphore Niépce (1765-1833), der in dem kleinen Ort Saint-Loup-de-Varennes südlich von Chalon-sur-Saône zwischen 1816 und 1827 die ersten Photographien (Heliographien) herstellte. Daguerre hatte 1829 mit Niépce einen Partnerschaftsvertrag abgeschlossen, um das Verfahren zu verbessern und die Vermarktung voranzutreiben. Doch darf der Waliser William Henry Fox Talbot (1800-1877) dies für sich gleichfalls in Anspruch nehmen. Beide entwickelten fast zeitgleich photochemische Aufnahmeverfahren, wobei sich die Talbot'sche Technik als die bessere erwies. Vgl. hierzu: Bodo von *Dewitz/Roland Scotti*: *Alles Wahrheit! Alles Lüge! Photographie und Wirklichkeit im 19. Jahrhundert*. Die Sammlung Robert Lebeck. Amsterdam/Dresden 1996. Darin Larry J. *Schaaf*: William Henry Fox Talbot, John Dillwyn Llewelyn und Nevil Story-Maskelyne. Die Anfänge der photographischen Kunst. S. 53-63, hier S. 55ff.

Winkel und Ecken, eine nostalgische Reminiszenz an die verlorene Stadtherlichkeit im Zuge von Industrialisierung und Modernisierung die vorrangigen Motive.

Emminger war kein Porträtist, so dass diese neue Technik ihn zunächst in seinem Schaffen nicht allzu sehr beeinträchtigt hätte. Spätestens aber in den 1860er Jahren entwickelte sich die Landschaftsfotographie – erinnert sei an Paul Sinner aus Tübingen, der Württemberg durchwanderte und mit seinem fahrbaren Photolabor Städte, Landschaften und Szenen aus dem Volksleben photographierte. Konsequenterweise reagierte Emminger auf diese Herausforderung: Einerseits ging er zu immer größeren Formaten über, andererseits fertigte er seine Lithographien in Farbe. Auf beiden Gebieten konnte ihm die Photographie nicht folgen, hier war Emminger konkurrenzfähig! Und noch einen weiteren Vorteil der Lithographie wusste Emminger zielgerichtet einzusetzen: die Kreidelithographie. Die Wandlungen “in den Spätjahren entsprachen den Veränderungen der Zeit mit ihrem andersartigen Sehen, denen auch er sich nicht entziehen konnte”<sup>59</sup>, konstatiert Max Schefold folgerichtig. Die Kreidelithographie arbeitet mit Halbtönen, sie kann Atmosphäre darstellen, sie kann Stimmungen wiedergeben! Mit diesen expressiven Möglichkeiten im künstlerischen Schaffen setzte Emminger seine Gegenakzente und blieb erfolgreich.

Noch hatte er gewisse gestalterische Spielräume. Doch: “Die Vedute hat um 1850 ihre Blüte überschritten. Immer mehr weicht die künstlerische Wahrheit der gleichsam photographischen Richtigkeit. Die graphische Produktion, in den vierziger Jahren zu immer größerer Breite anschwellend, verliert in erschreckendem Maße an künstlerischer Qualität und kennt als einziges Gebot nur noch Wirklichkeitstreue und Sachlichkeit [...] Hinter allem aber steht drohend die Entwicklung der Photographie, die das Ende der graphischen Vedute vorbereitete”<sup>60</sup>. Ortsveduten aus der Zeit nach 1850 sind bezeichnende Beispiele für das geradezu photographische Sehen und “ein um 1850 entstandenes Blatt von Esslingen, das einen Blick vom Norden her aus den Weinbergen mit einer herrschaftlichen Altane im Vordergrund zeigt, gehört dazu”. Indem die Lithographie in den Sog der Photographie gelangte, begann man realitätsnah, neutral und immer gefühlsärmer darzustellen, “die Sachlichkeit” wurde “dadurch auf die Spitze getrieben, der Landschaft die Seele genommen, sie [wurde] zur Kulisse”, bilanziert Max Schefold nüchtern.

## 4 Zeitgeschichtliche Notizen

### 4.1 Emminger im bikonfessionellen Biberach

Emmingers Biographen Heinrich Braun, Max Zengerle, Rudolf Henning und Gerd Maier zeichnen das Lebensbild eines Mannes, das sich anscheinend losgelöst von allen sozioökonomischen, soziokulturellen und konfessionellen Prozessen und Entwicklungen des 19. Jahrhunderts ereignet hat. Emmingers Leben und das seiner Familie gestaltete sich konfliktfrei im privaten wie fami-

<sup>59</sup> Schefold (wie Anm. 1) S. 100.

<sup>60</sup> Für dieses und das Nachfolgende: Schefold (wie Anm. 1) S. 108.

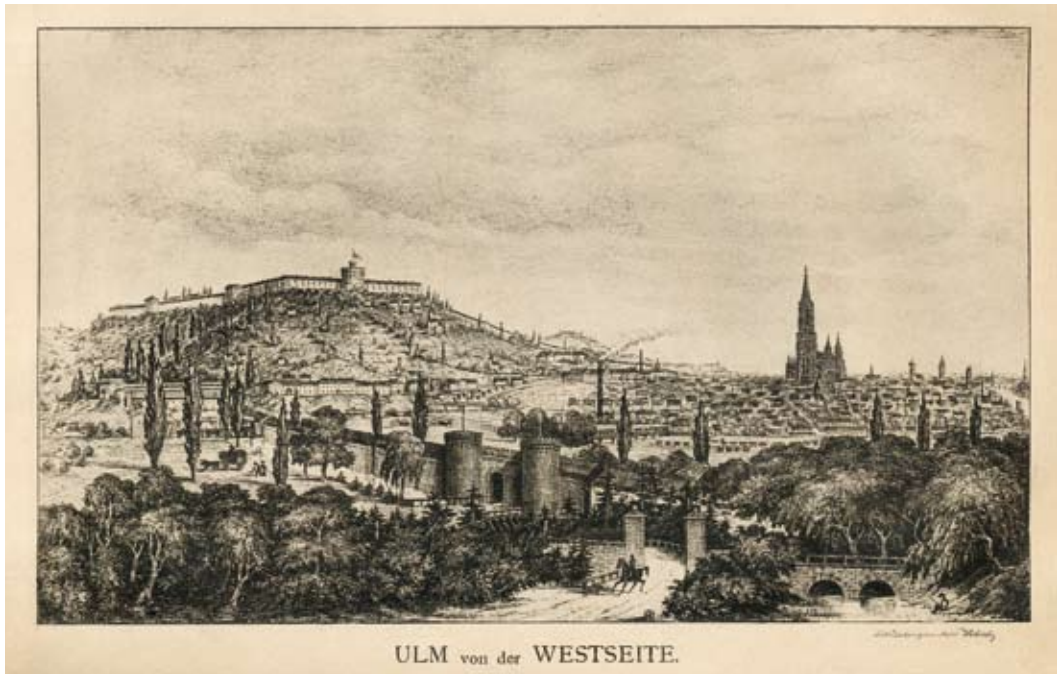


Abb.5 - Stadtsicht Ulm.

liären Kontext. Und dennoch vollzog sich sein Leben in einer Zeit des Umbruchs zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach den Napoleonischen Kriegen, nach Säkularisation und Mediatisierung, aber auch in einer Phase der Integration der ehemaligen Reichsstadt Biberach in das Königreich Württemberg. Alle politischen Krisen und Umbrüche pausierten sich anscheinend nicht auf das künstlerische Werk durch. Sein künstlerisches Schaffen fand geradezu in einem entpolitisierten Raum statt. Kein landesgeschichtliches wie -politisches Ereignis, keine konfessionelle Spannung im neuen württembergischen Staatsgebilde scheint sein Wirken in irgendeiner Form beeinflusst zu haben.

Zweifel sind angebracht, auch wenn wir mangels Quellen diese letztendlich nicht ausräumen können<sup>61</sup>. Eberhard Emminger war Katholik wie seine erste Ehefrau und die Kinder<sup>62</sup>. Er wuchs im bikonfessionellen Biberach auf, verbrachte dort viele Jahre seines künstlerischen Schaffens und seinen Lebensabend in zweiter Ehe mit einer Protestantin. Er war Bürger einer Stadt, in der konfessionelle Unterschiede über Jahrhunderte hinweg geradezu kultiviert wurden, und war, zumindest indirekt "Bestandteil religiös motivierter Rangeleien bis zu handfesten Streitigkeiten"<sup>63</sup>. Diese Umstände prägten in Verbindung mit den

<sup>61</sup> Das Tagebuch Emmingers existiert nicht mehr.

<sup>62</sup> Vgl. hierzu: Joachim Köhler: Oberschwaben als kirchliche Landschaft. In: H.-G. Webling (Hg.): Oberschwaben (Schriften zur politischen Landeskunde 24). Stuttgart/Berlin/Köln 1995. S. 95-121. Hier: S. 95-97.

<sup>63</sup> Für dieses und die nachfolgenden Ausführungen: *Gründig* (wie Anm. 6). Hier: Hans-Peter Biege. Geleitwort. S. 9.

ökonomischen Verhältnissen die gesellschaftliche Hierarchie, bestimmten die Arbeitsbeziehungen und das Gedeihen von Handel und Wandel, strukturierten den Alltag und das Kulturleben und wirkten bisweilen höchst konfliktgeladen hinein in ganz private Herzensangelegenheiten.

Über Jahrhunderte wurde die Reichsstadt, so auch Biberach, von traditionellen Denk-, Verhaltens- und Handlungsmuster geprägt und sie ihrerseits begünstigte überkommene Sozial- und Wirtschaftsstrukturen. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde, nach dem Ende der Reichsstadtzeit, der Weg frei gemacht für Reformen, wurden die bestehenden realen und mentalen Barrieren beseitigt und wirtschaftlicher und sozialer Wandel begünstigt<sup>64</sup>. Wie also entwickelten und gestalteten sich die sozialen und ökonomischen Beziehungen, wo waren die Handlungsmöglichkeiten und Spielräume? Wie wirkten sie sich auf die Stadt und ihre Bewohner im Allgemeinen und wie auf Emminger im Speziellen aus? Dass im bikonfessionellen Biberach spezifische Denk- und Verhaltensmuster zur Anwendung kamen und sich mentale Strukturen entwickelten, die nur mit der konfessionellen Sondersituation zu begründen sind, ist aus der kirchengeschichtlichen Entwicklung erklärbar. Vor dem Hintergrund dieser spezifischen Eigenheiten und Eigenarten ist zu fragen, ob Emminger sich in diese Strukturen und Prozesse involvieren ließ, oder ob er zu jenen Bürgern gehörte, die ihre eigenen Wege gingen und nur ihre eigenen Interessen vertraten<sup>65</sup>.

#### 4.2 Seine Beziehungen zu König und Königshaus

König Wilhelm I. v. Württemberg war ein Glücksfall für Württemberg, so Paul Sauer in seinen biographischen Notizen<sup>66</sup>, und sicherlich auch für Eberhard Emminger. Seine erste Begegnung mit König Wilhelm hatte der neunjährige Emminger im September 1817, als das Königspaar anlässlich einer Art Werbetour durch Oberschwaben zu Besuch in Ravensburg, Aulendorf und Buchau, später dann in Biberach weilte<sup>67</sup>. König Wilhelm gehörte in späteren Jahren zu seinen Förderern und ermöglichte ihm durch ein Stipendium seinen ersten großen Auslandsaufenthalt in Italien. Im Jahr 1841 lieferte Emminger einen Beitrag in das Künstler-Album, das württembergische Künstler Seiner Majestät König Wilhelm aus Anlass der Jubelfeier seiner 25-jährigen Regierung überreichten<sup>68</sup>. Ob Emminger an den Feierlichkeiten teilgenommen hat und mit der Biberacher Delegation nach Stuttgart gereist ist, ist nicht bekannt<sup>69</sup>. Beim

<sup>64</sup> Wolfgang von Hippel: Am Ende des Alten Reiches – wirtschaftliche und soziale Verhältnisse. In: Reiner Rinker/Wilfried Setzler: Die Geschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1987. S. 201-210. Hier: S. 210.

<sup>65</sup> Vgl. hierzu: *Gründig* (wie Anm. 6) S. 22 und 27.

<sup>66</sup> Paul Sauer: König Wilhelm I. von Württemberg. In: Markus Dewald (Hg.): Der Festzug der Württemberger von 1841. Ostfildern 2005. S. 18-29. Hier: S. 29.

<sup>67</sup> Vorrangiges Ziel seiner Reise war seine Werbung für die Annahme des Verfassungsentwurfes, aber mehr noch die Erlangung des Vertrauens der Oberschwaben im Zuge seiner Strategie Alt- und Neuwürttemberg zusammenzuführen. Sie sollten sich mit ihrem Landesherrn und dem Staat identifizieren. Diese Integrationsstrategie sollte der regierungsnahe Verein für Vaterlandskunde (gegr. 1822) zielstrebig voranbringen. Vgl. hierzu Dewald (wie Anm. 66) S. 65.

<sup>68</sup> Ausführlich zum Regierungsjubiläum und zum Festzug der Württemberger: Dewald (wie Anm. 66).

<sup>69</sup> Aus Biberach nahm in der 2. Abteilung ein Reiter mit der Fahne der Stadt Biberach, in der 3. Abteilung die Veteranen aus den napoleonischen Befreiungskriegen, aber keine Jungfrauen aus dem Oberamt teil. In der 4. Abteilung waren die Stadtschultheißen von Mayr aus Biberach, Miehle von Ochsenhausen und Ballinger



Festzug selbst gab es zwar eine Abteilung *Maler und sonstige Künstler*, doch wurden die Teilnehmer in den *Erinnerungen* namentlich nicht erwähnt<sup>70</sup>.

Auch porträtierte Emminger 1845 den damaligen Kronprinzen Karl von Württemberg nach einem Gemälde von Müller<sup>71</sup>. Aus Dankbarkeit für die zahlreichen Unterstützungen widmete Emminger König Wilhelm eine Stadtansicht von Rom, die er 1849 während seiner zweiten Italienreise aufgenommen hatte<sup>72</sup>. Und der württembergische König Wilhelm war es auch, der ihm 1863 die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verlieh<sup>73</sup>.

### 4.3 Im Spannungsfeld zweier politischer Kulturen

Als Eberhard Emminger 1808 im oberschwäbischen Biberach zur Welt kam, war er im staatsrechtlichen Sinne "Württemberger". Genauer formuliert: "Neuwürttemberger", was allerdings nichts über seine Identität als Württemberger wie sein Verhältnis zu Württemberg aussagt. "Oberschwabe oder Württemberger?" fragte Hans-Georg Wehling und antwortete: "Es bildete sich eine eigene Identität heraus, die oberschwäbische, durch die Auseinandersetzung mit den neuen Verhältnissen und den neuen Herren. Die eigene Identität entstand so *in* und *gegen* Württemberg auf der Grundlage zweier unterschiedlicher Kulturen."<sup>74</sup> In dieser spannungsreichen Situation wuchs Emminger im bikonfessionellen Biberach auf. Ohne Zweifel hat sich Emminger seinem Staat und seinen Landesherren gegenüber stets loyal verhalten. Nicht sichtbar wird seine "eigene" Identität: Als was hat er sich gefühlt, zu welchen politischen und gesellschaftlichen Gruppierungen hat er sich zugehörig gefühlt? Durch die Einverleibung der Territorien, die wir heute als Oberschwaben bezeichnen, musste es zwangsläufig zum Zusammenprall zweier sehr unterschiedlicher politischer Kulturen kommen<sup>75</sup>. Im Hinblick auf seine spätere freiberufliche Karriere galt es stets, Vorteile auszunutzen. Eine zu starke Betonung seines Zugehörigkeitsbewusstseins und seiner Empfindungen wäre möglicherweise nicht hilfreich gewesen. Sein Lehrer J. B. Pflug konnte sich demgegenüber freizügiger äußern. In der körperlich-physisch-physiognomischen Gegenüberstellung seines Bildes *Alt- und Neuwürttemberger*

---

von Ingerkingen vertreten. Ebenso zahlreiche *Landleute zu Pferd aus Biberach* (5. Abt.) sowie eine Zunft-Deputation des Oberamts (6. Abt.). In der 7. Abteilung präsentierte sich das Metallgewerbe und in der 12. Abt. der Liederkranz aus Biberach.

<sup>70</sup> Vgl. hierzu: *Erinnerungen an den Festzug der Württemberger und an die Grundsteinlegung des Monuments zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Königs Wilhelm. Stuttgart 1842*. S. 31.

<sup>71</sup> *Braun* (wie Anm. 2) S. 84. Des Weiteren wurden von ihm zahlreiche Porträts fürstlicher Personen gefertigt, sowie ein Bild einer Jagdgesellschaft mit sämtlichen oberschwäbischen Adeligen und ihrem Gefolge.

<sup>72</sup> Nach *Braun* (wie Anm. 2) S. 85 schreibt das Deutsche Volksblatt unter dem Datum 31. Oktober 1852: *Emmingers Ansicht von Rom ist die größte Lithographie, die seit der Erfindung der lithographischen Kunst je gemacht wurde, denn sie ist 3 1/2 Fuß breit und 2 1/2 Fuß hoch. Sie ist aber nicht nur die größte Steinzeichnung, sondern sie gehört auch unter die schönsten Städteansichten, die je aufgenommen wurde.*

<sup>73</sup> Bereits 1857 hatte er von der Kunst- und Gewerbeausstellung in München eine Auszeichnung erhalten.

<sup>74</sup> Hans-Georg Wehling: *Oberschwaben oder Württemberger? Integrationsprobleme zweier politischer Kulturen*. In: Peter Blicke (Hg.): *Politische Kultur in Oberschwaben*. Tübingen 1993. S. 287-307, hier S. 287.

<sup>75</sup> Die politische Kultur stellt die geistig-seelisch-moralische Verfassung eines Landes dar. Vgl. hierzu: *Wehling* (wie Anm. 74) S. 290, zur Charakterisierung der altwürttembergischen und oberschwäbischen Mentalitätsstrukturen, S. 292.

hat er pointiert die Andersartigkeit, wie unterschiedliche Mentalitätsstrukturen, zum Ausdruck gebracht<sup>76</sup>. Von Minderwertigkeitsgefühlen der (katholischen) Oberschwaben gegenüber den (evangelischen) Altwürttembergern ist hier nichts zu spüren!

Ungeachtet dessen muss festgehalten werden, dass gerade der Gewerbebezirk der Drucker und Verleger alles andere als monarchiefreundlich einzustufen war. "Ein nicht ganz kleines Kontingent dieser zur Opposition geneigten Gruppe der Geschäftsleute stellten die Drucker und Verleger", stellt Bernhard Mann fest, und fährt fort: "Wenn irgendeines, dann war gewiß das graphische Gewerbe in hohem Maße gesamtdeutsch orientiert"<sup>77</sup>. Zwar hielt sich Emminger 1840 nachweislich in Biberach auf, doch ist nicht auszuschließen, dass er sich aus Anlass des Gutenberg-Jubiläumsfestes am 24. und 25. Juni 1840 in Stuttgart oder aus dem gleichen Anlass in Ulm aufhielt, wo es gleichfalls zu umfangreichen Festlichkeiten kam<sup>78</sup>.

Die Jubiläumsfeierlichkeiten waren eine Leistungsschau des Stuttgarter graphischen Gewerbes, doch sind sie durchaus als politisches Fest zu erkennen. Der großen wirtschaftlichen Bedeutung dieses Gewerbes entsprach das wohlwollende Interesse von König und Regierung an diesem Tag. "Sie überließen klüglich die Organisation den Stuttgarter Buchhändlern und deren Komitee", so konstatiert Bernhard Mann, "dem sie die gesamte Leitung des Festes auch in polizeilicher Hinsicht an die Hände gaben"<sup>79</sup>. Ein Festgottesdienst und ein großer Festzug bildeten den Höhepunkt des Festes. Bei der zentralen Kundgebung auf dem Schillerplatz dokumentierten die Forderungen nach Pressefreiheit den politischen Charakter der Feier.

Im feierlichen Akt des Festzugs durch die Stuttgarter Innenstadt und der Enthüllung des Schillerdenkmals wurden symbolische Kommunikationen von Politik und sozialer Ordnung visualisiert. Herrschaftsstrukturen wurden erkennbar oder bekräftigt und konnten damit von großer politischer Bedeutung und Prägestärke sein. Gefragt werden muss nach den mentalen und realen Beziehungen zwischen Alt- und Neuwürttembergern, zwischen Ober- und Unterland, zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Stadt und Land. Und Eberhard Emminger befand sich privat wie geschäftlich mittendrin in diesem Spannungsgefüge!

---

<sup>76</sup> Vgl. hierzu *Hartmann* (wie Anm. 5) Abb. 39. Nach einer Vorlage Pflugs fertigte sein Schüler Franz Xaver Förg eine Lithographie.

<sup>77</sup> Bernhard Mann: Die Anfänge des Verfassungsstaats (1815-1830). In: *Reiner Rinker/Wilfried Setzler: Die Geschichte Baden-Württembergs*. Stuttgart 1978. S. 220-228, hier S. 226.

<sup>78</sup> Vgl. hierzu: *Gutenberg-Album*. Zur Erinnerung an das vierte Säkularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst, gefeiert zu Ulm am 24. Juni 1840. Ulm 1840.

<sup>79</sup> Bernhard Mann: *Württemberg's Politische Kultur zwischen deutscher Nation und Königreich im Spiegel der Jubiläen der 1840er Jahre*. In: H.-M. *Mauver* (Hg.): *Württemberg um 1840*. Beiträge zum 150-jährigen Bestehen des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins. Stuttgart 1994. S. 25-40, hier S. 35f. In Stuttgart gab es damals 28 Buchhandlungen und 25 Buchdruckereien. Das graphische Gewerbe und die Drucker gehörten weitgehend zur Opposition wie auch die eng mit ihnen verbundenen Literaten, Wissenschaftler, Gelehrte, Mitglieder akademischer Berufe, die sich aufgeklärtem Gedankengut eng verbunden fühlten.

# Und Gott weiß welches Schicksal dieser herrlichen Skulptur noch harret – in Ulm ist alles möglich

Friedrich Dirr (1841-1884), ein Ulmer Maler-Restaurator des 19. Jahrhunderts

---

*Evamaria Popp*

Im Ulmer Museum hat sich ein Skizzenbuch Friedrich Dirrs erhalten<sup>1</sup>. Es gelangte 1912 als Geschenk des Architekten und Kirchenbaumeisters Josef Cades<sup>2</sup> in das damalige Gewerbemuseum. Auf über fünfzig oft beidseitig genutzten Blättern finden sich – in Bleistift, Tusche und Aquarell – Landschaftsskizzen und Porträts sowie Studien schlafender Kinder. Bei den meisten der Zeichnungen aber handelt es sich um detaillierte Darstellungen gotischer Skulpturen, Ornamente, Wappen, Meisterzeichen und Architekturansichten. Sie sind in den Jahren 1861 bis 1866 entstanden. Auf der Einbandseite des Buches hat Dirr seinen Namen und die Jahreszahl 1861 notiert, von anderer Hand geschrieben liest man daneben: *Friedrich Dirr, geb. zu Erbach Febr. 1841 Kunstmaler, Restaurator (Gothiker), arbeitete anfangs als Steinbauer am Münster; wurde hierauf als Zeichner u. Maler daselbst verwendet und widmete sich später ausschließlich der Kirchenmalerei und ihrer Restauration gotischer Altäre (z. B. Laubhütten, Ersingen, Scharenstetten u. a. m.)* (Abb. 1).

Der Steinmetz, Maler und Restaurator Friedrich Dirr kann seiner Bedeutung nach sicher nicht in eine Reihe gestellt werden mit den damals bekannten süddeutschen Maler-Restauratoren wie zum Beispiel Joseph Anton Gegenbaur<sup>3</sup> in Stuttgart oder Johann Baptist Pflug<sup>4</sup> in Biberach a. d. Riss, noch darf man ihn vergleichen mit dem berühmten Konservator der Augsburger Gemäldegalerie Andreas Eigner<sup>5</sup> oder der in Überlingen am Bodensee eine große Werkstatt für

---

<sup>1</sup> Vgl. Ulmer Museum, Inv. Nr. 725: Friedrich Dirr: Skizzenbuch aus den Jahren 1861-1866.

<sup>2</sup> Josef Cades (1855-1912), Architekt und Kirchenbaumeister in Stuttgart.

<sup>3</sup> Joseph Anton Gegenbaur (1800-1876), Historien- und Bildnismaler am Hof in Stuttgart. Er restaurierte 1869 die für die Gemäldesammlung im Kgl. Museum der Bildenden Künste Stuttgart vom Staat erworbenen Tafeln des Heerberger Altars von Bartholomäus Zeitblom. Vgl. Konrad Lange: Verzeichnis der Gemäldesammlung im kgl. Museum der Bildenden Künste zu Stuttgart. Stuttgart 1907. S. 69.

<sup>4</sup> Johann Baptist Pflug (1785-1866), Maler und Zeichenlehrer in Biberach. Er restaurierte drei der ebenfalls für Stuttgart erworbenen Scheler-Epitaphien mit den Darstellungen 'Christi Höllenfahrt', 'Auferstehung' und 'Ausgießung des Hl. Geistes' von Martin Schaffner. Vgl. Lange (wie Anm. 3) S. 53.

<sup>5</sup> Andreas Eigner (1801-1870) war der berühmteste süddeutsche Restaurator des 19. Jahrhunderts. Neben den Altarbildern so bedeutender Ulmer Werke wie dem Hausener-, dem Eschacher- und dem Wengenaltar, dem Portrait des Eitel Besserer von Martin Schaffner und den Prophetenbrustbildern des Pfullendorfer



Abb. 1 - Portrait Friedrich Dirrs im Alter von etwa vierzig Jahren (Carl Berger, Ulm).

sakrale Skulptur und Restaurierungen betreibenden ‘Eberle’schen Kunstwerkstätte Gebrüder Mezger’<sup>6</sup>. Doch hat er viele der bedeutenden Ulmer Kunstwerke der Spätgotik – der so genannten “Altdeutschen Kunst” – restauriert und dadurch einen Beitrag dazu geleistet, dass sie uns heute noch erhalten sind.

Seine Arbeit und sein Lebenslauf lassen sich anhand diverser Quellen, Erwähnungen in den Publikationen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben<sup>7</sup> sowie eigener schriftlicher Zeugnisse in Form von Briefen rekonstruieren. Im Taufregister der katholischen Pfarrgemeinde St. Martin in Erbach<sup>8</sup> finden sich folgende Daten zu seiner Herkunft: Friedrich kam als

---

Meisters restaurierte er auch Nürnberger Werke und vor allem die Werke Holbeins in Augsburg. Gleichzeitig setzte er sich für eine Regelung der Ausbildung für Gemälderestauratoren ein. Vgl. Ulrike *Vogelsang*: Gemälderestaurierungen im 19. Jahrhundert am Beispiel Andreas Eigners. Stuttgart 1985.- Petra *Mandt*: Plan zur Organisation einer Gemälde-Restaurations-Schule sowie zur Aufsicht und Schutze der öffentlichen Gemälde. In: Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung 1 (2001) S. 101-110.

<sup>6</sup> Die Firma ‘Eberle’sche Kunstwerkstätte Gebr. Mezger in Überlingen’ (1871-1987) stellte vorrangig Kirchengeschmückungen im Stil des Historismus her; ihr Gründer Josef Eberle (1839-1903) und seine Nachfolger Eugen (1870-1908) und Victor Mezger (1866-1936) führten aber schon früh auch Restaurierungen im großen Stil aus. Vgl. dazu Yvonne *Herzig*: Süddeutsche sakrale Skulptur im Historismus. Die Eberle’sche Kunstwerkstätte Gebr. Mezger. Petersberg 2001.- Anna Barbara *Lorenzer*: Zwischen Konservieren, Restaurieren und Konstruieren. Restaurierauffassung um 1900: die Gebrüder Mezger in Überlingen am Bodensee. Diss. Staatl. Akademie der Bildenden Künste. Stuttgart 2008.

<sup>7</sup> Dirr selbst war seit 1875 korrespondierendes Mitglied des ‘Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben’. Vgl. dazu das Mitglieder-Verzeichnis des Vereins. In: UO. Korrespondenzblatt 1 (1876) S. 103-110. Hier: S. 103.

<sup>8</sup> Vgl. Katholische Pfarrkirche St. Martin Erbach, Taufregister Erbach (19. Jahrhundert).

erster Sohn des Maurers und Malers Matthias Dirr und seiner Frau Creszenz, geb. Rieder, zur Welt. Von den weiteren neun Kindern der Familie erlebte nur ein jüngerer Bruder sein siebtes Lebensjahr, alle anderen starben nach wenigen Tagen oder knapp einem Jahr. Den Vater, der auch "Beisitzer" im Rathaus, also Gemeinderat, war, verlor Dirr im Alter von einundzwanzig Jahren, seine Mutter sechs Jahre später. Die mittellosen Eltern lebten beide schon seit Jahren und bis zu ihrem Tod im Armenhaus<sup>9</sup>.

Zur schulischen Ausbildung des Jungen lässt sich Folgendes in Erfahrung bringen: Mitte des 19. Jahrhunderts existierte im Königreich Württemberg, zu dem Erbach im Oberamtsbezirk Ehingen gehörte, eine geregelte Volksschule, die Kinder von sechs bis vierzehn Jahren zu besuchen hatten. Bis zum vollendeten neunten Lebensjahr handelte es sich dabei um die so genannte Elementarschule, die Friedrich Dirr sicherlich in seinem Heimatort absolvierte<sup>10</sup>. Vermutlich verbrachte er die weiteren vier bis fünf Jahre ebenfalls in der Erbacher Schule und nicht in der Mittelschule in Ulm; ein Besuch der Ulmer Realschule oder gar des Gymnasiums ist auszuschließen. Sicher belegt ist dagegen seine Ausbildung zum Steinhauer an der Ulmer Münsterbauhütte, die er wohl um das Jahr 1856 begonnen hat<sup>11</sup>.

Mit der Aufnahme dieser Steinmetzlehre an der 1844 neu gegründeten Bauhütte wurde Dirr – ihm selbst damals sicher nicht bewusst – ein zwar unbedeutender, aber doch ein Mitwirkender an einem der größten und bedeutendsten Ulmer Unternehmen dieser Zeit, der so genannten "Münsterrestauration", die dem heutigen Sprachverständnis nach eigentlich eine Sanierung oder Renovierung, vor allem aber ein Um- und Weiterbau der gotischen Stadtkirche war.

Zur Erinnerung: Man befindet sich Mitte des 19. Jahrhunderts im Zeitalter des Historismus. In ganz Europa ist ein neues, starkes Geschichtsbewusstsein zu verzeichnen. Nach den alles verändernden Umwälzungen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege sowie der daraus resultierenden Säkularisation und Mediatisierung versuchen die Gesellschaften der europäischen Staaten durch Aufarbeitung und Reflexion der jeweiligen nationalen Geschichte eine eigene Identität zu finden. Als ein Weg dahin erweist sich unter anderem die rege Beschäftigung mit der eigenen Kunstgeschichte und hier speziell mit der Restaurierung ihrer Kunstdenkmäler; Kunstdenkmäler, die dadurch an Bedeutung gewinnen und denen neuerdings selbst nationale Charaktereigenschaften nachgesagt werden.

Bei den zahlreichen Publikationen zu Kunstgeschichte und kunstwissenschaftlichen Themen, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert erschienen waren, lag der Schwerpunkt vor allem im Bereich der gotischen Kunst und schon seit Goethes 1773 erschienenem Essay 'Von deutscher Baukunst' war die Gotik zum deutschen Nationalstil erhoben worden. Diese geistesgeschichtliche

<sup>9</sup> Vgl. StadtA Erbach, Bü Nr. 9133/05 und 9133/07 (Bestand 1591-1945): Armutsurkunden von Matthias Dirr von 1862 und von Creszenz, geb. Rieder, von 1868.

<sup>10</sup> Vgl. Manfred Kindl: Die öffentlichen Schulen in Ulm. In: Hans Eugen Specker (Hg.): Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 7). Ulm 1990. S. 442-463.

<sup>11</sup> Vgl. StadtA Ulm B 372/41, Nr. 1: Anstellung und Entlassung der Arbeiter, Polierer und Steinmetze an der Münsterbauhütte 1846-1867.- *Ebda.*, L 64: Antrag von Münsterbaumeister Friedrich Thrän an den Stiftungsrath vom 17. Mai 1859 (vgl. Abb. 2 mit Transkription).

164  
 Ulm den 17. Mai 1859. S. 162 I.

Der Tagelohnbesitzer.

Schiff: Köfeningbratz!

Der Steinbauer: Lehrling Dirr von Erbach  
 in der Münsterbauerkunst hat ein  
 unbedeutendes Talent für die jüngere  
 und die Kunst, in der er sich alle  
 seine Zeit und von ihm gezeigten  
 Talent, hat Mittelzeit aber dem  
 Gesellen (von) Fortschal, ersehen wird.  
 In der Ausführung ist allenthalben  
 Gutsarbeit in jeder Hinsicht, so wie  
 die Leistung der Leistung ist das  
 Bild unbedeutend.

Der hat keine andere Befähigung  
 in der Kunst, als in der Kunst, dort  
 er nicht aber keine Fertigkeit,  
 man kann also besorgen, das er  
 alles mit sich selbst erledigen hat.  
 Er hat aber lediglich gar keine  
 Mittel, um sein Talent auf einem  
 akademischen anzubringen, und die geringen  
 Stunden vorzugeben, - andererseits  
 wäre es aber besser in der Kunst.

Abb. 2 - Antrag des Münsterbaumeisters Thrän bezüglich des Steinhauer-Lehrlings Dirr von Erbach an den Stiftungsrath, 17. Mai 1859, Original und Transskription (StadtA Ulm B 372/41, Nr. 1, L 64).

man man' diese Vorlagen unter  
 dem geschloßenen Mäusel und Schlüssel  
 set kommen, aber gar zu schnell  
 gehen über, wann man, was et. Gelingen  
 sich gibt, ohne zuhause von geschickten  
 Bildhauer (sonst) verstanden zu kommen,  
 daß dieser junge Mann auf seiner  
 Kunstbahn nicht nur nicht gehen dürfte,  
 und wieder verlernt, was er schon damals  
 gelernt hat, geschickten, die Möglichkeit  
 erlangt.

Das selb' stelle ich mir an dem Bildhauer  
 Kunstwerk der Natur:

"zu erhalten den Keim der Kunst  
 der Zeit nicht zum Verlust, sondern  
 ein besser Bild, wie z. B. das Kunstwerk  
 an der Hauptstadt und dasjenige  
 vorwärts zu setzen".

Das ist es, was möglich, daß sich  
 geschnitten Kunstwerke in jeder Hinsicht  
 was in der Öffentlichkeit zu bringen,  
 was in der Öffentlichkeit nur ein Kunstwerk  
 für den Mann sein kann.

Es ist einmal das Land anzufordern,  
 dem jungen Mann sein Werk  
 dem Kunstwerk - und die Kunst  
 hat keine besondere Anforderung.

Dies hat bisher: 24. Ausgabe,  
 ist es nicht auf demselben mit: 30.  
 Die andere 3. Ausgabe ist gleichfalls  
 zu setzen.

Es ist mir zu denken, daß  
 es ein ungeheures 3. Ausgabe ist, das  
 Kunstwerk, es ist ein Werk, das  
 diesen Kunstwerken nicht abgesehen  
 von der besten Manier in London  
 zu setzen, aber mit Mangel an  
 Kunstwerk, das man in der  
 Kunstwerk nicht effektiv.

Kunstwerk  
 1849  
 B

Ulm den 17. Mai 1859. § 162.I.

Hochl[öblicher] Stiftungsrath!

Der Steinhauerlehrling Dirr von Erbach in der Münsterbauhütte hat ein entschiedenes Talent für die zeichnenden Künste, wie das verehrl[iche] Collegium aus dem von ihm gezeichneten Blatt, das Weltgericht über dem Groschop'schen (?) Portal, ersehen wird. In Auffassung des altdeutschen Charakters in solchen Bildern sowie die Reinheit der Zeichnung, ist dieses Bild untadelhaft. Dirr hat keine andere Schule durchgemacht als in Erbach; dort existirt aber keine Zeichenschule – man kann also behaupten, daß er alles aus sich selbst erlernt hat. Er hat aber lediglich gar keine Mittel, um sein Talent auf einer Academie auszubilden und die geeigneten Studien fortzusetzen, - andernseits wäre es aber beynahe ein Unrecht, [1v:] wenn man solche Anlagen unter den ponsielosen (?) Meisel und Schlegel verkümmern oder gar zu Grund gehen ließe, namentlich, wo es Gelegenheit gibt, ohne Zuschuß von pecuniären Mitteln somit verhelfen zu können, daß dieser junge Mensch auf seiner Laufbahn nicht nur nicht stehen bleibt, und wieder verlernt, was er schon kann, sondern sich fortzubilden die Möglichkeit vorliegt.

Deshalb stelle ich hiemit an den Stiftungsrath das Gesuch: 'zu gestatten, den Steinmetz-lehrling Dirr zeitweise zum Zeichnen, namentlich solcher Bilder, wie z. B. das Tempanon des Hauptportals und dergleichen verwenden zu dürfen.' Dadurch ist es möglich, diese sehr gesuchten Kunstschatze unseres Münsters mehr in das Publikum zu bringen, was rückwirkend nur von Vortheil für den Bau seyn kann. [2r:] Es ist einem Talent aufgeholfen, dem jungen Mann sein Fortstudium ermöglicht – und die Stiftung hat keinen besonderen Aufwand. Dirr hat bisher 24 Taglohn, ich ersuche auch denselben mit 30, den andern 3 Lehrjungen gleichstellen zu dürfen. Schließlich muß ich nur bemerken, daß ich vor ungefähr 5 Jahren schon den Auftrag erhalten hatte, gerade von diesen Portalbildern Gippsabgüsse für das brithische Museum in London zu liefern, aber aus Mangel an tüchtigen Formern konnte ich den Auftrag nicht effectieren.

Achtungsvollst Thrän



Voraussetzung ist als ein Antrieb für die Ulmer “Münsterrestauration” und die daraus resultierende Turmvollendung maßgeblich. Verstärkend wirkte zudem die Vollendung des Kölner Doms, die zur gleichen Zeit durch den Kaufmann Sulpiz Boisserée mit großem Nachdruck vorangetrieben wurde und die in Ulm ein heftiges Konkurrenzdenken hervorrief<sup>12</sup>.

Eine zweite wichtige, in diesem Fall stadtgeschichtliche Voraussetzung für die Inangriffnahme der umfangreichen Aufgabe der “Münsterrestauration” war ohne Zweifel die schon im Jahre 1841 erfolgte Gründung des ‘Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben’ durch die “drei Freunde”, Zeichenlehrer Eduard Mauch, Finanzkammerassessor Friedrich Eser und Verleger Dr. Philipp Ludwig Adam<sup>13</sup>. In den Statuten des Vereins steht unter § 1: “Zweck des Vereins ist, Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben in allen Richtungen zu erforschen und die Denkmale derselben zu erhalten versuchen”<sup>14</sup>. So ist davon auszugehen, dass zur damaligen Zeit der Beschäftigung mit Geschichte, Kunst und Restaurierung auch seitens der Bevölkerung eine nicht geringe Aufmerksamkeit sicher war. Die zahlreichen Stiftungen und Geldspenden von Institutionen und Privatpersonen zur Restaurierung des Münsters und anderer Restaurierungsvorhaben sind dafür deutliche Beweise.

Doch zurück zu Friedrich Dirr. Er war, wie schon erwähnt, Lehrling der Bauhütte unter dem ersten Münsterbaumeister des 19. Jahrhunderts, Ferdinand Thrän, und erlernte zunächst das Steinmetz-Handwerk. Der Baumeister scheint nicht nur mit seinen Fähigkeiten für diesen Beruf und mit seinem besonderen zeichnerischen Talent zufrieden gewesen zu sein, sondern ihn auch menschlich geschätzt zu haben, wie in dem Aufsatz ‘Thräns Lebensgang’ von Carl Dieterlen nachzulesen ist: “Besonders schön war sein [Thräns] Verhältnis zu dem talentvollsten Zögling der Bauhütte, dem vortrefflichen Zeichner und Maler Friedr. Dirr, aus Erbach bei Ulm gebürtig, den Thrän wie einen Sohn liebte und der mit der Familie Thräns und später noch mit der einzigen Tochter Elise in engem freundschaftlichen Verkehr stand”<sup>15</sup>.

Doch wie hat man sich die weitere Entwicklung des zeichnenden “Wunderkinds” Dirr vom Steinhauer-Lehrling zu einem Kunstmaler und Restaurator vorzustellen? Nachdem in Ulm schon seit 1817 eine sonntags stattfindende Handwerkerschule existierte, die bereits ab etwa 1826 als so genannte Fortbildungsschule, d. h. eine Art von Gewerbeschule, für alle Lehrlinge obligatorisch war, ist anzunehmen, dass auch er diese Schule begleitend zu seiner Lehre besuchte<sup>16</sup>. Unterrichtet wurden hier zur damaligen Zeit die Fächer Technologie, Geographie, Chemie, architektonisches Zeichnen, freies Handzeichnen und Buchhaltung. Als Lehrer für die künstlerischen Fächer war einer der Gründer des Vereins, nämlich Eduard Mauch, bestellt, der seit Jahrzehnten schon “Zeichnungslehrer” am Ulmer Gymnasium war und der sich in vieler-

<sup>12</sup> Der Geist dieser Zeit wird hervorragend dokumentiert in dem 1861 entstandenen Aquarell von Vincenz Statz mit dem Titel: ‘Und fertig wird er doch!’ Vision der vollendeten Domtürme. Köln, Wallraf-Richartz-Museum.

<sup>13</sup> Vgl. Max *Ernst*: Neunzig Jahre Vereinsgeschichte. In: UO.Mitteilungen 28 (1932) S. 3-21.

<sup>14</sup> Statuten des Vereins. In: UO.Verhandlungen 1 (1843) S. 5.

<sup>15</sup> Carl *Dieterlen*: Thräns Lebensgang. In: UO.Mitteilungen 17 (1910/11) S. 3-18. Hier: S. 18.

<sup>16</sup> Vgl. Die Ulmische Gewerbeschule in ihrem Werdegang bis zum 1. Mai 1917. In: Festbericht zum 90-jährigen Bestehen derselben. Ulm 1917.

lei Hinsicht verdient gemacht hatte um die Ulmer Kunst der Spätgotik. Unter anderem kaufte er Werke dieser Epoche an, um sie vor dem Verfall zu retten, und gab schon 1840 zusammen mit Karl von Grüneisen das Buch 'Ulms Kunstleben im Mittelalter' heraus. Zeichenunterricht hieß zu jener Zeit vorrangig Abzeichnen und Kopieren von Gegenständen, zum Beispiel auch von Kunstwerken, und daher ist davon auszugehen, dass auch der junge Dirr sich durch intensives Zeichnen und Kopieren weiterbildete<sup>17</sup> (Abb. 3).

Langjähriger Vorstand im Stiftungsrat der Gewerbeschule und ihr großer Förderer war Konrad Dieterich Haßler, einer der aktivsten und vielseitigsten Ulmer dieser Zeit. Der studierte Theologe und Orientalist war Gymnasialprofessor, Politiker, Landeskonservator der Kunst- und Altertumsdenkmale Württembergs und ab 1850 auch Vorstand des Vereins für Kunst und Altertum, den er 1867 zugunsten der Leitung der Staatssammlungen Vaterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmale in Stuttgart aufgab (Abb. 4)<sup>18</sup>.

Diese drei Männer – Münsterbaumeister Ferdinand Thrän, Zeichenlehrer Eduard Mauch und Prof. Konrad Dieterich Haßler – hatten wohl großen Einfluss auf Friedrich Dirrs weitere berufliche Entwicklung und von ihnen erfuhr er auch noch nach seiner Ausbildung immer wieder berufliche Förderung, wie folgende Beispiele zeigen: Seinen ersten größeren Auftrag als Kunstmaler führte Dirr 1861 für die Kirche in Wipplingen aus. Hier standen damals umfangreiche Renovierungsarbeiten an der Bausubstanz an. So musste die beschädigte Decke des Schiffes erneuert, das veränderte Chorgewölbe wiedererrichtet und Rippen und Fenstermaßwerk ergänzt werden. Der damalige Pfarrer Kolb schreibt in seiner Pfarrbeschreibung unter dem Kapitel 'Die Kirchenrestauration betreffend': Durch die Baumaßnahmen *in der Kirche war große Zerstörung, sodass man daran dachte, bei dieser Gelegenheit auch inwendig zu restaurieren*. Es wurde eine neue Kanzel angefertigt, die Orgel wurde versetzt und die Empore, die sich an der Nordseite bis zum Chor hinzog, auf die Westseite des Schiffes beschränkt. Kolb schreibt weiter: *Früher waren an der Emporenbrüstung, welche oben fast die ganze Länge und Breite der Kirche einnahm, Brustbilder der Apostel, zum Theil sehr hässlich. Ich habe gegen Herausgabe der alten nun die jetzigen gestiftet. Sie sind nach alten Kupferstichen von Martin Schön, genannt Schongauer, einem Ulmer Maler und Kupferstecher aus dem Jahre 1440 gemalt von dem jungen, talentvollen Maler Dirr in Erbach*<sup>19</sup> (Abb. 5).

Konrad Dieterich Haßler betreute kraft seines Amtes als Landeskonservator die Wippinger Renovierungsmaßnahmen und Münsterbaumeister Thräns fachlicher Rat war zuvor ebenfalls eingeholt worden; so nimmt es nicht wunder, dass der damals zwanzigjährige Friedrich Dirr die Chance erhielt, hier sein Talent zu beweisen; aber auch der von der Bauhütte sehr geschätzte Ulmer Modell- und Bauschreiner Christoph Joos konnte sich über Aufträge für Wipplingen freuen; er fertigte den neuen Altar, die Kanzel und alle übrigen Schreinerarbeiten. Der

<sup>17</sup> Aus einer noch frühen Zeit seiner Tätigkeit als Maler hat sich in Privatbesitz ein Hausaltärtchen erhalten. Der Signatur nach hat Dirr dieses Werk 1855, also im Alter von nur 14 Jahren geschaffen.

<sup>18</sup> Zu Haßler vgl. Frank Raberg: Konrad Dieterich Haßler und das Ulmer Münster. Württembergs erster Landeskonservator rettete als "Reisender für das größte Haus Deutschlands" das Wahrzeichen der Donaustadt. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 38 (2009) S. 59-67.

<sup>19</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart 5275: Wipplingen. Pfarrarchiv 1838-1923. Bericht über die Kirchenrestauration. S. 8f.



Abb. 3 - Innenseiten der Flügel des Hutzaltars mit der Darstellung der Hl. Sippe. Martin Schaffner, 1521. Bleistiftzeichnungen Dirrs aus dem Skizzenbuch, um 1862 (Ulmer Museum).

bedeutende spätgotische Altar gelangte damals an die Nordwand des Kirchenschiffes; Friedrich Dirr sollte sich Jahre später mit seiner Restaurierung befassen. Ein weiteres interessantes Detail zur Wiederherstellung des Chorgewölbes ist noch erwähnenswert: Weil kein steinernes Gewölbe errichtet werden konnte, wurde Dr. Gustav Leube, der Gründer der Zementindustrie im Blautal, um Rat gefragt. Dieser schlug *ein in sich zusammenhängendes [Gewölbe] von Cement, das auf hölzernen Rippen und gerosteten Brettern aufgetragen ist*<sup>20</sup>, vor, das dann am Wippinger Chor auch zur Ausführung kam.

<sup>20</sup> Ebd.



Abb. 4 - Carikatur auf Prof. Haßler, Bleistiftzeichnung aus dem Skizzenbuch, um 1861 (Ulmer Museum).

Aus der ersten Hälfte der 1860er-Jahre haben sich weitere malerische Werke Dirrs erhalten. Im Ulmer Museum ist ein ehemaliges Epitaph oder Hausaltärchen deponiert, das aus einer Erbacher Mühle stammen soll. Es zeigt eine Darstellung der Beweinung Christi im Mittelteil und stehende Heilige auf den Flügeln, die ebenfalls nach spätmittelalterlichen Stichen gemalt sind und das gleiche nazarenisch süße Kolorit zeigen wie die Emporenbilder in Wipplingen.

In Lonsee verhalf Münsterbaumeister Thrän Dirr erneut zu einem Auftrag: Nachdem der Chor der alten ev. Pfarrkirche St. Martin 1863 von Thrän neu gestaltet worden war, entwarf Carl Friedrich Beisbart<sup>21</sup> in neugotischem Stil eine neue Kanzel, den Taufstein, den Orgelprospekt und einen neuen Altar, für den Dirr ein Gemälde der Kreuzigung ebenfalls nach einem Schongauerstich malen durfte. 1864 entstanden schließlich für die ev. Pfarrkirche St. Michael in Luizhausen ein Altarbild mit Abendmahlsdarstellung, Beweinung und Ölberg und 1866/67 für die ev. Pfarrkirche St. Ulrich in Neenstetten acht Emporenbilder mit Darstellungen aus der Jugend Christi.

Doch auch für seinen Heimatort Erbach war Dirr in dieser Zeit tätig. Ab 1866 wurde dort ein neuer großer Ölberg an der Nordseite der Pfarrkirche St. Martin auf dem ehemaligen Friedhofsgelände errichtet. In einem ziegelgedeckten, gemauerten Gehäuse befindet sich über einem Kalksteinsockel ein Schrein, in

<sup>21</sup> Carl Friedrich Beisbart (1809-1878), Architekt und Gestalter von kirchlichen Ausstattungsstücken in Stuttgart.



Abb. 5 - Aposteldarstellungen von Dirr nach Kupferstichen Martin Schongauers an der Emporenbrüstung der Wippinger Kirche, entstanden 1861 (Wolfgang Adler, StadtA Ulm).

dem die polychrom gefassten Holzskulpturen der Ölbergszene vor einem gemalten Landschaftshintergrund platziert sind. Verschlussen wird der Schrein durch zwei doppelseitig bemalte hölzerne Flügeltüren. Laut den im Pfarrhaus vorhandenen Akten<sup>22</sup> hat Dirr die Skizzen für die Flügelmale geliefert und die Inschrift in den Sockel gemeißelt. Maler- und Bildhauerarbeiten und auch alle Handwerkerlose waren jedoch anderweitig vergeben worden.

Die Jahre bis 1874 bescherten Dirr außer den genannten Aufträgen auch viele weitere kleine Auftragsarbeiten für die Veröffentlichungen des Vereins für Kunst und Altertum. Er zeichnete Illustrationen für die Vortragsreihe Mauchs mit dem Titel 'Bausteine zu Ulms Kunstgeschichte', wie z. B. die Denkmäler der Grundsteinlegung von Münster und Wengenkirche, Wappen, Grabsteine, Meister- und Steinmetzzeichen. Auch die Farbendrucke in den Vereinsheften wurden nach seinen Zeichnungen reproduziert<sup>23</sup>.

<sup>22</sup> Vgl. Pfarrarchiv Erbach, Bausachen 1865-1869.

<sup>23</sup> Folgende kolorierte Zeichnungen fertigte Dirr zur Veröffentlichung im Vereinsorgan an: 1. Wandgemälde am ehemaligen Frauenthor-Turm. In: UO.Verhandlungen N. R. 2 (1870). 2. 'Ulm's ältestes Holzbild' (Palmesel). In: UO.Verhandlungen N. R. 3 (1871) und als Druck aufbewahrt im StadtA Ulm F 3 Ans. 523. 3. Rückwand des Heerberger Altars und Selbstportrait Zeitbloms. In: UO.Verhandlungen N. R. 6 (1874) S. 26-28. 4. Gründungsrelief vom Brautportal, in: UO.Verhandlungen N. R. 1 (1869) und N. R. 2 (1870).- Die beiden letzten Zeichnungen erschienen allerdings nicht im Druck.

Wie lange Dirr nach Beendigung seiner Lehre weiterhin Hüttenmitglied war und ob er anschließend weitere Studien der Malerei außerhalb Ulms erfahren durfte, konnte bisher nicht geklärt werden. Doch sind seine Aufgaben auch in den Sechzigerjahren des Jahrhunderts sehr eng mit dem Münster verbunden, so dass man von einer längeren Anstellung an der Bauhütte auch nach der Lehr- und Gesellenzeit ausgehen sollte.

Von ersten eigenhändigen Restaurierungsarbeiten Dirrs erfahren wir anlässlich der Arbeiten an der Valentinskapelle unter Münsterbaumeister Thrän. Der geplante Abriss des sog. Schmalzhäusles im Jahre 1859 war durch couragiertes Eingreifen Eduard Mauchs vermieden worden, und so wurde in den Jahren 1864 bis 1866 die Sanierung der inneren und äußeren Bausubstanz der Kapelle nötig. Dirr war damit beauftragt, beschädigte Schlusssteine des Gewölbes zu ergänzen sowie ihre Bemalung und die der Rippen und Zwickel aufzufrischen.

Ebenfalls im Jahre 1866 gewann das Thema Restaurierung der Chorfenster des Ulmer Münsters erneute Aktualität: Nachdem schon Mitte des Jahrhunderts das Kramer- und das Ratsfenster wiederhergestellt worden waren, stellten nun sowohl Stiftungsrat als auch der Verein für Kunst und Altertum fest, dass eine Restaurierung von vier weiteren Chorfenstern dringend in Angriff genommen werden musste – die Restaurierung des Johannesfensters, der beiden Marien- und des Medaillonfensters, alle kurz vor bzw. um 1400 entstanden. Auch bei diesem Unternehmen war Friedrich Dirr beteiligt. Hasslers Sohn Dietrich schreibt dazu in der Biographie seines Vaters: „Die letzte Kraft, die H. [Haßler] dem Münster widmete, galt den Glasgemälden des Chores, die infolge des Unwetters, des Unverstands und des Eigennutzes der Menschen in einem solchen Zustande sich befanden, dass man bei den meisten kaum mehr ein Bild in ihnen erkennen konnte. [...] Erst durch längeres Studium der Legenden gelang es H. zu enträtseln, was wohl der Gegenstand der Darstellung sein müsse; aufgrund hiervon entwarf Maler Friedrich Dirr aus Erbach mit Verständnis und glücklicher Kombinationsgabe die Farbenskizzen, welche der Glasmaler Kellner von Nürnberg ausführte“<sup>24</sup>. Dirrs Skizzen haben sich erhalten und werden zusammen mit vielen weiteren Entwürfen und Zeichnungen im Ulmer Stadtarchiv aufbewahrt<sup>25</sup> (Abb. 6).

Die Fenster sind maßstabgerecht aufgenommen; über der Zeichnung zum Beispiel des Medaillon-Fensters notierte er: Das sog. Maßwerk wurde um ein Sechstel Theil der natürl. Größe, 40 Centimeter breit und 46 Centimeter hoch gezeichnet. Mit bunten Farben und graphischen Strukturen kennzeichnete Dirr die unterschiedlichen Erhaltungszustände der einzelnen Scheiben. An den Seiten finden sich schriftliche Kommentare Haßlers, die Angaben für den Glasmaler erhalten oder korrigierend eingreifen. Heute würde man diese Zusammenarbeit des kunsthistorisch und ikonographisch versierten Professors Haßler und des Zeichners und Restaurators Dirr als interdisziplinäre Zusammenarbeit bezeichnen, deren Ziel die Erstellung einer Schadenskartierung und die Erarbeitung eines Restaurierungskonzeptes war und die anschließend dem ausführenden Glasrestaurator als Vorgabe dienen konnte – eine unumgängliche Vorbereitung jeglicher Restaurierungsmaßnahme und auch heute noch gängige Praxis<sup>26</sup>.

<sup>24</sup> Dietrich *Haßler*: Dr. Konrad Dietrich Haßler. In: Münsterblätter 5 (1888) S. 1-29.

<sup>25</sup> StadtA Ulm F9 WUK 13 fol. 18r/v.- *Ebda.*, fol. 16r.

<sup>26</sup> In den Hüttenbüchern und Rechnungsbüchern (Regesten) zur Glasmalerei im Ulmer Münster finden sich im Ulmer Stadtarchiv unter StadtA Ulm B 372/133 Einträge zu den Glasfenster-Restaurierungen der



Abb. 6 - Schadenskartierung des Freuden-Marienfensters (Chorfenster süd III) an der Südsüdostseite des Chores im Ulmer Münster, 1866 (StadtA Ulm).

Vermutlich verdanken wir der Initiative des ‘Vereins für Kunst und Alterthum’ und dem tatkräftigen Einsatz Friedrich Dirrs auch die Erhaltung des Wandgemäldes der ‘Taufe Christi’, das um 1430/40 von einem Mitarbeiter Hans Multschers für eine Wandnische der Franziskanerkirche gemalt worden war und das heute in der ehemaligen Dreifaltigkeitskirche untergebracht ist. Dieses Wandgemälde war jahrhundertlang unter einer weißen Tünche verborgen und kam erst kurz vor Abbruch des Barfüßerklosters 1874 zusammen mit einem anderen Freskenzyklus wieder zum Vorschein. Die ‘Taufe Christi’ konnte damals rechtzeitig abgenommen und, auf einen hölzernen Hilfsbildträger fixiert, erhalten werden – ein Verfahren, das nachweislich schon lange bekannt und auch häufig angewandt worden war<sup>27</sup>. Für die anderen Wandgemälde, wohl um 1460

Jahre 1866 bis 1873. Über diese Zeit erstreckte sich die Arbeit Dirrs an den Kartons für die vier Chorfenster, unterbrochen durch den Krieg 1870. In einem Brief vom 16. Mai 1872 an Oberbürgermeister von Heim klagt Dirr über schlechte Behandlung von Seiten der die Restaurierung ausführenden Glasmaler der Firma Kellner aus Nürnberg, aber auch seitens seines Auftraggebers Prof. Haßler, der ihn angeblich nicht pünktlich ausbezahlt (StadtA Ulm B 372/133, Nr. 2). 1873 wird seinen Geldforderungen teilweise entsprochen, er bekommt anstatt der geforderten 312 fl. jedoch nur 213 fl. und 2 Groschen.

<sup>27</sup> Dirr hat das Fresko auch gezeichnet. Vgl. StadtA Ulm F9 WUK 121, Nr. 1. Veröffentlicht wurde diese Zeichnung. In: UO. Verhandlungen N. R. 7 (1875).

entstanden und Szenen aus dem Leben Christi darstellend, gab es in der Kürze der Zeit keine Rettung mehr. Doch hat Dirr, wie der Kunsthistoriker Max Schefold 1931 in seinem Aufsatz zur Baugeschichte der Ulmer Barfüßerkirche schreibt<sup>28</sup>, sich “noch in letzter Stunde der Mühe unterzogen, die Wandbilder in einer größeren Zahl von Kartons festzuhalten”. Die Blätter werden im Stadtarchiv Ulm (F9 WUK Nr. 121) aufbewahrt; es sind einerseits kolorierte Nachzeichnungen, andererseits aber auch echte Pausen auf Pergamentpapier, die sowohl das Aussehen als auch die originale Größe der zerstörten Wandbilder überliefern. Den typischen Stil der Spätgotik vermögen Dirrs Pausen allerdings nicht zu vermitteln, wie Schefold schreibt: “So sehr sich Friedrich Dirr damals mit den Aufnahmen, die auf über vierzig Einzelblätter verteilt sind, auch Mühe gegeben hat, so geben sie uns heute doch eher Aufschlüsse über die Gesamtdisposition als über den Stil der Malereien, der naturgemäß nur schwer aus der so subjektiven Interpretation Dirrs herausgelesen werden kann. Die Figuren zeigen durchweg die akademisch-nüchterne Auffassung des Kopisten, der alles veredelt und verschönt wissen will und seiner persönlichen nazarenisch gerichteten Manier freien Lauf lässt”.

Ein Versuch, auf technologischem Wege auf die Spur des Künstlers oder der ausführenden Werkstatt dieses Zyklus zu kommen, war bisher nicht erfolgreich: Eine der Pausen zeigt die Darstellung des Pilatus. Er ist mit einem Brokat-Gewand gekleidet. Gemusterte Brokatstoffe sind in der Spätgotik häufig dargestellt worden. Weil die Herstellung dieser Muster aber sehr aufwendig war, wurden sie oft mit Hilfe von Schablonen nach einem in der Werkstatt vorhandenen Bestand an Vorlagen in einem geschnitzten Model reproduziert. Findet man nun gleiche oder sehr ähnliche Muster an verschiedenen Kunstwerken, so kann man im besten Fall Aufschlüsse über Zusammenhänge und Beziehungen zwischen den Werkstätten erhalten. Leider ist bisher noch kein dem Brokat des Pilatus vergleichbares Muster an anderen Werken namentlich bekannter Ulmer Maler der Spätgotik gefunden worden, das eine Zuschreibung ermöglichen würde (Abb. 7).

Interessant ist das Thema Barfüßerkloster auch in anderer Hinsicht: Im Streit um Erhaltung oder Abriss des Klosters und seines so genannten Kirchles waren Münsterbaucomité, Gemeinderat und Bürgerausschuss nahezu geschlossen für den Abriss, um die propagierte “Domfreiheit” zu gewährleisten. Der Verein und hier als Vordenker vor allem Eduard Mauch sowie der damalige Landeskonservator des Königreichs Eduard von Paulus, der Nachfolger Haßlers in diesem Amt, waren jedoch dagegen. Sie argumentierten damit, dass zumindest die Kirche ihres Alters wegen zu erhalten sei. Außerdem würden sich die Gebäude vortrefflich als Ausstellungsräume eignen oder als Unterkunft für die Bauhütte, und sie bildeten für den Münsterplatz “einen Abschluss, wie er nicht besser gedacht werden könne”<sup>29</sup>.

Der Verein hatte schon kurz nach seiner Gründung begonnen, eine Sammlung historisch und kunsthistorisch wertvoller Gegenstände anzulegen. Sie

<sup>28</sup> Max Schefold: Zur Baugeschichte der Ulmer Barfüßerkirche. In: Blätter für Württembergische Kunstgeschichte 35 (1931) S. 231-233.

<sup>29</sup> Eduard Mauch: Zum Abriss des Kirchle. In: UO. Verhandlungen N. R. 5 (1873) S. XII und UO. Verhandlungen N. R. 6 (1874) S. 23.





Abb. 7 - Pause  
der Pilatusdarstellung.  
Zerstörtes Fresko  
in der 1874 abgerissenen  
Barfüßerkirche,  
entstanden um 1460  
(StadtA Ulm).

wurde durch Ankauf und durch Geschenke laufend erweitert, ohne dass man über geeignete Räumlichkeiten für eine ständige Präsentation verfügte. Ein großer Teil der heutigen Museumsexponate in den Abteilungen Spätgotik, Zunft und Stadtgeschichte des Ulmer Museums geht auf diese Sammeltätigkeit zurück. So nimmt es nicht wunder, dass der Plan der Einrichtung einer "Lokalen Kunst- und Gemälde-Galerie" jahrzehntelang in den Vereinssitzungen immer wieder zur Sprache kam<sup>30</sup> und sogar überlegt wurde, Werke der alten Ulmer Kunst, die in Kirchenbesitz waren oder deren Erwerb die finanziellen Möglichkeiten des Vereins überstieg, wenigstens in Form eines Gipsabdrucks zu erwerben<sup>31</sup>. Friedrich Dirr bietet dem Verein in einem Brief vom 5. Dezember 1877 seine Hilfe bei der Beschaffung solcher ersehnter Kunstwerke an; er schreibt: *[...] so hatte ich unlängst einen geschäftl. Gang nach Wiesensteig, wobei ich meinen Weg über das wild romantisch Drackenstein aus dem einzigen Grund machte weil Mauch Gemälde aus der Ulmer Schule hervor hebt, die sich in der dortigen Kirche befinden sollen. Außer Grabsteinen des 16. Jahrh. traf ich keinen alten Hutz mehr in dem Kirchlein, denn die Bilder mussten einer sog Restauration der Kirche weichen und sie wurden mir zum Entsetzen als ich*

<sup>30</sup> In der Sitzung des Vereins vom 1. Okt. 1869 "kommt die vom Verein schon von Anfang an beabsichtigte Gründung einer Lokalgalerie von Werken der schwäbischen Malerschule zur Erörterung". In: UO.Verhandlungen N. R. 2 (1870) S. V.

<sup>31</sup> Die "planmäßige Erwerbung von Gipsabgüssen von Werken Ulmer und oberschwäbischer Meister" wird angeregt, da man dadurch ohne große Kosten die Sammlung erweitern könne. In: UO.Verhandlungen N. R. 7 (1876) S. 58.



Abb. 8



Abb. 9

*danach fragte, in bedauerlichstem Zustand auf dem Dachboden der Kirche gezeigt. Es sind dies zwei sehr schöne Altarflügel etwa 4' hoch u. 2,5'o breit auf jeder Seite zwei Heilige, zusamm. 8 Figuren mit dem Wappen Wernau, Helfenstein u. Weidenstetten. Würde man die Bretterdicke in der Mitte versägen u. die Gemälde ihrer nothwendigen Restauration unterziehen, würde man vier Tafeln von wahrer Kostbark. für Ulm gewinnen. Verkauft werden sie, es fragt sich nun ob Mittel für deren Erwerb vorhanden so habe ich ermittelt: daß etwa 300 Gulden verlangt werden. Ich würde mich zu deren Acquisition gerne bereit erklären, wenn die hierzu erforderliche Müheentschädigung zugesichert würde. Sind aber keine Aussichten vorhanden, wäre es / mir recht angenehm zu erfahren, denn im anderen Falle würdt ich sorgen daß sie in anderen ehrlichen Besitz kommen als sie der schändlichen Hand einer Kunsthyäne verfallen<sup>32</sup>.*

Vermutlich handelt es sich bei diesen Tafeln um die heute in Berlin aufbewahrten beidseitig bemalten Flügelbilder des Drackensteiner Altars, die trotz Dirrs Bemühungen nicht nach Ulm gelangten, sondern 1878 bei einer Versteigerung zunächst an einen Restaurator Mayer in Wiesensteig, dann an die Sammlung Walcher in Stuttgart und schließlich in die Gemäldegalerie nach Berlin gingen<sup>33</sup>. Sie entgingen glücklicher Weise der "Versägung", die Dirr so anpreist, da sie aus

<sup>32</sup> StadtA Ulm F 9 WUK 14: Brief an Vereinsvorstand Friedrich Pressel.

<sup>33</sup> Vgl. Heribert Meurer: Flügelaltäre der Spätgotik. In: Gotik an Fils und Lauter. Weißenhorn 1986. S. 148-160.



Abb. 8-10 - Relief mit der Darstellung des Marientodes, um 1520, Werkstatt Niklaus Weckmann, Böttingen: 1. Zustand nach der Restaurierung durch Dirr/Müller, Abbildung im Oberamtsband von 1914, 2. Zeichnung des Zustands nach der Restaurierung, Veröffentlichung in UO und 3. heutiger Zustand nach der Freilegung auf die originale Fassung (Kat. Meisterwerke Massenhaft).

Abb. 10

zwei vier Gemälde zaubere, und die damals eine sehr beliebte restauratorische Maßnahme war<sup>34</sup>.

Doch der eben zitierte Brief informiert uns noch über weitere Pläne Dirrs: *Ferner: läge mir noch ein zweiter Schatz für Ulm am Herzen, es wäre dies das Böttinger Skulpturenwerk 'Der Tod der Maria' welchen Sie ja kennen, u. auch in der Ausstellung der Ulmer Malerschule seinen Platz fand. Es wäre in der That von Interesse für Ulm daß ein Gipsabdruck davon genommen würde; dies müsste freilich geschehen ehe ich mit der Restauration beginne. Für letztere bin ich bedacht wenn ich wieder nach Haus komme. Wäre es nicht möglich die hierfür erforderlichen Mittel aufzutreiben? Schade, wenn diese schöne Gelegenheit nicht benutzt werden kann*<sup>35</sup> (Abb. 8-10).

Das ursprünglich aus der Deutschordenskirche in Ulm stammende Relief gehörte der Böttinger Familie Keller, die es 1878 restaurieren ließ. Mit der Arbeit am Relief war Dirr beauftragt. Er vergab die Anfertigung der neuen Pressbrokatmuster wohl weiter an den Ulmer Fassmaler Friedrich Müller<sup>36</sup> und führte selbst

<sup>34</sup> Die 1838 von Mauch erworbenen und der Sammlung des Vereins überlassenen Tafeln des Wengentalars waren 1869 "noch nicht geteilt, so seien nicht nur deren Rückseiten dem Beschauer verborgen, sondern leiden dieselben unter Umständen insbesondere durch den Temperaturwechsel der Wandung". In: UO, Verhandlungen 1 (1870) S. 5.

<sup>35</sup> StadtA Ulm F 9 WUK 14: Briefe Nr. 4 vom 5. Dez. 1877.

<sup>36</sup> Friedrich Müller, Ulmer Kirchenmaler, Fassmaler und Vergolder. Vermutlich identisch mit dem Kopisten Friedrich Müller sen.

die Übermalung der Inkarnatpartien aus. Außerdem entwarf er eine "streng-gothische Kapelle", in der das Werk heute noch aufbewahrt wird<sup>37</sup>. Ein Gipsabdruck des Reliefs ist nicht erhalten, daher ist anzunehmen, dass der Plan eines Abdrucks vor der Restaurierung nicht ausgeführt worden ist. Was es für ein Kunstwerk mit losen und lockeren originalen Fassungsartien bedeutet, abgegossen zu werden, kann man sich unschwer ausmalen.

Doch die Jahre ab 1870 hielten für Friedrich Dirr außer erfreulichen Aufträgen auch Verluste bereit: So starben sein alter Zeichenlehrer Eduard Mauch 1874, Prof. Konrad Dieterich Haßler 1873 und sein Lehrmeister Ferdinand Thrän bereits im Jahre 1870. Mit dessen Nachfolger, Münsterbaumeister Ludwig Scheu, scheint es offensichtlich immer wieder Differenzen gegeben zu haben, wie einigen Briefen Dirrs zu entnehmen ist<sup>38</sup>.

Unter anderem musste er auf die Bezahlung für die Rettungsmaßnahme an dem Kirchles-Fresko und für die Pausen des Freskenzyklus bis Sommer 1883, also fast neun Jahre, warten. Zu dieser Zeit war Münsterbaumeister Scheu selbst schon verstorben.

Außer dem oben zitierten Brief besitzt das Stadtarchiv Ulm neun weitere Briefe Dirrs aus den Jahren 1876 bis 1884. Sie sind alle an den Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Pressel gerichtet, mit dem Dirr nach dem Tod seiner früheren Gönner regen Kontakt pflegte. Pressel war neben seinem Lehrerberuf auch Mitglied im Münsterbaucomité, seit 1868 aber vor allem wissenschaftlicher Leiter und Bibliothekar des Vereins und ab 1875 bis zu seinem Umzug nach Heilbronn 1878 auch sein zweiter Vorstand. Er half Dirr weiter, wenn dieser in Geldnöten war, beriet ihn zu ikonographischen Fragen bei Restaurierungsarbeiten<sup>39</sup> und verschaffte ihm kleinere Illustrationsaufträge<sup>40</sup>.

Anlässlich der Planung der Festveranstaltungen für das 500. Jubiläum der Münstergründung am 30. Juni 1877<sup>41</sup> wurde im Münsterbaucomité neben den weiteren Maßnahmen am Bauwerk eine "gründliche Wiederherstellung und Erneuerung der Innenausstattung des Münsters" beschlossen, die teilweise bis zum Jubiläumstermin fertig gestellt werden konnte, sich aber in vielen Bereichen noch bis in die 1880er-Jahre hinzog. Dirr erhielt zwar den Auftrag der Neufassung des Reliefs der Grundsteinlegung, mit so bedeutenden Arbeiten aber

<sup>37</sup> Vgl. Zeitungsartikel über das Relief des Marientodes und die Kapelle in Böttingen. In: Der Blaumann. Blaubeuren (1879).- Hinweis zur Restaurierung sowie Zeichnung des Reliefs. In: Münsterblätter 2 (1880) S. 79.- Abbildung des Reliefs. In: KDM Donaukreis. Oberamt Blaubeuren. Stuttgart 1914. S. 391. Tafel 3.

<sup>38</sup> Zum Beispiel im Brief vom 20. Sept. 1876 (wie Anm. 32): *Ich habe mir meine Kirchles Angelegenheiten nach allen Seiten überlegt, Münsterbaumeister Scheu kam gestern jedenfalls in Verlegenheit weil er mit der Bereinigung der vom Kirchle angefertigten Copien keine Vermittlung findet; ich kann mich recht gut in seine Verhältnisse denken, die Kirchlesgeschichte hat ihn ja in die unangenehmste Lage gebracht.*

<sup>39</sup> StadtA Ulm F 9 WUK 14 (Brief vom 3. Okt. 1877 aus Blaubeuren): *Verehrter Herr Professor! Am Chor unserer Klosterkirche sind drei große Schlusssteine, welche ich gegenwärtig restauriere; [...] jede Figur ist mit einem Spruchband versehen. Nun ist aber jener Schlussstein mit der Maria derart verdorben, dass ich diesen modellieren und nachmeißeln fast alles ergänzen muß. Von der Schrift auf dem Band ist nur noch vorliegendes vorhanden. Was soll ich nur aus dieser Schrift machen! Wenn Sie mir nicht rathen können weiß ich nicht zu helfen.*

<sup>40</sup> Vgl. Friedrich Pressel: Ulm und sein Münster. Festschrift zur Erinnerung an den 30. Juni 1377. Ulm 1877. Die Buchstabeninitialen sind Entwürfe Friedrich Dirrs.

<sup>41</sup> Dirr war in die Planungen der Festausschüsse für die Ausstellung und die Festschrift mit eingebunden. Vgl. Münsterblätter 1 (1878) S. 25.

wie der Restaurierung des Hutzaltars von Martin Schaffner und Niklaus Weckmann oder der Freilegung des Freskos des 'Jüngsten Gerichts' über dem Triumphbogen, vermutlich aus der Werkstatt Hans Schüchlins, wurden berühmtere Kollegen betraut. So restaurierte Konservator Prof. Hauser<sup>42</sup> die Gemälde Schaffners auf den Flügeln und der Predella des Hutzaltars, die extra dafür nach München transportiert wurden. Die Holzergänzungen an den stark vom Wurm zerstörten Reliefs und an der Bekrönung erfolgten durch einen Schreinermeister Kraus, der Ulmer Fassmaler und Vergolder Röhrle<sup>43</sup> führte eine Neufassung der Skulpturen und der Altararchitektur aus. Die umfangreiche Freilegung und Wiederherstellung des Freskos geschah durch den Münchner Historienmaler Leopold Weinmayer<sup>44</sup> in weniger als vier Wochen und wurde allseits sehr bewundert und gelobt<sup>45</sup>. Doch profitierte auch Friedrich Dirr insofern von den Feierlichkeiten des Münsterjubiläums, als er beteiligt war am Aufbau der großen Ausstellung von Werken der alten Ulmer Malerschule, die im Sommer 1877 für einige Wochen in Ulm zu sehen war<sup>46</sup> und deren Exponate von überallher zusammengetragen worden waren. Dirr erhielt anschließend eine Reihe großer Restaurierungsaufträge, die ihn bis ans Lebensende beschäftigen sollten.

Im zweiten Jahrgang des Korrespondenzblattes von 1877 (Ulm und Oberschwaben), Hefte sieben bis neun, wird diese Präsentation besprochen von dem Maler Max Bach, einem der Kuratoren der Ausstellung und gleichzeitig damaliger Kurator des Vereins. Es ist eine erste wichtige Zusammenstellung der zu dieser Zeit bekannten Werke spätgotischer Ulmer Kunst. Anhand kurzer Zitate aus dieser Ausstellungsrezension Bachs sollen die im Anschluss an die Präsentation vorgenommenen Restaurierungsmaßnahmen an den Werken erläutert werden, um einen Überblick über die von Dirr und seinen Kollegen damals angewandten Restaurierungsmethoden zu erhalten: "An der Fensterwand hängen 2 leider sehr beschädigte Bilder aus Scharenstetten bei Ulm. Dieselben stellen die Anbetung der h. 3 Könige und den Tod der Maria dar und sind keinem bestimmten Meister zuzuschreiben, an Ulmer Schule ist nicht zu denken, sie tragen ein ganz fremdes, man möchte fast sagen italienisches Gepräge"<sup>47</sup>, schreibt Bach. Heute wissen wir, dass die Flügel um 1450 von einem Mitarbeiter Multschers gemalt worden sind. Anbetung der Könige und Ma-

<sup>42</sup> Prof. Alois Hauser d. Ä., Maler und Bilderrestaurator, 1875 an die Alte Pinakothek nach München berufen; restaurierte dort unter anderem den Baumgartner-Altar Dürers und 1877 die Malereien an Flügeln und Predella des Schaffner-Altars und das Schongauer-Altärchen im Ulmer Münster.

<sup>43</sup> Johann Röhrle, Vergolder und Fassmaler in Ulm; restaurierte Skulpturen und Schreinfassung des Schaffner-Altars und des Scharenstettener Altars. Außerdem tätig an den Altären in Beimerstetten, Asselfingen und Göttingen und 1881 an den Wiederherstellungsarbeiten der 21 Holzskulpturen von Niklaus Weckmann zusammen mit dem Ulmer Bildhauer Erhardt am Hauptportal des Ulmer Münsters.

<sup>44</sup> Leopold Weinmayer, Historienmaler in München.

<sup>45</sup> Vgl. Programm für die Wiederherstellung und Ausschmückung des Ulmer Münsters im Innern. In: Münsterblätter 1 (1878) S. 75-80. - Bericht über die Arbeiten, Baubericht 1878-1879 von Münsterbaumeister Ludwig Scheu. In: Münsterblätter 2 (1879).

<sup>46</sup> Die Gründung einer 'Lokal - Kunst und Gemäldegalerie' ist schon seit dem Jahre 1869 ein immer wiederkehrendes Thema in den Vereinssitzungen. In: UO.Verhandlungen 2 (1870) S. IV. Da sie nicht zustande kommt, obwohl der Verein sich immer wieder mit diesem Thema auseinandersetzt, wird für das Jubiläum eine temporäre Ausstellung von Werken der alten Ulmer Malerschule eingerichtet. In: UO.Korrespondenzblatt 2 (1877) S. 40.

<sup>47</sup> UO.Korrespondenzblatt 2 (1877) S. 50.

rientod bilden die Innenseiten, außen ist über beide Flügelseiten hin eine Szene aus dem Leben des Hl. Georg dargestellt. Dirr erhielt den Auftrag zur Restaurierung dieser Flügel 1878 und arbeitete zwischen 1879 und 1883 daran. Die fünf Schreinfiguren erfuhren erst 1889 eine Übermalung durch den Fassmaler und Vergolder Röhrle, der auch am Hutzaltar tätig war. Bei der erneuten Restaurierung 1958 durch Restaurator Fritz Rieber wurden die Überfassungen an Schrein und Skulpturen wieder abgenommen, auf eine Freilegung der originalen Gemäldeoberflächen wurde jedoch verzichtet, sieht man von Kopf und oberem Teil des Brustpanzers des Hl. Georg ab.

Im Protokoll der 1958 vorgenommenen Untersuchung der Flügel am Wehlte-Institut, heute Institut für Technologie der Malerei an der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, sind folgende Untersuchungsergebnisse verzeichnet: "Die Innenseiten der Flügel sind vor allem in den figürlichen Teilen weitgehend intakt. Die Goldgründe sind bei beiden Flügeln neu. An den Rändern und in den oberen Teilen (z. B. die Krippe) sind ebenfalls größere Teile vollständig ergänzt. Die Außenseiten sind – zumindest in der Oberfläche – nahezu vollständig ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Lediglich der Kopf des Hl. Georg und die Gebäude des rechten Flügels weisen noch originale Oberfläche auf. Unter der Übermalung befinden sich nur einzelne bruchstückhafte Schollen des originalen Malgrunds, auf dem sich vermutlich auch noch originale Malerei befindet". Die Untersuchung wurde mittels UV- und Röntgenstrahlung gemacht, die Röntgenaufnahmen sind erhalten. Auf der Röntgenaufnahme des linken Flügels sind die Holzmaserung der Nadelholztafel, eine in der rechten Bildhälfte verlaufende Brettfuge und die Abklebung des Holzes mit Leinengewebe sichtbar. Der gut zu erkennende Kopf des jungen Königs samt Kopfbedeckung von der Anbetungsdarstellung der Flügelinnenseite ist in Grundierung und Malschicht original, weist aber starke Beschädigungen auf. Nimbus und Hintergrund sind erneuert. Auf der Flügelaußenseite befindet sich im selben Ausschnitt der Pferdekopf der Darstellung des Georg, der durch seinen hohen Bleiweißanteil in der Röntgenaufnahme zwar besonders gut sichtbar, in diesem Zusammenhang jedoch nicht relevant ist (Abb. 11-12).

Man kann mit Hilfe dieser Röntgenaufnahme den Arbeitsablauf der "Restauration" Friedrich Dirrs relativ gut nachvollziehen: Er scheint zunächst wichtige Malschichtbereiche, vor allem die Figuren, mit der Reißnadel umrissen und dadurch markiert sowie etwas gefestigt zu haben. Ihm unwichtige, stark zerstörte Bereiche wie zum Beispiel den Hintergrund oder auch die Nimben hat er ohne Hemmungen ganz abgeschabt. Anschließend wurden die zerstörten Partien und die Fehlstellen in den erhaltenen Originalbereichen völlig neu grundiert und bemalt und im Hintergrund vergoldet. Dirr war schließlich auch so frei, den Fond mit einem gravierten Granatapfelmotiv zu schmücken, obwohl, wie wir heute wissen<sup>48</sup>, die Malereien der Multscher-Schule niemals originale Ornamente dieser Art aufweisen.

Im Vergleich mit heutigen Methoden der Gemälde- und Skulpturenrestaurierung, die darauf zielen, jedwede noch so minimale originale Partie zu erhalten,

<sup>48</sup> Vgl. Evamaria Popp: Tafelbilder aus dem Umkreis Hans Multschers. Maltechnischer Aufbau und technologische Untersuchung. In: Ulmer Museum (Hg.): Hans Multscher. Bildhauer der Spätgotik in Ulm. Ausstellungskatalog. Ulm 1997. S. 215f.



Abb. 11-12 - Linker Flügel des Scharenstettener Altars: Kopf des jungen Königs aus der Anbetung als Röntgenaufnahme und als Auflichtaufnahme (Landesamt für Denkmalpflege; Evamaria Popp).

wirken diejenigen des 19. Jahrhunderts wenig sensibel, um nicht zu sagen rigoros. Die unbedingte Erhaltung aller originalen Substanz hatte damals noch keine Priorität. Doch auch Dirr schien dem Erfolg seiner Vorgehensweise offenbar nicht ganz zu trauen. Er fertigte vorsichtshalber von den Figuren aller vier Flügelseiten vor Arbeitsbeginn Pausen an, die ihm im Notfall als Malvorlage dienen konnten<sup>49</sup> (Abb. 13 und 14).

Doch zurück zur Ausstellung der Ulmer Malerschule im Sommer 1877. Max Bach schreibt in seiner Besprechung: "Der ältere Ulmer Meister Hans Schüchlin [...] ist in der Ausstellung leider nur schwach vertreten; sein einziges beglaubigtes Werk, der Altar zu Tiefenbronn, war leider nicht zu bekommen". Die Gemälde dieses 1469 entstandenen Altars waren zwischen 1859-62 von dem Maler und Restaurator Prof. Franz von Schmitt<sup>50</sup> restauriert worden. In seinem Kostenvoranschlag beschreibt er seine Arbeitsweise an den Fehlstellen folgen-

<sup>49</sup> Vgl. StadtA Ulm F9 WUK Nr. 13: Pergamentpausen, schraffiert und gehöhlt, von den Flügelgemälden des Scharenstettener Altars.

<sup>50</sup> Prof. Franz von Schmitt (1816-1891), Maler und Restaurator aus Frankenthal.



Abb. 13 - Pause der Gewandfigur  
des jungen Königs,  
Scharenstettener Altar (Stadt A Ulm).

dermaßen: “[...] diese Stellen müssen sorgfältig [...] grundiert, geschliffen und in dem alten Farbton retouchiert werden. [Die Gemälde] sollen überhaupt so hergestellt werden wie sie ursprünglich aus der Hand des Künstlers hervorgegangen sind, [so dass] Kunstkenner die [Fehl-]Stellen nicht mehr entdecken”<sup>51</sup>. Ein Beweis, dass im 19. Jahrhundert nicht nur Friedrich Dirr auf diese Weise mit Gemälden verfuhr. Die damalige Kunsttheorie bevorzugte explizit die ungehemmte Ergänzungspraxis, das mittelalterliche Kunstwerk durfte nicht nur, nein es sollte geradezu dem herrschenden Zeitgeschmack angepasst werden.

Glücklicherweise waren Schrein und Skulpturen des Scharenstettener Altars nicht stark durch Wurmfraß geschädigt. So blieb ihnen folgendes Schicksal der

<sup>51</sup> Ramona *Thiede-Seyderhelm*: Der Hochaltar von Hans Schüchlin 1469. Dokumentation seiner Restaurierungsgeschichte. In: Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung 2 (1993) S. 326.





Abb. 14 - Pause des Kopfes des Hl. Georg, Scharenstettener Altar (StadtA Ulm).

Skulpturen und des Schreins des Tiefenbronner Altars erspart: 1870 entfernte der Sigmaringer Bildhauer Franz Xaver Marmon<sup>52</sup> nahezu die gesamte originale Fassung bis aufs Holz<sup>53</sup> und behandelte das Schnitzwerk anschließend mit Quecksilbersublimat. “Da aber zur Zeit andere Methoden zur Ertötung der Holzwürmer nicht bekannt sind, als solche auf dem Wege, die zugleich die Farbe und den Goldgrund schädigen, so ist nicht abzusehen, wie dem Übel ohne vollständige Überarbeitung, das ist Ergänzung der beschädigten und fehlenden Theile, Erneuerung der Fassung und Vergoldung gründlich gesteuert werden kann”<sup>54</sup>. So ist im Gutachten des damals zuständigen Bauinspektors vom Erzbischöflichen Bauamt Freiburg nachzulesen.

Und dennoch scheinen auch die Experten des 19. Jahrhunderts wie Max Bach originale spätmittelalterliche Oberflächen sehr wohl gekannt und geschätzt zu haben; er schreibt: “Von dem Ulmer Maler Jakob Acker sind die Altarflügel nebst Predella aus der Gottesackerkapelle zu Risstissen, gemalt 1483, ausgestellt; die Predella hat dadurch besonderen Werth, dass sie keine Restauration erlitten hat”<sup>55</sup>.

Zum Ersinger Choralter aus den Jahren 1485/90 findet man in der Besprechung der Ulmer Ausstellung folgende Notiz: “Dann noch ein Altarflügel

<sup>52</sup> Franz Xaver Marmon (1832-1896), Bildhauer aus Sigmaringen.

<sup>53</sup> Vgl. *Thiede-Seyderhelm* (wie Anm. 51) S. 327.

<sup>54</sup> *Ebda.*, S. 327.- Das Gutachten von Bauinspektor A. Williard befindet sich im Erzbischöflichen Archiv Freiburg.

<sup>55</sup> UO.Korrespondenzblatt 2 (1877) S. 50.

aus der Kirche zu Ersingen bei Ulm; die Heiligen Martin und Georg, von dem geschickten Maler Dirr in Neu-Ulm vortrefflich restauriert”<sup>56</sup>. Eine Photographie des fertig restaurierten Flügels aus dem 19. Jahrhundert befindet sich im Nachlass Dirrs im Ulmer Stadtarchiv; aus dem Stiftungsrats-Protokoll der Evangelischen Pfarrgemeinde Ersingen vom 17. August 1869 wird ersichtlich, dass man sich auf Grund des sehr schlechten Erhaltungszustands des ganzen Altars dazu entschloss, zunächst den rechten Flügel von Dirr restaurieren zu lassen. *Nach Ausführung dieser Arbeit werde sich dann wohl ein genauer Voranschlag über die Kosten der Restauration des ganzen Werkes fertigen lassen*<sup>57</sup>. Zur Ausstellung 1877 in Ulm war dieser Flügel demnach schon fertig restauriert, die Arbeit am zweiten Flügel zog sich jedoch bis zum Jahr 1881 hin<sup>58</sup>. Gründe hierfür mögen Geldmangel seitens des Ersinger Stiftungsrats gewesen sein<sup>59</sup>, sicherlich lag die Verzögerung aber auch an Dirr selber, der meist sehr viele Aufträge gleichzeitig auszuführen hatte. Zu einer Restaurierung des Altarschreins und der Figuren kam es anscheinend erst nach Dirrs Tod in den 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts.

Nach einem Vermerk zum Heerberger Altar: “An der Rückseite dieses Kabinetts ist der berühmte Altarschrein aus der Kirche auf dem Heerberg bei Gaildorf aufgestellt. Es ist das einzige Werk mit voller Namensbezeichnung des Künstlers [Zeitblom]. [...] Der Altar war schon in den Händen der verschiedensten Restaurateure, die leider nicht immer mit der nöthigen Pietät zu Werke giengen; dies ist namentlich bei den äussern Seiten der Flügel bemerkbar, wo die Köpfe in moderner Weise verschönert wurden”, wird dann in Max Bachs Rezension der Adelberger Altar wie folgt angeführt: “Der hier aufgestellte Altar aus dem Kloster Adelberg ist ebenfalls ein Werk Zeitbloms, scheint aber seiner früheren Periode anzugehören; hier ist namentlich die schön gezeichnete Gewandung hervorzuheben. Leider ist der Altar sehr beschädigt, in der Mitte der Predella hat der Schulmeister zu seiner Bequemlichkeit ein Loch hineingeschnitten, um seine Gesangbücher darin aufbewahren zu können. Der Altar wird auf Anordnung des Landesconservatoriums von Maler Dirr renoviert werden”<sup>60</sup>.

Die Flügel und die fünf Schreinskulpturen des Adelberger Altars, datiert 1511, hat Friedrich Dirr zu der angekündigten Restaurierung 1879 nach Ulm in seine Werkstatt transportieren lassen<sup>61</sup>. Hier kamen vermutlich an den Flügelgemälden ähnliche Maßnahmen wie die an den Scharenstettener Flügeln beschrieben zur Anwendung und auch die Skulpturen erhielten komplette Neufassungen über den Resten der originalen Fassungen. So wurden die Inkarnate mit Ölfarben überarbeitet, die Mäntel neu vergoldet und ihre Innenseiten bunt gelüstert, die Kleider mit neuen Pressbrokatornamenten versehen.

<sup>56</sup> *Ebda.*, S. 50.

<sup>57</sup> Kreisarchiv Alb-Donau-Kreis OA-Ehingen Nr. 574/2.

<sup>58</sup> Vgl. Evangelische Kirchengemeinde Ersingen: Ersinger Pfarrchronik von Pfarrer Wilhelm Friedrich Seuffer. S. 82: *Am 8. Januar (1881) wurden die beiden Altarflügel, nachdem Maler Dirr in Ulm sie von 1868 – 1881 in Gewähr(?) gehabt hatte, kunstvoll restauriert wieder zurück gebracht und aufgestellt. Die Kosten beliefen sich auf 650 Gulden oder 1114 Mark 28 Pf.*

<sup>59</sup> Vgl. Kreisarchiv Alb-Donau-Kreis OA Ehingen Nr. 574/2: Abschrift. Verhandelt vor dem Stiftungsrath Ersingen. 20. Juni 1881.

<sup>60</sup> UO.Korrespondenzblatt 2 (1877) S. 52.

<sup>61</sup> Vgl. Alfred Klemm: Kloster Adelberg. Besondere Beilage zum Staatsanzeiger Nr.1. Stuttgart 1877.- Wolfgang Deutsch: Der Altar in der Adelberger Ulrichskapelle. In: Heilige Kunst. Mitgliedsgabe des Kunstvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Stuttgart 1979-1980.- Heribert Hummel: Adelberger Kunst. In: Gotik an Fils und Lauter. Weißenhorn 1986. S. 175-187.

Schreiner Dußler aus Blaubeuren fertigte eine neue Schreinrückwand an, die Dirr vergoldete, mit gravierten Granatapfelornamenten versah und mit roten Nimben bemalte. Sie wurde der originalen Rückwand vorgeblendet, deren Fassung und Vergoldung vermutlich stark zerstört war<sup>62</sup>. Währenddessen erfuhren auch Schrein und geschnitztes Zierwerk durch Dußler weitgehende Ergänzungen; er fertigte auch einen neuen getreppten Sockel für die Schreinfiguren an. Im Auszug wurden Kopien der Kreuzigungsgruppe vom Retabel in Lautern angebracht; ob Dirr diese Kopien selbst geschnitzt oder einen Holzbildhauer damit beauftragt hat, ist nicht mehr zu klären, er hat jedoch zu dieser Zeit nachweislich auch in der Kirche von Lautern gearbeitet<sup>63</sup>.

Ebenfalls im Jahre des Münsterjubiläums 1877 ist er vermutlich auch mit der Restaurierung des Lauterner Retabels beauftragt worden, zu diesem Zeitpunkt werden dort nämlich die Altarflügel bereits abgenommen. Die Arbeiten schienen sich jedoch verzögert zu haben, denn erst mit Datum vom 18. Mai 1879 verspricht Friedrich Dirr, den Altar mit "seinen zwölf Schnitzbildern und seinem Hochbau für 1000 Mark zu restaurieren"<sup>64</sup>.

Als letztes der für Dirr relevanten Werke der Ulmer Malerschule erwähnt Max Bach den Wippinger Altar: "Bei einem Altar aus Wippingen mit den Bildern der H. Christoph und Sebastian, Flucht nach Egypten und Anbetung der h. 3 Könige, ist namentlich die Predella mit dem Stammbaum Christi beachtenswert"<sup>65</sup>. Am spätgotischen Altarschrein waren, wie schon erwähnt, in den Jahren 1861/62, als Dirr seine Emporenbilder malte, keine restauratorischen Maßnahmen vorgenommen worden. 1877 dann gelangten – wie die Retabelteile aus Scharenstetten, Adelberg und Lautern – auch die Flügel und die Predellentafel aus Wippingen in Dirrs Werkstatt nach Ulm, wo sie der "Restauration" harreten.

Am Beispiel der beiden Altäre aus Wippingen und Lautern lassen sich sehr anschaulich die unterschiedlichen Vorgehensweisen Dirrs bei der "Restauration" von gefassten Skulpturen erläutern: Bisherige Untersuchungen haben ergeben, dass in Wippingen die zum Teil stark zerstörte originale Fassung der drei Schreinfiguren der Muttergottes und der Heiligen Jakobus und Matthias zumindest an den Inkarnaten und an den mit Pressbrokatflicken verzierten Gewändern – wie schon am Böttinger Relief des Marientodes – nur überarbeitet worden ist. Unter der ganzflächigen Übermalung Dirrs blieben noch große Teile der ursprünglichen Fassung erhalten, die anlässlich der erneuten Restaurierung des Retabels Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem in den Gesichtern wieder freigelegt werden konnten.

In Lautern ist die alte Fassung dagegen völlig entfernt worden, möglicherweise aus demselben Grund wie an Schrein und Skulpturen in Tiefenbronn – wegen der Behandlung des Holzes gegen Schädlinge. Im 1509 datierten Schrein befinden sich die vier Heiligenfiguren der Ursula, Katharina, Barbara, Helena und in der Mitte die Muttergottes mit Kind, von zwei Engeln bekrönt. An den schrägen

<sup>62</sup> Vgl. *Hummel* (wie Anm. 61) S. 178.

<sup>63</sup> Vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart: Pfarrarchiv Wippingen 5275, 1-5: Stiftungsratsprotokoll von Lautern.

<sup>64</sup> *Ebda.* – Vgl. auch Reinhard *Wortmann*: Die Kirche und ihre Kunstschätze. In: Lautern im kleinen Lautertal. Ulm 1984.

<sup>65</sup> UO.Korrespondenzblatt 2 (1877) S. 53.



Abb. 15 - Spätgotischer Pressbrokat auf der um 1490/95 entstandenen Altartafel mit der Muttergottes zwischen den Heiligen Katharina und Sebastian, Ulmer Museum.



Abb. 16 - Pressbrokat aus dem 19. Jahrhundert am Kleid der Hl. Ursula, Retabel in Lautern (Wolfgang Adler, StadtA Ulm).

Seitenwänden sind die Büsten der heiligen Bischöfe Ulrich und Nikolaus angebracht. Grundsätzlich alle Oberflächen, auch diejenigen des Schreinkastens, zeigen hier heute noch die Dirr'sche Fassung des 19. Jahrhunderts, die direkt auf dem abgelauteten Holz liegt mit neuer Grundierung und neu angefertigten Pressbrokatmustern. Der Unterschied im technischen Detail eines original spätgotischen Pressbrokates – als Beispiel der Brokat auf dem Gemälde mit der Darstellung der Muttergottes zwischen den Heiligen Katharina und Sebastian im Ulmer Museum von 1490/95 – und dem von Dirr Ende des 19. Jahrhunderts aufgetragenen am Kleid der Hl. Ursula aus Lautern ist deutlich zu erkennen; hier eine in Handarbeit hergestellte Struktur mit sowohl waagrecht als auch senkrecht verlaufenden Riefen und Binnenmustern und einer differenzierten Lüsterung, dort eine wie maschinell hergestellte Struktur mit durchgezogenen waagrechten Gravurlinien und farbig ausgemalten Binnenmustern (Abb. 15 und 16).

Ebenso eindeutig fällt ein Vergleich der Inkarnatfassungen aus: So zeigt zum Beispiel das Gesicht der Muttergottes aus dem Blaubeurer Hochaltar, 1494 von Michel Erhart geschaffen, ein lebensvolles, ausdrucksstarkes originales Inkarnat mit feinem Oberflächenglanz, natürlicher Rötung der Wangen und der Kinnpartie. Das Gesicht der Muttergottes im Lauterner Retabel dagegen macht einen sehr viel starrereren Eindruck trotz seines etwas süßlichen Ausdrucks; die Oberfläche wirkt hier eher kreidig, die Angaben der Augen hart (Abb. 17 und 18).



Abb. 17 - Gesicht der Muttergottes aus dem Blaubeurer Hochaltar, 1494, mit originale Inkarnat (Landesamt für Denkmalpflege).



Abb. 18 - Gesicht der Muttergottes aus dem Lauterner Retabel mit Fassung von Friedrich Dirr, 1881 (Wolfgang Adler, StadtA Ulm).

Im Wippinger Pfarrbericht<sup>66</sup> der entsprechenden Jahre wird vermerkt, dass die Arbeiten an den Altarteilen 1877 begannen, *aber sechseinhalb Jahre blieben sie bei Maler Dirr in Ulm liegen*. Die Restaurierungen der Flügel sowohl des Wippinger als auch des Lauterner Altars waren beim Tod Dirrs nicht beendet, sodass alle vier Kunstwerke auf Veranlassung des Baron von Maucler aus Oberherrlingen – damals Gesandter am Wiener Hof – zur Restaurierung in die berühmte Wiener Kaiserlich-Königliche Kunstschule Belvedere gebracht wurden. Der Wippinger Altar erhielt seine Flügel nach einigen Jahren restauriert zurück, die originalen Lauterner Tafeln dagegen sind verschollen. Sie wurden in den 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts durch zwei neue, von Alois Fraidel<sup>67</sup> in Söflingen gemalte Flügel wohl mit den gleichen Bildthemen ersetzt.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Friedrich Dirr in den Jahren von 1878 bis 1884 gleichzeitig Restaurierungsarbeiten an den Altären von Adelberg, Lautern, Wippingen und Scharenstetten durchzuführen hatte. Die Arbeiten an den Ersinger Flügeln begannen 1869 und waren erst im Jahre 1881 beendet; vorher beschäftigte ihn 1876/77 noch die Restaurierung des Neubronner-Epitaphs

<sup>66</sup> Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 29/5277 Pfarrberichte Wippingen/Lautern III 1842-1922 und Pfarrbeschreibung für die Pfarrei Wippingen, Filialpfarrei Lautern 1809-1921.

<sup>67</sup> Alois Fraidel (1835-1914), Maler aus Söflingen bei Ulm.

in der Blaubeurer Stadtkirche, einem aus drei heterogenen Teilen bestehenden Triptychon; seine beiden Flügel stammen von einem um 1500 datierbaren Marienaltar aus dem Zeitblom-Umkreis, das Mittelbild mit einer Kreuzigungsgruppe ist etwas später entstanden, die Predella, deren Stifterbilder Kopien Dirrs nach früher oben in den Ecken befindlichen Bildnissen sind, ist mit 1617 datiert<sup>68</sup>.

Außerdem muss man sich vergegenwärtigen, dass Friedrich Dirr neben all den Restaurierungen an den aufgeführten Altären schon seit 1877 und bis Ende 1883 an den umfangreichen und aufwendigen Restaurierungsmaßnahmen im Chor der Blaubeurer Klosterkirche beteiligt war<sup>69</sup>. Er arbeitete dort zunächst wieder, wie in der Valentinskapelle in Ulm, an den gehauenen und farbig gefassten Schlusssteinen<sup>70</sup> und übernahm im November 1877 auch die Arbeiten an den gemalten Blumenornamenten des Gewölbes, da Bauinspektor Berner mit der Arbeit des zunächst damit beauftragten Ulmer Malers Kimmich nicht zufrieden war. Im Brief an Kimmich vom 21. Oktober 1877 schreibt der Bauinspektor: *An den durch Ihren Gehilfen gefertigten Malerarbeiten habe ich folgendes auszusetzen: erstens finde ich, dass die grüne Farbe [...] mit dem ursprünglichen grünen Ton nicht stimmt, sie ist viel zu gelb; ich kann überhaupt nicht zugeben, dass jetzt alles übermalt wird [...]. Sie sollten es nicht versäumen, sich mit Dirr in Benehmen zu setzen und seinen Rath, der in Beziehung auf Auswahl und Mischung der Farben gewiß durch viele Erfahrung unterstützt ist, bei jeder Gelegenheit einzuholen*<sup>71</sup>. Kimmich gibt daraufhin seine Arbeit auf; in einem Antwort-Brief nimmt er zu den Beschuldigungen Stellung: *[...] zumal da es niemals geheißen hat: mag die Arbeit kosten soviel sie will wenn sie nur gut ist, deshalb kann mir Herr Dirr nicht massgebend sein, der freilich kluger war als ich u. sich die Geschichte gemüthlich einrichtete, umsoweniger kann ich die Vorwürfe nur so hinnehmen, da ich nicht schuldig daran bin, dass es so gegangen ist*<sup>72</sup>. In Blaubeuren jedenfalls setzte sich Friedrich Dirr im auch damals schon harten Kampf um Aufträge – wenn auch nicht mit ganz lauterem Mitteln – durch. Nach seiner Aussage arbeitete er *bis in die Nacht hinein an der Restauration der Baldachine und der Uhrtafel*<sup>73</sup>, er erhält täglich 12 Mark und die Kosten seiner Materialien werden ihm zusätzlich ersetzt. Im Verlauf der „Restauration des Chors der Klosterkirche“ übernimmt er auch die Restaurierung der 12 steinernen Apostelfiguren, des Abts- und des Krankenerkers<sup>74</sup>. So verbrachte er vermutlich jahrelang viele

<sup>68</sup> Vgl. Johannes Wilhelm: Die Bau- und Kunstgeschichte des Klosters und der Stadt Blaubeuren. In: Blaubeuren. Die Entwicklung einer Siedlung in Südwestdeutschland. Sigmaringen 1986. Und in: KDM Donaukreis. Oberamt Blaubeuren. Stuttgart 1914. S. 52f.

<sup>69</sup> Vgl. StA Ludwigsburg F 41 Bü 302.

<sup>70</sup> Vgl. StadtA Ulm F 9 WUK 14: Brief an Pressel (wie Anm. 39).

<sup>71</sup> StA Ludwigsburg F 41 Bü 302: Brief von Bauinspektor Berner, Stuttgart an Maler Kimmich, Ulm.

<sup>72</sup> *Ebda.*, Antwort von Maler Kimmich, Ulm an Bauinspektor Berner, Stuttgart vom 23. Dez. 1877.

<sup>73</sup> *Ebda.*, Brief von Bauinspektor Berner, Stuttgart an das Kameralamt Blaubeuren vom 20. Nov. 1877.

<sup>74</sup> Vgl. WVjh 1 (1878) S. 98. Unter der Rubrik 'Restaurationen' finden sich folgende Einträge: "1. auf Kosten des Staates (K. Finanzministeriums) Klosterkirche zu Blaubeuren. In dem Chor der Klosterkirche, worin der berühmte Hochaltar steht, wurden die Wände ihrer hässlichen Tünche entledigt, die prächtigen spätgotische Deckenmalerei des Chorgewölbes, mit den schönsten Motiven aus wild wachsenden Pflanzen, sowie die vortrefflichen Skulpturen der Schlusssteine, ferner die große Anzahl der prachtvollen Chorstühle, bekanntlich ein Werk des jüngeren Syrlin, wiederhergestellt. 2. Restaurationen von Seiten der Gemeinden oder Privaten mit Beiträgen des Staates (Landeskonservatoriums) wurden vorgenommen: der Zeitblom-Altar zu Adelberg und ein spätgotischer Altar zu Scharenstetten (OA. Blaubeuren)."

Monate in Blaubeuren, was einen Großteil seiner Arbeitskapazität beanspruchte und ihn viel Kraft kostete, da er *leider vielfach leidend ist*<sup>75</sup>, wie der inzwischen zum Baurath beförderte Berner am 30. März 1883 schreibt.

Als Einzelgänger führte Dirr keine Restaurierungswerkstatt wie einige andere zeitgenössische Kollegen, so zum Beispiel der ebenfalls 1841 geborene, an der Kunstgewerbeschule Nürnberg und in der Kölner Bauhütte ausgebildete und dort zunächst auch tätige Richard Moest<sup>76</sup>, der in seiner eigenen Werkstatt zeitweise bis zu 30 Mitarbeiter beschäftigte und als äußerst erfolgreicher Bildhauer, Restaurator und Sammler ein angesehener Kölner Bürger war. Dirr beauftragte lieber bei Bedarf ihm bekannte Handwerker als Subunternehmer und konnte dennoch die veranschlagten Termine nie einhalten. So hatte er in Ulm wohl den Ruf eines unzuverlässigen Auftragnehmers, gegen den er sich in seinen Briefen heftig zu wehren versucht: [...] *glauben Sie mir, die Anfertigung der kleinen Zeichnungen sind in ihrem Hinhalt keineswegs in an dem mir in Ulm zugeschriebenen Leichtsinne zu suchen*<sup>77</sup>, schreibt er schon 1877 an Pressel.

Dirr lebte zunächst in Neu-Ulm im Geigergässchen 1 (Haus Nr. 235)<sup>78</sup> und zog 1879 oder 1880 nach Ulm in die verlängerte Frauenstraße 2 um<sup>79</sup>, wo er auch eine neue Werkstatt einrichtete. Er blieb unverheiratet und hatte keine näheren Verwandten; nach dem Tod seiner früheren Förderer und dem Wegzug Friedrich Pressels nach Heilbronn fehlte ihm zudem auch der fachliche Rat sowie ein Widerpart und Regulativ. Er befand sich ständig in Geldnöten und schon früh setzte ihm ein Lungenleiden heftig zu, das er sich vermutlich bei seiner Arbeit in der Münsterbauhütte zugezogen hatte. Der feine Staub bei der Steinbearbeitung war sehr gefürchtet; er verursachte Staublungen und hatte bei den Steinmetzen der Hütte allein in den Jahren von 1851 bis 1869 zu 19 Sterbefällen geführt. Die jahrelange Arbeit Dirrs in der kalten Klosterkirche in Blaubeuren war seiner Gesundheit sicher ebenfalls nicht förderlich und so erfahren wir in seinen letzten Briefen häufig von schwersten Schmerzen, die er mit immer stärkeren Betäubungsmitteln zu lindern versuchte und von heftigsten Krämpfen und Blutstürzen<sup>80</sup>.

Dennoch setzte sich Friedrich Dirr auch noch als schwerkranker Mann gedanklich mit Restaurierungsproblemen und auch mit der Einstellung seiner

<sup>75</sup> StA Ludwigsburg F 41 Bü 302: Aktennotiz von Baurat Berner, Stuttgart bezüglich des Arbeitsfortgangs in Blaubeuren, 30. März 1883.

<sup>76</sup> Richard Moest (1841-1906), Sammler, Restaurator und Bildschnitzer, geboren in Horb am Neckar, tätig in Köln. Vgl. Dagmar Preisig (Hg.): *Collectionieren, Restaurieren, Gotisieren. Der Bildschnitzer Richard Moest 1841-1906. Zum 100. Todesjahr.* Aachen 2008.

<sup>77</sup> StadtA Ulm WUK 13: Brief vom 5. Dez. 1877 an Friedrich Pressel.

<sup>78</sup> Vg. Adreß und Geschäfts-Handbuch der Königl. Württ. Kreis Haupt- und Oberamtsstadt Ulm und der Kgl. Bayr. Stadt Neu-Ulm. Ulm 1876.

<sup>79</sup> *Ebda.* Ulm 1880.

<sup>80</sup> Vgl. StadtA Ulm WUK 13: Brief vom 7. März 1884 an Rektor Pressel in Heilbronn: *Ich versuche in meinem gegenwärtig kranken und schwachen Zustande wenigstens ein Lebenszeichen zu gebe, um Sie wenigstens zu benachrichtigen dass mein Krankheits-Zustand diesen Winter für mich so leidige Folgen hatte, dass ich auch mit dem besten Willen nicht im Stande war, Ihr Schreiben zu beantworten. – Schon Mitte Novbr. v. Jahres wurde ich in Blaubeuren von meinem Lungenübel derart befallen dass ich Heim musste [...].*

Zeit zur Restaurierungsethik auseinander, wenn auch oft hadernd und mit der ständigen Unzufriedenheit, die seinem Naturell wohl entsprach. Über die restauratorischen Maßnahmen, in diesem Fall die Ergänzung fehlender Teile, an der Skulptur des Hl. Christophorus vom Weinhofbrunnen, heute im Ulmer Museum aufbewahrt, schreibt er: *Und Gott weiß welches Schicksal dieser herrlichen Figur noch harret - in Ulm ist alles möglich - bisher sind einmal die abgebrochenen Theile, besonders die vom Christuskind unter dem so hochgepriesenen seeligen Scheu rücksichtslos ergänzt worden [...] Das größte unverzeihlichste Unrecht wird heutzutage! bei Restaurationen mit Entfernen und Zuthaten nach dem sogen. Guten Geschmack u. Eigensinn der betreffenden Autoren begangen. - Wir sollten schon im Interesse der Culturhistorik mit gewissenhafterer Pietät handeln, so kommt es überhaupt sehr darauf an, ob der heutige Geschmack mit dem der ehrwürdigen alten sich messen kann*<sup>81</sup>.

Friedrich Dirr starb "arm, wie er gekommen, 1884 im Alter von nur 43 Jahren", schreibt Carl Dieterlen<sup>82</sup> zum Tode des Malers und Restaurators.

---

<sup>81</sup> StadtA Ulm WUK 13: Brief vom 6. Jan. 1884 an Pressel.

<sup>82</sup> *Dieterlen* (wie Anm. 15) S. 18.



# Die Technik-Geschichte der Marbacher Mühle bei Saulgau

---

*Albert Haug*

## 1 Ausnützen aller Wasserkräfte

### Oberschwaben – eine Barock- und Mühlen-Landschaft

Die Oberschwäbische Barockstraße führt von Schmuckstück zu Schmuckstück an Baudenkmalen. Gerade die Klöster prägten die Landschaft, und viele der Klostergründungen lagen zunächst in noch waldreicher Gegend. Daher mussten diese in einer Art inneren Kolonisation ihre Umgebung erschließen, was im 11. und 12. Jahrhundert geschah. Technisch lagen die Klöster dabei an der Spitze der Entwicklung. Nicht umsonst gehen viele frühe Mühlwerke auf Klöster zurück, befanden sich in deren Gebäudekomplex oder gehörten zu ihrem Besitz.

Es gibt in Oberschwaben hervorragend aufbereitete Wasserbauten früherer Mönche, so etwa den Stillen Bach oberhalb des Klosters Weingarten oder den Krumbach oberhalb der Klosteranlage Ochsenhausen auf dem steilen Bergsporn. Beide Anlagen nutzen Quellbäche und leiten sie – teilweise sogar unter eleganter Umgehung natürlicher Wasserscheiden zwischen verschiedenen Einzelbächen – in die Klosteranlagen. Dort dienten sie zum Antrieb von Mühlenwerken, als Löschwasser für den Brandfall oder auch als Fisch-Aufbewahrung für die Küchen. Viele Mühlengebäude stehen heute noch in Klosteranlagen, und viele Mühlen waren in Besitz von Klöstern und als Lehen vergeben. Da die letzte große klösterliche Bauphase vor der Säkularisation in der Barockzeit erfolgte, hat dieser Stil die Mühlen-Landschaft Oberschwabens geprägt<sup>1</sup>.

Weltliche Herrschaftshäuser nützten die Wasserkraft ebenfalls, bauten Mühlenwerke und vergaben sie als Lehen. Doch war ihr Interesse an der Entwicklung und Optimierung der Werke oftmals geringer, und erst nach dem Ende der üblich gewesenen Vergabe als Lehen kam das persönliche Interesse der Besitzer bzw. Eigentümer wieder zum Tragen. Städte hatten eher Interesse an Wasser-

---

<sup>1</sup> Vgl. Lutz Dietrich *Herbst*: Wasser für das Kloster Ochsenhausen. Ochsenhausen 1993.- *Ders.*: Der Stille Bach. Weingarten <sup>3</sup>2005.

kräften, nicht nur zum Herstellen von Mehl, sondern auch für verschiedene Handwerkergruppen wie Gerber und Lohmüller, für Hammerwerke oder Sägen und Zerkleinerungsanlagen aller Art, etwa Gewürz-, Gips-, Knochen-, Pulver- und andere Mühlen<sup>2</sup>.

## **Wasserkraft in Oberschwaben**

Wasserkraft war im bergigen Land die einzig verfügbare Energieform. Tierische Muskelkraft etwa am Göpel erbrachte je Pferd knapp 1 PS, je Ochse etwa 2/3 PS. Da ist eine Mühle bei 1 cbm/s Durchfluss und 1 m Gefälle mit ihren 13,5 PS (10kW) – und das 24 Stunden rund um die Uhr – das reinste Kraftwerk. Die europäische Wasserscheide, welche die Abflüsse zum Rhein und in die Nordsee von denen in die Donau und zum Schwarzen Meer trennt, verläuft in der Saulgauer Gegend auf der Bomser Höhe, östlich davon auf der Atzenberger Höhe. Die Schussen fließt zum Bodensee, Riss, Ostrach, Schwarzach und Kanzach gehen in die Donau. In allerjüngster Zeit zeigt eine Plastik an der Bundesstraße 32, südlich von Bad Saulgau zwischen Haid und Boms und direkt auf der Kreisgrenze Ravensburg/Sigmaringen erstellt, die Wasserscheide an, welche hier von Geologen als "Haidener Pforte" bezeichnet wird. Hat auch die Landschaft nördlich bzw. südlich der Wasserscheide einen unterschiedlichen Charakter, so gibt es doch beiderseits viele Wasserläufe – und die wurden genutzt, auch wenn ihre Wasserführung gering war wie an der Schwarzach.

## **2 Mühlen an der Schwarzach**

### **Verlauf und Name der Schwarzach**

Die Schwarzach ist kein einheitlicher Wasserlauf, sondern entsteht aus mehreren einzelnen Bächen. Von Sießen kommt der Sießener Bach, der sich südlich von Bad Saulgau mit einem Bächlein trifft, welches von Quellen beim Zellerweiher unterhalb von Wilfertweiler stammt. Ob erst ab dieser Vereinigung oder schon bei Sießen der Wasserlauf als "Stadtbach" anzusprechen ist, lässt sich nicht eindeutig feststellen. Nördlich der Stadt kommt von Osten der frühere Kronried-Bach, unter anderem gespeist vom Strebelbach bzw. Strebelgraben, welcher unterhalb vom Eisele-Hof bei Braunenweiler entspringt. Unterhalb der Eselmühle kommt noch der Wallenbach hinzu. Zwischen Franzen- und Lindesmühle fließt der Nonnenbach herein. Teils kommt dieser Zufluss von Senken bei Nonnenweiler, teils von den Äuquellen nördlich von Kleintissen.

Wann entsteht nun aus den genannten (und weiteren kleinen) Zuflüssen die Schwarzach? Hier scheinen die Meinungen geteilt. Einerseits soll die Namensgrenze beim Einfluss des Kronriedbachs direkt nördlich von Saulgau liegen, andererseits jedoch kurz unterhalb der Eselmühle, wo der Wallenbach hinzukommt. Letztere Meinung wird damit begründet, dass es früher bis hinunter

---

<sup>2</sup> Vgl. Lutz Dietrich *Herbst*: Wasser auf die Mühlen des Gewerbes. In: Der Bürger im Staat 46 (1996) Heft 1 S. 23-29.

zur Dotschenmühle keine Brücke gab, nur eine (wohl mit Kieseln bedeckte) Furt bei der Eselmühle; und bis dahin habe der Wasserlauf den Namen "Steinenbach" geführt, was aus mehreren Urkunden belegbar sei. Stimmig würde das Ganze, wenn – was auch genannt wird – der Kronriedbach umgeleitet wurde und als Wallenbach bei der Eselmühle zufließt. Wie dem auch sei, ab der Eselmühle ist die Schwarzach wirklich die Schwarzach, und für eine Mühle in Marbach spielen solche Feinheiten eine untergeordnete Rolle.

Die Schwarzach mündet bei Riedlingen in die Donau, auf Höhe 523 m über NN. Nimmt man ihren Ursprung bei Wilfertsweiler (640 m) an, so ergibt sich ein Gefälle von 117 m bei einer Lauflänge von 22 km und somit 5,3 % mittleres Gefälle. Bezogen auf die Quellen bei Braunenweiler (584 m über NN) ergeben sich nur 61 m Gefälle, was bei einer Strecke von 19,5 km auf 3,13 % führt. Das Einzugsgebiet wird mit 128 qkm angegeben. Die mittlere Wasserführung (Pegel Ertingen für 2004) liegt bei ungefähr 600 Ltr/s, in Spitzen jedoch um 3 cbm/s.

### Die Mühlen an der Schwarzach

Es sei erlaubt, den gesamten Hauptwasserlauf ab südlichem Saulgauer Stadtrand kurz Schwarzach zu nennen. Es folgen einige Angaben zu den von diesem Aufschlagwasser versorgten Mühlen, einschließlich der beiden in Saulgau selbst. Zuvor sei erwähnt, dass Saulgau mit Waldsee, Mengen, Riedlingen und Munderkingen von 1299 an zu Vorderösterreich gehörte. 1386 wurden diese Gemeinden an die Truchsessen von Waldburg zu Friedberg-Scheer verpfändet, konnten sich aber 1680 an die Habsburger zurückkaufen, bei denen sie bis 1806 verblieben.

Die Obere Mühle in der Oberstadt von Saulgau wird 1376 in der Stiftungsurkunde der Spitalkaplanei erstmals erwähnt. Sie heißt dort *Büttenmühli*, was auch als Beutelmühli und somit als Hinweis auf eine sehr frühe Anlage vom Typ der altdeutschen Mühle mit einem Beutelwerk gedeutet werden könnte. Gegen Ende ihrer Zeit ging die Mühle 1828 an den Dotschenmüller und 1889 durch Verkauf an die Stadt über. Der Bau ist sehr schön hergerichtet, es läuft ein Wasserrad mit kurzen gekrümmten Schaufeln (ein Standard aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, aber kein Zuppingerrad). Am Haus befindet sich folgende Inschrift:

1379 - 1462	<i>Bütten- oder Beutel-Mühle</i>
1463 - 1613	<i>Vinkelsmühlin</i>
1614 - 1719	<i>Obere Spitalmühle</i>
1720 - 1800	<i>Ober Mühlin</i>
ab 1800	<i>Obere Mühle.</i>

Die Spitalmühle am nördlichen Ende der Stadt wurde durch den Stadt- und den Kronried-Bach angetrieben. Sie dürfte ins 12. Jahrhundert zurückgehen und schon vorhanden gewesen sein, als Saulgau 1288 das Stadtrecht verliehen bekam. Zunächst hieß sie Riepanmühle nach einem der ersten Müller. Teilweise wurde das Werk auch *Untere Mühle* genannt. 1926 erwarb die Stadt das Werk, welches dann an einen Industriebetrieb ging.

Die Wolfenmühle wird erstmals 1462 im Schiedsgerichtsvertrag mit der Herrschaft Friedberg-Scheer genannt. Nach einem Brand 1933 wurde das Werk wieder aufgebaut, fiel aber dann dem Mühlensterben zum Opfer.

Ebenfalls erstmalig erscheint 1462 die Eselmühle in den Quellen. Im 18. Jahrhundert scheint ein Müller nicht nur wegen etlicher erhaltener Strafen aufgefallen zu sein, sondern auch den Esel bei sich eingeführt zu haben, was angeblich zum Namen der Mühle führte. Die Mühle hatte drei Mahlgänge und einen Gerbgang zum Entspelzen von Dinkel. Durch Verkauf an einen Landwirt wurde die Mühle 1926 stillgelegt.

Der oben genannte Schiedsvertrag erfasst auch die Riedsäge, die im betreffenden Jahr als Spital-Mühle erwähnt wird und offenbar Getreidemühle war. Später muss eine Lohmühle hinzu gekommen sein, die 1620 an einen Pulvermacher zum Lehen gegeben worden ist. 1648 galt sie als "zerfallen", also unbrauchbar geworden. Dieses Werk ist vermutlich eng mit der Entwicklung der Neu-Mühle verknüpft. 1680 baute die Stadt eine (wohl neue) Weißgerber-Walke. 1684 gab es einen Streit zwischen den *Wullenwebern* (sie stellten Wolltuche her), den Färbern und den Weißgerbern wegen der Walke. So wurde vorgeschlagen, eine Säge als *Beimühle* zu errichten, also ein Werk ohne eigenes (Wohn-)Gebäude. Doch kam man davon ab und errichtete die Säge in der *Spital-Mühle* von 1462, womit dieses Werk wohl zum Namen Riedsäge gekommen ist. Dies würde auch erklären, dass diese 1854 mit zwei Mahlgängen und einem Gerbgang verkauft und schließlich zum Bauernhof wurde. Aus diesem ganzen Ablauf lässt sich schließen, dass die Neu-Mühle um 1660/70 als Walke erbaut worden ist. Dies würde mit den Angaben im Heimatbuch Saulgau von 1970 übereinstimmen, wonach die Neu-Mühle "vor etwa 300 Jahren" entstanden sei.

Die Schuales-Mühle ist das einzige Mühlwerk, welches nicht im Tal, sondern am Hang liegt. Gespeist wurde sie aus mehreren Quellen über einen eigens angelegten kleinen Stau-Weiher. Die Diözese Konstanz verzeichnete 1275 eine Pfarrei Schwarzach mit der riesigen Anzahl von vier Wohnungen, der Franzen-Mühle und einer "Waldmühle", der Schuales-Mühle, die auch Tannenmühle hieß. Erst 1702 übernahm ein Michel Schuale das Werk und gab ihm bis heute den Namen. Nach dem 2. Weltkrieg wurde die Mühle stillgelegt.

Wenn die Franzen-Mühle zusammen mit der Schuales-Mühle schon um 1275 fassbar ist, dann erscheint sie in der bekannten Urkunde von 1462 erneut, hieß aber Hollenmühle. Nach dem 2. Weltkrieg erfasste auch sie das Mühlensterben. Die Einrichtung ist voll vorhanden und wird von Familie Michelberger, seit 1833 auf der Mühle, liebevoll gepflegt.

Als Waltzenmühlin erscheint die Lindenmühle in der Urkunde von 1462 über die Abgrenzung der Gerichtsbezirke der Truchsessin Friedberg-Scheer mit der Stadt Saulgau. Sie könnte aber wohl schon erfasst gewesen sein, als 1288 Kaiser Rudolf von Habsburg die Rechte und Freiheiten von Lindau auch an die Bürger von Saulgau und den Vororten – damals den außerhalb gelegenen Mühlen – verlieh. Seit Ende des 19. Jahrhunderts sitzt Familie Wicker auf der Mühle. Die Einrichtung ist noch erhalten.

An der äußersten Stadtgrenze Saulgaus nach Norden lag die Dotschenmühle, auf Höhe des Weilers Schwarzach und mit Brücke über den gleichnamigen Bach. Bei der Kartierung des Landes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam sie zum Namen Dötschenmühle – aber nur, weil die Vermesser nicht landeskundig waren. Das Gerben, also Entspelzen der Dinkel-Körner, wurde meist im Herbst und Winter erledigt, benötigte höhere Leistung als das Mahlen und dauerte auch länger. Dies und die Situation der am weitesten (von

der Stadt) entfernten Mühle führte wohl dazu, dass den lange Wartezeiten ausgesetzten Bauern ein Eier-Dotsch, ein Eierkuchen (oder Rührei) vorgesetzt wurde. Daher könnte der Name sehr wohl kommen.

Eine erste urkundliche Nennung liegt in der Pfarr-Registratur Moosheim von 1456 vor. 1816 erscheint Familie Wicker auf der Mühle. Die letzte Besitzerin setzte die Wasserkraft in zwei Turbinen um und baute ein neues 5-stockiges Mühlengebäude. Doch auch diese Neuerung konnte dem Trend des Kleinmühlen-Sterbens nicht widerstehen. Mitte der 1950er Jahre erwarb die Stadt Saulgau das Areal, die Mühle ging ab und wurde 1986 schließlich abgebrochen. Es erinnert nur noch ein neu angelegtes Biotop an den Mühlplatz, die Schwarzach fließt heute am früheren Mühlenstandort vorbei.

Mit der Dotschenmühle enden die Saulgauer Mühlen an der Schwarzach. Sie alle gehen weit zurück, auf jeden Fall bis ins 15. Jahrhundert oder auch vielfach früher, selbst wenn die Neumühle erst runde 300 Jahre alt sein mag. Die Marbacher Mühle entstand erst 1753, und es wäre bei dieser Gründung zunächst zu fragen, weshalb sie so spät kam<sup>3</sup>.

### Anfänge der Marbacher Mühle

Im Marbacher Dorfbuch ist die Vorgeschichte zur Marbacher Mühle recht ausführlich geschildert<sup>4</sup>. Dort wird von einem Plan berichtet, welcher schon 1591 entstanden, aber nicht umgesetzt worden war. In den 1620er Jahren muss es Diskussionen gegeben haben, ob man nicht das Wasser der Schwarzach nutzen und den Marbachern den Weg in die Riedmühle bei Herbertingen ersparen könne. Denn in diese Mühle waren sie "gebannt", also verpflichtet, mahlen zu lassen. Aber sie waren nicht zufrieden: Die Marbacher klagten, der Müller mahle ihnen nicht richtig. Der jedoch jammerte über Wassermangel; und wenn er in Marbach Fruchtkörner hole, so seien die Bauern nicht vorbereitet. Dreimal je Woche nach Marbach zu fahren, um Mahlgut zu holen, lehnte er ab. Schließlich wurde die Riedmühle sehr desolat, das Mahlen zum Problem. So reifte bei der Herrschaft Friedberg-Scheer der Entschluss, in Marbach eine Mühle zu erstellen.

Die Vorbereitungen dazu bestanden zunächst einmal im Gütertausch. Denn wenn die Herrschaft Friedberg-Scheer eine Mühle bauen wollte, brauchte sie einen Standort dafür und zudem Grundstücksbesitz für den Mühlgraben. Denn es gab im Dorf Höfe mit ihren Grundstücken, welche anderen Besitzern gehörten, so etwa dem freiweltlichen adeligen Damenstift Buchau, dem Kloster Sießen, dem Kloster Weingarten oder der Pfarrei Boms. 1753 begann nach einem Augenschein der beteiligten Besitzervertreter der Tausch von Grundstücken. Noch im Mai des Jahres gab Buchau ein Feld als Standort für die Mühle und bekam einen daneben liegenden, vergleichbaren Acker aus dem Besitz Scheer.

Größeren Aufwand machte der Mühlkanal. Ab der Dotschenmühle verläuft und verlief die Schwarzach ziemlich genau nach Norden, auf den südwestlichen

<sup>3</sup> Sammlung Albert Haug. Franz Rolf Wicker: Die Mühlen an der Schwarzach. Zusammenstellung um 1990 (Maschinenschriftliche Notizen von Prof. Dr.-Ing. Wicker, Green Valley, Arizona, USA, Mühlen-Ingenieur und Sohn des letzten Müllers der Dotschenmühle. Sie stützen sich auf persönliche Kenntnisse, das Heimatbuch Saulgau von 1970 und eine unveröffentlichte Mühlen-Chronik des Oberlehrers und Stadtarchivars von Saulgau, Franz Josef Klaus).

<sup>4</sup> Franz Haug: Marbacher Dorfbuch. Hg. von Irmentraud Haug. Ellwangen 1959.

Abhang des Marbacher Mühlbergs zu, der damals natürlich diesen Namen noch nicht hatte. Ab dort schlängelte sich die Schwarzach entlang dem westlichen Talrand. Der Bach sollte nicht schnell fließen, damit man die Wiesen einfacher bewässern konnte. Eine erste Begradigung erfolgte 1838. Beim Mühlberg wurde 1753 mit einem Fallenstock ein nahezu geradlinig angelegter Mühlkanal abgezweigt, welcher 9 Fuß (2,7 m) breit und 965 Fuß (nahezu 300 m) lang gewesen sein soll; eine Angabe zur Tiefe fehlt. Die Falle am Abzweig des Oberkanals ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts bis heute mit 2,95 m konstant geblieben und entspricht etwa der Breitenangabe von 1753. Das "Überwasser", also das von der Mühle nicht benötigte oder über deren Bedarf hinaus ankommende Wasser (auch Hochwasser) lief über eine feste Schwelle in das alte Schwarzachbett ab. Spätere Angaben zum Mühlkanal nennen Längen um 900 m. Woher der große Unterschied kommen könnte, muss offen bleiben.

Die Mühle ist rasch gebaut worden und verfügte im Anfang über zwei Mahlgänge und einen Gerbgang zum Entspelzen der Körner. Mithin hatte sie wohl drei Wasserräder, welche damals noch unterschlächtig waren. Also kann das Gefälle nicht allzu groß gewesen sein. Zur Mühle gehörten keine weiteren (landwirtschaftlichen) Grundstücke, jedoch wurde dem Mühlenbetreiber die Haltung eines herrschaftlichen Hundes ("Hundlege") auferlegt. Zum 3. Oktober 1753 zog der erste Lehensnehmer Johann Hegelhammer (aus Hütten bei Münsingen) auf. Der Ehrschatz, also die bei Übernahme eines Lehens zu entrichtende Abgabe, lag mit 1.500 fl. (Gulden) ungewöhnlich hoch. Auch die Abgaben an Naturalien waren im Vergleich mit anderen Mühlen hoch und betrug je 7 Malter 4 Viertel an Kernen (enthülster Dinkel) sowie an Mühlkorn. Damals wurden Körnerfrüchte (Getreide, aber auch Erbsen) noch im Hohlmaß, also für uns in Litern (bzw. Kubikmetern cbm), gemessen. Aus der Erfahrung war das Hohlmaß an das spezifische Gewicht, damit auch an die Rauigkeit der Früchte, angepasst. Bei Roggen oder Kernen, also glattem, dicht liegendem und damit schwererem Material, hatte das Malter 8 Viertel, bei rauem, locker liegendem Material wie etwa nicht entspelztem Dinkel oder Haber, umfasste ein Malter doppelt soviel, nämlich 16 Viertel<sup>5</sup>.

Das Viertel V wird mit rund 22 Litern angegeben. Mithin ergab sich etwa bei Kernen (glatte Frucht) für 7 Malter M ein Volumen von 56 V; dazu die weiteren 4 V, also ein Volumen von 1.320 Litern, was bei einem spezifischen Gewicht von 0,72 auf 950 kg oder fast eine Tonne führt. Bei anderem Mühlkorn, etwa nicht entspelztem Dinkel, ergeben sich 2.552 Liter und bei einem spezifischen Gewicht von 0,36 etwas über 900 kg. Das zeigt, dass die Koppelung zwischen Volumen (Definition, wie viele Viertel ein Malter ergeben) und dem spezifischen Gewicht sehr wohl Sinn hatte. 7 M 4 V führten also unabhängig von der Frucht auf 0,9 bis 0,95 to.

Nun sagt eine solche Zahl erst dann etwas aus, wenn man sie auf den Umsatz in der Mühle beziehen kann. Dafür liegen zwar keine Angaben vor, es gibt aber die Möglichkeit, aus dem Dorfbuch eine grobe Schätzung abzuleiten. Denn dort wird von einem Streit 1766 der Marbacher mit ihrem Müller berichtet. Die Bauern klagten, sie hätten zu wenig Spreuer vom Entspelzen (dem "Gerben") von Dinkel erhalten. Um zu einer Schadensersatz-Summe zu kommen, schätzten

<sup>5</sup> Maß-Angaben *ebda.*, S. 323.

sie die jährlich geernteten Vesen, den Dinkel, auf 10.000 Viertel. Das sind, bei 16 Viertel je Malter "rauer Frucht", 625 Malter oder 220 cbm. Mit dem spezifischen Gewicht von 0,36 ergeben sich 80 to. Mithin liegt die Abgabe, die Mühlgült, im Bereich von 1 to zu 80 to und somit bei 1,25 Prozent des Durchsatzes der Mühle, bei Dinkel. Bei den "glatten" Früchten lagen die Verhältnisse ähnlich. Dies ist zwar eine sehr grobe Schätzung, die jedoch Größenordnungen deutlich macht und zeigt, dass die Mühlenabgabe mit je etwa einer Tonne für glatte und raue Feldfrüchte zwar im Vergleich mit anderen Lehensmühlen dieser Zeit hoch, im Vergleich mit dem Mahl-Umsatz jedoch erstaunlich gering war – wenn man etwa an den "Zehnten" denkt.

Johann Hegelhammer konnte nur mit Mühe den Ehrschatz aufreiben und blieb lediglich fünf Jahre auf der neuen Mühle. Dann gab es eine personelle Änderung, welche dauerhaft blieb.

### 3 Alltag auf der Marbacher Mühle

#### 1758: Familie Haug zieht auf

Hegelhammer, der erste Müller in Marbach, stand schon in fortgeschrittenem Alter und war nicht glücklich auf der Mühle – die Marbacher auch nicht mit ihm. Im Januar 1758 wurde ihm erlaubt, mit dem Sägemüller Christian Haug auf der Sießener Säge, heute Wagenhausen zwischen Sießen und Fulgenstadt, zu tauschen. Christian Haug entstammt einem recht alten Müllergeschlecht, welches 1693 auf der Herberinger Riedmühle und 1712 auf der längst abgegangenen Bittelschießer Mühle (nördlich Sigmaringen bei Hornstein/Bingen im Lauchert-Tal) nachweisbar ist und 1718 auf die Sießener Säge kam.

Die Marbacher Mühle war ein Falllehen, beim Tod des Lehensnehmers wurde sie nicht vererbt, sondern fiel an die Herrschaft zurück und wurde dann neu vergeben, ggf. an den Erben. Offenbar sah man ein, dass der Ehrschatz zu hoch gelegen hatte und verlangte dem Christian Haug nur 150 fl. Ehrschatz ab, die Mühlenabgabe reduzierte sich ein wenig auf je 6 Malter Mühlfrucht und Kernen. So konnte schon kurz nach dem Start der noch fehlende Stall für Vieh gebaut werden. Die Marbacher neideten dem Müller jedoch seine Kuh und vermuteten, dass er sie in größerem Umfang mit Mahlgut füttere, denn er hatte ja keine Wiese<sup>6</sup>. Auch gab es in den 1760er Jahren Streit, weil der Müller Veränderungen an der Falle für den Mühlgraben angebracht habe; nun laufe kein Wasser mehr in das alte Schwarzachbett und so trockneten die Wiesen aus. Dafür jedoch laufe der Mühlgraben über, und trotzdem beklage der Müller Wassermangel. Der Müller indes klagte, er könne mit dem wenigen Wasser jeweils nur einen Gang laufen lassen, und in die Mühle waren inzwischen außer den Marbachern auch die Bauern von Groß- und Kleintissen, Engen- und Nonnenweiler, Stettberg und dem Hof Bernhausen (etwa einen Kilometer nördlich von Bondorf bei Saulgau) "gebannt", mussten also dort mahlen lassen. Engenweiler und Bernhausen entfielen aber bald wegen der großen Entfernung.

<sup>6</sup> *Ebda.*, S. 188-199. Vgl. auch Sammlung Albert Haug. Georg Beck: Die Lehensmühle zu Marbach St. Silvester. Handschriftliches Heftchen mit eingefügten Zitaten aus Beständen des Archivs der Fürsten von Thurn und Taxis, Regensburg, etwa 1930/31.

In der Folge der Generationen führte die Familie die Mühle weiter. Unter Johann Haug ging es mit der Mühle bergab, wobei die Gründe wohl zum Teil darin lagen, dass Mahlkunden, etwa von Tissen, in herrschaftliche Mühlen nach Saulgau fuhren. So lag 1827 eine solche Schuldenlast auf der Marbacher Mühle, dass sie "fremd" verpachtet werden sollte. Der Pächter war aber der Schwiegervater des damaligen Müllers Johann Haug, ein Benedikt Pfeiffer. Er übernahm die Pacht für 14 Jahre, das Lehen blieb formal bei seinem Schwiegersohn. War Anfangs keinerlei Land zur Mühle gehörig, so versuchte der Pächter immer wieder, Äcker zu erwerben, und dies mit großem Geschick. Später setzte seine Tochter Katharina geb. Pfeiffer, inzwischen Witwe von Johann Haug, den Erwerb fort.

Schon bald gab es eine Heuwiese mit etwa 40 ar (1,3 Morgen) als herrschaftliches Lehen, so dass die Kuh im Stall nicht mehr geneidet werden konnte. Witwe Katharina brachte wie ihr Vater das Kunststück fertig, trotz Schuldentilgung ebenfalls immer wieder ein Grundstück zu erwerben. Als sie 1846 starb, waren Äcker mit den Parzellenummern 325, 350, 835, 908, 909 und 1081 käuflich erworben. Auch wenn es wohl kleinere Stücke gewesen sein mögen – der Zuwachs von Null aus war beträchtlich. Die Mühle blieb weiterhin bei der Familie Haug, zunächst bei Benedikt Haug, dem Sohn von Katharina und Johann und Enkel von Benedikt Pfeiffer. Er übernahm 1847 das Werk, kurz danach kam es auch in Marbach zur "Grundgefälleablösung" nach dem Gesetz vom 14. April 1848 (§ 29). Benedikt Haug konnte die Mühle in seinen freien Besitz übernehmen. Sein jüngerer Bruder heiratete 1853 auf den benachbarten Hof Stettberg. Unter Josef Haug wurde die Mühle 1957 aufgegeben, die Wasserkraft wird aber noch genutzt<sup>7</sup>.

### Frühe technische Angaben zur Mühle

Wie schon erwähnt, hatte die neu erstellte Mühle zwei Mahlgänge und einen Gerbgang, mithin wohl drei (unterschlächtige) Wasserräder. Denn damals wurde jeder Gang durch sein eigenes Wasserrad angetrieben, nach Art des Typs der "altdeutschen Mühle". Schon Johann Hegelhammer war auferlegt worden, auf seine Kosten bei Gestellung des Bauholzes einen vierten Gang (Mahlgang) einzurichten, wozu es allerdings nicht mehr kam. Christian Haug ließ 1760, also kurz nach Übernahme der Mühle, ein Gutachten zum Wasserbau aufstellen, weil er bei einer Änderung zu wenig Gefälle habe. Das Gefälle, bisher mit 4 Schuh (1,1 m) angegeben, solle auf 6,5 Schuh (fast 2 m) erhöht werden. Vermutlich war dies mit einer Erhöhung an der Abzweigfalle von der "alten" Schwarzach sowie einer Absenkung im Ablauf des Wassers hinter den Wasserrädern, also dem Unterwasser, zu erreichen. So erklärt sich wohl auch die Klage der Marbacher 1866, der Müller habe an der Falle, bei welcher der Mühlkanal abzweigt, "neue Hölzer" aufgelegt. Diese seien ungepflegt und überwuchert, so dass das Wasser überlaufe und bei Hochwasser akute Überschwemmungsgefahr für die tiefer gelegenen Wiesen bestehe.

<sup>7</sup> Mitteilung des Staatsarchivs Sigmaringen vom 6. April 1972.



In der Mühle blieb der Gerbgang unverändert, die Wasserräder – auch für den nun gebauten 3. Mahlgang – wurden “in der Rundung” von  $12\frac{1}{2}$  (3,8 m) auf 14 Schuh (4,25 m) gebracht. Diese Angabe kann wohl nur den Durchmesser betreffen und würde in die Abmessungen damaliger Räder passen. Allerdings mussten, weil es jetzt vier Räder waren, diese näher zusammengedrückt und die Radstube in der Höhe umgebaut werden. Beim Umbau gab es Kummer, denn das Wasser riss eine tiefe Grube ins Bachbett bei der Radstube, und zwei der Räder erlitten einen Bruch<sup>8</sup>. Nach dem Umbau klagten die Marbacher, sie würden zu wenig Spreuer (Spelzen des Dinkels) erhalten, der Fehler müsse beim *Staubhäusslin* liegen. Beim “Gerben” des Dinkels wurden die Spelzen in einem Steinmahlgang abgerieben. Körner und Spelzen rutschten aus dem Mahlgang in den Luftstrom eines Gebläses. Die schweren Körner fielen in die Kornmulde, die leichten Spelzen wurden in einen eigenen Raum, das Staubhäusle, geblasen. Tatsächlich fand man dort eine nicht mehr frei bewegliche Zunge im Windrohr, viel Spreuer hatte sich im Staubhäusle angesammelt. Die Marbacher errechneten, pro Jahr seien 10.000 Viertel Vesen (Dinkel), also 220 cbm oder 80 to, gegerbt worden. Auf dieser Grundlage verlangten sie 120 fl. Schadensersatz.

1794 gab es Vorschläge des Müllers zur Verbesserung der Mühle, und zwar war eine Beimühle geplant. Eine solche war ein Werk ohne zugehöriges (Wohn-) Haus, oftmals sogar ohne eigenes Wasserrad und somit lediglich eine Art weiterer Gang, aber nicht zur Verarbeitung von Getreidekörnern. Doch alles verzögerte sich, und so begann Matheis Haug 1798 ohne formale Genehmigung zu bauen. Er erklärte dem Oberamt, dass das Wasser normalerweise nur zum Betrieb von einem Gang reiche. Auch habe er deswegen das Kammmrad des vierten Ganges so gesetzt, dass er das Wasser der anderen Gänge nochmals nutzen könne. Es bleibt unklar, was hier gemacht wurde, vermutlich war es ein Versuch, die mechanisch getrennten Gänge über Getriebe zu verbinden. Jedenfalls wurden die Anstrengungen anerkannt, eine wegen unerlaubten Bauens verhängte Geldstrafe aufgehoben und eine Lohmühle als Beimühle genehmigt. Die Änderung beim vierten Gang musste rückgebaut werden. Nun liefen Mühle und Beimühle, aber 1818 war die Radstube am Zusammenfallen und musste erneuert werden. Sie entstand auf einem Fundament von Lärchenstämmen und war aus Kalktuff. Von den Kosten in Höhe von 450 fl. übernahm die Herrschaft wie üblich gerade mal 10 Prozent, wenn auch das Bauholz meistens gestellt wurde.

1839 war der Wasserbau wieder schadhafte geworden und musste erneuert werden. Die Reparatur war unaufschiebbar und hätte in Holz ausgeführt rund 2.500 fl. gekostet, aber aus der Erfahrung heraus nur 30-40 Jahre gehalten. In Stein jedoch kostete es mit 3.000 fl. deutlich mehr, allerdings bei einer Haltbarkeit von mehreren Menschenaltern. Der Müller stand damals finanziell nicht sehr gut, man entschied sich für den hölzernen Bau. Der wurde in Eichenholz ausgeführt und kostete 2.443 fl. und  $50\frac{1}{2}$  kr. Die Herrschaft gab nicht nur die üblichen 10 Prozent mit 244 fl., sondern einen “Gnadenbeitrag” von 250 fl. dazu. Damit enden die Angaben aus dem Dorfbuch und aus den Archivalien früherer Zeit. Die neuere und neue Technikgeschichte ist anderen Quellen zu entnehmen.

<sup>8</sup> Vgl. Haug (wie Anm. 4).

## 4 Technische Entwicklung der Mühle

### Umbau der Mühle 1885

Unter Konrad Haug wurde das Mühlwerk von der Antriebsseite her total umgestaltet. In der Zeichnung für den Umbau, datiert vom 26. Februar 1885, ist wie üblich der alte Zustand neben der neuen Planung mit eingezeichnet. So kann man diesen recht gut rekonstruieren, und er deckt sich mit den seither angeführten, aus früheren Berichten zusammengestellten Daten. Nach der Beschreibung des Werks vom 22. Februar 1885 waren vier Wasserräder für vier Gänge *primitiver Construction* vorhanden, und zwar unterschlächtig vom Typ der Strauberräder. Bei solchen sind die Radschaufeln an einem einzigen Ring radial angeordnet und befestigt. Der Durchmesser betrug 4,30 m mit nur 36 cm Breite der Schaufeln bei allen vier Rädern. Sie standen hintereinander gestaffelt in der Radstube. *Ein aktives Gefälle von 2,79 m, teilte sich bei den alten Rädern auf in 1 m untere und 1,79 m obere Kropfhöhe.* Im unteren Kropf schmiegte sich der Boden des Wasserbaues direkt um die Rad-Krümmung, der obere Kropf war eine geradlinige steile Ebene zum Rad hin. So wurde das Triebwasser optimal auf die Schaufeln hin beschleunigt, denn die unterschlächtigen Wasserräder setzen überwiegend die Energie der Bewegung des Wassers um  $(\frac{1}{2} \times m \times v^2)$ .

Konrad Haug plante nun zwei überschlächtige Wasserräder mit je 3 m Durchmesser und 1,2 m Schaufelbreite (Abb. 1). Bei überschlächtigem Betrieb wird vorwiegend die Energie der Lage (Wassergewicht  $\times$  Gefälle) ausgenutzt. Mit hin muss das nutzbare Gefälle größer sein als der Raddurchmesser. Die Marbacher Mühle bekam 3,43 m Gefälle, das Werk hatte mit der damals angegebenen mittleren Wassermenge von 600 Ltr/s die stolze "Roh-Leistung" von  $600 \text{ kg/s} \times 4,43 \text{ m/75} = 27,4 \text{ PS}$  (oder 20 kW). Die Roh-Leistung ist also die rein rechnerisch im Triebwasser steckende Leistung. Was im Mühlwerk selbst ankommt, hängt vom Wirkungsgrad der Wasserräder ab. Dieser lag bei alten, unterschlächtigen Rädern in der Größenordnung von 40-50 Prozent. Die unterschlächtige Spitzen-Entwicklung, das Zuppingerrad und auch gut gebaute überschlächtige Räder brachten es bis auf 80 Prozent. In der Mühle wurde die Leistung durch Verluste in Getrieben, Lagerungen und Transmissionen weiter vermindert. Was dann noch übrig blieb, gelangte in den Mahlwerken an. Erst in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg ist es gelungen, mit elektronischer Messtechnik eine Wassermühle energetisch genau zu "vermessen".

Die Werksbeschreibung in den Triebwerksakten von 1885 bringt noch weitere Informationen. Zu diesem Zeitpunkt verfügte die Mühle über zwei Mahlgänge und je einen Gerb-, Gries- und Streck-Gang, hatte also fünf Gänge. Von der Biet aus (dem Boden in der Mühle, auf welchem die Mahlgänge standen) konnten über Hebel und Kettenzug Klappen in den Zulaufrippen der Wasserräder verstellt und so die Mühle "geführt" werden. Ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts besaß nicht mehr jeder "Gang" einer Mühle ein eigenes Wasserrad. Es wurden eiserne Zwischengetriebe eingeführt, die Vorgelege, mit denen die Antriebskraft eines Wasserrades auf mehrere Gänge verteilt werden konnte<sup>9</sup>.

<sup>9</sup> Landratsamt Sigmaringen. Triebwerksakten T28 Marbacher Mühle, Bund 1.

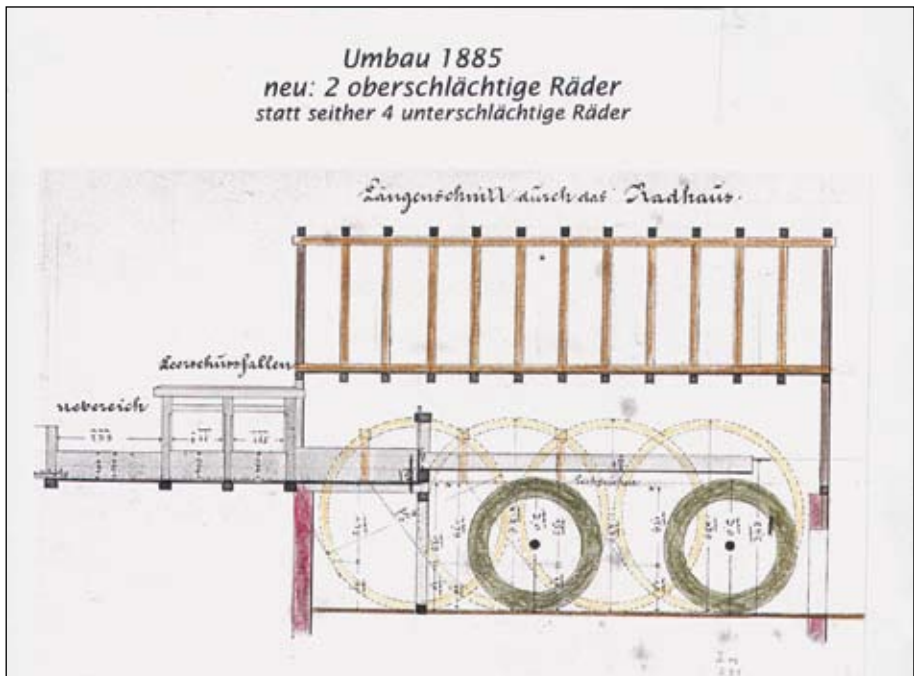


Abb. 1 - Umbau 1885 und Ausrüstung mit zwei ober-schlächtigen Wasserrädern.

### Änderungen um 1910/1913

Um die Wende zum 20. Jahrhundert wurden für die Triebwerke regionale Nummern eingeführt; die Marbacher Mühle war Triebwerk T28. Ende 1910 bzw. Anfang 1911 ist eines der 1885 eingebauten Wasserräder geändert worden (Abb. 2). Das linke (links – bezogen auf die Fließrichtung der Schwarzach) ober-schläch-tige Rad blieb in allen Daten unberührt. Das rechte Rad blieb zwar im Durch-messer mit 3 m gleich. In der Breite nahm es aber von 1,2 m auf 2,7 m erheb-lich zu. Dies veränderte die Anlagen (Fallenstöcke usw.) beim Wasserbau deut-lich. Die beiden Räder standen wie seither gestaffelt in der Radstube. Das Zu-laufgerinne für das neue Rad zwängte sich mit nur 1,45 m Breite ganz knapp am belassenen schmalen Rad vorbei, um kurz vor dem neuen Rad dessen Breite anzunehmen. Die Achs-höhe beider Räder blieb gleich. Man darf wohl annehmen, dass das breite Rad vorgesehen war, um den Elektro-Generator anzutreiben. Denn 1910/11 wurde aus der Marbacher Getreidemühle auch noch ein Klein-E-Werk für Gleich-strom, welches manche Häuser im Dorf vor allem mit Lichtstrom versorgte. Darüber wird noch zu berichten sein.

1913 gab es eine Änderung der Stauhöhe, gleichzeitig wurde aber auch das Unterwasser erhöht. Das Gesamtgefälle ist im Eichzeichenprotokoll mit 3,345 m angegeben. Der Mühlkanal wird mit 840 m Länge genannt, und zwar in allen Triebwerksunterlagen von 1910 bis 1913. Da nun aber die mittlere vorhandene Wassermenge mit nur noch 300 Ltr/s auftaucht, ergibt sich auch

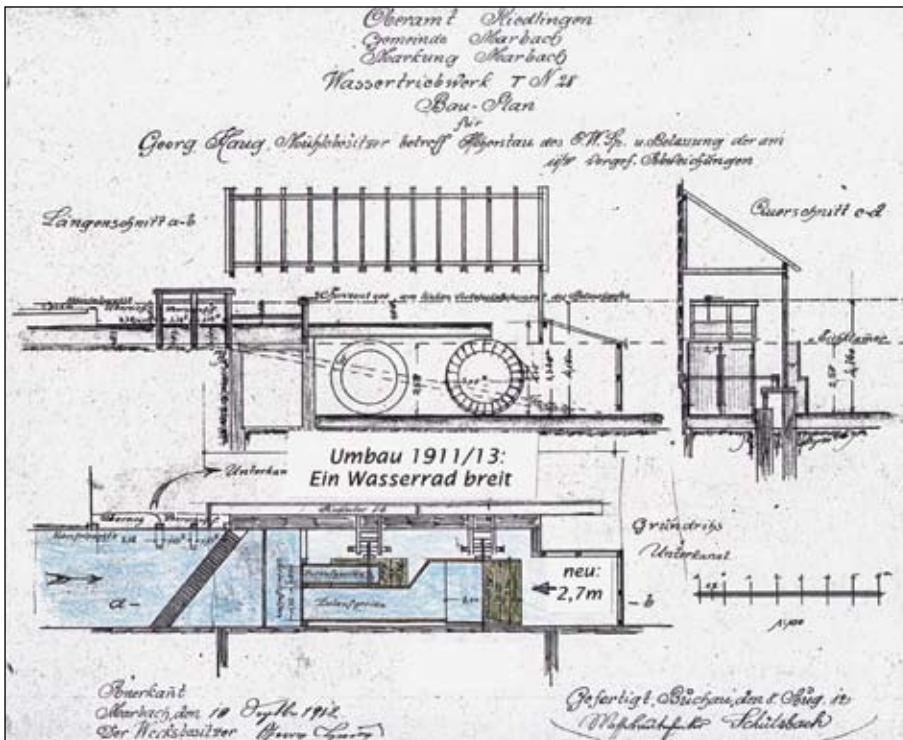


Abb. 2 - Umbau 1911/13 – eines der ober-schlächtigen Räder ist verbreitert worden.

nur die halbe Rohleistung, nämlich  $(3,345 \text{ m} \times 300 \text{ Ltr/s})/75 = 13,4 \text{ PS (10 kW)}$ . Weshalb sich der mittlere Durchfluss von 1885 bis 1913 exakt halbiert haben soll, ist nicht beleg- und auch nicht begründbar<sup>10</sup>.

### Vom Turbinen-Einbau 1939 bis zum Ende des Mahlbetriebs

Der letzte Umbau im Triebwerk der Marbacher Mühle erfolgte 1939. Müller Josef Haug hatte den Antrag gestellt, statt der beiden Wasserräder die Mühle und das kleine E-Werk über Turbinen anzutreiben. Dazu kam eine Franzis-Zweikammer-Turbine der Firma Escher-Wyss zum Einsatz (Abb. 3). Mit einer durchgehenden Welle wurden zwei sogenannte Wandturbinen starr gekoppelt, jede hatte ihren eigenen Zufluss mit 1,8 m Breite (Abb. 4). Über zwei Transmissionen erfolgte der Antrieb von Mühle und Stromgenerator. Jede Turbine ist auf 390 Ltr/s maximales Schluckvermögen ausgelegt, was einer Rohleistung von 17,4 PS (12,8 kW) entsprechen würde. Die Turbinenurkunde vom 20. Mai 1939 geht von einer Leistung von 14 PS (10,3 kW) aus, unterstellt also einen Wirkungsgrad von 80 Prozent bei voller Beaufschlagung. Bei einer angegebenen mittleren Wassermenge von 300 Ltr/s ergeben sich 13,4 PS (10 kW) Rohleis-

<sup>10</sup> Landratsamt Sigmaringen. Triebwerksakten T28 Marbacher Mühle, Bund 2.

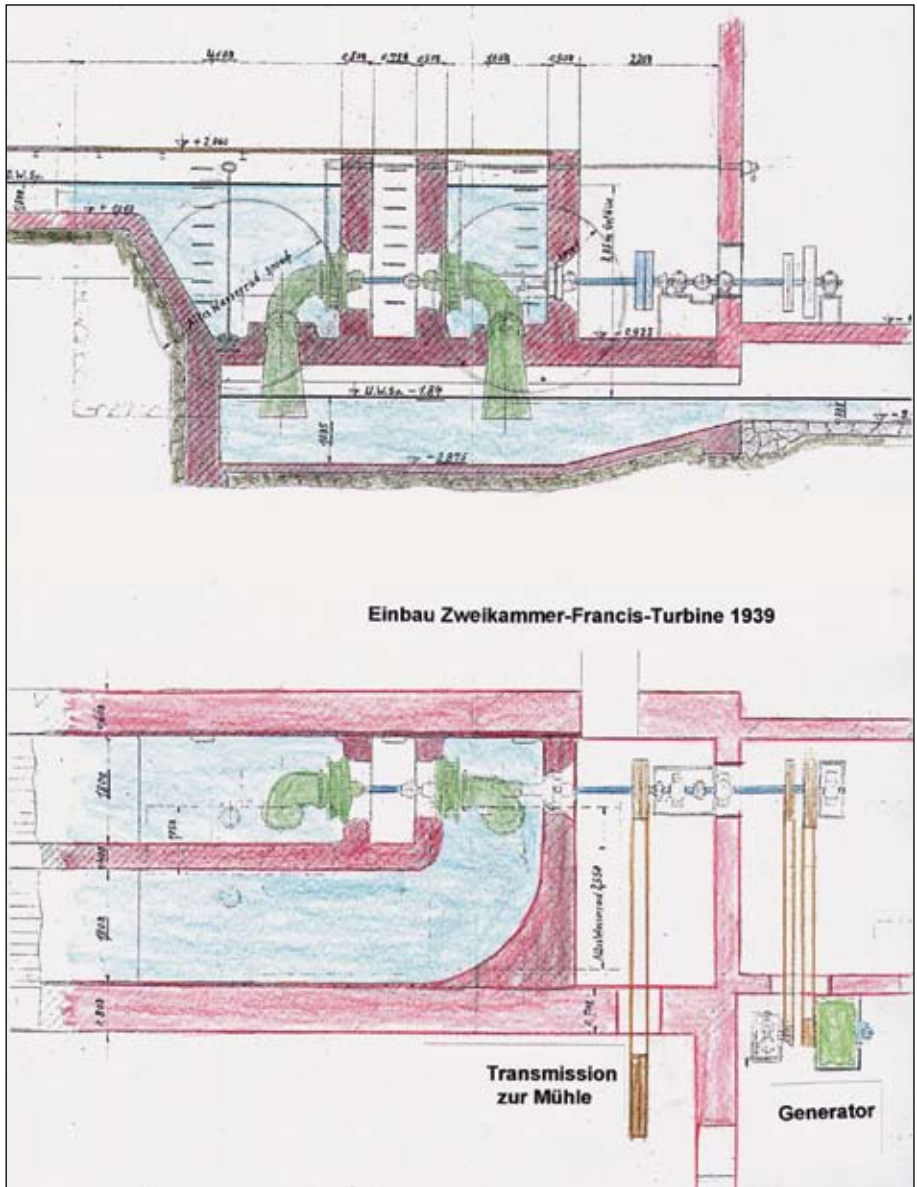


Abb. 3 - Umbau auf eine Zweikammer-Francis-Turbine 1939.

tung, bei 75-80 Prozent Wirkungsgrad am Turbinenabtrieb also verfügbare 10 PS (7,5 kW). Die Doppelanlage konnte auch bei Ausfall einer Turbineneinheit den Betrieb (vor allem der Strom-Versorgung) aufrecht erhalten und höhere Wasserangebote voll ausnutzen<sup>11</sup>.

<sup>11</sup> Landratsamt Sigmaringen. Triebwerksakten (Neue Nummerierung) T105 Getreidemühle und E-Werk Marbach 1939.

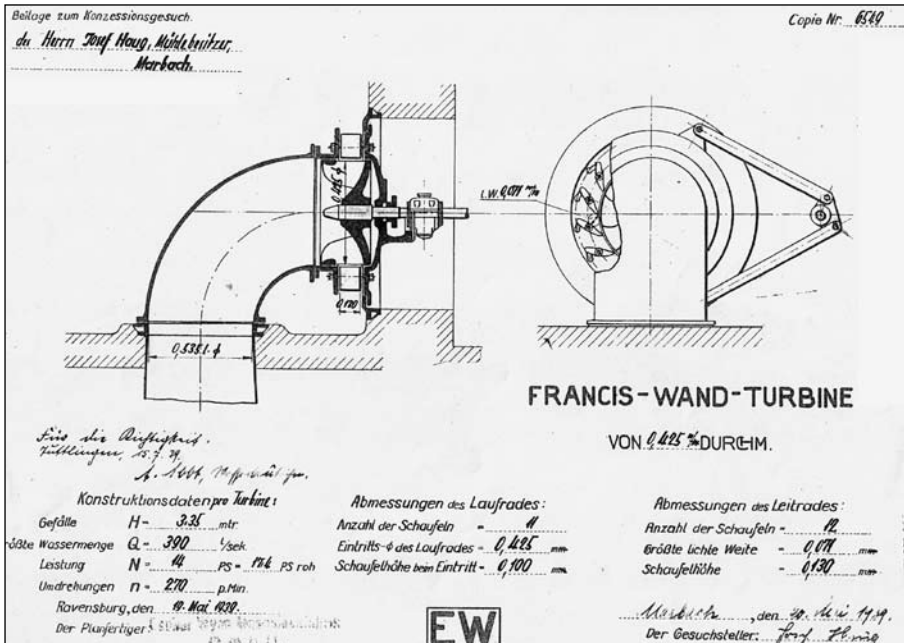


Abb. 4 - Wandturbine Marbacher Mühle 1939.

Zum Zeitpunkt des Turbinen-Einbaues hatte die Mühle folgenden Ausbaustand:

- Kleie-Gang, Schrotgang und Gerbgang als Steingänge.
- Doppel-Walzenstuhl mit je 60 cm Walzenlänge, Glattwalzenstuhl 100 cm.
- Plansichter und Kleie-Sichter.
- Putzmaschine, Bechertransporteure, Aufzug, zwei Transmissionen, Silo für Getreideschrot, zwei Mischmaschinen (Weiß- und Brot-Mehl).

Dieser Bestand hielt sich bis 1957, als der Mahlbetrieb eingestellt wurde. Der Doppel-Walzenstuhl war mit je einer Schrot- und Grieswalze bestückt, der Glattwalzenstuhl ebenfalls noch vorhanden. Runde zehn Jahre lief noch der Umtausch von Getreide in Mehl. 1975 waren die mahlentechnischen Einrichtungen alle entfernt, der Betrieb auf reine Landwirtschaft umgestellt. Die Turbinenanlage von 1939 läuft auch heute noch und treibt einen Generator.

Um Überlegungen zu Erhalt oder Aufgabe der Wasserkraft zu unterstützen, gibt es eine überschlägige Berechnung, welche für die Marbacher Mühle 65.000 jährlich erzeugbare kWh nennt. Geht man von in Ulmer Akten auffindbaren Abschätzungsvorschlägen aus, würden sich ganz grob um 45.000 kWh/Jahr ergeben. Da man den heutigen Stromverbrauch (ohne Heizung) für einen Vierpersonen-Haushalt derzeit mit 4.000 kWh/Jahr unterstellt, würde das Marbacher Wassertriebwerk immerhin 11-16 solcher Haushalte rund um die Uhr mit Strom versorgen können. Die Anlagen dazu sind vorhanden und in Betrieb. Diese Anmerkung führt nun zwar über zur Elektrotechnik und zum (Klein-)Elektrizitätswerk Marbacher Mühle. Doch sollen vorher noch einige Hinweise zum Mühlkanal eingeschoben werden.

## Rund um den Mühlkanal

Der Mühlkanal lag direkt im Interesse des jeweiligen Müllers, denn von ihm bezog er seine Antriebskraft. Den sonstigen Anliegern war der Kanal eher gleichgültig – sofern ihre Parzellen im Tal weder von Hochwassern überflutet wurden noch wegen fehlenden Wassers zu trocken und nicht bewässerbar blieben. Bei solchen Verkoppelungen waren jedoch Beschwerden und Streit unvermeidbar. Ein Protokoll über Schwarzach und Mühlbach, (deren) Unterhaltung betreffend der Regierung des Donau-Kreises in Ulm vom 14. März 1818 beginnt mit den Worten: *Wiederholte Beschwerden mehrerer hiesiger Bürger über den ihnen durch das Austreten des Mühlbaches an ihren angrenzenden Gütern erleidenden Schadens und die widersprechenden Ansichten der Interessenten über die Ursache dieses Austretens veranlaßten eine Beaugenscheinigung und laut Untersuchung der Lage des Baches und des Wasserstandes in Beziehung auf das Erfordernis des Mühlganges*<sup>12</sup>.

Von Seiten des Kgl. Oberamts Buchau und der *Grund- und Lehenherrlichen* Rentbeamtung Dürmentingen zog man nicht nur Zimmermeister Pleichnig als Mühlen-Sachverständigen hinzu, sondern begab sich miteinander an die betreffenden Wasserläufe. Man fand den Wasserstand im Mühlbach hoch und dessen Damm gegen die westlich gelegenen Wiesen *so seicht und flach, dass beim Anlaufen der Gewässer eine ganze Überschwemmung des Wiestals unvermeidlich ist. Der Grund des hohen Wasserstandes wurde allgemein im Verschlammen des Kanals, in der Aufhäufung des vorzüglich in der Mitte der Ziehfalle angeschwemmten Kiesbodens erkannt*<sup>13</sup>.

Brauchte die Mühle nicht alles ankommende Wasser, so konnte dieses über die feste Schwelle in der Alten Schwarzach abfließen. Diese erwies sich jedoch als seit mehreren Jahren völlig verwachsen. Nun wurde eine Planung erlassen, mit welcher der Zustand in Ordnung gebracht und auch in Ordnung gehalten werden sollte. Während eines Wasserabschlags hatte der Müller mit entsprechender Arbeiteranzahl den Mühlkanal vom Fallenstock bis zur Mühle von Schlamm und Gras zu reinigen. Auch sollte dieser vertieft und die Dämme an eingesunkenen Stellen wieder aufgefüllt werden. Längs Teilstücken wurde der Kanal mittels Pflug vertieft und verbreitert bzw. sollte der Müller Erlen anpflanzen. Beschädigung des Dammes von den Wiesen her wurden unter Strafe gestellt. Der alte Lauf der Schwarzach sollte durch einen im Bogen verlaufenden Abzugsgraben von den Wiesenanliegern ersetzt werden. Dem Müller wurde ein Eichpfahl gesetzt, über dessen Höhe er nicht aufstauen dürfe. Damit war die Angelegenheit zunächst geregelt.

In späteren Dokumenten werden Verpflichtungen von Anliegern an der Schwarzach und dem Mühlkanal aufgeführt. Sie waren gehalten, zur Ableitung des Übereich-Wassers das alte (vom Abzweigfallenstock des Mühlkanals) weiterführende Bett der Schwarzach zu unterhalten, und zwar 1,2 m breit und 0,85 m tief. Der Müller hatte seinen Kanal vollständig wasserdicht, 4,4 m breit und 1,0 m tief zu halten. Er durfte zur Reinigung des Kanals und/oder zu

<sup>12</sup> Landratsamt Sigmaringen. Triebwerksakten.Abschrift des Protokolls "Donaukreis Ulm, Oberamt Riedlingen, Unteramt Buchau, 14. März 1818".

<sup>13</sup> *Ebda.*

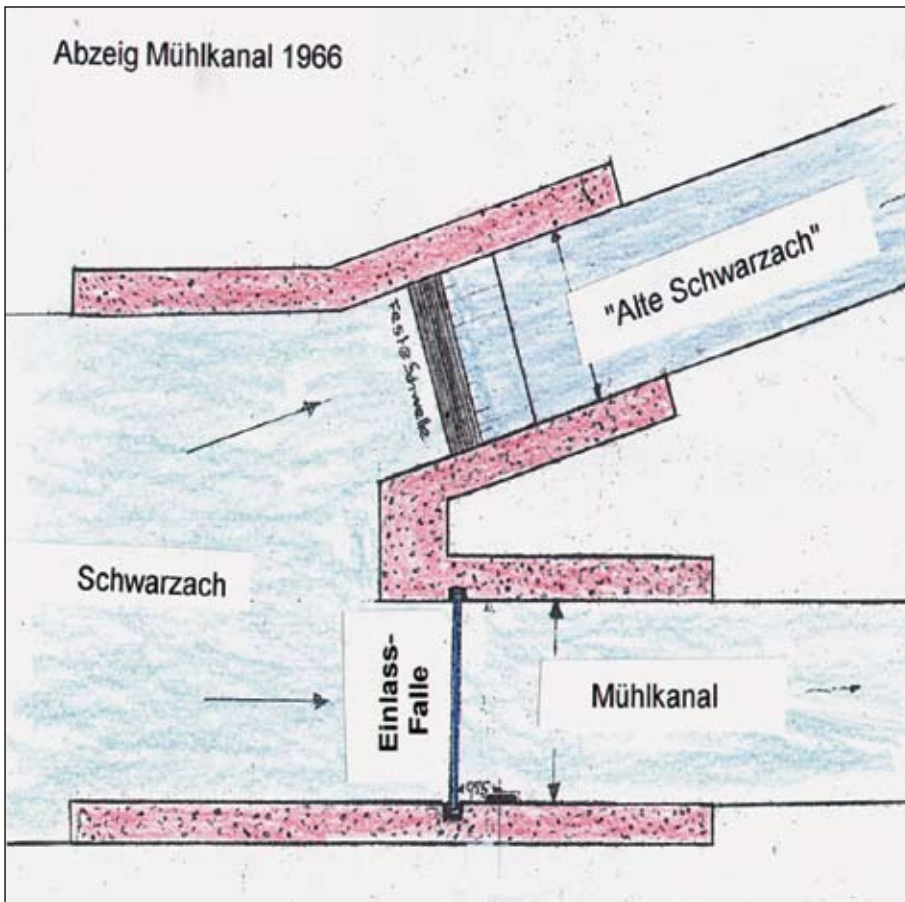


Abb. 5 - Abzweig Mühlkanal 1966.

Reparaturen am Wasserbau der Mühle den Mühlkanal nach der Heu-Ernte fünf Tage lang abschlagen (wasserlos machen) und das Wasser in das alte Bachbett einleiten. Für das Wehr zum Einlass in den Mühlkanal wurden als Entfernung zur Mühle *etwa 900 m* angegeben. Bleibt noch anzumerken, dass die Meter-Angaben aus einer Beschreibung von 1885 übernommen werden konnten; damals hatte sich das metrische System schon durchgesetzt und ältere Maßeinheiten waren abgeschafft<sup>14</sup>.

Ein Eichzeichen wurde schon 1856 gesetzt, und zwar in die aus Tuffstein gebaute Wand der Radstube bei der Mühle. Schon zu frühen Zeiten war die Einlassfalle 2,95 m breit und besaß ein 0,8 m hohes Schützenbrett, welches über Ketten und eine Walze hochziehbar ist. Die Einlass-Schwelle zum Mühlkanal lag 0,97 m über dem Eichzeichen. In der Beschreibung von 1885 wird der Abstand zwischen Mühle und Einlassfalle zum Mühlkanal mit 900 m, das relative Gefälle

<sup>14</sup> Landratsamt Sigmaringen. Triebwerksakten Marbacher Mühle: Kopie eines Schreibens, vermutlich um 1885.



mit  $1\text{m}/900\text{m} = 1,1\text{‰}$  angegeben. Für den Unterkanal war klar geregelt: *Die Unterhaltung des Canals von der Mühle bis zur Einmündung in die alte Schwarzach, an der Oberamtsgränze, welche Strecke etwa 460 m lang ist, ist Sache des Mühlebesitzers*<sup>15</sup>. 1911/13 änderte sich nichts. Der Turbinen-Einbau von 1939 hatte zwar eine Änderungen beim Wasserbau der Mühle zur Folge, der Mühlkanal blieb unverändert. Die Angaben lauteten auf *840 m oberhalb des Werks* und die seitherige Breite der Einlassfalle von 2,95 m.

Ab 1960 gab es wieder Schwierigkeiten. Bei der Abzweigung des Kanals von der Schwarzach fehlten die Bretter am Einlass-Fallenstock, die eichenen Dielen lagen auf dem Boden. Das Wehr wurde erneuert, doch dann fehlte die Stau-marke, 1966 wurde auch sie ersetzt (Abb. 5). Weidendes Vieh bestieg und gefährdete den Kanaldamm; der Müller wehrte sich und wollte den Unterhalt des Damms nicht mehr übernehmen. Die Anwohner beklagten sich über zu nasse Wiesen und häufige Überschwemmungen. Das Nivellement wurde amtlich nachgemessen, es ergaben sich aber keine gravierenden oder störenden Abweichungen. Die 10 cm zu hoch liegende Schwelle am Einlass in den Mühlkanal war kein Nachteil für die Anlieger, wohl aber für den Müller<sup>16</sup>.

Ab 1985 verpflichtete sich die Gemeinde, vom Einlass des Auslaufs der Ortskanalisation (exakt: ab Mitte des Rohres) in den Unterlauf des Mühlkanals dessen Unterhalt von dort bis zum Einmünden in die Schwarzach zu übernehmen. Um 1989 gab es Schwierigkeiten mit geradezu explosivem Algenwuchs, der durch reichlichen Nitrat-Eintrag (Kunstdünger) längs Kleinkanälen und Bächen entsteht und durch Wärme unterstützt wird. Möglicherweise war das vom Thermalbad Saulgau in den Vorfluter Schwarzach abgeleitete Wasser zu warm. Was die Algen liebten, wurde ihnen dadurch entzogen, dass man das warme Wasser in einer Pilzzuchtanstalt abkühlen konnte.

In jüngster Zeit griff das Landratsamt Sigmaringen auf die alten Urkunden zurück und stellte danach fest, dass der Mühlkanal vom Triebwerksbesitzer wasserdicht 4,4 m breit und 1 m tief zu unterhalten sei. Die Anlieger stehen für die Alte Schwarzach und haben diese 1,7 m breit und 78,5 cm tief zu unterhalten. Die Erhaltung des Unterkanals liegt zunächst beim "Müller", was nichts am Verbleib mit der Gemeinde und deren Kanalisations-Einlass ändert.

## 5 Die Marbacher Mühle – Ein frühes Klein-Elektrizitätswerk

### Zur Elektrifizierung in Oberschwaben

Die Anfangszeit, als Mühlen zu E-Werken umgebaut wurden, lag im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. In Riedlingen entstand 1894 ein Elektrizitätswerk aus der Waag-Mühle, einer Getreidemühle, die schon 1540 als Sägemühle aktenbekannt ist. Die damalige Generator-Leistung betrug 18 kW (25 PS); das damals übliche System mit 2x110V Gleichspannung versorgte 150 Glühlampen, auch waren E-Motoren mit zusammen 8 PS angeschlossen. In Mengen entstand 1895 ein schon größeres E-Werk mit 54 kW (ca.75 PS), an welches 1897 1.000 Lampen und 31 PS Motoren angeschlossen waren. Um und kurz nach

<sup>15</sup> *Ebda.*

<sup>16</sup> Landratsamt Sigmaringen. Triebwerksakten T105, Marbacher Mühle: Unterhaltung Mühlkanal 1966-2004.



Abb. 6 - Die Marbacher Mühle Haug um 1911/12 – das E-Werk ist bereits in Betrieb (Strom-Mast mit Generator-Kammer rechts).

der Jahrhundertwende entstanden weitere E-Werke in kleineren Ortschaften, so etwa in Ebenweiler (1909), Dürmentingen (1911) und Marbach (1911)<sup>17</sup>.

Johann Georg Haug erweiterte 1911 seine Mühle zum Klein-Elektrizitätswerk (Abb. 6). Es ist anzunehmen, dass er deswegen eines seiner beiden Wasserräder breiter gemacht hat. Über die elektrische Ausstattung ist nichts mehr bekannt, man darf aber annehmen, dass mit 110 V oder wahrscheinlicher 2x110 V Gleichspannung gearbeitet worden ist. Damals gab es noch keine Glühlampen für höhere Spannungen. Andererseits waren 110 V für Motoren eine recht niedrige Spannung. Für einen kleinen Motor mit nur 3 PS (2,2 kW) mussten schon 20 A fließen – und der Leitungsquerschnitt entsprechend groß sein. Ein System 2x110 V für Motoren, 1x110 V für Lampen war damals üblicher Standard. Zudem war es möglich, Gleichstrom in Akku-Batterien zu speichern.

Der Marbacher Müller erstellte auf eigene Kosten einige Leitungen mit Masten zu Häusern im Dorf und versorgte diese mit Lichtstrom. Motoren werden wohl ganz selten gewesen sein, denn die Mühle verfügte ja selber nur über 13,5 Roh-PS. Marbach hatte somit als kleineres Dorf schon früh elektrische Beleuchtungsmöglichkeit. Um das Land in der Fläche mit Strom zu versorgen, entstand 1909 der Zweckverband Oberschwäbischer Elektrizitätswerke OEW<sup>18</sup>. Bis dahin hatten vor allem die Städte solche Möglichkeit aufbauen können,

<sup>17</sup> Vgl. Wolfgang *Leimer*: Geschichte der Elektrizitätswirtschaft in Württemberg. Bd. 1. Stuttgart 1982. S. 312-314.- Jürgen *Gysin*: Elektrische Hilfen für Haus und Hof. Kreisfreilichtmuseum Kürnbach, Landkreis Biberach 1991.

<sup>18</sup> Vgl. Kurt *Diemer*: Stromversorgung in Baden-Württemberg. Erfolgsgeschichte einer kommunalen Idee. Ulm 2001.



Abb. 7 - Strommast in Marbach um oder vor 1930.

so Heilbronn 1890, Esslingen 1893, Ulm und Stuttgart jeweils 1895. Die OEW arbeiteten mit dem “moderneren” Wechselstrom/Drehstrom 220/380 V, dessen sehr gute Brauchbarkeit zur Fernversorgung 1891 mittels einer Leitung von Lauffen/Neckar bis zur Elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt am Main bewiesen worden war.

1926/27 erreichte die OEW mit Drehstrom auch Marbach. Dort ließ man das Versorgungs-Netz mit Gleichstrom bestehen. Der Müller bezog von den OEW Drehstrom, welcher mit Quecksilberdampf-Gleichrichterröhren in Gleichstrom zur Einspeisung ins Dorf umgeformt wurde (Abb. 7). Das “E-Werk Marbach” rechnete weiterhin mit den Abnehmern direkt ab und bot ihnen auch gängige Elektro-Artikel an, nicht nur Sicherungen und Glühlampen. Tariflich hielt sich die Marbacher Mühle an die OEW und konnte als kleinen Gewinn den ihr als “Groß-Abnehmer” gewährten Rabatt verbuchen – neben dem wenigen Strom, der selbst mittels Wasserkraft erzeugbar war. Dieses System hielt sich bis 1964. Dann wurde das Ortsnetz von den OEW bzw. der EVS (Energieversorgung Schwaben, heute EnBW) übernommen. Die Mühle ist normaler Stromabnehmer, speist aber selber ins Netz ein<sup>19</sup>.

### Ein kurzer Blick in die E-Versorgung Marbach

Zwar sind keine Akten und sonstige Unterlagen mehr vorhanden, doch fanden sich in der Mühle noch zwei Kontobücher, in denen der Marbacher Müller seine Stromkunden und deren Verbrauch samt den zu zahlenden Beträgen

<sup>19</sup> Leider gibt es weder vom anfänglichen Betrieb der Alleinversorgung durch die Mühle noch von deren Anschluss an die OEW irgendwelche Unterlagen mehr. Selbst das Wirtschaftsarchiv in Hohenheim hat keine Bestände. Die OEW Verwaltung Biberach erklärte auf Anfrage, dass von diesen kleinen Betrieben aus Platzgründen keine Archivalien mehr aufbewahrt werden könnten.

aufgeführt hat. Eines der Bücher trägt zwar kein Datum, lässt sich aber recht sicher in die Jahre 1932-1934 einordnen. Denn der darin aufscheinende und für Marbach ebenfalls geltende OEW-Tarif ist der direkte Vorläufer eines veröffentlichten neuen Tarifs der OEW, gültig ab 1. Januar 1935<sup>20</sup>. Der Abnehmer konnte wählen zwischen zwei Klassen von *Brennstellen* für elektrisches Licht, jeweils für Lampen bis 100 W; höhere Leistungen (damals noch sehr selten) kosteten Zuschläge. Klasse I war *hohe Benutzungsdauer*, Klasse II *mittlere Benutzungsdauer*. Der Licht-Grundpreis lag bei (Angaben in RM, Reichsmark):

<b>Brennstelle</b>	<b>Klasse I</b>	<b>4,80 RM/Jahr</b>	<b>(40 Pf/Monat)</b>
<b>Brennstelle</b>	<b>Klasse II</b>	<b>3,20 RM/Jahr</b>	<b>(26,66 Pf/Monat).</b>

Es gab aber auch Pauschal-Grundpreise für komplette Wohnungen, wiederum in die Brennstellen und deren Klassen aufgelistet. So finden sich:

<b>Brennstellen</b>		<b>Klasse I</b>	<b>Klasse II</b>	<b>RM pro Jahr</b>
Pfarrhaus	4 Zimmer	4	18	24,00
Revierförster	4 Zimmer	2	7	24,00
Oberlehrer	6 Zimmer	2	10	31,20.

Der Wohnungs-Grundpreis war günstiger. Insgesamt versuchte verständlicherweise jeder den Grundpreis zu drücken, indem er viele Brennstellen als zu "mittlerer Benutzungsdauer" gehörig angab. Die Ausstattung mit Lampen hoher oder geringer Leistung beeinflusste dann eben noch den für die entnommenen Kilowattstunden und deren Tarif geltenden Preis. Höfe galten nicht als "Wohnung" und mussten in jedem Fall Einzelbrennstellen bezahlen. Das war teurer, und deswegen waren damals viele Anschlüsse der Klasse II (Hoflicht, Scheuer, Abort ...) zwar vorgesehen, aber noch nicht ausgeführt. Das lässt sich bei einigen Höfen deutlich entnehmen, etwa:

<b>Brennstellen</b>		<b>Klasse I</b>	<b>Klasse II</b>	<b>RM pro Jahr</b>
Hof 66 Morgen (10x Klasse II, noch nicht angeschlossen)	4	6	38,40	
Hof 106 Morgen (9x Klasse II, noch nicht angeschlossen).	5	4	36,80	

Als Grundpreis für "Kraft" galten folgende Tarife:  
 Landwirtschaft: 0,78 RM je Morgen und Jahr.  
 Gewerbe: bis 5 PS 4,80 RM/Jahr,  
 bei mehr als 5 PS je angefangene PS 9,60 RM/Jahr.

<sup>20</sup> Gysin (wie Anm. 17) S. 65.

Dass höhere Abnahme nicht billiger, sondern teurer war, lag an der begrenzten Verfügbarkeit elektrischer Energie. "Wärme-Strom" hatte eigene Grundpreise.

### Zur Schätzung eines Dorf-Anschlusswerts

Die Kontobücher lassen noch weitere Einblicke zu, weil außer den schon angeschlossenen auch noch die nicht angeschlossenen Brennstellen verzeichnet sind. Somit konnte das E-Werk Marbach leicht nachtragen, wollte ein Abnehmer seine Stromanlage ausweiten. War ein Gebäude angeschlossen, so sind die Licht-Brennstellen (nach Klasse I und II) aufgeführt, samt der Anzahl und der Raumbezeichnung (von Stube, Küche, Stall in Klasse I bis Scheuer, Hof und Abort in Klasse II). Noch nicht angeschlossene Räume werden zwar mit aufgelistet, erscheinen aber nicht bei der Preisberechnung. Offenbar hat man damals als nicht unbedingt nötig eingestufte Beleuchtungen aus Ersparnisgründen noch nicht angeschlossen, etwa Bühne, Keller, Hoflicht etc.

Die noch nicht angeschlossenen Häuser sind ebenfalls erfasst, damit eine nachträgliche Berechnung der Grundgebühren einfach erfolgen kann, falls das Gebäude einmal angeschlossen wird. Aufgezählt werden die verschiedenen Räume, ggf. schon unterteilt nach den Tarif-Klassen I und II. Manchmal sind einige Räume zwar aufgelistet, aber nicht den Klassen zugeteilt. Das müssen Räume gewesen sein, die zwar vorhanden, aber bei einer Erst-Installation noch nicht zur Beleuchtung vorgesehen waren. Mit diesen Angaben lässt sich der Anschlusswert für Licht einigermaßen abschätzen. Die Brennstellen Klasse I tauchen bei Küchen und Stuben und Ställen auf. Zu Klasse II gehören Kammern, Gang, Abort, Scheuer, Stall, Hoflicht. Es dürfte realistisch sein, die Brennstellen Klasse I im Schnitt mit etwa 80 W, diejenigen der Klasse II mit 25 W anzusetzen. Denn viele Brennstellen Klasse I sind wohl nur mit 60 W-Lampen, die wenigsten der Klasse II mit stattlichen 40 W bestückt gewesen.

Von 132 Gebäuden in Marbach waren 70 (53%) angeschlossen, 62 (47%) nicht angeschlossen. In den angeschlossenen Häusern gab es Brennstellen

Klasse I, hohe Benützungsdauer, also wichtig	243 (100%)
davon tatsächlich betrieben/bezahlt	231 ( 95%)
Klasse II, mittlere Benützungsdauer, weniger wichtig	431 (100%)
davon tatsächlich betrieben/bezahlt	233 ( 54%).

Man hat damals in den Häusern und Höfen mit Licht noch sehr gespart. Für Marbach lässt sich also um 1930, als die OEW über das "Elektrizitätswerk Marbach" Strom lieferte, nachfolgende Angabe machen. Solche Werte hätte die Mühle 1911 bis 1926 mit ihren rund 10 Gesamt-kW alleine nie befriedigen können.

Anschlusswert Licht	ca. 28 kW
Anschlusswert Motoren im Gewerbe	ca. 20 kW <sup>21</sup> .

<sup>21</sup> Motoren Landwirtschaft waren nicht erfasst, Grundpreis pauschal nach Hofgröße.

Beim heutigen Stand der Elektrifizierung ergeben sich völlig andere Zahlen. Der Bedarf für Haushalt, Heizungen, landwirtschaftliche Antriebe etc. eines modernen Hofes um die 100 ha würde alleine schon solche Leistungen erfordern.

## Schlusswort

Ein Dorf brauchte früher eine Mühle. Sie war das Zentrum der verfügbaren mechanischen Energie. Die einzelnen Höfe und Haushalte arbeiteten nur mit Muskelkraft. Setzt man ein Pferd mit 1 PS an (dieser Wert wurde selten und nicht auf Dauer erreicht), so lieferte ein Ochse rund  $\frac{2}{3}$  PS, die muskuläre Dauerleistung des Menschen/Mannes liegt bei 0,1 PS. Man kann die verfügbare Energie von Höfen mit etwa 2,3 bis 2,5 PS je 10 ha abschätzen. Ein kleiner Hof dieser Größe arbeitete mit 2 Pferden und 3 bis 5 Leuten, bei größeren Höfen stieg die Zahl der Pferde und Menschen nicht linear mit der Größe an, die Differenz wurde durch bessere Mechanisierung (kleinere Maschinen, Getreidemäher, Bindemäher) ausgeglichen. Ein mittelgroßer Hof mit 80 Morgen (27 ha) konnte mit 5 bis 6 PS rechnen. Da hatte die kleine Mühle wie in Marbach etwa doppelt so viel – und das rund um die Uhr. Die Definition “Morgen” (etwa 0,33 ha) ist eine Fläche, welche ein Mann (0,1 PS) mit einem Gespann (2 PS) in etwa 4 Stunden bearbeiten konnte. Dies ergibt 8,4 PS-Stunden oder etwas mehr als 6 kWh. Die Marbacher Mühle brachte es jeden Tag auf 324 PS-Stunden oder 238 kWh.

Die Frage stellt sich, ob es nicht sinnvoll ist, auch solche Klein-Energien zu erhalten und zu pflegen, und es gibt viele Initiativen, auch Firmen, welche dies tun. Freilich hat die Anzahl kleinerer Mühlen in den letzten 50 Jahren sehr abgenommen – man spricht nicht ohne Grund vom “Mühlensterben”. Die Erzeugung von Mehl und modernen Mehlprodukten (wie etwa Backmischungen) geschieht nicht mehr in konventionellen Mühlen, sondern in weit größeren Betrieben der heutigen Lebensmittelindustrie. Damit sind die Mühlen ein Stück Geschichte geworden, und Geschichte gehört gepflegt und bewahrt. Dies ist nicht nur wichtig, um die früheren Zeiten zu verstehen, sondern genauso, um das jeweilige “Jetzt” möglichst richtig einzuschätzen und im “Jetzt” möglichst richtig zu entscheiden.

# Rezensionen

*Georg Dehio*: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern III: Schwaben. Bearb. von Bruno Bushart und *Georg Paula*. 2., überarb. Auflage. München/Berlin: Deutscher Kunstverlag 2008; 1217 S., zahl. Pläne und Grundrisse, geb., 58,- EUR

Knapp 20 Jahre nach Erscheinen des Bandes 'Bayern III: Schwaben' – mittlerweile war dieses Werk vergriffen – haben die Herausgeber des Dehio-Handbuches und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege eine überarbeitete Neuauflage für das Gebiet des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben vorgelegt.

Neue Forschungsergebnisse, dendrochronologische Untersuchungen, Renovierungen, bauliche Veränderungen sowie auch die mittlerweile geänderte Nutzung mancher Bauwerke machten eine Aktualisierung der Texte erforderlich. Doch hat diese Überarbeitung den Umfang des vorliegenden Bandes nur unwesentlich, um etwa 40 Seiten, vergrößert. Im Gegensatz dazu sind zum Beispiel die beiden 2008 erschienenen Dehio-Handbücher Hessen I (1054 Seiten) und Hessen II (904 Seiten) zu nennen, die dem Band für das gesamte Bundesland Hessen von 1982 mit damals 1000 Seiten Umfang nachfolgten. In großen Teilen entsprechen die Texte des neuen Dehio Schwaben denn auch jenen der letzten Ausgabe aus dem Jahre 1989; die Bearbeiter – Bruno Bushart und Georg Paula – waren dieselben wie damals. Allerdings wurden einige bisher nicht aufgenommene, mittlerweile jedoch in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückte Denkmäler berücksichtigt, andere wiederum – etwa weil sie mittlerweile abgebrochen oder entstehend verändert worden sind – gestrichen. Neu aufgenommen wurden zum Beispiel die 2002 freigelegten ehem. Badegebäude eines römischen Gutshofs in Kohlhunden (Ortsteil von Marktoberdorf) oder das sog. Rotschlöble (16. Jh.) in Kempten-Sankt Mang. Im Text über den Augsburger Dom beispielsweise sind die dendrochronologischen Untersuchungen des Jahres 2007 berücksichtigt, die den Westchor, das Querhaus und das Mittelschiff in das erste Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts datieren. Auch erfolgten in Augsburg während der vergangenen 20 Jahre weitere Wiederherstellungen nach den Kriegsverlusten, so erhielt der Turm der kath. Hl.-Kreuz-Kirche 1989 seinen charakteristischen Zwiebelhelm zurück, während das zerstörte Deckenfresko der kath. Friedhofskirche St. Michael 1998 rekonstruiert wurde; im Augsburger Rathaus wurden die Mittelportale und der monumentale Kachelofen im Großen Saal in den 1990er Jahren und das südwestliche Fürstenzimmer ab 2003 rekonstruiert. Auf dem Gebiet der Baudenkmäler jüdischer Geschichte sind neu unter anderem die Wiederherstellung der ehem. Synagoge in Binswangen in den Jahren 1993-96 (seitdem Begegnungsstätte), die 2003/04 erfolgte Freilegung der Mikwe im Keller des ehem. jüdischen Gemeindehauses in Ichenhausen oder der jüdische Friedhof in Memmingen (1875 angelegt) erwähnt.

Insgesamt spiegelt der neue Dehio Schwaben den mittlerweile gewandelten bzw. erweiterten Denkmalbegriff wider: Das 19. Jahrhundert, die jüngere Moderne sowie technische Denkmäler sind in deutlich größerer Zahl berücksichtigt und gewürdigt worden. Auf dem Feld des Sakralbaus sind zum Beispiel zahlreiche weitere Werke der bedeutenden Architekten Michael Kurz (z. B. katholische Pfarrkirche in Lindau-Reutin, 1936-38, zahlreiche Umbauten und Erweiterungen von Kirchen) und Thomas Wechs (z. B. kath. Pfarrkirchen in Augsburg-Hochzoll, 1954/55, Lindau-Zech, 1957/58, Senden, 1958-60) zu finden. Die erste Autobahnkirche Deutschlands, 1956/57 von Raimund von Doblhoff in Adelsried erbaut, ist nun ebenso vertreten wie die ev. Kirche St. Thomas (1960/61) von Olaf Andreas Gulbransson in Augsburg-Kriegshaber oder die 1972-1976 nach Plänen von Gottfried Böhm in Gestalt einer "Zeltstadt" aus Stahlfertigteilen errichtete kath. Sühnekirche Herz Jesu und Mariä in Wigratzbad (Lkr. Lindau). Ähnliches gilt für den Bereich der Öffentlichen Bauten. So wurden unter anderem das 1899-1901 errichtete und 2003-2005 zur Kunsthalle umgestaltete ehem. Postamt in Memmingen und das 1910 von Ferdinand Schildhauer in Nesselwang errichtete Schulhaus aufgenommen, auf dem Gebiet der – allerdings noch immer eher spärlich vertretenen – Denkmäler der Industrie und Technik sind jetzt etwa die Mechanische Baumwollspinnerei und -weberei in Kempten (1852 erbaut und ab 1882 erweitert) und das städtische Gaswerk in Augsburg-Oberhausen (1912-15 nach Plänen von Franz und Joseph Rank aus München) hinzugekommen. Unter den Wohnbauten sind unter anderem das 1907 nach Plänen von Eugen Drollinger entstandene historisierende Schloß Bullachberg in Alterschrofen (Gde. Schwangau), die 1910 nach Plänen von Dominikus Böhm entstandene neoklassizistische Villa Benker in Offingen und die 1921/22 nach einem Entwurf Theodor Fischers erbaute Villa Gradner in Blaichach neu vertreten. Mit dem 1958 nach Plänen von Albert Konrad errichteten Café Mendle in Günzburg, einem von der "Schwangeren Auster" in Berlin inspirierten Bau mit geschwungener Fassade und gekrümmtem Dach, wurde ein qualitätvoller Bau der 50er Jahre gewürdigt. Die äußerste Zeitgrenze im vorliegenden Band markiert nicht zuletzt der markante 107 Meter hohe Hotelurm ("Maiskolben") in Augsburg – 1971/72 von Reinhard Brockel und Erich Rudolf Müller nach dem Vorbild der Twin Towers der Marina City in Chicago errichtet.

Es ist erfreulich, dass nun der aktualisierte und ergänzte Klassiker des 'Dehio-Handbuchs Schwaben' als praktischer Führer und verlässliches Nachschlagewerk für das historisch-kulturell so vielgestaltige Gebiet zwischen Ries und Bodensee, Iller und Lech vorliegt. Bedeutende Städte wie Augsburg, Nördlingen, Memmingen, Kempten, Donauwörth, Dillingen oder Lindau, prächtige barocke Klosteranlagen wie Ottobeuren, Kaisheim, Roggenburg oder Irsee, Burgen und Schlösser wie Harburg, Füssen, Hohenschwangau oder Neuschwanstein sowie nicht zuletzt sehr zahlreiche Pfarr- und Wallfahrtskirchen in den Märkten und Dörfern bilden nach wie vor den Schwerpunkt des vorliegenden Bandes, der in gewohnter und bewährter Art mit zahlreichen historischen Einleitungen, Grundrissen, Lageplänen, einem Künstlerregister und einem Fachwörterverzeichnis versehen ist.

Alfred Lutz

*Karl-Heinz Meier-Braun/Reinhold Weber: Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt). Leinfelden-Echterdingen: DRW-Verlag 2009; 192 S., 37 Abb., 2 Ktn., geb., 16,90 EUR*

Die Geschichte der Migration in Südwestdeutschland ist in weiten Bereichen nur wenig erforscht. Dennoch wollen die Verfasser mit ihrer Geschichte der Ein- und Auswanderung eine erste umfassende Zusammenschau bieten und dabei den Kenntnisstand kompakt wiedergeben.



In jeweils hervorgehobenen Schaukästen werden zu den einzelnen Abschnitten vertiefende Informationen präsentiert oder einzelne Aspekte beleuchtet. Der Band gibt zunächst einen Überblick über die historische Rolle Südwestdeutschlands als "Schmelztiegel" und als Ausgangs- und Zielpunkt von Wanderungsbewegungen seit der Antike, um dann die Gründe für Migrationen und die Frage der Integration anzureißen.

Die eigentliche Darstellung beginnt mit wirtschaftlich und religiös motivierten Wanderungsbewegungen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit im deutschen Südwesten, wobei die Verfasser auf die durchaus hohe Mobilität in vormodernen Gesellschaften verweisen. Ausgewählte Migrantengruppen werden kurz vorgestellt, wobei das Schwergewicht auf religiösen Glaubensgemeinschaften wie den Hugenotten und Waldensern liegt, die in der Frühen Neuzeit zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen waren. Dem jüdischen Leben im deutschen Südwesten von den Anfängen bis zum Holocaust widmet sich der folgende Abschnitt. Danach untersuchen die Verfasser die Auswanderung aus dem deutschen Südwesten in der durch soziale und wirtschaftliche Krisen geprägten Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts. Ziele der Auswanderer aus dem Gebiet des heutigen Baden und Württemberg waren vor allem die Länder der Habsburgermonarchie sowie Russland und Nordamerika. Die 1712 einsetzenden Schiffsfahrten der Donauschwaben in das von türkischer Herrschaft befreite Ungarn wurden besonders bekannt.

Seit dem 19. Jahrhundert wandelte sich der Südwesten jedoch vom Auswanderungsgebiet zum Ziel von Migrationsbewegungen, die die Verfasser mit dem Zustrom italienischer und osteuropäischer Wanderarbeiter festmachen. Das 20. Jahrhundert wird von den Verfassern als das "Jahrhundert der Flüchtlinge" bezeichnet, geprägt von Flucht und Vertreibung großer Menschenmassen. Zunächst befasst sich ein Abschnitt mit der Zwangsarbeit von Kriegsgefangenen und Zivilisten, ein folgendes Kapitel mit der Aufnahme von deutschen Heimatvertriebenen und Flüchtlingen aus den Ostgebieten des ehemaligen Deutschen Reiches sowie aus Südosteuropa und der Tschechoslowakei. Die Verfasser widersprechen dem Mythos der raschen Integration der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, auch wenn diese insgesamt als gut gelungen bewertet wird.

Sehr ausführlich behandelt das Buch die Zuwanderung von Ausländern in das 1952 gebildete Bundesland Baden-Württemberg. Die Nähe zu Italien begünstigte die besonders frühe Beschäftigung sogenannter "Gastarbeiter" in dem Südweststaat, in dem heute besonders viele Menschen mit Migrationshintergrund leben: Mit 25 Prozent lag deren Anteil 2007 deutlich über dem Bundesdurchschnitt von 19 Prozent. Nachdem Probleme der Integration angesprochen wurden, stellt das Buch einzelne Einwanderergruppen und ihre jeweils spezifische Situation nach Nationalitäten und nach Status – Spätaussiedler, Flüchtlinge und Asylbewerber sowie jüdische Kontingentflüchtlinge – vor. Danach werden der Wandel im Verhältnis zur Einwanderung und Konzepte zur Integration erörtert, insbesondere das "Stuttgarter Modell" der Landeshauptstadt. Dabei werden auch Defizite der Eingliederung benannt, besonders im Bereich der Schulbildung von Migrantenkindern. Die Verfasser machen zum Schluss deutlich, dass Baden-Württemberg Einwanderer benötigt und daher Bedarf an einer aktiven Integrationspolitik hat. Den Abschluss bildet eine Zeittafel der Ein- und Auswanderung im deutschen Südwesten.

Auch die Behandlung der Geschichte der Einwanderung im Rahmen der Landes- und Lokalgeschichte ist ein Bestandteil der Integration von Migranten. Das Buch leistet somit einen Beitrag zum Zusammenleben von Einheimischen und Zugewanderten, es stellt ferner eine Pionierarbeit zu einer wichtigen Thematik dar. Deutlich wird aber auch, dass weitere Studien zur Geschichte der Migration erforderlich sind. So ist die ältere Geschichte bis 1945 eher kurzrassisch und lückenhaft dargestellt, auch finden sich kleinere Fehler. So durften sich in Ulm im

17. und 18. Jahrhundert keine Juden niederlassen (S. 59), in der Geschichte des Offenburger Kaufmanns Billet findet sich eine textliche Doppelung (S. 55) und auf S. 66 muss es "Verein zur Abwehr des Antisemitismus" heißen. Das Buch regt zu grundlegenden Forschungen an, für die es eine gute und verdienstvolle Grundlage bildet.

Michael Wettengel

*Márta Fata* (Hg.): "Die Schiff' stehn schon bereit". Ulm und die Auswanderung nach Ungarn im 18. Jahrhundert (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 13). Stuttgart: Kommissionsverlag W. Kohlhammer 2009; 139 S., mit 21 sw-Abb., 19,80 EUR

Das Thema Auswanderung hat derzeit Konjunktur, zumal in Ulm, der Stadt der Auswanderung nach Ungarn. Im Jahr 1712, so der bisherige Kenntnisstand, sind die ersten Schiffe mit Ungarnkolonisten aus Oberschwaben die Donau hinab gefahren. Ulm war im 18. und frühen 19. Jahrhundert der Dreh- und Angelpunkt für Auswanderungswillige aus den südwestdeutschen Territorien. Bisher galten die Forschungen, die Werner Hacker in den 1970er und 1980er Jahren zum Auswanderungsgeschehen angestellt hatte, als das Maß der Dinge. Doch die Geschichtswissenschaft stellt in jüngster Zeit verstärkt Fragen nach Ursachen und Folgen von Migration und kam dabei unter anderem zu dem Ergebnis, dass die Menschen in Europa viel mehr und viel öfter ihren Lebensmittelpunkt verlegt haben, als dies das statische Bild von agrarischen Gesellschaften vermuten lässt. Durch die neuen migrationshistorischen Ansätze wurde deutlich, dass in Bezug auf die Auswanderung aus Ulm – trotz Hacker – mehr Fragen offen als beantwortet sind: Was waren die Auswanderungsmotive? Wie waren die Reisen auf den Ulmer Schachteln organisiert? Welche Bedeutung hatte die Stadt Ulm dabei? Welchen Einfluss hatten die Kolonisten aus dem deutschen Südwesten auf Kultur und Wirtschaftsweise in Ungarn? Welche Rückbindungen gab es zwischen den Migranten und ihren Verwandten in den Herkunftsregionen?

Diese Fragen im Blick kam es im Rahmen der baden-württembergischen Heimattage in Ulm 2008 zu einer Tagung im Donauschwäbischen Zentralmuseum, die vor zahlreichem Publikum allgemeinverständliche Vorträge zum Thema präsentierte. Was in Ulm eine Nachmittagsveranstaltung mit Kurzreferaten war, hat sich mit der sorgfältig edierten, von Márta Fata, Mitarbeiterin am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen, herausgegebenen Publikation, zu einer ansehnlichen Aufsatzsammlung entwickelt, die mit neuen Erkenntnissen aufwartet.

Die Bedeutung der Auswanderung lässt sich zunächst an den Zahlen ablesen. In den mehr als einhundertfünfundzwanzig Jahren zwischen 1712 und 1838 sind etwa 8.000 Personen allein aus dem Oberschwäbischen kommend in das Sathmarer Gebiet – eine der Zielregionen – eingewandert. Die meisten haben wohl ihren Weg auf einer Ulmer Schachtel begonnen (Diemer, S. 41). 1791 heißt es in einer Ulmer Quelle, dass jede Woche zwei bis drei Schiffe abgehen, von denen jedes bis zu 200 Personen transportiert (Petershagen, S. 30). Nach dem Zurückdrängen der Osmanen durch die Habsburger und verbündete Truppen in den Türkenkriegen war das 18. Jahrhundert in Ungarn ein Jahrhundert der Einwanderung, und für die südwestdeutschen Territorien war es ein Jahrhundert der Auswanderung. Für viele Menschen war die Migration mit dem Ausgangspunkt Ulm verbunden.

Bei der Erforschung der Auswanderung gilt es zunächst, vorhandene Quellenbestände auszuwerten, was aus stadtgeschichtlicher Perspektive vielfach noch aussteht, wie Gudrun Litz in ihrem einführenden Beitrag ausführt. Dies betrifft etwa die Auswanderungspolitik des Schwäbischen Kreises, der zwischen 1517 und 1802 die Migration einer ganzen Region wenn

auch nicht vollständig steuerte, so doch verwaltungsmäßig begleitete (S. 19). Dies betrifft auch den Nutzen, den die Stadt von der Auswanderung hatte, indem sie dem Gewerbe der Ulmer Donauschiffer über einen langen Zeitraum ein solides Auskommen bot. Andererseits waren die (meist katholischen) Auswanderer auch eine Last, ja manchmal eine Plage für die (überwiegend protestantische) Stadt, indem sie Fürsorgekosten für wartende Migranten übernehmen musste, oder weil sie die öffentliche Ordnung durch sie gefährdet sah.

Die ersten Auswanderer nach Ungarn waren oberschwäbische Familien, die von einem privaten Grundherrn angeworben wurden. Graf Alexander Károly hatte nach dem Frieden von Sathmar 1711 zur Wiederbesiedlung seiner Ländereien Bauern und Handwerker in Oberschwaben gesucht. Etwa 300 Familien kamen 1712 mit den Ulmer Schachteln, die erst viel später so genannt wurden, die Donau hinab nach Wien und von dort aus auf dem Landweg in die Region Sathmar. Ursachen für die Auswanderung waren vor allem Armut und eine relative Überbevölkerung, wie Kurt Diemer in seinem Beitrag darlegt. Diese erste Auswanderungswelle war praktisch komplett gescheitert, da die Versprechungen von einer besseren Zukunft, die man den Kolonisten hier gemacht hatte, gelogen waren. Nichts war für die Neusiedler vorbereitet, so dass schon im Herbst mehr als 750 Personen per Schiff und weitere auf dem Landweg wieder über Ulm in ihre Heimat wollten. Márta Fata beschreibt, mit welchen Problemen der Schwäbische Kreis und die Stadt Ulm konfrontiert waren, zumal ein großer Teil der Rückwanderer an Krankheiten litt. Ulm trug bei diesem einmaligen Fall von Remigration in der frühen Neuzeit die Hauptlast.

Der Ulmer Schifffahrtsexperte, Schachtelforscher und Journalist Wolf-Henning Petershagen beschäftigt sich mit der Organisation des Transports auf der Donau durch die Ulmer Schiffsleute. Für seine Untersuchung wählte er ein frühes Beispiel einer Auswanderung im Jahr 1623. Ziel war nicht Ungarn, sondern Österreich und Böhmen. Als Quelle dienen ihm Ratsprotokolle, die sich mit Beschwerden von Passagieren wegen überhöhter Preise der Ulmer Schiffsleute beschäftigen. Doch dies waren Einzelfälle. Sein Fazit über das "Geschäft mit der Auswanderung" gilt wohl auch für die spätere Auswanderung: Die Schiffsleute verdienten gut an den Aussiedlern, aber insgesamt war es doch ein reelles Geschäft und überzogene Beförderungspreise wohl die Ausnahme.

Wie alle Migranten, so brachten auch die süddeutschen Kolonisten des 18. Jahrhunderts nicht nur ihre Arbeitskraft nach Ungarn, sondern sie richteten sich auch mit ihren Bräuchen und Gewohnheiten in der neuen Heimat ein. Henrike Hampe erzählt die Geschichte der Madonna aus Dietelhofen unterhalb des Bussen, die von Auswanderern 1726 in das ungarische Dorf Hajosch mitgenommen wurde. Schon auf der Donaufahrt soll die Statue das erste Wunder vollbracht haben, indem sie die Passagiere beschützte. Hajosch wird später durch dieses Mitbringsel zu einem Marienwallfahrtsort, und in jüngster Vergangenheit war die Madonna Anlass für gegenseitige Besuche von Menschen aus Hajosch und aus der Bussenregion. Auch das St.-Urbans-Fest, das die Freiburger Volkskundler Michael Prosser-Schell und Csilla Schell im Jahr 2008 ebenfalls im ungarischen Hajosch beobachteten, ist ein Brauch, der auf süddeutsche Wurzeln zurückgeht. Der heilige Urban, seit dem Mittelalter wichtigster Patron der Winzerberufe, wurde, so eine Ulmer Quelle aus dem Jahr 1520, immer am 25. Mai um Schutz für Reben und eine gedeihliche Ernte angerufen. Der Brauch war in den Weinbauregionen Mitteleuropas weit verbreitet, in Ungarn jedoch nur vereinzelt bekannt. Auch hier waren es die katholischen Siedler aus dem deutschen Südwesten, die den Brauch nach Ungarn brachten. Dort, so zeigen die Autoren, entwickelt sich das Urbansfest im Laufe der Zeit zu einem interethnischen Fest, an dem alle Dorfbewohner teilnahmen.

Eine Fülle von neuen Quellen zur Ulm-bezogenen Auswanderung erschließt Horst Fassel in seinem Beitrag "Es geht ins Paradies". Ulm und die Donauschwaben in deutschen

Reisebeschreibungen. Fassel untersucht Reisebeschreibungen über Donaufahrten und Literatur aus mehreren Jahrhunderten (darunter auch Jules Vernes Abenteuerroman 'Der Pilot von der Donau'), in denen Ulm aber eher gestreift wird. Erst in den sogenannten Siedlerromanen, die seit dem späten 19. Jahrhundert vermehrt entstehen, wird Ulm als Zentrum der Auswanderung behandelt. In den Siedlerromanen wird Ulm als symbolträchtiger Auswanderungsort überhaupt erst konstruiert – ein Gedanke, dem in weiteren Untersuchungen noch nachgegangen werden könnte.

Im abschließenden Beitrag fragt Annemarie Röder, wie Erinnerung an die Türkenkriege und die Auswanderung in Südwestdeutschland konstituiert und tradiert wird. Röder spürt Erinnerungsorte und Erinnerungsfeste wie etwa das im vierjährigen Turnus stattfindende Ulmer Fischerstechen auf. Sie weist auf Auswandererdenkmäler hin und zeigt, dass dadurch die Auswanderung bei den "Altbürgern" und bei den nach dem Zweiten Weltkrieg zugezogenen "Neubürgern" aus den donauschwäbischen Siedlungsgebieten im kollektiven Gedächtnis präsent bleibt. Die mit Orts- und Personenregister versehene Publikation des Ulmer Stadtarchivs ist somit ein wertvoller Mosaikstein in der lokalen und regionalen Auswandererforschung, dem, so hofft man, noch weitere folgen werden.

Christian Glass

Der Dreiländerkreis Sigmaringen. Ein Führer zu Natur, Wirtschaft, Geschichte und Kultur. Hg. von Landrat Dirk Gaerte. Konzeption und Redaktion von Edwin Ernst Weber. Meßkirch: Gmeiner-Verlag 2007; 416 S., eine Faltkarte, brosch., 14,90 EUR

Der Dreiländerkreis Sigmaringen entstand am 1. Januar 1973 als Ergebnis der baden-württembergischen Kreisreform und umfasst neben dem größten Teil des alten, 1925 gebildeten Landkreises Sigmaringen zusätzlich Gebiete und Gemeinden aus den alten Landkreisen Saulgau, Stockach, Überlingen und Reutlingen. Der neue Landkreis besteht aus annähernd gleich großen Anteilen von badischen, hohenzollernschen und württembergischen Landesteilen. Er überwindet damit die Grenzziehungen der napoleonischen Zeit, durch die die Region zum Grenzland geworden war, und beruft sich auf die Zusammengehörigkeit des alten Oberschwaben: "Erst mit der Bildung des Südweststaats 1952 und der Kreisreform von 1973 wurde auch staatlich und administrativ wieder zusammengefügt, was landschaftlich, historisch und kulturell stets eine Einheit gebildet hat." Die wechselvolle Geschichte und unterschiedlichen staatlichen Zugehörigkeiten der Gebiete des Landkreises schlugen sich in zahlreichen bau- und kunstgeschichtlichen Denkmälern und einem reichen kulturellen Erbe nieder. Sie bilden die Grundlage für das lebendige Kulturleben des ländlich geprägten Kreises, der sich nicht zuletzt durch eine reizvolle Landschaft auszeichnet.

Der vorliegende Band bietet zunächst in fünf Beiträgen einen umfassenden Überblick über Natur, Wirtschaft, Geschichte und Kultur des Dreiländerkreises. Sie beginnen mit "Landschaft und Geologie" von Josef Merkt, gefolgt von einem historischen Überblick von der Steinzeit bis zur Gegenwart von Angela Vielstich und Edwin Ernst Weber. Weitere Beiträge befassen sich mit der Kultur (Edwin Ernst Weber), dem Tourismus (Karlheinz Fahlbusch) und der Wirtschaft (Regine Gaerte). Es folgen Firmenprofile der Unternehmen in der Region und eine Vorstellung des Landkreises durch Landrat Dirk Gaerte, der das Zusammenwachsen des Kreises als Einheit in Vielfalt beschreibt. Den Hauptteil des Bandes bilden Porträts aller politischen Gemeinden des Landkreises, wobei zunächst Grundinformationen, wichtige Anschriften sowie Freizeit- und Kulturangebote der jeweiligen Gemeinde tabellarisch präsentiert und danach Landschaft und Geologie, Archäologie, Geschichte und Sehenswürdigkeiten beschrieben werden. Museen,

Klöster, Schlösser, sonstige Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten sowie herausragende Persönlichkeiten werden dabei in besonderen Rubriken bei den jeweiligen Orten vorgestellt. Die klare Strukturierung erleichtert die Orientierung, und ein Orts- und Namensindex bietet einen zusätzlichen Zugriff. In einer Umschlagtasche ist eine Karte des Landkreises mit zahlreichen touristischen Hinweisen beigelegt. Der reich bebilderte Band dürfte besonders für Touristen, aber auch für Einheimische von Interesse sein.

Michael Wettengel

*Norbert Haag/Siegfried Hermle/Sabine Holt/Jörg Thierfelder* (Hg.): Tradition und Fortschritt. Württembergische Kirchengeschichte im Wandel. Festschrift für Hermann Ehmer zum 65. Geburtstag (Quellen und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte 20). Epfendorf/Neckar: bibliotheca academica Verlag 2008; XXII, 494 S., 14 Abb., 1 Tafel, geb., 39,- EUR

Zum 65. Geburtstag des Kirchenhistorikers und langjährigen Leiters des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart, Hermann Ehmer, liegt eine gewichtige Festschrift vor. Die insgesamt 20 Beiträge spiegeln das breite wissenschaftliche Interessengebiet des Jubilars wider.

Im Abschnitt "Spätmittelalter und Reformation" befasst sich Rainer Jooß mit Pfarrei und Pfarrer in Schwäbisch Hall im 14. und 15. Jahrhundert, Sönke Lorenz mit der Tübinger Artistenfakultät bis zur Einführung der Reformation und Stefan Strohm mit dem Geburtsdatum des Reformators Erhard Schnepf. Werner-Ulrich Deetjen setzt sich mit den in der Predella des Seyfer-Altars der Kilianskirche Heilbronn dargestellten vier lateinischen Kirchenvätern Ambrosius, Augustin, Hieronymus und Gregor dem Großen auseinander und Hans Eugen Specker beschreibt die Entstehung, Entwicklung und Struktur des reichsstädtischen Kirchenregiments in Ulm.

Ein weiterer Abschnitt ist dem Themenbereich "Orthodoxie und Pietismus" gewidmet. Sabine Holtz untersucht das Verhältnis der Stuttgarter Stiftskirchenprediger zu ihrem landesherrlichen Kirchenregiment im konfessionellen Zeitalter, Wilfried Schöntag die Geschichte der Wiederbesiedelung (1548-1565) und Restitution (1630-1649) der Prämonstratenserabtei Adelberg und der Beitrag von Martin Jung ist den biblischen Summarien, einer literarischen Gattung der lutherischen Orthodoxie, gewidmet. Dieter Ising befasst sich mit den Briefen und Aufzeichnungen Johann Albrecht Bengels über August Hermann Franckes Reise nach Süddeutschland 1717/18, Wolfgang Schöllkopf mit dem Streit um den Besuch von Francke in Ulm 1717/18, den Johann Kaspar Funk in seiner Predigt im Münster vom Zaun gebrochen hatte, und schließlich Christoph Weismann mit Philipp Matthäus Hahns 'Kurzen Anmerkungen' zum württembergischen Konfirmationsbüchlein und dessen Kinderkatechismus.

Dem 19. Jahrhundert und der Kirche im Königreich Württemberg widmet sich eine Reihe weiterer Beiträge, beginnend mit einem Aufsatz von Paul Sauer über die Frauen der württembergischen Könige, gefolgt von Eberhard Fritz, der Christian Gottlob Pregizer und die "Pregizerianer", eine pietistische Gruppierung im frühen 19. Jahrhundert, beleuchtet. Ulrich Köpf stellt den Theologen Carl Weizsäcker vor, während sich Rainer Lächele der Beleuchtung von Kirchenbauten in Württemberg im 19. und frühen 20. Jahrhundert beschäftigt. Der Abschnitt wird von einem Beitrag von Andreas Rössler über die Frage von menschlicher Freiheit und göttlicher Vorherbestimmung bei dem württembergischen Theologen und Religionsphilosophen Christoph Schrenpf beschlossen.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit Positionierungen angesichts der Herausforderungen des 20. Jahrhunderts. Hier untersucht Norbert Haag Selbstbild und Mentalität des Evan-

gelischen Oberkirchenrats zur Zeit der Weimarer Republik am Beispiel der Erinnerungspolitik nach dem Tod des Kirchenpräsidenten der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, Johannes Merz. Eberhard Röhm und Jörg Thierfelder zeigen am Beispiel des Pfarrers Hansrudolf Hauth den beschämenden Umgang der württembergischen Landeskirche mit einem Pfarramtskandidaten jüdischer Abstammung während der NS-Zeit. Die heftigen Auseinandersetzungen in der württembergischen Landessynode um die Haltung zum Ökumenischen Rat der Kirchen in den 1970er Jahren bilden den Gegenstand des Beitrages von Siegfried Hermle. Martin Brecht schildert schließlich seine persönlichen Erfahrungen mit der Betreuung von Doktoranden und Habilitanden.

Das eindrucksvolle Schriftenverzeichnis von Hermann Ehmer, das 419 Titel in mehr als vier Jahrzehnten aufweist, demonstriert die vielseitige Forschungstätigkeit und beeindruckende Produktivität des Jubilars. Den Abschluss des Bandes bilden ein Titel-Stichwort-Verzeichnis zum Schriftenverzeichnis von Hermann Ehmer sowie ein Personen- und ein Ortsregister zur Festschrift, die selbst ein kleines Kompendium zur württembergischen Kirchengeschichte bildet.

Michael Wettengel

*Dörthe Jakobs* (Redaktion): Die Kuppel der Basilika in Weingarten. Ein interdisziplinäres Projekt zu Konservierung und Restaurierung (Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 20). Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 2008; 303 S., zahlr. Abb., 39,90 EUR

Das baden-württembergische Landesamt für Denkmalpflege legt in seinem 20. Arbeitsheft die Ergebnisse eines interdisziplinären Projekts zur Konservierung und Restaurierung der Kuppel der Weingartener Basilika einer breiten Öffentlichkeit vor.

Bei einer Baukontrolle im Jahr 2002 waren Schäden an der aus einer Kupferverblechung bestehenden Dachhaut festgestellt worden. Eindringende Feuchtigkeit hatte bereits die hölzerne Dachkonstruktion beschädigt. Gefährdet schien auch die berühmte Kuppelausmalung von Cosmas Damian Asam. Die Schadenssituation gab Anlass für das denkmalpflegerische Projekt, das 2007 abgeschlossen wurde und dessen Publikation in der redaktionellen Bearbeitung durch Dörthe Jakobs erfreulich zeitnah folgte. Mit 300 Seiten und vorwiegend farbigen, teils auch großformatigen Abbildungen wird der Band sowohl der monumentalen Dimension als auch der bau- und kunsthistorisch herausragenden Bedeutung der Kuppel gerecht. Dem steht das inhaltliche Gewicht nicht nach. Bietet das Objekt selbst schon reiche Erkenntnisse zur historischen Bau- und Kunsttechnologie, so liest sich die Schilderung der wissenschaftlichen Erkundung des Bestands und seiner Schadensproblematik mitunter geradezu spannend.

Dem Leser wird die denkmalpflegerische Denkweise und Methodik eingängig vorgeführt. Die Gliederung leitet ihn sicher durch den Ablauf des Projekts: von der historischen Quellenforschung zur technologischen Untersuchung und Erfassung der Architektur und des Kunstwerks, von da aus zu den Bearbeitungskonzepten und schließlich zur konservatorischen und restauratorischen Praxis. Die im Band versammelten Aufsätze stammen von den am Projekt beteiligten Fachleuten. Auch schwierige, der Allgemeinheit nicht geläufige Sachverhalte werden verständlich vermittelt.

Aus dem Inhalt seien hier nur einzelne Punkte herausgegriffen. Eine Besonderheit ist die in der Kuppel beheimatete Fledermauspopulation. Durch sie gewinnt der Bau als Lebensraum für Tiere einen zusätzlichen Denkmalwert. Das bringt die Analogie von Denkmal- und Naturschutz zu Bewusstsein, wobei die historisch gesehen jüngere Schwester des Denkmal-

schutzes, also der Naturschutz, offenbar schon die schärfere Gesetzgebung und kompromissloser durchzusetzende Realisierung für sich beanspruchen kann. In den Artikeln über die noch weitgehend erhaltene barocke Kupferblecheindeckung wird nachdrücklich aufgezeigt, welchen Informationsreichtum historische Substanz bereithält. An ihr sind vergangene Techniken der Metallproduktion, der Blechherstellung und -verarbeitung, aber auch die seit der Entstehung erfolgten Veränderungen unmittelbar ablesbar. Mit einer kompletten Erneuerung, wie sie auch in Weingarten zunächst unumgänglich schien, wäre folglich nicht nur das Material unwiederbringlich verloren gewesen, sondern mit ihm ein Zeugnis, das immer wieder neu befragt werden kann. Für die Erhaltung und Restaurierung der historischen Dachhaut sprach neben dieser Tatsache vor allem auch die Kostenersparnis. Dass die Reparatur gegenüber der Erneuerung die kostengünstigere Variante ist, konnte hier einmal mehr nachgewiesen werden, wie denn die Kostenersparnis häufig das gewichtigste Argument für die Bewahrung unbequemer historischer Substanz bleibt.

Einen Höhepunkt des baukünstlerischen Ensembles bildet das Kuppelfresko von Asam. Zunächst nur ein Nebenschauplatz der eigentlichen Kuppelsanierung, entwickelte es sich bald zu einem eigenen, besonders beachteten Schwerpunkt. Dem durch die Gerüststellung möglich gewordenen Nahblick offenbarte sich ein Zustand, der weiterreichende konservatorische Maßnahmen verlangte. Ausführlich wird die Erlangung einer Wissensbasis für ein verantwortungsbewusstes, über die eigene Gegenwart hinaus gültig bleibendes Bearbeitungskonzept für das Kunstwerk beschrieben. Dafür relevante Aspekte sind die künstlerischen und technologischen Eigenschaften der Malerei, ihr nicht zuletzt von der Restaurierungsgeschichte geprägter Zustand sowie die objektspezifische Schadensproblematik. In der Erfassung dieser Punkte verschränken sich (kunst-)historische, restauratorische und naturwissenschaftliche Forschungen. Ein Fachkolloquium gab Anregungen, ermöglichte den Austausch von Wissen und Erfahrung und verteilte die Verantwortung für die am Objekt wirksam werdenden Maßnahmen. Unter diesen war eine dauerhafte Konservierung der Malerei das übergeordnete Ziel. Zur Verbesserung des Erscheinungsbildes wurden aber auch restauratorische Mittel empfohlen und nachvollziehbar begründet. Der Arbeitsbericht der Restauratoren gibt schließlich Einblick in die praktische Umsetzung eines außerordentlich sorgfältig vorbereiteten Konzepts.

Das Projekt und die zugehörige Publikation wollen und können jedoch nicht über die reale Situation der Denkmalpflege hinwegtäuschen. Tatsächlich kommt die hier ausgebreitete vorbildliche Verfahrensweise heute nur einer kleinen Auswahl von Denkmalen zugute. Zur langfristigen Sicherung des Denkmalbestands wird es jedoch kaum ausreichen, an prominenten Beispielen "Akzente" zu setzen. Die viel beschworene Landeskultur verkommt immer mehr zur Floskel, wenn die Pflege der Denkmale insgesamt immer weniger Unterstützung erfährt. (Fast) alles zu können, wird auch auf diesem Gebiet erst durch die allgemeine Praxis zu einem Lob, das sich ein Land selbst spenden kann.

Julia Feldtkeller

Die Urkunden des Stifts Buchau. Regesten 819-1500 (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg 36). Bearb. von *Rudolf Seigel*, *Eugen Stemmler* (†) und Bernhard Theil. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2009; 728 S., 25 Abb., 56,- EUR

Das adelige Damenstift Buchau am Federsee stellt einer der langlebigsten geistlichen Institutionen Oberschwabens dar, seine über 1000jährige Geschichte, um deren Erforschung sich zuvorderst Bernhard Theil verdient gemacht hat, endete erst 1803 mit der Säkularisierung. Die reichen Urkundenbestände des damals aufgelösten Stiftsarchivs finden sich heute verteilt auf

die Standorte Regensburg, Stuttgart und Sigmaringen. Bereits in den 1950er-Jahren begann die Regestierung der Buchauer Urkunden des Mittelalters, die nach mehreren Unterbrechungen nun mit der freilich fiktiven "Epochengrenze" 1500 endet. Federführend war dabei das Staatsarchiv Sigmaringen, in dem auch der größte Teil der Stiftsurkunden lagert. Der Umfang von 1041 detaillierten Vollregesten ist äußerst beeindruckend, der Überlieferungsschwerpunkt liegt wenig überraschend auf dem 14. und vor allem dem 15. Jahrhundert, aus der Zeit vor 1300 haben sich dagegen nur zehn Urkunden erhalten. Überaus positiv hervorzuheben ist die mit zahlreichen hochwertigen Farbabbildungen gestaltete Einleitung zur Stifts- und Stiftsarchivgeschichte, inklusive einer Liste der Äbtissinnen bis 1802, einer hilfreichen Karte zum Buchauer Grundbesitz (S. 56/57) und eines umfangreichen Verzeichnisses von weiterführender Literatur. Die Tiefe der vorbildlichen Erschließung geht weit über eine Übersicht hinaus und führt die Urkundeninhalte minutiös bis zum letzten halben Fastnachtshuhn eines Zinsbriefes auf, so dass man fast kaum mehr auf die Originale zurückgreifen müsste. Dabei wird nicht nur die unmittelbare Stiftsgeschichte Buchaus sichtbar, sondern man erhält gleichsam aufschlussreiche Einblicke in Herrschafts-, Wirtschafts-, Sozial-, Rechts-, Orts- und Kirchengeschichte des gesamten oberschwäbischen Raumes im Spätmittelalter. Durch das äußerst präzise und durchdachte 68-seitige Register ist eine schnelle Recherche von Orten und Personen gewährleistet. Damit kann der Band zahlreiche Anregungen für neue und tiefere Forschungen in diesen Themenbereichen genauso wie ein enormes Potential von Nachweisinformationen für Orte, Personen und Institutionen bieten.

Stefan Lang

*Thomas Kreuzer: Verblichener Glanz. Adel und Reform in der Abtei Reichenau im Spätmittelalter* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Forschungen 168). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2008; 582 S., 21 Abb., 49,- EUR

Wenn man an das Kloster Reichenau im Mittelalter denkt, fallen einem sofort die prachtvollen Buchmalereien aus der Blütezeit des Konvents während des 9., 10. und frühen 11. Jahrhunderts oder die Wandmalereien der Georgskirche in Oberzell ein. Die anschließenden Jahrhunderte bis zur letztlichen Inkorporation ins Hochstift Konstanz 1540 wurde bislang zumeist als Prozess des langsamen Niedergangs betrachtet, der vom einstigen Glanz des Bodenseeklosters nicht mehr viel übrig ließ. Die Bielefelder Dissertation von Thomas Kreuzer schlägt nun statt dem Zerfall den Begriff des "Wandels" nach Reinhard Bendix vor, in dem sich Anpassungsmechanismen, kulturelle Einflüsse und politische Handlungsweisen spiegeln können. Die Untersuchung gliedert sich dabei in zwei Hauptteile: die strukturelle Geschichte der Abtei im institutionellen, personellen und gesellschaftlichen Kontext und einer allein 285 Seiten umfassenden prosopografischen Abhandlung der insgesamt 63 Äbte und Koventualen während des 14. und 15. Jahrhunderts. Letztere besticht durch ihre überaus gründliche Rechercharbeit und die trotz der enormen Datenmenge stets angenehme Lesbarkeit.

Aufbauend auf dieser breiten Grundlage gestaltet Kreuzer die Gesamtdarstellung der spätmittelalterlichen Klostersgeschichte über den Kernzeitraum von 1305/1306 bis 1508, dessen Vorgeschichte und Gesamtverlauf einleitend in komprimierter Form vorgestellt werden, was den Zugang zum Hauptteil der Arbeit und seinen Fragestellungen erleichtert. Fünf Untersuchungsschritte strukturieren denselben: Zunächst widmet sich Kreuzer mit der Klosterreform von 1427/1428 dem "Dreh- und Angelpunkt" der Reichenauer Geschichte im Untersuchungszeitraum, durch welche die zuvor vorhandene Hochadelsexklusivität des Konvents



durchbrochen und die Position der Abtei im geistlichen Lebens des damaligen Südwestdeutschlands wieder aufgewertet wurde. Anschließend wird die innere Organisation des Klosters mit Profil und Besetzungspraxis der verschiedenen Ämter ins Blickfeld genommen und das Zusammenleben der Mönche in Alltag und Gottesdienst thematisiert. Im dritten Kapitel werden insbesondere die Konsequenzen analysiert, die sich aus der seit 1427 vorhandenen Zugänglichkeit für den Niederadel ergaben. Die Zahl der Konventualen, deren geografische Herkunft, Rekrutierung und sozialer Hintergrund anschaulich interpretiert wird, bewegte sich dabei im Untersuchungszeitraum meist um etwa sechs Personen. Mit den in Kapitel 4 behandelten Außenbeziehungen des Klosters zu den Reichsoberhäuptern, den führenden Landesherrschaften Schwabens, den Eidgenossen, der Stadt Konstanz sowie zu den Päpsten und Konstanzer Bischöfen, zeigen sich politische Interessenskonstellationen und geistlich-kulturelle Einwirkungsversuche gleichermaßen. Hierbei wird erkennbar, dass es den österreichischen Herzögen gelang, die Abtei sukzessive ihrem Einfluss zu unterwerfen – dennoch glückte am Ende dem Konstanzer Bischof 1508 die trotz habsburgischer Widerstände 1540 bestätigte Inkorporation. Die spannende Frage, ob die Reichenau mit der intensivierten Nutzung ihrer herausragenden Bibliothek und Reliquiensammlung ein geistiges Gegengewicht zum politischen und wirtschaftlichen Bedeutungsverlust schaffen konnte, wird in Kapitel 5 gestellt. Insbesondere eine verstärkte Aktivierung des Markus-Kults wurde versucht. Die früh- und hochmittelalterlichen Handschriften des Klosters, in denen auch zahlreiche antike Texte überliefert sind, erweckten zur Zeit des Konstanzer Konzils das Interesse zahlreicher Gelehrter, dazu wurde der Bücherbestand stetig erweitert. Doch insgesamt blieben diese Impulse zur Belebung des Klosters langfristig zu schwach.

Das Fazit der Untersuchung fällt mit vier Seiten zwar etwas knapp aus, jedoch werden die eingeschlagenen Linien konsequent zusammengeführt und die verschiedenen Phasen der spätmittelalterlichen Klostergeschichte treffend interpretiert. Vordergründig lässt sich ein Niedergang des Klosters nicht leugnen, doch der Blick auf die auf mehreren Handlungsfeldern vorhandenen Prozesse des Wandels zeigt die bislang nur wenig wahrgenommenen „Anpassungsleistungen“ der Abtei und ihre gesellschaftlichen Beziehungsgeflechte. Zwei präzise Register (Orte und Personen) erschließen den schön gestalteten Band.

Stefan Lang

*Gudrun Clemen:* Schmalkalden – Biberach – Ravensburg. Städtische Entwicklungen vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit (= Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte 203). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009; 393 S., 59,- EUR

In ihrer bei Prof. emer. Dr. Ulf Dirlmeier an der Universität Siegen entstandenen Dissertation zeichnet die Verfasserin in vergleichender Perspektive verschiedene Ebenen des städtischen Lebens in Schmalkalden, Biberach und Ravensburg nach. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem 16. Jahrhundert, ergänzt um Rückgriffe auf das Spätmittelalter und gelegentliche Vorgriffe auf den Beginn des 17. Jahrhunderts. Die Arbeit enthält neben einer sehr kurz gehaltenen Einleitung (S. 15f.) und einem ebenfalls knappen Abschnitt zur Wahl des Themas (S. 17f.) ein längeres einführendes Kapitel, in dem das Profil der drei Städte (S. 19-53) und die benutzten Quellen und Literatur (S. 55-67) vorgestellt werden. Es folgen die drei umfangreichen, noch mehrfach untergliederten Hauptkapitel zu Schmalkalden (S. 69-165), Biberach (S. 167-252) und Ravensburg (S. 253-345). Ein Fazit (S. 347-365), einige abschließende Betrachtungen (S. 367-372) sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 373-390) runden den Band ab. Auf ein Register wurde bedauerlicherweise verzichtet.

Die Gründe, weshalb als Untersuchungsgegenstand ausgerechnet die landesherrlich regierte thüringische Stadt Schmalkalden und die beiden oberdeutschen Reichsstädte Biberach und Ravensburg ausgewählt wurden, werden von der Verfasserin nur vage formuliert: "Es sollten in etwa gleich alte und gleich große Städte sein. Es sollten Städte mit Menschen sein, von denen man annehmen kann, dass sie auf ähnlichem Entwicklungsstand lebten" (S. 17). Die Verfasserin räumt denn auch im nächsten Absatz ein, es "hätten auch andere Städte mit einer gleichen gemeinsamen Ausgangslage sein können." (*Ebda.*) Eine gewisse Beliebigkeit zeigt sich auch bereits in der Auswahl der wenigen, der Arbeit vorangestellten Abbildungen (S. 5): Fotos jüngerer Datums, die jeweils markante Gebäude(-ensembles) der drei Städte zeigen, werden für Biberach und Ravensburg je eine Stadtansicht aus dem 19. Jahrhundert zur Seite gestellt, für Schmalkalden hingegen ein Gemälde, das eine Stadtansicht um 1600 wider gibt.

Im Zentrum der Arbeit stehen Aspekte von Herrschafts- und Sozialstruktur, Handel und Gewerbe, Armut und Sozialfürsorge (Spitalwesen) der untersuchten Städte, insbesondere die mannigfaltigen Spannungsfelder zwischen Stadtoberhaupt, Rat, Zünften und Bewohnern – jeweils verwoben und eingebettet in zentrale politische, soziale und konfessionelle Entwicklungen des 16. Jahrhunderts. Das ist im Detail für den Leser immer wieder interessant und informativ, Clemen hat mit großem Fleiß eine Vielzahl von regional- und ortsgeschichtlicher Literatur zusammengetragen und ausgewertet, jedoch verleiht das Werk dabei nur selten einmal den Eindruck, mehr als eine Kompilation von Sekundärliteratur zu sein und lässt neue Erkenntnisse oder doch zumindest durch den komparatistischen Ansatz zu erwartende abgewogene Thesen fast durchgängig vermissen. Wenn zudem wie im Fall von Biberach zahlreiche seit Mitte der 1980er Jahre erschienene Veröffentlichungen unberücksichtigt bleiben (als Beispiele genannt seien hier nur die Geschichte Biberachs von Kurt Diemer in der Kreisbeschreibung von 1987 und die facettenreiche Geschichte der Stadt Biberach von Dieter Stievermann aus dem Jahr 1991), wird im Gegenteil sogar stellenweise ein Geschichtsbild verfestigt, das in wesentlichen Gesichtspunkten bereits fortgeschrieben wurde. Die wenig überzeugende Gliederung trägt zudem dazu bei, dass auch der komparatistische Ansatz meist an der Oberfläche verharrt – so dürfte das zentrale Ergebnis der Arbeit, nämlich dass die "Menschen der beiden Reichsstädte [...] gegenüber denen der landesherrlich regierten Territorialstadt zweifellos das bessere Los gezogen [haben]" (S. 363), festgemacht vor allem an der besseren ökonomischen Entwicklung der beiden Reichsstädte im Untersuchungszeitraum, die wenigsten Leser überraschen. Ob dies einem Mangel an Liberalität in Schmalkalden zuzuordnen ist, der anders gelagerten Herrschafts- und Sozialstruktur, die wiederum gerade im Handel und Gewerbe ihren Niederschlag fand, lässt Clemen im Fazit offen.

Einen faden Nachgeschmack hinterlässt darüber hinaus das letzte Kapitel der Arbeit mit den abschließenden Betrachtungen der Verfasserin. Die Parallelisierungen von spätmittelalterlichem und zeitgenössischem Stiftungswesen ("Auch heutige Spenden und Stiftungen von zum Teil beachtlichem Ausmaß dienen vor dem Bedürfnis, helfen zu wollen, weitgehend der Gewissensentlastung der Geber bzw. der Selbstdarstellung"; S. 367, Anm. 1) oder des Aufstiegs der Zünfte im 14. Jahrhundert und der Aufnahme der Grünen in die Regierung der Bundesrepublik Deutschland (S. 369, Anm. 4) wirken ebenso unglücklich wie der Kommentar der Verfasserin zum paritätischen Modell als erträglicher Lösung für die bikonfessionellen Reichsstädte: "Es ging 'nur' um zwei unterschiedliche Wege, die Menschen einer – der christlichen – Glaubensrichtung, gehen wollten [...]. Wie klein erscheint das Problem, das die Menschen damals erschütterte, wenn man es mit dem heute weltweit und in brutaler Härte geführten Krieg der Religionen auf der Grundlage unterschiedlicher Kulturen vergleicht" (S. 372, Anm. 10).

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass der im Klappentext formulierte Anspruch, der Band stelle "gerade durch den vergleichenden Ansatz [...] eine Bereicherung für die Stadtgeschichtsforschung dar", kaum einmal eingelöst wird. Mit Sicherheit darf festgestellt werden, dass das vorliegende Buch von Gudrun Clemen gerade mit Fokus auf Oberschwaben die Desiderata in der Forschung zur innerstädtischen Entwicklung der Reichsstädte Biberach und Ravensburg im Spätmittelalter und der Frühneuzeit nicht erfüllt: Ihre Arbeit bleibt überwiegend auf dem Niveau einer populärwissenschaftlichen Darstellung, wissenschaftliche Kontroversen werden hier daher nicht erörtert und auch nicht durch neue Positionierungen oder Erkenntnisse voran gebracht. Lücken in der herangezogenen Literatur sowie das fehlende Register tragen ebenfalls zum Eindruck bei, dass dem Werk eine gründliche Überarbeitung für die Drucklegung gut zu Gesicht gestanden hätte.

Michael C. Maurer

*Wolfgang Petz*: Die letzte Hexe. Das Schicksal der Anna Maria Schwägelin. Frankfurt/New York: Campus-Verlag 2007; 204 S., 19,90 EUR

So richtig zufrieden stellen diejenigen Arbeitsergebnisse, die nicht zum x-ten Male von der Forschung tradierte Positionen bestätigen (zumaß wenn diese falsch gewesen sind), sondern wirklich neue Erkenntniswerte oder zumindest neue Blickwinkel beschere. Gerade Kommunalarchivare sollen ja manches städtische Jubiläum (sei es ein tatsächliches, sei es ein vermeintliches) möglichst bestätigen – und nicht etwa widerlegen! Sicher ist es schön, kann das Alter einer Stadt tatsächlich belegt oder sogar nach unten korrigiert werden, doch mindestens ebenso wichtig ist es, für unumstößlich wahr gehaltene Überlieferungsbildungen zu "entlarven". So durfte sich Kempten mit dem zweifelhaften Superlativ schmücken, 1775 im Fürststift für eine der letzten Hexenhinrichtungen auf deutschem Boden verantwortlich gewesen zu sein. Dies mutet seltsam an, wenn man bedenkt, dass Kempten sowohl in der Reichsstadt als auch im Fürststift nicht gerade zu den Vorreitern der Hexenprozesse zählte, ganz im Gegenteil: Schon 1681 war Fürstabt Rupert von Bodman als kaiserlicher Kommissar in die Grafschaft Hohenems berufen worden, um den dortigen Hexenprozessen ein Ende zu bereite – eine heikle Aufgabe, die Bodman erfolgreich meisterte; die dortige Schuldenwirtschaft bekam er weniger in den Griff, was bis 1719 schließlich zum Verkauf von Teilen der Herrschaft und der Gründung des Fürstentums Liechtenstein führte, an dessen Wiege der Kemptener Fürstabt stand! Was im Stadtarchiv Kempten schon länger vermutet, aber nicht belegt werden konnte, hat nun der Kemptener Gymnasiallehrer und Historiker Wolfgang Petz nachgewiesen: Das Todesurteil wurde nicht vollstreckt, sondern offensichtlich in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt, starb doch Anna Maria Schwägelin laut Eintrag im Kirchenbuch 1781. Zwar hatte Petz im Rahmen seiner Forschungen schon seit 1995 seine Zweifel an der Hinrichtung dargelegt, doch suchte er nicht etwa verbissen nach einem Beweis, der sich schließlich aus den Recherchen zu seiner Dissertation 'Zweimal Kempten. Geschichte einer Doppelstadt 1694-1836' (1997) fast schon zufällig durch das Studium der Kirchenmatrikel ergeben sollte.

Wer nun glaubte, in Kempten atmete man auf, sah sich zunächst getäuscht: Frauengruppierungen, die sich das traurige Schicksal der Anna Maria Schwägelin auf ihre Fahnen geschrieben – und teilweise ideologisch instrumentalisiert – hatten, wollten die neue Erkenntnis nicht wahrhaben und versuchten, zumindest Zweifel gegen die Entdeckung des Autors zu streuen. Um hier nicht missverstanden zu werden: Auch ohne Hinrichtung hat Kempten keinen Anlass zum Jubel, einen dunklen Fleck seiner Geschichte etwa losgeworden zu sein, denn das traurige Faktum eines Justizopfers Anna Maria Schwägelin bleibt natürlich: Es geht

darum, eine Korrektur in der Kemptener Geschichtsforschung angebracht zu haben, die selbstverständlich auch wissenschaftlich verbreitet werden darf und muss, was ohnehin lange dauern wird, denn immer wieder tauchen Veröffentlichungen auf, die den nun veralteten Stand der Dinge referieren. Die Tatsache, dass sich neue wissenschaftliche Erkenntnisse oft nur langsam Bahn brechen, betrifft freilich nicht nur Kempten, sondern ist ein allgemeines Phänomen. Auch das Engagement der Frauen bleibt, die immerhin erreicht haben, dass in Kempten ein „Anna Maria Schwägelin-Brunnen“ errichtet werden konnte – erinnerndes Mahnmal an das Schicksal einer Frau, der übel mitgespielt wurde. Es sei noch erwähnt, dass Petz keineswegs nur einen Kemptener Spezialfall schildert, er stellt seine Forschungsergebnisse vielmehr in einen weitläufigen sozialgeschichtlichen Hintergrund der Region Oberschwaben und bietet eine umfassende Darstellung der Geschichte der Hexenverfolgungen, so dass nicht nur der Lokalhistoriker Gewinn daraus zieht.

Franz-Rasso Böck

*Wolfgang von Hippel*: Das Herzogtum Württemberg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel von Steuer- und Kriegsschadensberichten 1629-1655. Materialien zur Historischen Statistik Südwestdeutschlands (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Forschungen). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2009; 373 S., 20 Karten, 32 Tab., 48,- EUR

Dass Württemberg im Dreißigjährigen Krieg zu den am schwersten betroffenen Gebieten des Alten Reichs zählte, ist seit langem bekannt. Wie verheerend aber tatsächlich, zeigen die durch Wolfgang von Hippel und seinen Kollegen bearbeiteten statistischen Materialien, die die Verhältnisse im Herzogtum vor dem Katastrophenjahr 1634 (Schlacht von Nördlingen) und 1655 gegenüberstellen. Als Quellengrundlage dienen dabei die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart befindlichen Steuerbeschreibungen, Ämterberichte und Veranschlagungen von weltlichen und geistlichen Ämtern von 1629 sowie die Kriegsschadensberichte 1652/1653 und die Steuerberichte 1652/1655 mit den Ergebnissen der Landesvisitation. Einleitend werden auf 40 Seiten diese Quellen und der Kontext ihrer Entstehung ebenso wie die methodische Herangehensweise vorgestellt und mit der Darstellung der Nachkriegssituation Württembergs in komprimierter Form abgeschlossen. Im Anschluss daran wird das erhobene Material in Tabellenform präsentiert. Dieses umfasst mit der Haupttabelle die württembergischen Ämter mit ihren Orten in alphabetischer Reihenfolge und bietet – teilweise bis auf Dorfebene – die Erfassung von Menschen, Gebäuden und landwirtschaftlicher Nutzfläche. Dabei ist zu beachten, dass freilich immer nur der steuerbare württembergische Besitz aufgezeichnet wurde. So ist konsequenterweise bei Kondominatsdörfern die Aussagekraft bezüglich der Gesamteinwohnerzahl eingeschränkt. Mit der Ämtertabelle in Kapitel III wird ein Gesamtvergleich der Ämter Württembergs gezogen sowie jeweils die prozentualen Verluste an Menschen, Gebäuden, Wiesen, Weingärten und Äckern ermittelt. In Kapitel IV wird dann dezidiert auf die Verhältnisse in den einzelnen Ämtern eingegangen, wobei der Umfang von der jeweiligen Quellensituation, die leider nicht überall gleich günstig ausfällt, abhängt. Hier werden teilweise äußerst tiefe Einblicke, z. B. über demografische Bewegungen, wirtschaftliche Entwicklungen und vorhandene Schäden, gewonnen. So äußerte die Landesvisitation 1653 über das Amt Besigheim, dieses sei dermaßen ruiniert, „daß auch Khinder unnd Kindts Kinder noch ghnueg damit zueschaffen haben“. Gleichzeitig werden Zuzüge aus Bayern, Österreich und der Schweiz dokumentiert. Mit dem jeweils an bestimmten Fragestellungen (u. a. Bevölkerungsrückgang, Ackerfläche, Weinbau, Schulden) orientierten Kartenteil endet die Übersichtsdarstellung. Hier wird vor allem

in visueller Form unmittelbar erkennbar, in welchen Regionen Württembergs sich bestimmte Phänomene besonders gravierend auswirkten. Zum erleichterten Zugang wurde im Anhang ein Ortsverzeichnis erstellt, das auch die heutige Landkreiseinteilung berücksichtigt. Überaus erfreulich ist auch das sehr ausführliche Glossar zur Erklärung der frühneuzeitlichen Quellensbegriffe.

Zusammengefasst stellt der vorliegende Band eine breite statistische Grundlage für die Vorkriegsverhältnisse und Kriegsschäden in Württemberg dar und bietet neben den gewonnenen klaren Erkenntnissen elementare Quellen für die Orts- und Regionalgeschichte sowie für vergleichende landesgeschichtliche Studien.

Stefan Lang

*Ute Planert: Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden: Alltag - Wahrnehmung - Deutung 1792-1841 (Krieg in der Geschichte 33). Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 2007; 739 S., eine Faltkarte, geb., 68,- EUR*

Von den Kriegen im Gefolge der Französischen Revolution wurde der deutsche Süden und Südwesten massiv betroffen. Bereits mit Beginn des ersten Koalitionskrieges 1792 wurden nicht nur die Gebiete auf dem linken Rheinufer besetzt, sondern auch grenznahe Festungen und Regionen von den Kampfhandlungen heimgesucht. Noch immer waren es aber vor allem Truppendurchmärsche, Rekrutierungen, Einquartierungen und finanzielle Belastungen, die sich auf die Einwohner der süddeutschen Territorien auswirkten. Mit dem Einmarsch der französischen Armee 1796 wurde der Süden zum Kriegsschauplatz. Eine tiefgreifende staatliche Umwälzung, die Auflösung des Alten Reiches und eine territoriale Flurbereinigung bislang unbekanntem Ausmaßes waren die politischen Folgen. Für die Bevölkerung der betroffenen Gebiete begann ein von kurzen Friedenszeiten immer wieder unterbrochener permanenter Kriegszustand und eine anhaltende Leidenszeit. Der Umfang der militärischen Aktionen und die Größe der Heere erreichten eine neue Qualität, die die ökonomische Leistungskraft der betroffenen Gebiete oft überstieg, und immer wieder fielen Zivilisten den Seuchen, Kämpfen oder marodierenden Soldaten zum Opfer.

Die gewichtige Tübinger Habilitationsschrift von Ute Planert untersucht die Kriegserfahrungen der Menschen auf dem Gebiet der späteren Staaten Baden, Württemberg und Bayern, ihre Wahrnehmung und Deutung der Ereignisse sowie ihre Reaktionen und Verhaltensweisen. Sie geht dabei von einem erfahrungsgeschichtlichen Ansatz aus, der sich auf Methoden der Alltags-, Protest- und Mentalitätsforschung stützt, aber über sie hinausgeht und mit der politischen Geschichte verknüpft. In wahrhaft eindrucksvoller Weise hat sie große Mengen an subjektiven Zeugnissen, wie Autobiografien, Ereignisberichte und Chroniken, sowie amtliches Schriftgut und Militärtagebücher ausgewertet. Eine besondere Stärke der Studie macht dabei die Einbeziehung gerade auch der Äußerungen breiterer Bevölkerungskreise aus, die die Verfasserin akribisch zusammengetragen hat. Sie geben einen unmittelbaren Einblick in die Lebenswirklichkeit der Bevölkerung und sind geradezu spannend zu lesen.

Der Untersuchungszeitraum umfasst den ganzen Zeitraum der kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich. Darüber hinaus wird auch die Zeit nach dem Ende der napoleonischen Ära bis in die 1830er Jahre mit einbezogen, da in ihr die Verarbeitung der Kriegsfolgen und -erfahrungen ganz wesentlich erst stattfand und sie für die Erinnerungskultur der Kriegszeit prägend war.

Nach der Einleitung, die die methodische und konzeptionelle Vorgehensweise und den Forschungsstand beschreibt, skizziert die Verfasserin die Grundlinien der politischen Ent-

wicklung und die Formen der Kriegsführung um 1800. Das dritte Kapitel befasst sich mit der zeitgenössischen Deutung des Krieges und der Lage unmittelbar vor dem Beginn der Kampfhandlungen im Untersuchungsgebiet. Es folgen die Untersuchung der französischen Invasion in Süddeutschland 1796/97 und ein Abschnitt über die gewaltsamen und Schrecken erregenden Auswirkungen des Krieges auf die Bevölkerung. Das sechste Kapitel ist dem Kriegsalltag mit seinen vielfältigen Belastungen für die Zivilbevölkerung gewidmet. Im folgenden Abschnitt geht es dann um die Bewältigung und Deutung des Krieges durch die Menschen, wobei die Religion eine zentrale Rolle spielte. Der achte Abschnitt zeigt, wie vielfältig und zahlreich die Versuche junger Männer waren, der Wehrpflicht zu entgehen, und dass auch die Zeit der "Befreiungskriege" hierbei keine Ausnahme machte. Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Nationalismus, Regionalismus und politischer Loyalität, das gerade im Untersuchungsgebiet mit seinen wechselnden politischen Zugehörigkeiten und Bündnisverpflichtungen besonders komplex war. Das letzte Kapitel zeigt die Umdeutung und Neuinterpretation der Kriegszeit im Rahmen einer bürgerlich-intellektuellen Memorialkultur nach 1813. Die Darstellung wird durch ein Fazit beschlossen, es folgen ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis und Indices.

In eindrucksvoller Weise gelingt es der Verfasserin, die alltäglichen Auswirkungen der Kriege, das Leid der Zivilbevölkerung und ihren Kampf ums Überleben umfassend zu dokumentieren. Überzeugend belegt sie, wie tief die Schrecken der Kriegszeit sich in das kollektive Gedächtnis der Bevölkerung eingruben und Vergleiche mit dem Dreißigjährigen Krieg hervorriefen. Zugleich räumt sie mit dem Mythos vom Befreiungskrieg auf: Auf der Grundlage ihrer Forschungen gelangt sie zu dem Urteil, "dass während der Revolutionskriege das Verhältnis von Militär und Zivilbevölkerung weniger von der Nationalität abhing als von konkreten Belastungen und Verhaltensweisen, religiösen Faktoren und der Möglichkeit zur sprachlich-kulturellen Verständigung" (S. 645). Die Zivilbevölkerung litt vor allem unter dem Zwang zur Versorgung und Unterbringung der Truppen sowie unter Seuchen und Krankheiten. Im Unterschied zu früheren Kriegen waren es aber nun Massenheere, die gepflegt und unterstützt werden mussten. Die Belastungen gingen dabei von verbündeten wie von feindlichen Heeren gleichermaßen aus. Entsprechend war das Verhältnis zu den einmarschierenden französischen Truppen sehr unterschiedlich. Nationalen Feindbildern zum Trotz konnte in Süddeutschland von einer verbreiteten Franzosenfeindschaft keine Rede sein. Hauptopfer der Kriegsökonomie war vor allem die ländliche Bevölkerung. Die aufgrund der Kriegsauswirkungen sprunghaft gestiegene Zahl der Armen konnte von Städten und Gemeinden nicht mehr versorgt werden, zumal viele wohltätige Stiftungen, die ein Grundpfeiler der traditionellen Fürsorge bildeten, von den Rheinbundstaaten verstaatlicht worden waren.

Besonders schwerwiegend war für die süddeutsche Bevölkerung allenthalben die Einführung der Wehrpflicht, der sich die Betroffenen überall zu entziehen suchten, auch wenn offene Formen des kollektiven Protests selten blieben. Gewaltsamer Widerstand gegen die Aushebungen, wie im Osten Württembergs und in Tirol, entstand meist dort, wo sich die Bevölkerung der Gebiete eng mit Habsburg verbunden fühlte und mit den neuen Machthabern unzufrieden war. Der Protest gegen die Rekrutierungen verband sich hier mit dem Versuch, den Status Quo wiederherzustellen. Nationale Ziele waren diesen traditionalistischen Aufständen dagegen fern. Auch war der Widerstand gegen die Wehrpflicht unabhängig davon, gegen wen sich die militärischen Aktionen richteten. Eine nationale Kriegsbegeisterung ließ sich in Süddeutschland nirgendwo feststellen.

Angesichts der immer wiederkehrenden existenziellen Not führte die krisenhafte Lage in beiden christlichen Konfessionen zu einer Intensivierung der Frömmigkeit. Religiöse Vorstellungen strukturierten auch die Wahrnehmung der kriegerischen Ereignisse. Zugleich begann ein allmählicher Wandel im Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Obwohl das Verhältnis

der Rheinbundstaaten insbesondere zu traditionellen Formen der Frömmigkeit sehr kritisch war, nahmen die Kirchen zunehmend eine für die Integration der neuen Staaten förderliche Haltung ein und unterstützten die Herausbildung einzelstaatlicher Nationalismen.

Die Studie widerlegt überzeugend die Vorstellung, die deutsche Nation sei in den Kriegen gegen Napoleon entstanden. Vielmehr bildeten sich nationale, auf einen deutschen Gesamtstaat gerichtete Zielvorstellungen in kleinen Gruppen bürgerlicher Intellektueller heraus. Diese kleine, aber propagandistisch höchst wirksame Minderheit schuf vor allem nach 1813 jenes Konstrukt eines gegen Napoleon gerichteten "Befreiungskriegs", den es so nie gegeben hatte. Selbst unter den Anhängern nationaler Zielvorstellungen waren diese mit traditionellen, auf das einzelstaatliche Herrscherhaus gerichteten Loyalitäten vermischt. Gerade in den Staaten Süddeutschlands, die mehrfach unterschiedlichen Bündnissen angehört hatten, musste eine national-deutsche Begeisterung schwieriger herzustellen gewesen sein als beispielsweise in Preußen. Die Gedenkfeiern für den Sieg bei der Völkerschlacht von Leipzig gegen Napoleon waren daher das Werk national gesonnener Bürger, die damit schon im Vormärz die Grundlage für eine spätere nationalistische Instrumentalisierung der "Befreiungskriege" legten. Für die einzelstaatlichen Herrscher bot das Kriegsgedenken wiederum die Gelegenheit, die Integration ihrer Länder zu fördern und von ihrer Rolle in der Rheinbundzeit abzulenken.

Der Verfasserin ist es damit gelungen, ein grundlegendes Werk zur Geschichte Süddeutschlands in der Zeit der Koalitionskriege vorzulegen, das Maßstäbe für die künftige Forschung setzt. Es eröffnet auf überzeugender methodischer Grundlage und breiter Auswertung der Quellen neue Perspektiven und vermittelt tiefe Einsichten nicht nur für die Militärgeschichte, sondern auch die Politik- und Kulturgeschichte der Schwellenzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Es bleibt zu hoffen, dass diese Studie in ihrer Verbindung aus einem überzeugenden methodischen Ansatz und sicherer Quellenkenntnis als Vorbild für die historische Forschung wirkt.

Michael Wettengel

*Gisela Rothenhäusler*: Das Wurzacher Schloss 1940-1945 – ein kleines Kapitel europäischer Geschichte. Kriegsgefangene im Oflag VC. Zivilinternierte aus Jersey. Jüdische Häftlinge aus Bergen-Belsen. Hg. von der Stadt Bad Wurzach. (Bad Wurzacher Reihe 1). Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink 2008; 384 S., zahl. Abb., 24,90 EUR

Den Ankerpunkt des vorliegenden Bandes stellt das Wurzacher Schloss dar – ein Kapitel Lokalgeschichte, möchte man meinen. Wäre da nicht die besondere Zeit, die sich Gisela Rothenhäusler in ihrer Abhandlung vornimmt: Die Jahre 1940-1945, eine Zeit des Krieges, der Umbrüche und des Leids unzähliger Menschen. Die verschlafene oberschwäbische Kleinstadt Wurzach geriet mitten hinein in die Wirren dieser Zeit. Mit dem Wurzacher Schloss findet sich inmitten des Städtchens eine Örtlichkeit, die zunächst als Kriegsgefangenenlager hauptsächlich für französische Offiziere aus Korsika diente, dann eines der vier Zivilinternierungslager wurde, in denen die aus Jersey "evakuierten" britischen Staatsangehörigen untergebracht wurden, deren Geschichte eine ganz besonders interessante Fußnote der Geschichte des Krieges darstellt, und wo zuletzt auch einige jüdische Häftlinge aus Bergen-Belsen ihre Befreiung erlebten.

Wie mit der Zoomfunktion einer Kamera bewegt sich Rothenhäusler im Kaleidoskop der Geschichte. Das Schloss, die Stadt Wurzach und das Schicksal einzelner Menschen stehen dabei im Zentrum und gleichzeitig wird nie verabsäumt, die Hintergründe zu klären, wird der zeitliche Kontext in Bezug auf die das Thema berührenden Punkte aufs Genaueste ausgeleuchtet – seien es die besonderen Umstände in Vichy-Frankreich, der Sonderfall Korsika,

die Geschichte der Kanalinseln oder die des Konzentrationslagers Bergen-Belsen. Doch all diese Exkurse dienen dem Verständnis der Vorgänge im Wurzacher Schloss. Die Zusammenführung von Lokal-, Regional- und europäischer Geschichte ist nicht krampfhaft gewollt und dem Thema aufgezwängt, nein, das Besondere ist, dass sich die Doppelperspektive ganz von selbst, aus der Thematik heraus ergibt. Die Geschichte des Wurzacher Schlosses ist eine europäische Geschichte. Ein Beispiel, das immer wieder angeführt wird, belegt dies: Das Wohlergehen der unfreiwilligen Bewohner des Schlosses hing stets davon ab, was sich die deutsche Seite für ihre eigenen Staatsangehörigen, die sich im Ausland in einer ähnlichen Lage befanden, erhofften. Das Prinzip der Reziprozität der Behandlung von Kriegsgefangenen und Zivilinternierten führte zur Involvierung verschiedenster Akteure, seien es beispielsweise die Vertreter der Schutzmacht Schweiz, das deutsche Außenministerium, das RSHA oder auch das Internationale Komitee vom Roten Kreuz. Deutlich wird hierbei ganz nebenbei das verwirrende Kompetenzgeflecht des NS-Staates.

Die enorme Spannweite der Zusammenhänge ist beeindruckend und der Spagat zwischen den verschiedenen Ebenen des Geschehens gelingt wunderbar. Er ermöglicht dem Leser, was sonst meist nur in fiktiven Romanen möglich ist: Man kann sich das Leben der Menschen vergangener Zeit tatsächlich vorstellen, kann ihrem Alltag, ihrem Denken und Erleben nahekommen – und das auf einer fundierten Quellenbasis.

Rothenhäusler stützt sich – wie allein ein Blick auf das umfangreiche Verzeichnis bereits verdeutlicht – auf eine Vielzahl verschiedener Quellen. Eine wichtige Rolle spielen dabei Verwaltungsakten. Diesen werden jedoch, wann immer möglich, persönliche Dokumente oder Zeitzeugenberichte gegenübergestellt. Dies ist insbesondere in den Kapiteln zu den Zivilinternierten aus Jersey der Fall, wodurch die Schilderung der Lebensverhältnisse dieser Menschen in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wird. Von den über 600 Männern, Frauen und Kindern, die so über drei Jahre unfreiwillig im Wurzacher Schloss lebten, erhalten einige wenige in Form ihrer Tagebucheinträge, Zeichnungen oder Zeitzeugenberichte eine Stimme, die das Leben im Internierungslager lebendig macht. Zudem wird umso deutlicher, dass wir es hier trotz aller internationaler Bezüge und Verflechtungen mit dem Schicksal kleiner Leute zu tun haben. Deren Schilderungen kreisen meist um ähnliche Themen des alltäglichen Lebens – allen voran die Versorgung mit Lebensmitteln.

Leider ist die Quellenlage für die anderen Kapitel nicht in gleichem Maße für eine derart persönliche Herangehensweise geeignet. Dennoch versucht die Autorin auch hier, die Ereignisse möglichst anschaulich und lebendig wiederzugeben. Auch durch die betonte Verwurzelung im Lokalen kommt die im Vorwort formulierte Botschaft an: Geschichte geht uns alle an, sie ist nicht weit weg von uns. Die Leidenschaft der Autorin, die als Lehrerin am Salvatorkolleg Bad Wurzach in den Räumen, über die sie berichtet, selbst tätig war, trägt das Buch und führt dazu, dass eine gewisse anfängliche Unruhe des Schreibdukus nicht negativ wahrgenommen wird, sondern zum Charakteristikum eines fesselnden Sprachstils wird.

Diese Lebendigkeit wird gestützt durch eine exzellente Bildauswahl. Einziger Wermutstropfen bei der sehr umfassenden Illustration, die ein weiteres Mal die Gründlichkeit der Recherche belegt, ist, dass die Anordnung des Bildmaterials nicht immer dem Textverlauf folgt – Vorgriffe wecken dabei jedoch das Interesse für kommende Kapitel und regen daher zum Weiterlesen an.

Auch der geringe Umfang des Registers ist leicht zu verschmerzen, verfügt der Band doch über ein sehr detailliertes Inhaltsverzeichnis mit einer klaren Untergliederung, was selektives Lesen gut ermöglicht. Allerdings ist davon abzuraten: Das Buch verdient es, trotz seines Umfangs ganz gelesen zu werden! Schließlich stellt es nicht nur eine gelungene Aufarbeitung eines Kapitels europäischer Geschichte mit Lokalkolorit dar, sondern wird durch seine



differenzierte Herangehensweise, die stets um Polyperspektivität bemüht ist, zu einem wichtigen Beitrag von Vergangenheitsbewältigung und Versöhnung. Der abschließende Ausblick auf die langjährige Freundschaft zwischen Bad Wurzach und Jersey macht Hoffnung: Geschichte geht uns alle an – ob im kleinen lokalen Rahmen oder unter europäischem oder globalem Vorzeichen – doch auch eine Geschichte des Leids und des Unrechts kann Anstoß zu Freundschaft und Neubeginn sein.

Sarah-Maria Schober

*Reinhold Weber*: Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918-1945 (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt). Leinfelden-Echterdingen: DRW-Verlag 2008; 253 S., 51 Abb., 4 Ktn., geb., 19,90 EUR

Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Herrschaft brachten auch für den deutschen Südwesten eine Zeit des tiefgreifenden Umbruchs mit sich, gekennzeichnet durch wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Krisen, politische Radikalisierung, soziale Not und Zerstörung, aber auch Technisierung und Modernisierung aller Lebensbereiche. Innerhalb von weniger als dreißig Jahren wandelten sich die Verhältnisse grundlegend: In Baden und Württemberg, bis zum Ende des Ersten Weltkriegs noch Monarchien mit eigener Staatlichkeit, wurden zunächst in der Weimarer Republik demokratische Verfassungen eingeführt und die eigenstaatlichen Elemente beschnitten, bis unter der Herrschaft des Nationalsozialismus sowohl die jungen demokratischen als auch die föderalen Strukturen zerschlagen und die Länder von Reichsstatthaltern von Hitlers Gnaden regiert wurden. Dem Verf. gelingt es, die wechselvolle Geschichte dieser Jahre kompetent und kompakt darzustellen und dabei die Auswirkungen auf die politischen, ökonomischen, kulturellen und gesellschaftlichen Traditionen der beiden südwestdeutschen Länder besonders herauszuarbeiten. Den zu Preußen gehörigen Hohenzollerischen Landen wird in der Darstellung weniger Raum gewährt, weil innerhalb der Reihe "Regionalgeschichte" des Verlages ein eigener Band zu Hohenzollern vorgesehen ist.

Der Band beginnt mit der Situation am Ende des Ersten Weltkriegs, dem Zusammenbruch der alten Ordnung und dem Übergang zur Demokratie. Charakteristisch für beide südwestdeutschen Staaten war eine bereits weitgehend parlamentarisch geprägte Verfassungsentwicklung, so dass sich hier der Umbruch 1918/19 größtenteils friedlich und ruhig vollzog. Auch war die Parteienlandschaft durch eine starke Kontinuität geprägt, die die Regierungsbildung und Verfassungsgebung in beiden Ländern erleichtert hatte. Der Verf. beschreibt Aufbau und Grundlagen des "Freistaats Baden" und des "Freien Volksstaats Württemberg" und deren Verhältnis zum Reich. Dabei werden auch die gescheiterte Reichsreform und die Versuche zur Bildung eines Südweststaats thematisiert. Es folgen die Jahre der "relativen Stabilisierung" der Republik, die jedoch immer wieder durch Krisen und politischen Extremismus gefährdet war. Die Entwicklungen in Kunst, Kultur und Wissenschaft finden ebenso wie die gesellschaftlichen Umbrüche in der Weimarer Zeit Berücksichtigung. Mit Veränderungen in der Parteienlandschaft und dem Aufstieg der Nationalsozialisten deutete sich schon früh das Ende der Republik an. Auch im Südwesten gelangen der NSDAP "im Schatten der Weltwirtschaftskrise" große Wahlerfolge als "Volkspartei des Protestes". Lediglich in Württemberg schnitt die NSDAP nur schwach ab, was mit den Besonderheiten der dortigen politischen Kultur und Parteienlandschaft zu erklären ist. Die Machtübernahme durch die NSDAP erfolgte jedoch auch in Württemberg wie in Baden ohne größere Widerstände. Die Zerschlagung oder Aushöhlung demokratischer Institutionen und der Machtausbau durch Terror vollzogen sich auf allen Ebenen.

Gezeigt werden die Auswirkungen der NS-Herrschaft auf den deutschen Südwesten, wobei den Kirchen, der Wirtschafts- und Sozialpolitik sowie der Schulpolitik besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Sehr eingehend wird auch die nationalsozialistische Rassenpolitik, vor allem die Ausgrenzung und Verfolgung von Juden, dargestellt. Es folgen Abschnitte über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Baden und Württemberg sowie die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs und das Kriegsende im Südwesten.

Überzeugend und kenntnisreich werden die wechselhaften und durch Krisen und Exzesse von Gewalt und Barbarei in beispiellosem Umfang und Ausmaß geprägten Zeiten in den südwestdeutschen Ländern in straffer Form präsentiert. Dabei werden die politischen Traditionen Württembergs und Badens jeweils miteinander verglichen und die Ereignisse in den beiden Ländern in die Entwicklung auf nationaler Ebene eingebettet. Besondere Themen oder regionale Episoden werden in Kästen optisch hervorgehoben. Der Band enthält außerdem eine Zeittafel, Literaturhinweise sowie Tabellen mit den Landtagswahlen, den Staatspräsidenten und den Reichstagswahlen in Baden und Württemberg von 1919 bis 1933. Aufgrund der vorgegebenen Kompaktheit können zwangsläufig nicht alle Aspekte behandelt werden. Das Buch bietet jedoch einen erstklassigen Einstieg in die Geschichte beider Länder in der Weimarer Republik und unter der nationalsozialistischen Herrschaft. Es ist auch einem breiteren Publikum zu empfehlen.

Michael Wettengel

Die Protokolle der Regierung von Württemberg-Hohenzollern. Bd. 2: Das Kabinett Bock 1947-1948 (Die Kabinettsprotokolle von Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern 1945-1952. III. Teil). Hg. von der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Bearb. von *Frank Raberg*. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2008; CI, 494 S., 42,- EUR

Im historischen Bewußtsein der Deutschen dürfte die nur wenige Jahre währende Existenz des Landes Württemberg-Hohenzollern kaum noch präsent sein. Mehr oder weniger lediglich als Folge der Schaffung einer französischen Besatzungszone gebildet, umfaßte das Land den relativ dünn besiedelten und vorwiegend agrarisch strukturierten südlichen Teil Württembergs sowie die bis 1945 zu Preußen gehörenden Hohenzollerschen Lande, während das bayerische Lindau nur verwaltungsmäßig verbunden wurde. Hauptstadt war Tübingen, während der Landtag im idyllischen Bebenhausen tagte. Daß dieses Land mit einem Territorium von gut 10.000 km<sup>2</sup> und etwa 1,1 Millionen Einwohnern längerfristig nicht überlebensfähig sein würde, war allen agierenden Politikern wohl bewußt. Die Verbindung mit Württemberg-Baden wurde durch die regelmäßige Teilnahme von Staatsrat Carlo Schmidt an den Sitzungen des Stuttgarter Kabinetts gewahrt. Zur Vorbereitung einer künftigen Vereinigung mit Württemberg-Baden wurde bereits im November 1947 ein Gremium von Fachbeamten gebildet. Dennoch ging das Land erst im Mai 1952 in das neue Bundesland Baden-Württemberg auf.

Nachdem am 17. Mai 1947 eine erste Landtagswahl stattgefunden hatte, bei der die CDU mit 32 Mandaten die absolute Mehrheit erlangt hatte, wurde am 8. Juli 1947 der CDU-Politiker Lorenz Bock zum Regierungschef mit dem Titel eines Staatspräsidenten gewählt; der Regierung gehörten Minister aus CDU, SPD und DVP an. Zu ihnen gehörten als Persönlichkeiten, die ab 1949 in der Bundespolitik eine Rolle spielen sollten, Carlo Schmid (SPD) als Stellvertretender Ministerpräsident und Wirtschaftsminister Eberhard Wildermuth (DVP), der im ersten Kabinett Adenauer für die FDP Bundesminister für Wohnungsbau wurde.

Das Kabinett Bock – die offizielle Bezeichnung lautete “Staatsministerium” – hielt zwischen dem 24. Juli 1947 und dem 13. August 1948 insgesamt 69 Sitzungen ab, die alle protokolliert wurden. Die Beratungsgegenstände geben ein ebenso buntes wie eindringliches Abbild der aktuellen Probleme des Landes wieder. Sie betreffen angesichts der Kleinräumigkeit des Staatsgebildes vielfach fast Lokales, reichen aber zugleich bis in gesamtstaatliche Fragestellungen hinein, etwa wenn über die Ministerpräsidentenkonferenzen im Vorfeld der Gründung der Bundesrepublik Deutschland beraten wurde. In den Protokollen spiegeln sich zugleich die Aktivitäten anderer zentraler Gremien und Gesprächsrunden des Landes, weil über sie in den Sitzungen des Staatsministeriums referiert wurde. Regelmäßige Tagesordnungspunkte waren: Berichte über die Besprechungen des Staatspräsidenten mit dem Militärgouverneur sowie Berichte über die Beratungen der Ministerpräsidenten der französischen Zone sowie von einzelnen Fachministerkonferenzen.

Einen sehr breiten Raum nehmen die zahlreichen Konflikte mit der französischen Militärregierung ein, die schließlich sogar zum Rücktritt der Regierung führen sollten. Dabei handelte es sich um Entnahmen aus der ohnehin schwachen Industrie im Rahmen von Reparationsleistungen, geplante Demontagen, Requisitionen aller Art, die Aufnahme von französischen Ferienkindern, das Aufbringen und die Ablieferung von landwirtschaftlichen Produkten, insbesondere Fleisch, wozu auf Anweisung der Militärregierung zeitweise sehr rigoros Polizeikräfte eingesetzt wurden. Man darf wohl zu Recht vermuten, dass Carlo Schmid aufgrund der in diesem Land gemachten Erfahrungen zum führenden Protagonisten für die Forderung nach einem Besatzungsstatut wurde, in dem die Rechte der Besatzungsmächte kodifiziert und begrenzt werden sollten. Im Kontext der Schaffung der Bundesrepublik wurde seine Forderung, die er erstmals bereits auf der Münchener Ministerpräsidentenkonferenz vom Juni 1947 vor einer großen Öffentlichkeit formuliert hatte, ja auch realisiert.

Nachdem Bock, der ohne Rücksicht auf seine Gesundheit bis zuletzt um eine Lösung in den Auseinandersetzungen um Demontagefragen mit der Militärregierung gekämpft hatte, am 4. August 1948 verstorben war, erklärte Carlo Schmid am 6. August den Rücktritt der Regierung, weil diese nicht an Maßnahmen mitwirken könne, die den Lebensstandard des Volkes zwangsläufig unter jedes erträgliche Maß herabdrücken würde.

Die Edition stellt der historischen Forschung eine für die Geschichte des Landes zentrale Quelle zur Verfügung, selbst wenn die Ausführlichkeit in der offiziellen und bürokratischen Protokollführung gelegentlich Wünsche offen läßt. Inoffizielle Mitschriften von einzelnen Teilnehmern oder zu einzelnen Tagesordnungspunkten, die den Verlauf der Diskussionen farbiger abbilden würden, ließen sich offenbar nicht ermitteln. Frank Raberg, der die Protokolle des ersten und zweiten Staatssekretariats Schmid (2004) in der gleichen Reihe publiziert hat und sich durch weitere einschlägige Arbeiten als Spezialist für die Geschichte dieses Landes in besonderem Maße bereits profiliert hat, hat die Edition sehr sachkundig bearbeitet. Die Einleitung führt souverän in die Materie ein und skizziert souverän die historischen Abläufe. Auch die äußere Aufmachung des Bandes läßt keine Wünsche offen. Die Entscheidung, einen Kontext zu den Sachakten der Staatskanzlei und einzelner Ressorts im Anmerkungsapparat nicht herzustellen, ist vertretbar, weil das vermutlich die Dimensionen der Publikation gesprengt hätte.

Wolfram Werner

*Klaus Beer: Auf den Feldern von Ulm. In den wechselvollen Winden von Adenauer bis Willy Brandt. Mit einem Geleitwort von Ivo Gönner. Blaubeuren: Verlag Ulmer Manuskripte 2008; 352 S., 19,80 EUR*

Einerseits haben Zeitzeugenberichte traditionell einen festen Platz in der Geschichtsforschung und andererseits ist ihre Qualität sehr unterschiedlich. Entsprechend sind sie auch von mehr oder weniger großer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft. Für die Ulmer Nachkriegsgeschichte bietet in diesem Sinne der Band von Klaus Beer eine hoch interessante Beschreibung und Analyse der politischen Kultur in den 1950er und 1960er Jahre in Ulm und zählt zu einem Glücksfall für die Geschichtsschreibung der Stadt Ulm.

Klaus Beer, Jahrgang 1932, der in Folge der Bombardierung seiner Heimatstadt Hamburg 1943 als Kind nach Ulm kam, erlebte die Jahre des Wirtschaftswunders und der ersten Nachkriegskrise als Rechtsreferendar und Richter am dortigen Amts- und Landgericht. Sein geografischer Lebensmittelpunkt in Ulm war die Weststadt und der Untere Kuhberg. 1970 verließ er die Donaustadt aus beruflichen Gründen, übernahm ein Richteramt in Stuttgart und siedelte mit seiner Familie nach Leonberg über. Beer zählt zu jener kritisch-emanzipatorischen Generation, die ab Ende der 1950er Jahren eine linke Position entwickelt und gleichsam den politischen Vorfrühling der späten 68er-Emanzipationsjahre darstellt.

Sein Zeitzeugeninteresse gilt vor allem dem politischen Ulm. Aus einer kritischen und im Nationalsozialismus unterdrückten Familie stammend, kam er, wie er selbst schreibt, auf die "linke Bahn der Politik", trat 1953 in die SPD ein – Austritt 1982 – und zählt zusammen mit Alfred Moos, Hans Hartnagel und Heinz Kopp zum ersten linken Flügel der Ulmer Nachkriegs-SPD, für die er auch von 1965 -1969 als Stadtrat im Ulmer Gemeinderat und in verschiedenen Gremien auf Landesebene saß. Aus diesem biografischen Kontext heraus beschreibt er die politische Atmosphäre im Jahrzehnt des Wirtschaftswunders und der turbulenten folgenden 1960er Jahre.

Er beschreibt vor allem zwei dominante und gegensätzliche politische "Gedankenzentren" in den 1950er und 1960er Jahren in Ulm, die nicht nur für diese schwäbische Mittelstadt prägend waren, sondern auch stellvertretend für die politische Kultur der damaligen Bundesrepublik stehen. Beispielhaft zeichnet er diese beiden Milieus einerseits mit der liberal-emanzipatorisch orientierten Ulmer Volkshochschule und andererseits, gleichsam als Gegenpart, mit der konservativ-reaktionären "Gesellschaft für neue Staatspolitik" nach.

Die Quellen seiner Erinnerung sind offizielle und öffentliche Dokumente, Zeitungen und eigene Aufzeichnungen aus jenen Jahren, die er bis heute dokumentiert und geordnet hat. Beer ist damit nicht nur ein Zeitzeuge, sondern wird auch zum Archivar dieser Zeit für Ulm. Er profiliert sich zu einem "politischen Gedächtnis" dieser Epoche. Ihm ist bewusst, dass dies kein leichtes Unterfangen ist und entsprechend muss er auch Kompromisse an Subjektivität und Objektivität machen, lässt Fragen offen und hinterlässt Lücken. Beer war in diesen Jahren jedoch nicht nur Beobachter, sondern vor allem auch Aktivist und Akteur in der ersten Reihe. Dies macht den besonderen Charme des Buches aus. Es ist keine späte Rechtfertigung oder ein Heldenbericht über seine Barrikadenkämpfe. Das Buch ist der bescheidene und gleichzeitig anspruchsvolle Versuch, die dynamischen Jugendjahre des Autors in Ulm für eine Allgemeinheit zu dokumentieren. Er schwadroniert nicht über die "gute alte Zeit" und berichtet auch nicht selbst verliebt über "seinen" politischen Kampf.

Er bewegt sich historisch im Zeitraum vom "Kalten Krieg" bis zur "Entspannungspolitik", von der "Restauration" bis zur "Reform", von Konrad Adenauer bis Willy Brandt, und macht die damaligen Ulmer Verhältnisse anschlussfähig an die Weltpolitik. Beer beschreibt das Ulmer Nazimilieu, den scheinbar alltäglichen Antisemitismus aus der "Mitte der Bevölkerung" heraus und bringt konkrete Beispiele wie etwa jenen "Vorfall" in der Gaststätte

“Herrenkeller”, als am 18. April 1955 ein Handwerksmeister in übelster Weise Menschen jüdischer Abstammung beschimpfte. Alfred Moos brachte diese öffentliche Beleidigung damals zur Anzeige und es kam noch 1955 zur Verurteilung vor dem Schöffengericht wegen Beleidigung. Auf die Berufung des Angeklagten kam der Fall dann 1956 zur Strafkammer des Landgerichts Ulm unter dem Vorsitz von Landgerichtsdirektor Fehrenbacher, der das Urteil bestätigte und den Handwerksmeisters zu zwei Monaten Gefängnis ohne Bewährung verurteilte mit der Begründung, dass er ein “typischer Antisemit” mit “eingewurzelter Gesinnung” sei (S. 170).

Er beschreibt aber auch das “andere Ulm”, jene emanzipatorischen Orte wie die Ulmer Volkshochschule (vh), die Hochschule für Gestaltung (hfg), die Ostermarschbewegung, den Kampf gegen die Notstandsgesetze oder die Ulmer Kriegsdienstgegner aus den 1950er Jahren. Er berichtet über den Ulmer Einsatzgruppen-Prozess 1958, über ein “linkes Gedankenzentrum” um Fritz Hartnagel und Alfred Moos und über seine Erfahrungen als Ulmer Gemeinderat. Die fünf großen Kapitel des Buches gruppieren sich dementsprechend auch um die für ihn zentralen Lebensfelder seiner Ulmer Zeit: I. Friedenspolitik und Demokratie; II. Ideen und Lebensformen zwischen Emanzipation und Manipulation; III. Das Fortleben der Rechten nach dem Nationalsozialismus; IV. In der Ulmer Justiz; V. Sozialdemokratie/ Gemeinerat/Die Auffaltung der Linken.

Fazit: Der Band ist sowohl als Zeitzeugenbericht zum politischen Ulm mit einem hohen Analyse- und Dokumentationsanteil lesenswert, als auch als Zeugnis einer “Vor-68iger-Generation” und ihrem politischen Selbstverständnis. Beer bietet mit seinem Erinnerungsbuch ein interessantes Dokument zur politischen Sozialisation in den Anfangsjahren der Bundesrepublik. Es ist eine Fundgrube und ein Steinbruch für die Betrachtung der politischen Landschaft Ulms und in dieser Funktion wichtig für die zukünftige Stadtgeschichtsschreibung. Diese unterschiedlichen Facetten des Buches machen es gelungen, einmalig, empfehlenswert und von großem Wert für Ulm – und es macht Mut, sich politisch “einzumischen”.

Ulrich Klemm

# Verzeichnis der Abkürzungen

A	=	Archiv
Abb.	=	Abbildung
Anm.	=	Anmerkung
Bd., Bde.	=	Band, Bände
bes.	=	besonders
BWKG	=	Blätter für württ. Kirchengeschichte
DWG	=	Darstellungen aus der Württ. Geschichte, hg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte
ders./dies.	=	derselbe/dieselbe(n)
ebda.	=	ebenda
erg., erw.	=	ergänzte, erweiterte
f.	=	folgende (eine Seite)
fol.	=	folio
GLA	=	Generallandesarchiv
GG	=	Geschichte und Gesellschaft
HABW	=	Historischer Atlas von Baden-Württemberg
Hg., hg.	=	Herausgeber, herausgegeben
HStA	=	Hauptstaatsarchiv
HZ	=	Historische Zeitschrift
Jg.	=	Jahrgang
Jh.	=	Jahrhundert
KB	=	Kreisbeschreibung
LB	=	Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden
N. F.	=	Neue Folge
N. R.	=	Neue Reihe
OAB	=	Oberamtsbeschreibung
RPr	=	Ratsprotokoll(e)
S.	=	Seite
StadtA	=	Stadtarchiv
StA	=	Staatsarchiv
UB	=	Urkundenbuch
UBC	=	Ulmer Bilderchronik
UUB	=	Ulmer Urkundenbuch
UO	=	Ulm und Oberschwaben
Vgl.	=	vergleiche

VKfgL	=	Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg
VSWG	=	Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
WGQu	=	Württ. Geschichtsquellen, hg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte
WJb	=	Württ. Jahrbücher
WUB	=	Württ. Urkundenbuch
WVjh	=	Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte
ZGO	=	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
Zit.	=	zitiert
ZHF	=	Zeitschrift für Historische Forschung
ZWLG	=	Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte

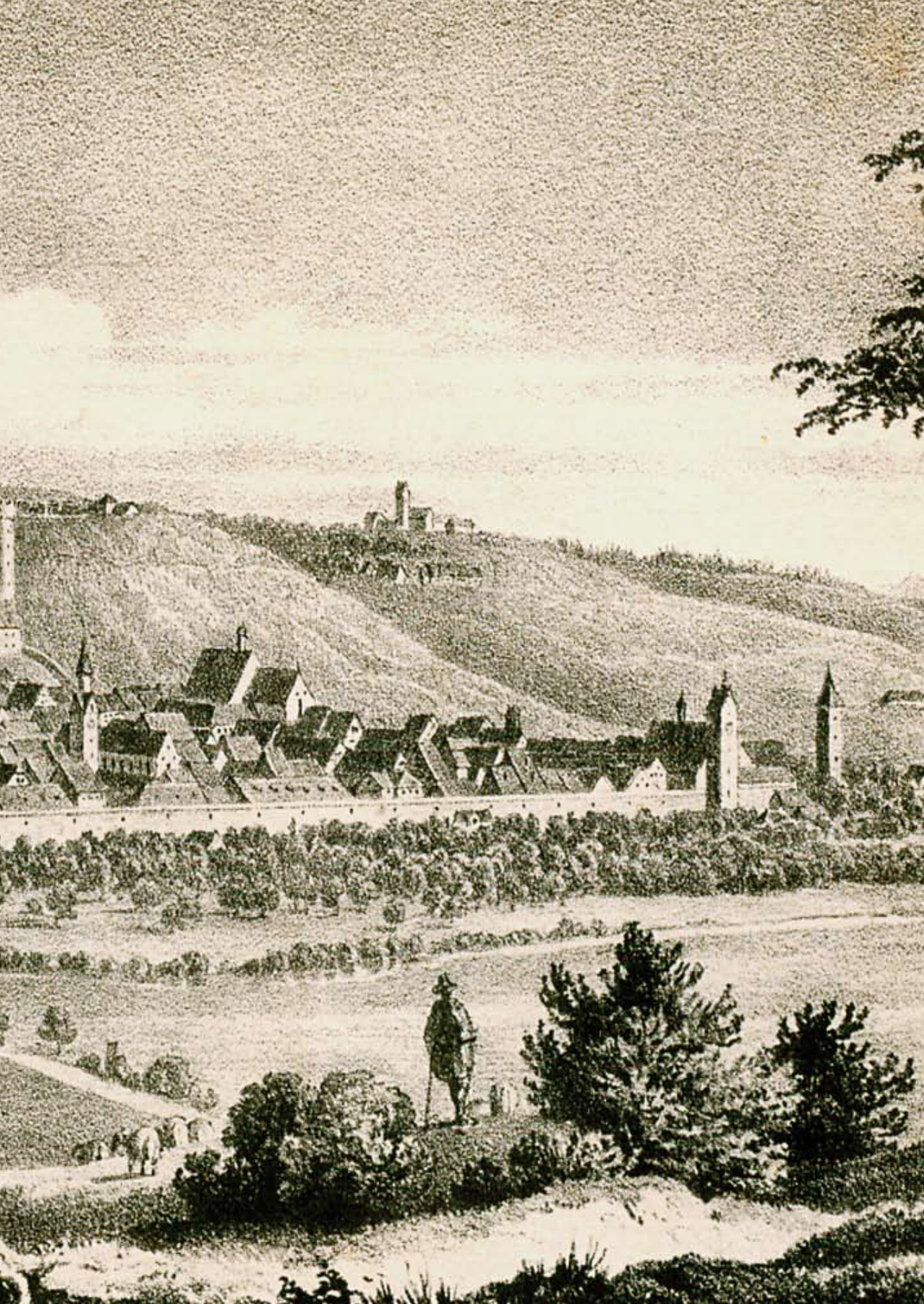
# Abbildungsnachweise

- Berger, Carl (Ulm): S. 250  
Bruderer, Hargray (Hilton Head Island, South Carolina): S. 70, 71  
Dewald, Markus: S. 167, 169, 171, 172, 177, 179, 181, 230  
Ev. Kirchengemeinde Schalkstetten: S. 148 (Aufnahme: Nadja Wollinsky, Stadtarchiv Ulm)  
Generallandesarchiv Karlsruhe: S. 89  
Jäger, Das orientalische Pferd und das Privat-Gestüt Seiner Majestät des Königs von Württemberg. Stuttgart 1846: S. 223  
Kat. Meisterwerke Massenhaft, Stuttgart 1993: S. 265  
Kunstdenkmäler Donaukreis. Oberamt Blaubeuren, Stuttgart 1914: S. 264 (links)  
Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg: S. 269 (links), 275 (links)  
Loose, Rainer, Die Anfänge der modernen Rinderwirtschaft im Württembergischen Allgäu und das Vorbild der Schweiz (1800-1850). In: Alpwirtschaftliche Nutzungsformen. *Economia alpestre e forme di sfruttamento degli alpeggi*. Historikertagung der ARGE Alp in Bellinzona 1996. Bozen/Bolzano 2001: S. 226  
Pfeilsticker, Tagebuch des Hans Conrad Lang, Isny 1930: S. 93  
Popp, Evamaria: S. 269 (rechts)  
Privatbesitz: S. 47, 57, 59, 61, 212  
Sammlung Albert Haug (Neu-Ulm): S. 289, 290, 291, 292, 294, 296, 297  
Stadtarchiv Ravensburg: S. 205, 234, 237, 241  
Stadtarchiv Überlingen: S. 91, 94, 95  
Stadtarchiv Ulm: S. 73, 75, 252, 253, 261, 263, 270, 271; 259, 274 (rechts), 275 (rechts) (Wolfgang Adler)  
Stadtarchiv Weingarten: S. 163, 165, 175, 180 (Aufnahmen J. Jakubek, Weingarten)  
Stadtbibliothek Ulm: S. 127, 129, 133, 134, 136, 245  
Stumpf, Mit Stift und Zirkel. Gabriel Bucelinus, Sigmaringen 1976: S. 173  
Ulmer Museum: S. 135, 257-258, 274 (links)  
Ulm und Oberschwaben: S. 264 (rechts)  
Universitätsbibliothek Tübingen: S. 208, 209, 213, 220, 223 (oben)  
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: S. 8



# Autoren und Mitarbeiter

Blickle, Peter, Prof. Dr., Saarbrücken  
Böck, Franz-Rasso, Dr., Leiter des Stadtarchivs Kempten, Kempten  
Demura, Shin, Doktorand, Sendai/Japan  
Dewald, Markus, Dr., Kulturwissenschaftler, Neuhausen a. d. F.  
Dietrich, Hans-Eberhard, Stuttgart  
Dobras, Werner, Leiter des Stadtarchivs Lindau a. D., Lindau  
Feldtkeller, Julia, Dr., Tübingen  
Glass, Christian, Leiter des Donauschwäbischen Zentralmuseums, Ulm  
Göggelmann, Hans, Dr., Rechtsanwalt, Beimerstetten  
Haug, Albert, Prof. Dr., Neu-Ulm  
Hauke, Marie-Kristin, Dr., Historikerin, Ulm  
Holländer, Hans, Prof. Dr., Berlin  
Klemm, Ulrich, Prof. Dr., Ulm  
Kruse, Norbert, Prof. Dr., Weingarten  
Lang, Stefan, Dr., Historiker, Stadtarchiv Ulm, Ulm  
Litz, Gudrun, Dr., Historikerin, Stadtarchiv Ulm, Ulm  
Loose, Rainer, Prof. Dr., Mössingen  
Lutz, Alfred, Dr., Historiker, Ravensburg  
Maurer, Michael C., Kultur- und Archivamt, Landkreis Ravensburg,  
Ravensburg  
Popp, Evamaria, Restauratorin Ulmer Museum, Blaustein  
Schmauder, Andreas, Dr., Leiter des Hauses der Stadtgeschichte Ravensburg,  
Ravensburg  
Schober, Sarah-Maria, Studentin, Tübingen  
Ufer, Ulrich, Prof., Montréal/Canada  
Werner, Wolfram, Dr., Ltd. Archivdirektor a. D., Koblenz  
Wettengel, Michael, Prof. Dr., Leiter des Stadtarchivs Ulm, Ulm



# Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

## Vorstand

---

Vorsitzender	Prof. Dr. Hans-Ulrich Rudolf, Weingarten
Stellv. Vorsitzender	Dirk Gaerte, Landrat, Sigmaringen
Ehrenvorsitzender	Prof. Dr. Peter Blickle, Saarbrücken
Geschäftsführer und Pressereferent	Dr. Edwin Ernst Weber, Kreiskultur- und Archivamt Sigmaringen
Schatzmeister	Dr. Manfred Schöner, Kreissparkasse Ravensburg
Schriftführer "Ulm und Oberschwaben"	Dr. Volker Trugenberger, Staatsarchiv Sigmaringen Dr. Andreas Schmauder, Stadtarchiv und Museum Humpis-Quartier Ravensburg
Koordination Wissenschaft Exkursionen	Prof. Dr. Dietmar Schiersner, PH Weingarten Dr. Kai-Michael Sprenger, Kreiskultur- und Archivamt Ravensburg
Beisitzer	Dr. Stefan Dietrich, Kreisarchiv Alb-Donau-Kreis Dr. Bernd Holtwick, Kreiskultur- und Archivamt Biberach Prof. Dr. Rolf Kießling, Bonstetten Dr. Stefan Feucht, Kulturamt Bodenseekreis Dr. Elmar L. Kuhn, Überlingen Prof. Dr. Franz Quarthal, Universität Stuttgart

## Kuratorium

---

Präsident	Dipl.-Ing. Siegfried Weishaupt, Schwendi
Vize-Präsident	Dr. Guntram Blaser, Ravensburg

## Geschäftsstelle

---

Landratsamt Sigmaringen Amt für Kultur und Archivwesen Postfach 4 40 72482 Sigmaringen Tel.: 07571 102-1141 Fax: 07571 102-5499 E-Mail: kreisarchiv@lrasig.de	Bankverbindung: Kreissparkasse Ravensburg Konto-Nr.: 48320333 BLZ: 650 501 10
--	--



# Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.

## Vorstand

---

Vorsitzender	Dr. Gebhard Weig, Ulm
Stellv. Vorsitzender	Christoph Kleiber M.A., Ulm
Schatzmeister	Peter Daub, Ulm
Schriftführer	Dr. Wolf-Dieter Hepach, Blaustein

## Schriftleitung "Ulm und Oberschwaben"

---

Prof. Dr. Michael Wettengel, Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm

## Geschäftsstelle

---

Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm Weinhof 12 89073 Ulm Tel.: (0731) 161-4200 Fax: (0731) 161-1633 E-Mail: Verein-ulm-oberschwaben@web.de www.verein-ulm-oberschwaben.de	Bankverbindung: Sparkasse Ulm Konto-Nr.: 108490 BLZ: 63050000
---	--



## FORSCHUNGEN ZUR GESCHICHTE DER STADT ULM

Herausgeber: Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm,  
Bd. 1 (1955) ff.

Schriftleitung: Professor Dr. Michael Wettengel, Ulm,  
Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv

- Bd. 11. 1971. *Gottfried Geiger*, Die Reichsstadt Ulm vor der Reformation. Städtisches und kirchliches Leben am Ausgang des Mittelalters. 206 S. Vergriffen.
- Bd. 12. 1974. *Hans Eugen Specker* (Hg.), Tradition und Wagnis. Ulm 1945-1972. Theodor Pfizer als Festschrift gewidmet. 292 S. 24 Abb. 14,70 EUR.
- Bd. 13. 1975. *Gerd Zillhardt*, Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung. Hand Heberles 'Zeytregister' (1618-1672), Aufzeichnungen aus dem Ulmer Territorium. 319 S. Vergriffen.
- Bd. 14. 1974. *Johannes Scultetus*, Wundarztneyisches Zeughauß. Faksimiledruck der Ausgabe von 1666. 566 Textseiten, 56 Tafeln. Mit einem Anhang: Biographie und Glossar. 78 S. 2. Aufl. 1988. 43,00 EUR.
- Bd. 15. 1976. *Eugen Trostel*, Das Kirchengut im Ulmer Territorium unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Geislingen. Eine Untersuchung der Verhältnisse vor und nach der Reformation. 207 S. 12,50 EUR.
- Bd. 16. 1979. *Wolf-Dieter Hepach*, Ulm im Königreich Württemberg. 1810-1848. Wirtschaftliche, soziale und politische Aspekte. 223 S. 16,80 EUR.
- Bd. 17. 1981. *Volker Pfeifer*, Die Geschichtsschreibung der Reichsstadt Ulm von der Reformation bis zum Untergang des Alten Reiches. 254 S. 20,20 EUR.

- Bd. 18. 1977. *Hans Koepf*, Die gotischen Planrisse der Ulmer Sammlungen. 179 S., davon 36 S. Abb. und 9 Farbblätter. Vergriffen.
- Bd. 19. 1977. *Hans Eugen Specker* und *Reinhard Wortmann* (Hg.), 600 Jahre Ulmer Münster. Festschrift. 644 S. und 80 S. Abb., z. T. farbig, 2. verb. u. erw. Aufl. 1984. Vergriffen.
- Bd. 20. 1980. *Karl Suso Frank*, Das Klarissenkloster Söflingen. Ein Beitrag zur franziskanischen Ordensgeschichte Süddeutschlands und zur Ulmer Kirchengeschichte. 232 S. 17,90 EUR.
- Bd. 21. 1991. *Kurt Rothe*, Das Finanzwesen der Reichsstadt Ulm im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte. 471 S. mit 4 Abb., 106 Tabellen, als Beilage 2 Mikrofiches. 34,90 EUR.
- Bd. 22. 1991. *Jörg Haspel*, Ulmer Arbeiterwohnungen in der Industrialisierung. Architekturhistorische Studien zur Wohnreform in Württemberg. 459 S. mit 176 Abb. im Text, 40 S. Abb. in Kunstdruck und 4 S. zweifarbigen Plänen. 40,70 EUR.
- Bd. 23. 1993. *Uwe Schmidt*, Südwestdeutschland im Zeichen der Französischen Revolution. Bürgeropposition in Ulm, Reutlingen und Esslingen. 375 S. 30,40 EUR.
- Bd. 24. 1994. *Susanne Wagini*, Der Ulmer Bildschnitzer Daniel Mauch (1477-1540), Leben und Werk. 252 S. mit 67 Abb. 24,90 EUR.
- Bd. 25. 1994. *Hans-Peter Jans*, Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege in Ulm 1870-1930. Stadt, Verbände und Parteien auf dem Weg zur modernen Sozialstaatlichkeit. 548 S. 33,00 EUR.
- Bd. 26. 1998. *Eberhard Mayer*, Die evangelische Kirche in Ulm 1918-1945. 574 S. mit 25 Abb. 34,90 EUR.
- Bd. 27. 1998. *Peter Schaller*, Die Industrialisierung der Stadt Ulm zwischen 1828/34 und 1875. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Studie über die 'Zweite Stadt' in Württemberg. 392 S. mit 18 Graphiken und 47 Tabellen sowie einer Karte. 29,30 EUR.
- Bd. 28. 1997. *Hans Eugen Specker* (Hg.), Einwohner und Bürger auf dem Weg zur Demokratie. Von den antiken Stadtrepubliken zur modernen Kommunalverfassung. 264 S. 19,40 EUR.



- Bd. 29. 1999. *Wolf-Henning Petershagen*, Schwörflicht und Volksvergnügen. Zur Verfassungswirklichkeit und städtischen Festkultur in Ulm. 316 S. mit 19 Abb. 23,60 EUR.
- Bd. 30. 1999. *Dietlinde Bosch*, Bartholomäus Zeitblom. Das künstlerische Werk. 448 S. mit zahlreichen, teilweise farbigen Abb. 34,90 EUR.
- Bd. 31. 2007. *Steffen Schure*, Die Geschichte des Stadtmusikantentums in Ulm (1388-1840). Eine monografische Studie. 360 S. mit 11 Bildtafeln. 32,00 EUR.
- Bd. 32. 2008. *Manuel Teget-Welz*, Martin Schaffner. Leben und Werk eines Ulmer Malers zwischen Spätmittelalter und Renaissance. 702 S. 114, teilweise farbige Abb. 60,00 EUR.







Verein für  
Altertum in Ulm



Kunst und  
Oberschwaben

Süddeutsche Verlagsgesellschaft  
in Jan Thorbecke Verlag

ISBN 978-3-7995-8045-8